

OHG

Mitteilungen

des
Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen

2019

104. Band

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Michael Breitbach, Eva-Marie Felschow,
Susanne Gerschlauer, Volker Hess und Sabine Raßner

104. Band

Gießen 2019

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Umschlagmotiv:
Altes Schloss Gießen
Foto: E. Zahn

ISSN: 0342-1189
Druck und Bindearbeiten:
VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

Inhalt

Dagmar Klein Nachruf auf Hans Heinrich Kaminsky	5
---	---

I. Beiträge, Dokumentationen

Michael Breitbach Zum 140jährigen Bestehen des Oberhessischen Museums und Gail'sche Sammlungen (1879-2019)	7
Anhang: Literaturliste zum Oberhessischen Museum	24

Dokumentation Stadtlabor-Ausstellungen

Ludwig Brake/Georgia Rakelmann 12 x Gießen - Vom Hügelgrab zum Kletterwald. Ausstellung im Rahmen des Stadt[Labor]Gießen	37
---	----

Holger Gräf Über das Ansehen der Stadt – Gießener Ansichten aus fünf Jahr- hunderten	85
---	----

Katharina Weick-Joch Dritte Stadt[Labor]Ausstellung: „Gießen ist ... Orte und Bewusstsein einer Stadt“	109
---	-----

Dokumentation Liebknecht-Preis 2019

Dietlind Grabe-Bolz Begrüßung	123
---	-----

Lea Elsässer Rede der Preisträgerin	127
---	-----

Armin Schäfer Laudatio für die Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises an Dr. Lea Elsässer	131
---	-----

Dieter Wunder Der oberhessische Adel in der Frühen Neuzeit	135
--	-----

Doris Moos Bernhard Birkenstock – bedeutender Sohn Erbachs im Rheingau	173
--	-----

Anna Ananieva/Rolf Haaser Ein Gießener Schwarzer zwischen Ehrensiegel und Kotzebue- Attentat	187
---	-----

Angelika Müller-Scherf	
Der Wetzlarer Landschaftsmaler Reinermann (1764–1835) – weit gereist, der Heimat verbunden	213
Ludwig Brake	
Zwischen Trauer und Revanche – Kriegerdenkmäler des Ersten Welt- krieges in Gießen	237
Herwig Groß	
Zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen. Teil 3: Die Rolle der Heil- und Pflegeanstalt Gießen bei den „T4-Morden“	271
Ingfried Stahl	
Genealogie der 1942 aus Angenrod deportierten weiblichen Shoah- Opfer	293
Thomas M. Bohn:	
Die Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“ in Gießen vom 4. Dezember 2018 bis zum 17. Januar 2019	325
Madeleine Michel	
Eine jüdische Überlebensgeschichte aus der Wetterau und die Erinne- rungskultur des Holocaust im ländlichen Raum	341
Wolfgang Form	
Politisches NS-Strafrecht in der Region - Kommunistische Mund- propaganda im Spiegel der politischen Strafsachen in Oberhessen	361
Eckhart Ehlers	
Von der Lebensmacht Dichtung – Überraschendes aus dem Nachlass des Gießener Feuilletonisten Otto Gärtner	379
II. Miszellen	
Volker Hess	
„Ritter von Staufenberg“ – leider ohne Melusine	405
Katharina Weick-Joch	
Vom Reservistenbild zum Reklameschild	408
Sabine Raßner	
Ankauf einer wertvollen historischen Postkartensammlung durch das Kreisarchiv Gießen und das Stadtarchiv Gießen	411
Heinz-Peter Mielke	
Eine Spruchkachel vom Jahre 1507. Ihre Herkunft, Verbreitung und Zeitstellung	419
Hans Peter Holl	
Das mittelalterliche Töpferhandwerk in Annerod	424

III. Rezensionen

Reto Heinzel, Theodor Mayer. Ein Mittelalterhistoriker im Banne des „Volkstums“ 1920-1960, Paderborn u.a. 2016, 311 S., 39,90 Euro 427

Anne C. Nagel, Gießen

Ekart Rittmannsperger (Bearb.), Sigbert Damaschke, Holger Th. Gräf, Wolfgang Hofheinz, Gerhard Krause, Melanie Müller-Bering, Andrea Pühringer, Harald Sellner (Mitarbeit): Die Grünberger Fachwerkhäuser und ihre Besitzer – eine Dokumentation zur Bau- und Besitzergeschichte einer oberhessischen Stadt (ca. 1670-1945), Veröffentlichungen aus dem Museum im Spital Grünberg, Band 4, Grünberg o.J. (2017) 428

Susanne Gerschlauer, Staufenberg

IV. Neue Publikationen 2019 431

V. Vereinsleben 433

VI. Presseberichterstattung 437

VII. Autorinnen und Autoren 445

Nachruf

Hans Heinrich Kaminsky (1938-2018)



Hans Heinrich Kaminsky war eine Gießener Institution. Kaum eine ortsgeschichtliche Jubiläumsfestschrift in der Gießener Region erschien ohne einen Beitrag des Mittelalterexperten. Er beherrschte wie kein zweiter das Lesen alter Urkunden und förderte auf diesem Wege so manch neue Erkenntnis zutage. Unermüdlich hielt er Vorträge, auch in kleinen Orten. Die Aktentasche unter den Arm geklemmt nahm er so manchen weiten Weg zu Fuß.

Dem Oberhessischen Geschichtsverein war er seit 1974 verbunden. Er hielt Vorträge, organisierte Exkursionen, schrieb Beiträge für die Mitteilungen. In seiner Zeit als Schriftführer erfreute er die Vorstandsrunde mit seinen humorgespickten Protokollen. Über fast 20 Jahre war er zudem Vorsitzender der Numismatischen Gesellschaft Gießen (1985-2003), kannte sich mit historischen Währungen und dem Münzrecht aus, und brachte diesen Themenbereich auch in den Geschichtsverein ein.

Kaminsky wurde 1938 in Leverkusen geboren, er studierte an der Universität Köln Geschichte und historische Hilfswissenschaften, Mittellateinische Philologie und Germanistik (1958-1966). Danach kam er als wissenschaftlicher Assistent an die Justus-Liebig-Universität in Gießen, wurde 1968 mit einer Dissertation über die Reichsabtei Corvey promoviert. 1972 folgte seine Ernennung zum JLU-Professor für Geschichte des Mittelalters, historische Hilfswissenschaften und Mittellatein. Er blieb der Universität Gießen bis zu seiner Pensionierung 2003 treu.

Neben der Universitätslehre forschte er unter anderem zur hessischen Landesgeschichte und zu den Adelsfamilien in Hessen. Er war auch Mitglied in der Historischen Kommission für Hessen. Sein Ziel war ein Wörterbuch für Mittellatein, verfolgte er doch bei seinen Übersetzungen auch den Bedeutungswandel, den so manches lateinische Wort durchmachte. Zur Publikation kam es bislang nicht. Er unterstützte auf seine Art das neu eröffnete Stadtmuseum in Grünberg und übergab eine Materialsammlung mit Urkundentexten, Übersetzungen und Literaturhinweisen.

Weitere hinterlassene Schriften befinden sich im Stadtarchiv Gießen und im Hessischen Landesamt für Geschichtliche Landeskunde. Aus seinem Nachlass wurde kürzlich ein Band mit ausgewählten Aufsätzen und Vorträgen unter dem Titel Edelherren und Edelfrauen an der mittleren Lahn herausgegeben (von Günther Schäfer und Ludwig Brake, Verlag Nordstrand 2019).

Doch galt sein Interesse keineswegs nur der Historie. Anfang der 1980er Jahre ließ er sich für die Partei „Die Grünen“ zur Wahl aufstellen und wurde ehrenamtlicher Stadtrat (1981-1985). Er plädierte in dieser Zeit für die Einrichtung der hauptamtlichen Stelle eines Stadtarchivars.

Und er war an Frauengeschichte interessiert. Die Verfasserin dieses Nachrufs erinnert sich gern an seine Begeisterung, mit der er ihre Recherchen und erste Publikation (1997) zur Frauengeschichte in Gießen unterstützte. Jahrelang erhielt sie immer wieder Hinweise zu neuen Funden und interessanten Publikationen.

Dagmar Klein

Zum 140jährigen Bestehen des Oberhessischen Museums und Gail'sche Sammlungen (1879-2019)

MICHAEL BREITBACH

Erstes Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns in Gießen – die Gründung des Museums durch den Oberhessischen Geschichtsverein

Seit 140 Jahren besteht das erste Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns in Gießen, das Oberhessische Museum.¹ Es wurde am 2. Februar 1879 eingeweiht. Vorausgegangen war am 15. Juni 1878 die Gründung des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte, der erst 1889 den bis heute bestehenden Namen annahm. Bereits am 19. Juni 1878 beschloss der Vorstand in seiner konstituierenden Sitzung auf Initiative des Gießener Biologen Prof. Dr. Hermann Hoffmann die Einrichtung eines „Museums für prähistorische und antike Funde.“² Es waren Honoratioren, darunter eine Reihe von Professoren der Ludwigs-Universität Gießen und Bürger der Stadt Gießen, wie auch der Oberbürgermeister Bramm, die mit der Gründung des Vereins³ ein sehr zeittypisches, dem Historismus verpflichtetes Ziel geschichtlicher Arbeit verfolgten.⁴ Es ging wie bei vielen Geschichts- und Altertumsvereinen im 19. Jahrhundert darum, der Bevölkerung einer Region oder eines Landes Identitätsvorstellungen anzubieten. Und dies sollte auf einer historisch-politischen Legitimationsbasis geschehen, die dazu bis „in die unvordenkliche Zeit“ auszugreifen hatte – darum das Interesse an der Altertumskunde.⁵ Räumlicher Bezugspunkt war ebenso wie für die Vereinsgründung die Provinz Oberhessen des Großherzogtums Hessen-Darmstadt, dessen Provinziallandhauptstadt Gießen war. Zur Erforschung dieser Geschichte gehörte die archäologische Arbeit

1 So auch die Bezeichnung in dem Bericht der Gießener Allgemeinen vom 31.5.1980 „Das neue Alte Schloß. Am Brandplatz entstand ein neues ‚Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns‘“ aus Anlass des erneuten Einzugs des Oberhessischen Museums und Gail'sche Sammlungen nach dem Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Alten Schlosses.

2 S. *Ohne Verfasser*, Rundgang durch das Museum, o.J. (1897), S. 1.

3 Den Gründungsaufwurf vom 13. Juni 1878 hatten unterzeichnet Dr. W. Oncken, Dr. C. Gareis, Dr. Boeckmann, Bramm und Irle, s. *Hermann Otto Vaubel*, Neunzig Jahre Oberhessischer Geschichtsverein 1878 – 1978, MOHG 53/54, 1969, S. 25, dort auch Angaben zu den Personen; ferner *Carl Walbrach*, Ein halbes Jahrhundert Oberhessischer Geschichtsverein 1878 – 1828, MOHG 28, 1928, S.211 ff., 214; *Erwin Knauß*, 100 Jahre Oberhessischer Geschichtsverein. 15. Juni 1878 – 15. Juni 1978, MOHG 63, 1978, S. 1 ff., 2.

4 *Erwin Knauß*, Festvortrag anlässlich des 100jährigen Bestehens des Oberhessischen Geschichtsvereins, MOHG 64, 1979, S. 17 ff.

5 S. dazu am Beispiel des ersten deutschen Geschichtsvereins *Klaus Eiler*, Römische Altertümer und vaterländische Geschichte. Der Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, MOHG 88, 2003, S. 105 ff., für den Oberhessischen Geschichtsverein s. *Erwin Knauß*, Geschichtsbewußtsein und Denkmalpflege. Historische Identitätsbildung in der Gründungsphase des Oberhessischen Geschichtsvereins, MOHG 88, 2003, S. 61 ff.

mit Grabungen, aber auch die Vermittlungs- und Bildungsarbeit durch Museen, um eine Breitenwirkung zu erzielen. Eine halbjährige Vorbereitungszeit genügte, um ein Museum auszustatten. Vereinsmitglieder hatten dazu aus ihren privaten Sammlungen ebenso Objekte zur Verfügung gestellt wie der Konservator, Prof. Hermann Hoffmann, solche mit seinen Helfern gesammelt hatte. Nach der Vorbereitungszeit, in der zunächst die Alte Anatomie am Brandplatz vorübergehend hatte genutzt werden können, siedelte das Museum zur Eröffnung in das städtische Alte Rathaus, dort erhielt es die Zimmer des Ortsgerichtes.⁶ Am 2. Februar 1879 konnte Otto Buchner als erster einer langen Reihe von Museumsleitern aus den Reihen des Vereins die Gäste dort begrüßen.⁷

Rückblick auf 140 Jahre Geschichte des Oberhessischen Museums und Gail'sche Sammlungen

Zur Entwicklung der Trägerschaft: Vom Vereinsmuseum über eine GmbH-Trägerschaft zum städtischen Museum

Nach der Gründung und dem weiteren Ausbau des Museums durch den Geschichtsverein waren um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert weitere Sammlungen in Gießen entstanden. So hatte der Industrielle Wilhelm Gail, Mitglied und später Ehrenmitglied des Vereins, mit Unterstützung u. a. von Professoren der Ludwigs-Universität (Schlagintweit, Sievers) Objekte für eine volkskundliche Sammlung erworben. Die Stadt hatte eine Kunstsammlung aufgebaut. Dies war Anlass, für den Geschichtsverein, Wilhelm Gail und die Stadt Gießen Ende 1912 eine GmbH als neuen Träger eines gemeinsamen Museums zu gründen; es trug von da an den Namen „Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen“.⁸ Zum Gegenstand der Gesellschaft wurde in § 3 der Erwerb von Altertümern sowie von Gegenständen der Völkerkunde, der Kunst und des Gewerbes und ihre Aufstellung in geeigneten, dem allgemeinen Besuch zugänglichen Räumen bestimmt. Für die Stadt unterzeichnete den Vertrag Oberbürgermeister Mecum, als weitere Gesellschafter Wilhelm Gail und für den Geschichtsverein dessen Vorsitzender Prof. Otto Behaghel sowie Schriftführer Prof. Ernst Vogt. Die drei Gesellschafter brachten ihre Sammlungen als Einlagen in die Gesellschaft ein. Nach dem Tod von Wilhelm Gail 1925 fielen dessen Gesellschafteranteile satzungsgemäß an die Stadt.⁹ Die Gesellschafterversammlung wurde aus den drei

6 Zum Vorstehenden s. Anm. 1, S. 1.

7 Dessen letzter Vertreter war der bis 1978 amtierende Leiter Manfred Blechschmidt.

8 Der Gesellschaftsvertrag vom 30. Dezember 1912 ist abgedruckt in MOHG 102, 2017, S. 27 ff.

9 Diese § 10 der Satzung entsprechende Rechtsfolge ist in der Geschichte des OHM teilweise falsch interpretiert worden, damit seien die Objekte der Gailschen Sammlung 1925 in das Eigentum der Stadt Gießen übergegangen, was nicht der Fall war; Gail hatte lediglich sich und seinem Sohn ein satzungsmäßiges Recht in § 11 gesichert, „einzelne Gegenstände der früheren Gail'schen Sammlungen vorübergehend in ihrer Wohnung aufzustellen;“ s. zum Ganzen *M. Breitbach*, Zur Museumsarbeit des Geschichtsvereins, MOHG 102, 2017, S. 20 ff., 21 in Anm. 4.

Gesellschaftern gebildet. Die Stadt durfte im Hinblick auf ihr besonderes Engagement zur Finanzierung der laufenden Kosten für Räume und Gehalt des Direktors zwei stimmberechtigte Vertreter entsenden, die anderen Gesellschafter konnten sich hingegen nur durch Bevollmächtigte vertreten lassen (§§ 5, 7 der Satzung). Der Aufsichtsrat, dem u.a. die Oberleitung über die Sammlungen oblag, wurde ebenfalls aus zwei stimmberechtigten Vertretern der Stadt, einem Vertreter des Geschichtsvereins sowie einem Mitglied der „Landesuniversität Gießen“ gebildet; Wilhelm Gail war für die Wahl des Universitätsvertreters, „solange er lebt“, vorab anzuhören (§ 6 der Satzung). In dieser letztgenannten Regelung zugunsten der Landesuniversität kommt die besondere Beziehung von Wilhelm Gail zu seinen wissenschaftlichen Beratern im Zuge des Aufbaus seiner Sammlung zum Ausdruck. Dem Aufsichtsrat stand u.a. auch das Recht zu, den Direktor der Sammlungen der Stadt zur Bestellung bzw. zu dessen Abberufung vorzuschlagen (§ 9 der Satzung).

Der Vertrag enthielt außerdem eine Klausel zur Kommunalisierung des Museums ab dem Juni 1936 (§§ 9, 11, 12 der Satzung). Damit übernahm die Stadt Gießen unter Beibehaltung des Namens die Gesamtverantwortung für den Betrieb des Museums; der Geschichtsverein schied aus seiner Gesellschafterposition aus, die von ihm eingebrachten Sammlungsobjekte etc. gingen wie diejenigen der anderen Gesellschafter in das Eigentum der Stadt Gießen über. Freilich gab es eine wichtige Besonderheit beim „Betriebsübergang“. § 9 der Satzung hat für den Übergang bestimmt: „Die Stadt übernimmt die Verpflichtung, nach der Beendigung der Gesellschaft im Jahre 1936 die Verwaltung der Sammlungen durch ein Kuratorium vornehmen zu lassen, das nach den für den Aufsichtsrat geltenden Grundsätzen des § 6 zu bestellen ist“, das sind zwei Vertreter der Stadt, ein Vertreter der Universität sowie ein Vertreter des Oberhessischen Geschichtsvereins. § 11 sah (und sieht) außerdem vor: „für Veräußerung von Gegenständen der Sammlungen ist der Beschluss des Aufsichtsrates und nach dem 1. Juli 1936 des Kuratoriums erforderlich.“

Bemühungen der Stadt Gießen, die Trägerschaft für das Museum um die Mitte der 1960er Jahre an die Universität abzugeben, scheiterten. Der Zeitpunkt dieser Überlegungen, das städtische Engagement für die weitere durch die Kriegszerstörungen enorm zurückgeworfene Entwicklung des Museums ganz oder wenigstens teilweise aufzugeben, fiel mit dem Ende der Dienstzeit des ersten hauptamtlichen Leiters, Dr. Krüger, zusammen. Das Land Hessen war allerdings zu dieser Zeit mit dem endgültigen Ausbau der Universität Gießen befasst. Nach dem Anfang der 1960er Jahre erfolgten Fächerausbau der Universität über die Integration der gesamten Lehramtsausbildung war erst 1965 auch die Fakultät Recht und Wirtschaft wieder neu eingerichtet worden;¹⁰ das Land war darum nicht auch noch

10 *Eva-Marie Felschow/Carsten Lind/Neill Busse*, Krieg.Krise.Konsolidierung. Die „zweite Gründung“ der Universität Gießen nach 1945, 2008, S. 117 ff., 131 f.

an dem Erwerb und der Finanzierung des städtischen Museums interessiert gewesen.¹¹

Zur Leitung des Museums

Die Leitung des Museums oblag seit 1879 zunächst ausschließlich Vereinsmitgliedern, die der Vorstand ausgewählt hatte. Sie war ebenso wie andere Funktionen, die der Verein zu vergeben hatte, ehrenamtlich ausgestaltet. Später wirkte der Verein bis auf zwei Ausnahmen an der Bestellung aller Leitungspersonen mit. Der Vorstand berief für seine Museumsarbeit einen Museumsausschuss, dessen Aufgabe in der Beratung des Vorstandes und der Unterstützung des Museumsleiters bestand.¹²

Nachdem Prof. Dr. Hermann Hoffmann¹³ als Mitglied des Vorstandes und als Initiator und Konservator maßgeblich an der Einrichtung und Eröffnung des Museums vorbereitend mitgewirkt hatte, bestellte der Vorstand zum ersten Leiter des Museums 1879 Dr. Otto Buchner, einen Gymnasialprofessor.¹⁴ In seine Zeit fielen der Aufbau und die Konsolidierung der Vereins-Sammlung. Dem Museum kam dabei eine wichtige Aufgabe in der regionalen Denkmalpflege zu, nämlich als Stätte der Aufbewahrung von Ausgrabungsgegenständen, ihrer Pflege und Erforschung; diese Aufgabe kommt ihm bis zum heutigen Tage zu.

Im Jahr 1896 übernahm Major a.D. Karl Kramer die Leitung bis zu seinem Ableben im Jahr 1928.¹⁵ Wegen seiner großen Verdienste um die Entwicklung des Museums war er von der Ludwigsuniversität zum Ehrendoktor und Honorarprofessor ernannt worden – auch dies ein Zeichen der engen Verbindung von Verein und Universität im Rahmen der Museumsarbeit. In seine Zeit war sowohl die Übersiedlung des Museums in das Alte Schloss gefallen, als auch die Gesellschaftsgründung von 1912/13 und der Übergang zu einer neuen Trägerschaft mit der Zusammenführung der drei Sammlungsbestände. In seine Amtszeit fiel auch der Erste Weltkrieg, in dem das Museum weiterentwickelt werden konnte.¹⁶ Seinerzeit

11 S. dazu auch schon *Michael Breißbach*, Zur Museumsarbeit des Oberhessischen Geschichtsvereins, MOHG 102, 2017, S. 20 ff., S. 22 Anm. 6.

12 S. dazu bspw. MOHG 8, 1899, Chronik des Vereins S. 250 f.

13 Hermann Hoffmann war ein promovierter Mediziner, der sich an der Ludwigs-Universität Gießen 1842 habilitiert hatte; er wurde 1853 zum ordentlichen Professor der Botanik in Gießen ernannt.

14 Dr. Otto Buchner, an der Ludwigs-Universität zum Dr. phil. 1853 promoviert, war am Realgymnasium, der heutigen Herder-Schule, und an der Oberrealschule, heutiges Liebig-Gymnasium, von 1856 bis 1894 tätig. Er verstarb 1897, s. dazu Festschrift des Realgymnasiums zu Gießen, 1837 – 1937, hrsg. v. Oberstudiendirektor Wilhelm Angelberger und seinen Mitarbeitern, o.Jg., S. 44. Buchner war über lange Jahre Mitglied des Vorstandes, 1895 wurde er bis zu seinem baldigen Tod dessen Vorsitzender, s. MOHG 6, 1896, Chronik des Vereins, S. 205 sowie MOHG 7, 1898, Chronik des Vereins S. 213. - Von Otto Buchner ist seine Schrift „Aus Gießens Vergangenheit. Kulturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten“, Verlag Emil Roth, Gießen 1885 überliefert. Dem Vorstandskollegen Jürgen Dauernheim danke ich für die Informationen und Belege.

15 S. ferner *Paul Helmke*, Zum Gedächtnis Karl Kramer, MOHG 29, 1930, S. 1 f.

16 *Carl Walbrach*, Ein halbes Jahrhundert Oberhessischer Geschichtsverein 1878 – 1828, MOHG 28, 1928, S.211 ff., 223.

war auch eine sog. Kriegs-Sammlung geschaffen und dem Publikum gezeigt worden.

Daran schloss sich 1928 die Leitung durch Paul Helmke, wiederum einen Gymnasialprofessor, bis zu dessen Tod im Jahre 1933 an.¹⁷ Helmke, der sich 1928 in den Ruhestand hatte versetzen lassen, hatte sich mit Forschungen zur heimatlichen Vor- und Frühgeschichte beschäftigt und sich dabei an der Ausgrabung der Kapersburg beteiligt. Neben seinem Einsatz für das Friedberger und das Bad Nauheimer Museum engagierte sich Helmke intensiv für die Erweiterung des Oberhessischen Museums. Er war außerdem ehrenamtlicher Denkmalpfleger für die Bodenaltertümer in der Provinz Oberhessen.

Von 1933 bis 1938 war zwar Dr. Heinrich Richter zum Museumsleiter bestellt worden, er war wissenschaftlich an der Ludwigs-Universität tätig, hatte seinen Lebensmittelpunkt als Ausgräber des Glaubergs jedoch bei Büdingen.¹⁸ In dessen Amtszeit fungierte daher als quasi informeller Leiter der junge Hans Szczech, der vor Ort praktisch die laufenden Angelegenheiten sowie zahlreichen Führungen übernommen hatte.¹⁹ In dieser Zeit waren bereits erste Überlegungen über eine Neukonzeption der Sammlungen sowie über eine neue räumliche Unterbringung angestellt worden.

Nach der 1936 erfolgten Kommunalisierung wurde ab 1938 erster hauptamtlicher²⁰ Museumsleiter Dr. Herbert Krüger; er war bis zu seinem Ruhestand 1967 tätig.²¹ In Krügers Zeit fiel die weitgehende Zerstörung des Museums im Dezem-

17 Paul Helmke hatte von 1917 bis 1928 am Landgraf-Ludwig-Gymnasium Griechisch und Latein gelehrt und auch Lehraufträge an der Ludwigsuniversität wahrgenommen; s. Jahresbericht des Landgraf-Ludwig-Gymnasiums 1928/1929, o.J. S. 4, dort auch die Hinweise. S. ferner MOHG 30, 1932, S. 215 f., MOHG 32, 1934, S. 146 ff. sowie Hinweise von *Hermann Otto Vaubel*, MOHG 53/54, 1969, S. 25 ff. - Den Vorstandskollegen Jürgen Dauernheim und Dr. Eva M. Felschow danke ich für die Informationen und Hinweise.

18 Prof. Dr. H. Richter wurde 1926 an der Ludwigs-Universität Gießen promoviert, war Privatdozent für Geologie und Urgeschichte in Gießen, ehrenamtlicher Denkmalpfleger für die Bodenaltertümer in Oberhessen seit Dezember 1931, nichtbeameter außerordentlicher und apl. Professor seit Okt. 1938; er wurde 1952 in den Ruhestand versetzt und starb 1971. Eva M. Felschow danke ich für die Informationen und Hinweise.

19 S. dazu den ausführlichen autobiografisch angelegten Bericht von *Hans Szczech* (langjähriger zweiter Vorsitzender), *Das Oberhessische Museum vor einem halben Jahrhundert. Erinnerungen und Erfahrungen. Vergleiche und Ausblick*, MOHG 65, 1980, 115 ff., 118 ff. Szczech wurde nach dem Krieg aufgrund seiner vielfältigen Verdienste in langjähriger Arbeit für den Verein zu dessen Ehrenvorsitzenden ernannt; zu Szczech s. *Erwin Knauf*, *Zum 80. Geburtstag von Hans Szczech*, MOHG 74, 1989, S. XIII f.; *ders.*, *Nachruf Hans Szczech*, MOHG 84, 1999, S. IV ff.

20 Zur hauptamtlichen Stelle soll es wegen der gesteigerten Aufgaben der Bodendenkmalpflege gekommen sein, weil sich die bis dahin geübte Praxis der Personalunion mit der Museumsleitung nicht mehr habe aufrechterhalten lassen, so *Herbert Krüger*, *Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen*, MOHG 39, 1953, S. 6.

21 Zu Krüger s. *Hans Szczech*, *Laudatio für Herbert Krüger*, MOHG 62, 1977, S. 1 ff.; *ders.*, *Nachruf Krüger*, MOHG 81, 1996, S. 1 ff. – Krüger, 1930 in Göttingen promoviert, hatte im Übrigen ein Habilitationsgesuch an die I. Abteilung der Philosophischen Fakultät der Ludwigs-Universität Gießen im Jahr 1941 mit dem Titel „Siedlungskundliche Beiträge zum

ber 1944. Ihm oblag es, die kriegsbedingten, aber auch durch die nationalsozialistische Partei erfolgte Dezimierung der Sammlungsbestände zu sichten und zu bergen, was der Krieg vom Museum noch übriggelassen hatte, sowie die nachkriegsbedingte und notbehelfsmäßige Unterbringung, Restaurierung und Präsentation zu leisten.

Nach dem Ausscheiden Krügers im Jahr 1967 wurde nach der gescheiterten Abgabe des Museums an die Universität die Planstelle des Museumsdirektors durch die Gremien der Stadt Gießen ersatzlos aus dem Haushalt gestrichen. Zahlreiche Proteste hiergegen, vom Oberhessischen Geschichtsverein, aber auch einer Reihe anderer Kritiker, die die massive Schwächung der Personalausstattung des Museums kritisiert und für den Beibehalt der Leitungsstelle gekämpft hatten, waren erfolglos geblieben.²² Die Stadt entschied sich vielmehr dazu, die Funktion des Museumsleiters kurzerhand der Kulturamtsleitung zuzuschlagen. Daraufhin übernahm der Kulturamtsleiter Karl F. Ertel 1967 zusätzlich die Leitungsaufgabe des Museums, die er bis zu seinem Tod 1976 bekleidete.

Die Stadt Gießen übertrug nach dem Tod Ertels 1976 Manfred Blechschmidt die Leitung des Museums. Blechschmidt, hauptberuflich als Lehrer sowie als ehrenamtlicher Denkmalpfleger und zugleich im Vorstand des Geschichtsvereins tätig, übernahm die Leitung kommissarisch und im Nebenamt. Während seiner bis 1978 andauernden Amtszeit sorgte Blechschmidt für zwei zukunftsweisende wichtige Entwicklungen und Entscheidungen: Erstens die Wiedereinrichtung der Planstelle des Direktors des Museums, an die sich das Einstellungsverfahren anschloss und die er 1978 zur erfolgreichen Einstellung einer neuen hauptamtlichen Museumsleitung führte. Zweitens gelang es Blechschmidt in seiner Amtszeit, die verbindliche Planung der sog. Dreihäusigkeit für eine neue Unterbringung des Museums im Alten Stadtschloss, im Leib'schen sowie im Wallenfels'schen Haus durch die städtischen Gremien herbeizuführen und deren Realisierung so weit als möglich voranzutreiben. Mit der Eröffnung des Leibschen Hauses im September 1978, der Eröffnung des Alten Schlosses nach dessen Wiederaufbau 1980 sowie der Eröffnung des Wallenfels'schen Hauses im Jahr 1986²³ konnte so die seit dem Kriegsende interimistische Phase der Unterbringung des Museums im Asterweg schließlich beendet werden. Damit erfuhr das Museum immerhin eine räumliche Ausstattung, wie sie in etwa vor der kriegsbedingten Zerstörung des Museums bestanden hatte.

1978 wurde Dr. Friedhelm Häring als zweiter hauptamtlicher Museumsdirektor eingestellt. Er trug für das Museum bis 2014, also 36 Jahre lang die Verantwortung

Problem der Urlandschaft im westfälischen Raum“ gerichtet, das abgelehnt wurde, s. Akten der Justus-Liebig-Universität Gießen, Signatur Phil K 23. Eva M. Felschow danke ich für den Hinweis.

- 22 S. z. B. Bericht des Gießener Anzeigers vom 17.2.1968 „Um die Zukunft des Oberhessischen Museums – Geschichtsverein wendet sich gegen Streichung der Direktoren-Stelle“.
- 23 Den ersten Beschluss für die Herrichtung des Wallenfels'schen Hauses hatten noch die Gremien der Stadt Lahn gefasst; nach deren Auflösung hatten die Gremien der wieder errichteten Stadt Gießen diesen Beschluss nochmals bestätigen müssen (mündliche Auskunft von M. Blechschmidt).

als Leiter des Museums; er weist damit die längste Amtszeit aller bisherigen Direktoren des Oberhessischen Museums und Gail'sche Sammlungen auf. In seiner Amtszeit wurde das Direktorenamt für das Museum allerdings wieder mit dem der Leitung des städtischen Kulturamtes verbunden, ohne das Museum in seiner Personalstärke relevant auszubauen – damit wurde das Museum in seiner Ausstattung letztlich geschwächt; es fiel insoweit in eine Situation zurück, wie sie in der Ära Ertel bestanden hatte. Ab November 2014 folgte ihm Sabine Philipp, wobei die Stadt die Stelle der Kulturamtsleitung erfreulicherweise zuvor wieder selbständig (mit Simone Maiwald) besetzt hatte. Die neue Museumsleiterin verließ Gießen Ende 2017. Seit Oktober 2018 leitet Dr. Katharina Weick-Joch das Museum.

Zur Entwicklung der Sammlungen und ihrer Unterbringung: die Zeit des regionalen Spezialmuseums

Das „Museum für prähistorische und antike Funde“ war als ein thematisch speziell ausgerichtetes Regionalmuseum für die Provinz Oberhessen des Großherzogtums Hessen-Darmstadt gegründet worden.²⁴ Mit der Zusammenführung der drei Sammlungen im „Oberhessischen Museum und Gail'sche Sammlungen“ entwickelte sich das Museum weiter zu einem regionalen Generalmuseum seit 1912/13. Dabei durchlief es Höhen und Tiefen einer solchen Kulturinstitution, war es doch gekennzeichnet vom Wachsen, aber auch von Verlusten und Zerstörungen, wie sie für Deutschland mit seinen beiden Weltkriegen nicht untypisch waren. Verschärfend kam zweierlei hinzu: in der NS-Zeit hatte die SA kurzerhand Teile der im Neuen Schloss untergebrachten Ausstellungen auf die Straße gestellt, um sich dort einzuquartieren;²⁵ außerdem sollen Bitten und Vorschlägen der Museumsleitung während des Kriegs, sämtliche wertvollen Bestände des Museums auszulagern, um sie vor Bombardierungen zu schützen, teilweise abgeblockt worden sein, „um bei der Bevölkerung keinen Zweifel am ‚Endsieg‘ aufkommen zu lassen.“²⁶ Deren Langzeitfolgen sind bis heute noch spürbar und zu bewältigen. Exemplarisch stehen dafür das Schicksal der Sammlungen und deren räumliche Unterbringung. Das gilt es hier nur knapp und eher cursorisch zu skizzieren.²⁷

Zur prähistorischen und antiken Sammlung

Der umfangreiche Auf- und Ausbau der Sammlung prähistorischer und antiker Funde, die zunächst die archäologische Ausrichtung des Museums seit 1879 über mehr als dreißig Jahre charakterisierte, kam mithilfe der Unterstützung zahlreicher

24 S. *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 5; ferner *Carl Walbrach*, Ein halbes Jahrhundert Oberhessischer Geschichtsverein 1878 -1928, MOHG 28, 1928, S. 21 ff., 242 ff. zur Geschichte des Museums.

25 *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 7 f.

26 So *Hans Szczep* Das Oberhessische Museum vor einem halben Jahrhundert. Erinnerungen und Erfahrungen. Vergleiche und Ausblick, MOHG 65, 1980, 115 ff., 123.

27 Eine am 1. Dezember 2019 im Alten Schloss eröffnete Kabinett-Ausstellung zur Sammlungsgeschichte des Museums an Hand exemplarischer Jahreszahlen und Objekte zeichnet die Entwicklung der einzelnen Bestände im Einzelnen nach.

Mitglieder des Vereins²⁸ so gut voran, dass zu deren Präsentation die Erweiterung von Flächen immer dringlicher wurde. Dazu hatten nicht zuletzt auch die vielen Funde bei Grabungen in der heimischen Region beigetragen.²⁹ Eine Chance zur neuen Unterbringung des Museums bot der ursprüngliche Beschluss der großherzoglichen Regierung in Darmstadt, die Nutzung des Alten Schlosses am Brandplatz in Gießen aufzugeben und das Schloss niederzulegen.³⁰ Dagegen hatte der Verein protestiert und sich nachdrücklich wie in einer Reihe anderer Fälle auch erfolgreich für den Erhalt des Alten Schlosses eingesetzt. Die großherzogliche Regierung gab ihr Vorhaben auf, überließ das Alte Schloss der Stadt Gießen unter der Bedingung, dass es für oberhessische Zwecke zu nutzen sei. Der Verein empfahl daraufhin der Stadt Gießen, dem Oberhessischen Museum dort eine neue Bleibe zu verschaffen: nach Umbau und Sanierung konnte das Museum so vom Alten Rathaus 1905 in das Alte Schloss umziehen.³¹

Zur Münzsammlung

Von Anfang seines Bestehens 1879 an enthielt das Museum eine Münzsammlung.³² Diese Sammlung hatte, in den Tresor-Räumen der Bezirkssparkasse während des Krieges aufbewahrt, den Zweiten Weltkrieg ungeschmälert überstanden.³³ Sie blieb weiter Teil des Museumsbestandes. Eine weitere wertvolle Münzsammlung bereichert seit Ende der 1980er Jahre das Museum. Im Zuge der Eröffnung des Wallenfels'schen Hauses wird sie von der Universität Gießen leihweise als Annex der Antikensammlung gezeigt.³⁴

28 Beispielhaft sei dafür Wilhelm Gail genannt, s. *Hans-Joachim Weimann*, „... und Gail'sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff., 413 f., dem die Leitung des Museums aus Anlass seines 70. Geburtstages – wie der Gießener Anzeiger vom 21.3.1924 berichtet – nicht nur für die Förderung des „Altertumsmuseums“, sondern auch für die Einrichtung des „Völkerkundemuseums“ sowie der Förderung des „Kriegsmuseums“ dankt.

29 *Carl Walbrach*, Ein halbes Jahrhundert Oberhessischer Geschichtsverein 1878 -1928, MOHG 28, 1928, S. 21 ff., 243 f.

30 Zur Geschichte des Alten Schlosses in Gießen s. Kulturdenkmäler in Hessen, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen: *Karlbeinz Lang unter Mitarbeit von Christel Wagner-Niedner*, Universitätsstadt Gießen, 1993, S. 84 f.

31 S. dazu im Einzelnen *Erwin Knauff*, Geschichtsbewußtsein und Denkmalpflege. Historische Identitätsbildung in der Gründungsphase des Oberhessischen Geschichtsvereins, MOHG 88, 2003, S. 61 ff., 72 f. S. ferner die Festrede des damaligen Vorsitzenden des OHG, Prof. Dr. *Otto Bebaghel*, anlässlich der Einweihung des Museums im Alten Schloss in MOHG, 14, 1906, S. 104 ff.; ferner Bericht des Gießener Anzeigers vom 16.10.1905, Blatt 2 ff.; ferner *Hans-Joachim Weimann*, „... und Gail'sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff., 408 ff. dort auch die Schilderung der engagierten, großzügigen Unterstützung des Museums durch Wilhelm Gail.

32 S. *Carl Walbrach*, Ein halbes Jahrhundert Oberhessischer Geschichtsverein 1878 -1928, MOHG 28, 1928, S. 21 ff., 242.

33 *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 11.

34 *Marie Sipsie-Eschbach*, Römische Münzen des Oberhessischen Museums, Katalog, 1991, Veröffentlichungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Gießen, Band 5, s. dazu auch Vorwort von *Wolfram Martini*, S. 5; s. ferner dazu auch „Gönner, Geber und Gelehrte. Die Gießener Antikensammlung und ihre Förderer“, hrsg. v. Anja *Klöckner/Matthias Recke*, Katalog zur Ausstellung v. 31.10.2007 bis 24.2.2008, 2007, S. 9 ff.

Zur Papyrus-Sammlung

Zum Museumsbestand gehörte seit 1902 auch eine griechische Papyri-Sammlung des Vereins, finanziert durch Wilhelm Gail.³⁵ Die Stadt Gießen, die 1936 deren Eigentümerin geworden war, hat diese Sammlung der Universität Gießen später zur Pflege und wissenschaftlichen Erforschung übergeben. Der zur Sammlung gehörende Papyrus der Constitutio Antoniniana wurde 2017 zum Weltkulturerbe erklärt.³⁶

Zur Entwicklung der Sammlungen und ihrer Unterbringung: die Zeit seit der Entwicklung des regionalen Generalmuseums

Ab 1912 entwickelte und erweiterte sich das Museum in grundlegender Weise thematisch zu einem regionalen Generalmuseum und firmierte fortan unter „Oberhessisches Museum und Gail’sche Sammlungen.“³⁷ Die beiden neu hinzugekommenen Träger brachten ihre Sammlungen als ergänzende Abteilungen ein.

Zum Museum für Völkerkunde (ethnografische Sammlung)

Wilhelm Gail hatte 1910 das „Städtische Museum für Völkerkunde der Wilhelm-Gail-Stiftung“ gegründet und vorläufig im Turmhaus am Brandplatz³⁸ aufgestellt und schließlich im Neuen Schloss³⁹ 1912 untergebracht.⁴⁰ Die bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs erheblich angewachsene Sammlung mit mehr als 5000 Exponaten überstand zwar dort den Krieg, sie hatte „aber sehr unter den Kriegsfolgen der Besetzung, Plünderung und notdürftigen Lage“ gelitten.⁴¹ Am Ende stand ein Verlust von etwa zwei Drittel der Bestände. Sie wurden zunächst notdürftig zwischengelagert und erst 1978 im Asterweg wieder als Abteilung „Völkerkunde“ in angemessener Weise gezeigt, nachdem der Bezug des Leib’schen Hauses hierfür Platz geschaffen hatte. Freilich, mit dem Bezug des Alten Schlosses 1980 wurde sie dort nicht mehr präsentiert, mit dem Verkauf der Flächen im Asterweg ver-

35 *Hans-Georg Gundel*, Die Papyri des Oberhessischen Geschichtsvereins in den Gießener Papyrussammlungen, MOHG 39, 1953, S. 13 ff.; ferner *Hans-Joachim Weimann*, „... und Gail’sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff., S. 413 unter Hinweis auf das Gail’sche Firmenarchiv, Gail hatte den Erwerb finanziert.

36 S. dazu den Beitrag von *Karen Piepenbrink*, Die Constitutio Antoniniana: Gegenstand – Kontroversen – historische Bedeutung, in: MOHG 102, 2017, S. 1 ff.

37 S. dazu auch *Hans-Joachim Weimann*, „... und Gail’sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff.

38 Zum Turmhaus am Brandplatz s. Kulturdenkmäler in Hessen, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen: *Karlbeinz Lang unter Mitarbeit von Christel Wagner-Niedner*, Universitätsstadt Gießen, 1993, S. 81.

39 Zum Neuen Schloss in Gießen s. Kulturdenkmäler in Hessen, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen: *Karlbeinz Lang unter Mitarbeit von Christel Wagner-Niedner*, Universitätsstadt Gießen, 1993, S. 87 f.

40 S. dazu *Hans-Joachim Weimann*, „... und Gail’sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff., 412 f.; ferner zur Geschichte der Sammlung im Einzelnen *Vasiliki Barlou*, Die Gießener ethnologische Sammlung – eine Gail’sche Stiftung und ihr Schicksal, in: MOHG 103, 2018, S. 254 ff.

41 *Hans-Joachim Weimann*, „... und Gail’sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff., S. 412.

schwand die Sammlung vielmehr aufs Neue im Magazin. Im Zuge der Eröffnung des Wallenfels'schen Hauses 1986 wurde schließlich nurmehr ein Bruchteil ihrer Exponate präsentiert.⁴²

Zur Kunstsammlung

Die Stadt Gießen brachte ihre Kunstsammlung ein, die zunächst 1910 auch im Turmhaus am Brandplatz gezeigt wurde, bevor sie ab 1912 im Neuen Schloss Platz fand.⁴³ Ergänzt und ständig erweitert wurde sie dort 1919 durch die vom Gießener Kunstverein erworbene Sammlung. In die Sammlungen waren auch etwa 200 Arbeiten aus dem Nachlass des Gießener Architekturprofessors und Restaurators der Wartburg, Hugo v. Ritgen, durch Ankauf des Kunstvereins eingegangen.⁴⁴ Auch der Industrielle Gustav Bock stiftete der Stadt zwei Sammlungen.⁴⁵ Weitere Mäzene bereicherten die Sammlung, wie die Ludwig-A. Spruck-Stiftung⁴⁶ und Wilhelm Gail, der maßgeblich zum Erwerb zahlreicher, wertvoller Arbeiten des Kupferstechers Johann Georg Will beitrug.⁴⁷ Die Kunstsammlung, von der Teile von einer SA-Standarte bei der Besetzung des Neuen Schlosses auf die Straße gestellt worden waren, bewahrte der Kunsthistoriker Christian Rauch, Professor an der Ludwigs-Universität in Gießen, vor Schäden; er verbrachte sie in sein Institut.⁴⁸

Zur Abteilung Heeresgeschichte

Die Sammlungen wurden in der Folgezeit mehr und mehr ausgebaut: während des Ersten Weltkriegs wurde zwischen 1915 und 1918 wie in zahlreichen Städten des Deutschen Reichs eine kleine sog. heeresgeschichtliche Abteilung als Kriegsmuseum im Neuen Schloss eingerichtet.⁴⁹ Damit sollte der Heimatbevölkerung eine Anschauung dessen vermittelt werden, was das Leben und den Kriegsalltag

42 *Vasiliki Barlon*, Die Gießener ethnologische Sammlung – eine Gail'sche Stiftung und ihr Schicksal, in: MOHG 103, 2018, S. 254 ff., 257 f., dort auch der Hinweis, dass 2014 die noch vorhandenen Bestände in einem desolaten Zustand aufgefunden, einer Notsicherungsmaßnahme zugeführt und sodann ordnungsgemäß magaziniert wurden; s. dazu *S. Philipp/H. Heine/ J. Nagel-Gene*, Notsicherung von ethnografischen Objekten am Oberhessischen Museum, Mitteilungen, Journal des Hessischen Museumsverbandes 52, 2017, S. 34 ff.

43 *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 6.

44 Hugo v. Ritgen war Professor der Ludwigs-Universität und Mitglied des Oberhessischen Geschichtsvereins, dessen Vorsitzender er von 1883 bis 1889 war. Die dem Museum zur Verfügung gestellten Aquarelle von Ritgen sind in der von R. Sommer stammenden Aufstellung für den Kunstverein aufgeführt, s. folgende Anm. S. 13 ff.

45 S. dazu Gießener Kunstsammlung. Für den oberhessischen Kunstverein zusammengestellt von Prof. Dr. Robert Sommer in Gießen, Nachdruck 2010 durch den Gießener Kunstverein 1912 e. V., S. 5 ff.; s. ferner Begleitbroschüre zur Ausstellung „Kunst und Leben. Gustav Bock und seine Kunststiftungen 1915 und 1917“, 3. August bis 30. Dezember 2018, Oberhessisches Museum, Hrsg., 2018.

46 *Friedhelm Häring*, Die Museen in Gießen, 2. Aufl. 1986, S. 1.

47 S. dazu den Dank des Museumsleiters an W. Gail für diese Unterstützung bei *Hans-Joachim Weimann*, „... und Gail'sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff., 414.

48 *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 7 f.

49 S. dazu *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 5, ferner Bericht des Gießener Anzeigers vom 25.9.1918 „Das Gießener Kriegsmuseum“.

ihrer Familienangehörigen und Freunde an der Front auszeichnete.⁵⁰ Kommerzienrat Louis Emmelius hatte sie für das Museum erworben,⁵¹ Wilhelm Gail sich gleichfalls wieder engagiert.⁵² Die Sammlung wurde nach Ende des Krieges als 116er-Zimmer weitergeführt. Nach Beschlagnahme ihrer Räume wurde auch sie durch die SA-Standarte 1933 „auf die Straße gestellt“. Nach der vorübergehenden Magazinierung ging die Sammlung als Dauerleihgabe an das Kasseler Tapetenmuseum, wo sie nach einem Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.⁵³

Zur Antikensammlung der Universität Gießen

Die Antikensammlung der Universität zog erst nach dem Zweiten Weltkrieg in das Museum 1953 ein. Anlass war die kriegsbedingte Zerstörung eines Teils des von der Universität seit Beginn des 19. Jahrhunderts gesammelten Bestandes. Der Sammlungsteil antiker Kleinkunst war dabei unzerstört geblieben, von diesem Teil war aufgrund von Sicherungsmaßnahmen „kein Stück beschädigt.“ Allerdings hatte er in der Nachkriegszeit wegen unzureichender Unterbringungsmaßnahmen gelitten.⁵⁴ Das Museum nahm das von der Universität Gießen gemachte Angebot der leihweisen Übergabe an, betrieb die Restaurierung der Sammlung und präsentierte sie zusammen mit der vorgeschichtlichen Sammlung des Museums.⁵⁵ Sie wurde seitdem durch eine Fülle von Schenkungen erweitert und bereichert.⁵⁶ Mit der Eröffnung des Wallenfels'schen Hauses wird sie zusammen mit der Münzsammlung der Universität Gießen seitdem öffentlich präsentiert.⁵⁷

Zur Entwicklung der Unterbringung des Museums

Die Geschichte der Unterbringung des Museums ist ebenfalls von einem Auf und Ab geprägt. Die Vielfalt ihrer Unterbringungsorte während des Aufbaus und der

50 S. dazu *Jörn Leonhard*, Die Büchse der Pandora. Geschichte des ersten Weltkriegs, 2014, S. 604.

51 Emmelius war langjähriges Mitglied des Vorstandes des Oberhessischen Geschichtsvereins und Ehrenbürger der Stadt Gießen.

52 S. auch dazu den Dank des Museumsleiters an W. Gail für diese Unterstützung bei *Hans-Joachim Weimann*, „... und Gail'sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff., 414.

53 *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 8.

54 S. dazu im Einzelnen *Willy Zschietzschmann*, Die Sammlungen des ehemaligen Archäologischen Instituts der Universität Gießen, MOHG, 42, 1957, S. 46 ff., 48 ff. Der Verlust des Inventars dieser Sammlung hat jedoch die Möglichkeit, die Provenienz einzelner Objekte nachzuweisen, erheblich beeinträchtigt.

55 *Willy Zschietzschmann*, Die Sammlungen des ehemaligen Archäologischen Instituts der Universität Gießen, MOHG, 42, 1957, S. 46 ff., 50.

56 S. dazu auch „Gönner, Geber und Gelehrte. Die Gießener Antikensammlung und ihre Förderer“, hrsg. v. *Anja Klöckner/Matthias Recke*, Katalog zur Ausstellung v. 31.10.2007 bis 24.2.2008, 2007.

57 S. Gönner, Geber und Gelehrte. Die Gießener Antikensammlung und ihre Förderer, hrsg. v. *Anja Klöckner/Matthias Recke*, Katalog zur Ausstellung v. 31.10.2007 bis 24.2.2008, 2007 S. 7 f.; „Bilder-Welten. Eine Zeitreise in die Antike mit den Highlights der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen, Katalog zur neukonzipierten Dauerausstellung“, hrsg. v. *Michaela Stark*, 2019; „Reisen in die Unterwelt“, Katalog zur Sonderausstellung v. 17.11.2019 bis 15.2.2020, hrsg. v. *Michaela Stark/Carolin Rinn*, 2019.

Erweiterung des Museums belegen dies ebenso wie die kriegsbedingten Notunterkünfte.⁵⁸ Diese Erfahrungen setzen sich bis heute fort: der bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs erreichte Stand mit der Unterbringung im Alten und Neuen Schloss war seinerzeit als ebenso wenig befriedigend empfunden worden, wie sich dies gegenwärtig in der bestehenden Dreihäusigkeit von Altem Schloss, Leib'schem und Wallenfels'schem Haus wieder zeigt. Dabei war die heutige Flächenausstattung überhaupt nur einem enormen Kraftakt seit 1976 zu verdanken. Mit ihr war es dem Museum erst vergönnt, nach den schlimmen Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs dem Museum und seiner eher notbehelfsmäßigen Unterbringung im Asterweg auf den Ausstattungsstand zu bringen, den das Museum bereits vor dem Krieg hatte. Allerdings gilt es zu erinnern, was vor dem Krieg die damaligen Verantwortlichen des Museums für ihre Museumsarbeit in den Blick genommen, gefordert und wofür sie sich schließlich auch eingesetzt hatten: es war eine als dringlich empfundene Modernisierung der Sammlungen und deren angemessene, verbesserte Unterbringung.⁵⁹ Bis dahin hatte – wie es selbstkritisch hieß – „Fülle, selbst wenn darunter die Übersichtlichkeit litt, den Besitz und die geleistete Arbeit“ des Museums demonstriert. Man sei damals „weit entfernt von der heute (sc. 1980) unbestrittenen Selbstverständlichkeit“ gewesen, einzusehen, dass „nicht alles, sondern nur ausgesuchte Stücke exemplarisch auszustellen“ sind; so habe „das an sich wertvolle Material in der Porzellan-, Fayence- und Gläser-Abteilung so gestapelt und neben- und übereinander (gestanden), daß die Fülle eher verbarg als vorführte.“ Die Überfüllung der einzelnen Abteilungen habe aber „nicht nur aus dem noch völlig unkritischen Bemühen, alles, was man hatte, auch zu zeigen, sondern nicht weniger aus dem Bestreben (gerührt), die zahlreichen Spender nicht zu enttäuschen;“ sie hätten nämlich erwartet, ihr Objekt im Museum „demnächst dort ausgestellt zu sehen.“ Darum hätten „in den meisten Abteilungen die Schränke und Vitrinen so dicht“ gestanden, „daß die Besucher nur einzeln zu ihnen hinzutreten konnten.“⁶⁰ All das vergegenwärtigt die damalige immense Herausforderungslage. Einher ging mit ihr die mangelnde Flächenausstattung: Das Museum habe, so Herbert Krüger, „das Gesicht überfüllter Magazine“ gezeigt.⁶¹ Für ein ausgedehntes Magazin habe der notwendige Platz gefehlt. Eine Trennung nach Depot bzw. Studiensammlung einerseits und Schausammlung andererseits, „die pädagogisch ausgewählt, ästhetisch aufgestellt, von Karte und Bild unterstützt, sich auf die wesentlichsten Stücke beschränken sollte,“⁶² sei unmöglich gewesen. Darum seien „unbedingte Voraussetzung für eine solche Museumsneugestaltung räumliche Ausdehnungsmöglichkeiten“ gewesen. In dem „bahnhofsnahe gelegenen großräumigen Gebäudekomplex der 1818 als Kaserne erbauten Alten Klinik“

58 S. dazu im Einzelnen *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 5 ff., 7 ff.

59 S. *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 7.

60 Zitate von *Hans Szczech* Das Oberhessische Museum vor einem halben Jahrhundert. Erinnerungen und Erfahrungen. Vergleiche und Ausblick, MOHG 65, 1980, 115 ff., 120, 135 ff.

61 *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 7.

62 *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 7.

seien Flächen darum bereits im Herbst 1939 für einen ersten Bauabschnitt zur Verfügung gestellt worden.⁶³ Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ließ dann alle Hoffnungen auf eine Erneuerung des Museums an Haupt und Gliedern in Schutt und Asche versinken.

Zur gegenwärtigen Lage des Museums

Die geschichtliche Betrachtung der Museumsentwicklung heute vermittelt in gewisser Weise ein Déjà vue: Im Zuge der Nachfolge des langjährigen Leiters Dr. Häring entschloss sich die Stadt nicht nur, die Leitungsstellen von Kulturamt und Museum wieder zu trennen, sondern verband mit der Neu-Besetzung beider Stellen das Ziel der völligen Neugestaltung und Neu-Konzeption des Museums. Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz erklärte die komplette Erneuerung des Museums zu „eine(r) der größten und bedeutendsten kulturpolitischen Aufgaben der letzten 50 Jahre in Gießen“ und skizzierte im Einzelnen die vielfältigen Erwartungen und Ziele der Stadt: ein neu zu gestaltendes Museum für alle, das also die gesamte Stadtgesellschaft in ihrer Vielfalt anspricht, ein Museum, „das seine Arbeit als Bildungsauftrag versteht und einen Beitrag zur zukunftsorientierten Allgemeinbildung in Kunst, Kultur und Geschichte leistet“, ein Museum, das sich als „ein Forum versteht, das der Stadtgesellschaft durch attraktive Angebote und unterschiedliche Formate eine Teilhabe ermöglicht.“⁶⁴ Dafür, so die OB weiter, „müssen sich zukünftig unsere Sammlungen und insbesondere unsere stadtgeschichtlichen Sammlungen profilieren, aktualisieren, mithin verändern.“

War unmittelbar vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs die Notwendigkeit der inhaltlichen und konzeptionellen Erneuerung der Sammlungspräsentation erkannt und waren dazu auch schon erste Vorbereitungen, neue Flächen zu schaffen, getroffen worden, so lässt sich ab 2015 beobachten, dass sich ein ähnliches Bewusstsein erneut und langsam in der Stadtgesellschaft zu entwickeln begann. Daraus entstand der von der Stadt Gießen getragene Prozess des Stadt[Labor]Gießen, dessen Konzept Dr. Matthias Henkel⁶⁵ vorgeschlagen und entwickelt hatte. Dessen Ziel war es insbesondere, die verlorengegangene Neugier der städtischen, aber auch der regionalen Bürgerschaft an „ihrem“ Museum neu zu entfachen, dazu drei Ausstellungen zu organisieren, die weniger als thematische Sonderausstellungen gedacht waren, als vielmehr neue Ideen zur Um- und Neuordnung der Sammlungsbestände ausprobieren sollten. Mit Begleitveranstaltungen galt und gilt es auch weiterhin, auf den Reichtum und die Vielfalt dessen, was das Museum an Schätzen birgt, die Aufmerksamkeit zu lenken. Die Bürgerschaft sollte durch neue Teilnehmungsformate aktiviert werden und sich in den Erneuerungsprozess einbringen. Am Ende dieses Prozesses soll den städtischen Gremien ein Vorschlag für die Neugestaltung präsentiert werden, auch um die Grundlagen für

63 *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 7.

64 S. *Dietlind Grabe-Bolz*, Grußwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen zur Auftaktveranstaltung zu den Veranstaltungen Denk-Raum-Museum vom 17. bis 20. August 2017 in der Kunsthalle Gießen, MOHG 102, 2017, S. 15, 16.

⁶⁵ S. auch <https://ambassy-of-culture.com/prject/giessen/>.

die unabdingbaren haushaltsmäßigen Entscheidungen über die erforderlichen Investitionen wie auch über die angemessene Grundausstattung mit laufenden Mitteln des zu modernisierenden Museums zu schaffen. Erfreulich ist, dass die die Stadtregierung bildenden Koalitionsparteien erstmals in einem Koalitionsvertrag die Entwicklung des Museums überhaupt thematisiert und sich auf die Erneuerung des Museums verständigt haben. Die Oberbürgermeisterin erklärte dies zur wichtigsten kulturpolitischen Aufgabe in ihrer zweiten Amtszeit. Inzwischen findet dies auch Ausdruck in einigen Maßnahmen zur Verbesserung der Ressourcenausstattung: eine erste Personalaufstockung, die Beschaffung von baulichen Investitionsmitteln oder die raumschaffende Anmietung von dringend erforderlichen Depotflächen. Ein politischer Neuanfang durch die Verantwortlichen der Stadt Gießen ist damit in Gang gekommen. Freilich, noch zu wenig politische Aufmerksamkeit findet das Museum, der neben dem Stadttheater zweiten wichtigen kulturellen Kommunal-Institution, bei den Mitgliedern des zuständigen Kulturausschusses, was doch sehr erstaunen muss, aber auch kaum bei anderen Stadtverordneten. Auch sie sind gefordert, das Museum vom „Dornröschenschlaf“ – einer die Geschichte des Museums immer wieder prägenden Metapher – zu erlösen und ihm tatkräftig zu einem blühenden Leben zu verhelfen.⁶⁶ Dazu gehört auch, dass mit dem neuen Prozess der dringend notwendige und längst überfällige Prozess der Inventarisierung der Museumsobjekte aufgegriffen wurde und vorangebracht wird; die Arbeit daran wird noch längere Zeit in Anspruch nehmen, sie ist für die Museumsarbeit ebenso von grundlegender Bedeutung wie dies eine qualitative Bewertung der Sammlungsbestände auch noch sein muss.

Dem Prozess des Stadt[Labor]Gießen können – unbeschadet, dass man sich noch mehr an Aktivitäten und Wirkungen hätte vorstellen können – durchaus auch erste erfreuliche Erfolge bei der Aktivierung der heimischen Bürgerschaft attestiert werden. Belege dafür sind die Resonanz, die die Ausstellungen und zahlreichen Begleitveranstaltungen bei Bürgerinnen und Bürgern gefunden haben – sie haben mit den gezeigten Objekten viele positiv überrascht und Rückfragen provoziert, etwa: „stammt das wirklich aus dem Museum? Wo stand das denn?“ usw. Der Besuch der Veranstaltungen signalisiert ein gewachsenes Interesse an der Museumsarbeit in der Region, aber auch darüber hinaus, wie dies etwa die Berichterstattung über „Das kleine Filmbüro“ belegt.⁶⁷ Die Ausstellungen boten auch Gelegenheit,

66 Vom Dornröschenschlaf sprach zuletzt K. Weick-Joch in ihrem öffentlichen Vortrag auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins am 8. Mai 2019 zum Thema „Geschichte(n) in der Dauerausstellung. Die Rolle von Erlebnissen und Emotionen im Museum“. Erstmals war, soweit ersichtlich, vom Dornröschenschlaf die Rede im Zuge der ersten hauptamtlichen Stellenbesetzung 1938 mit H. Krüger, aus dem das Museum hätte aufgeweckt werden müssen, s. *Hans Szeczek* Das Oberhessische Museum vor einem halben Jahrhundert. Erinnerungen und Erfahrungen. Vergleiche und Ausblick, MOHG 65, 1980, 115 ff., 138 f. Ferner resümierte am Ende der erfolgreichen Amtszeit von Manfred Blechschmidt die Gießener Allgemeine am 1. April 1978 „Blechschmidt geht, hört aber nicht auf“ und titelte weiter: „Nach über zwei Jahren: Das Oberhessische Museum erwachte aus Dornröschenschlaf.“

67 S. dazu Beitrag in den Mitteilungen des Hessischen Museumsverbands 56, 2019, S. 34 f.

sich mit „Museumsfragen“ zu beschäftigen. Sie verhelfen zu einem tieferen Verständnis für die Museumsarbeit wie auch dafür, ein Museum erleben und das, was zu sehen ist, auch verstehen zu können.⁶⁸ Wichtige Museumsfragen stellt bspw. auch die jüngste Ausstellung „Wieso? Weshalb? Warum? Fragen an die Ethnografische Sammlung“;⁶⁹ sie informiert u. a. über die Herkunft und das Schicksal sowie den problematischen Zustand der Sammlung, wirft im Hinblick auf die koloniale Praxis ethische Fragen im Umgang mit gesammelten Objekten gegenüber den Herkunftsgesellschaften wie auch gegenüber sog. human remains auf. Die Sammlung rückt auch - durchaus exemplarisch - die Frage nach der Bedeutung und dem Wert einer Sammlung auf: ist sie erhaltenswert? Trägt sie zum Reichtum der Museumssammlungen bei? Lässt sich dieser Sammlungsbereich in ein künftiges Konzept einbeziehen? Wie kann man die Expertise für Pflege und Erforschung, für geeignete Präsentation und Vermittlung sicherstellen? Gibt es hierfür Kooperationspartner? Von der Beantwortung dieser Fragen hängt am Ende ab, wie man mit der Sammlung künftig sinnvoll und mit Gewinn für die heimische Region vorangehen kann. Neugier der Bürgergesellschaft konnte auch durch die Einführung neuer Formate von Museumsangeboten wie bspw. „Mein Museumsgegenstand“ oder „Hereinspaziert“ neben den seit längerem bestehenden Angeboten für Kinder und Jugendliche geweckt werden. Das darf zuversichtlich für die weitere Entwicklung stimmen.

Als erfreulich kann auch verbucht werden, dass die schwierige Gebäude-Situation und zu geringe Flächenausstattung des Museums durch zwei von der Technischen Hochschule Mittelhessen initiierte Ausstellungen in das öffentliche Bewusstsein getragen wurden. Die studentischen Vorschläge zu baulichen Entwicklungsmöglichkeiten an den drei Standorten in der Stadtmitte artikulierten zunächst einmal die unzureichende Unterbringungssituation. Die von ihnen aufgezeigten Möglichkeiten und Schwierigkeiten zu ihrer Behebung mit Vorschlägen für Ergänzungs- bzw. Neubauten fanden eine rege öffentliche Aufmerksamkeit und eine kritische Auseinandersetzung. Auch die Veranstaltungen am 1. Dezember 2019 aus Anlass des 140jährigen Bestehens, die Führungen in einzelnen Abteilungen, die Kabinettsausstellung zur Geschichte der Sammlungen wie auch das Podiumsgespräch schufen eine Öffentlichkeit, die helfen dürfte, die Erneuerung des Museums weiter voranzutreiben. Das Podiumsgespräch gab dem Geschichtsverein auch die Gelegenheit, seinen Glückwunsch zum Jubiläum mit einer kleinen Gabe an das Museum zu verbinden: einer ausführlichen Literaturliste zu sämtlichen Museums-bezogenen Beiträgen aus den Jahresbänden des Vereins, beginnend mit den Jahresberichten des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte ab dem Jahr 1879 sowie ab 1889 mit den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins,

68 S. dazu auch die Beiträge von *Matthias Henkel*, Museumsfragen – Überlegungen zur Grammatik der Kultur – Der Beginn des Diskurses zur Gießener Museumsentwicklung, MOHG, 102, 2017, S. 43 ff.; *ders.*, Mit Objekten im Zwiegespräch – eine vielschichtige Annäherung, MOHG 102, 2017, S. 69 ff.

69 Ausstellung vom 8.11.2019 bis 26.1.2020, Begleitbroschüre zur Ausstellung, hrsg. vom Oberhessischen Museum und Gail'sche Sammlung/ Magistrat der Universitätsstadt Gießen, 2019

MOHG, bis einschließlich 2019; außerdem wurden die Beiträge aus den MOHG dem Museum in einer Datei mit dem stattlichen Umfang von knapp 2.550 dokumentierten Seiten übergeben. Außerdem enthält die Literaturliste eine Fülle weiterer sonstiger Beiträge und Dokumente zur Geschichte des Museums.⁷⁰ Sie bieten für die erinnerungskulturelle Arbeit des Museums ganz im Sinne des Diktums von Odo Marquard, Zukunft braucht Herkunft, eine gute Materialgrundlage.

Was steht nun an?

Der Prozess des Stadt[Labor]Gießen ist noch nicht abgeschlossen, er steht nun vor seiner wichtigsten Aufgabe: ein Konzept zur Neu- und Umgestaltung des Museums vorzulegen. Dazu gehört auch die Neukonzeption der Dauerausstellung. Nach dem Ende der dritten Labor-Ausstellung steht nun an, die erzielten Ergebnisse aus sämtlichen Ausstellungen, in die auch die Impuls-Ausstellung vom August 2017 einbezogen werden sollte,⁷¹ auszuwerten, ob und ggfls. welche Umordnungsideen aufgegriffen werden können. Der von der Stadt Gießen eingesetzten Steuerungsgruppe, in der auch der Geschichtsverein gerne mitarbeitet, kommt die Aufgabe⁷² zu, im Rahmen des Labor-Prozesses der Stadt zu einem Konzept, erforderlichenfalls mit der Unterstützung von auswärtigen Experten, zu verhelfen, das – wie oben ausgeführt - Gegenstand abschließender Entscheidungen sein soll.

Hoffnungen und Wünsche des Oberbessischen Geschichtsvereins an den Erneuerungsprozess

Zu hoffen und zu wünschen ist zunächst einmal, dass nach dem neuentfachten Interesse der Stadtgesellschaft an „ihrem“ Museum auch die politischen Akteure der Stadt noch mehr Interesse und Engagement für ihre zweite wichtige kulturelle Institution entwickeln. Die Einbindung eines Museums in die Stadtgesellschaft verlangt seine Öffnung gegenüber urbanen Entwicklungen und Impulsen ebenso, wie die Stadtgesellschaft von einem durch Urbanität durchdrungenen Museum ihrerseits wichtige Impulse erwarten kann und darf.⁷³ Die Bedeutung eines zeitgemäßen, modernen Museums für die Universitätsstadt Gießen, die sich auch Kulturstadt nennt, kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Um es deutlich zu sagen, das Museum wird der Stadt mit ihren Ansprüchen derzeit nicht gerecht. Gießen mit seinen zahlreichen Schulen und Hochschulen, mit einer lebendigen Stadtgesellschaft samt der Bevölkerung der heimischen Region – Gießen war immer eine von der sie umgebenden Region geprägte Stadt – verdient ein blühendes, Stadt und Region gleichermaßen bereicherndes Museum. Die Stadt Gießen ist aufgerufen, ihrer Trägerverantwortung gerecht zu werden – freilich sollte auch der

70 Die gesamte Literaturliste ist im Anhang zu diesem Beitrag abgedruckt, S- 24.

71 Die Ausstellungen sind sämtlich dokumentiert in MOHG 102, 2017, S. 69 ff. sowie im vorliegenden Band 104, 2019, S. 36 ff.

72 S. dazu *Dietlind Grabe-Bolz*, Grußwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen zur Auftaktveranstaltung zu den Veranstaltungen Denk-Raum-Museum vom 17. bis 20. August 2017 in der Kunsthalle Gießen, MOHG 102, 2017, S. 15, 17 f.

73 S. dazu den instruktiven Beitrag von *Wolfgang Kaschuba*, Die Stadt als Lebenswelt, MOHG 102, 2017, S. 131 ff., den er im Rahmen der Auftaktveranstaltung am 20.8.2017 in Gießen gehalten hat.

umliegende Landkreis Gießen vor allem im eigenen Interesse sein Engagement klären und sich im Interesse des regionalen Umlandes einzubringen. Das Oberhessische Museum als Regionalmuseum trägt auch zur Identitätsbildung des Landkreises bei. Unserem Verein liegt daran, dass der Reichtum der Sammlungen samt ihren regionalen Bezügen gepflegt und dafür genutzt wird, was mit ihnen für Stadt und Region erzählt werden kann.

Ein Konzept, eine Art geistiger Architektur, für das Museum sollte tatsächlich, wie inzwischen vielfach auch betont wird, die Chancen sammlungsübergreifender Bezüge herstellen. Nicht nur das erzählerische Potential von Objekten einzelner Sammlungen gilt es zu entdecken und aufzuklären, ihr Überraschungsmoment zu nutzen, das zum Staunen bringt und Neugier weckt, das neue Sichtweisen erzeugt, zum Nachfragen und denkenden Betrachten anregt, und die auch Ausgangspunkte für Museumsgespräche bilden und dabei ihr lebensweltliches Potential mit Gegenwartsbezug zur Geltung bringen können. Der Reichtum der Sammlungen erlaubt und eröffnet außerdem die Chance, neue Konstellationen über die Verknüpfung verschiedener Sammlungen aufzubauen und inhaltliche Querbezüge herzustellen. Verknüpfungsmöglichkeiten von der Vor- und Frühgeschichte über die Antike, die Stadt- und Regionalgeschichte bis zur Kultur und Kunstgeschichte, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte bieten sich darüber, dass objektvermittelt die Themenvielfalt ausgeschöpft, Sinnbezüge themenübergreifend entwickelt werden und damit deren Wert und Vielfalt der Sammlungen durch Repräsentanten erlebbar werden. Das lässt Geschichte in ihrer Komplexität erfahrbar und noch besser verstehbar werden.

All das zu realisieren, braucht gewiss Zeit, wahrscheinlich mehr davon als einem lieb ist, und es braucht nicht zuletzt die erforderlichen Ressourcen: Darum muss ein weiterer Wunsch des Vereins - unbeschadet seiner eigenen Förderarbeit, soweit seine Kräfte dazu reichen - sein, dass die Stadt eine angemessene Grundausstattung für Personal und Betriebsmittel bereitstellt, zu der auch bauliche und sonstige Investitionen für die Erneuerung des Museums gehören. Erst dies erlaubt dem Museum, Förderanträge zur eigenen Entwicklung und unter Schonung städtischer Mittel mit Aussicht auf Erfolg zu stellen, wo immer das möglich ist. Und dies ist außerdem eine Voraussetzung, sich mit interessierten Partnern zur Ergänzung von Expertise erfolgreich zu vernetzen und zu kooperieren. Potential für Vernetzungen bieten eine Fülle von Institutionen, neben den Museums-bezogenen Einrichtungen und Verbänden oder Vereinen nicht zuletzt auch die umliegenden Hochschulen. In diesem Sinne ruft der OHG dem Museum in herzlicher Verbundenheit ein „ad multos annos!“ zu.

Anhang

Literaturliste zum Oberhessischen Museum und Gail'sche Sammlungen

MICHAEL BREITBACH

I. Veröffentlichungen aus: Jahresberichte des „Oberhessischen Vereins für Localgeschichte“ seit 1879-1887

- Erster Bericht, 1879:** *K. Gareis*, Altgermanische Gräber bei Gießen, S. 18-21
Fünfter Bericht, 1887: *F. Kofler*, Ausgrabungen an dem Pfahlgraben, S. 113
H. Haupt, Ausgrabungen auf dem Hunenburg bei Butzbach, S. 114
R. Wolff, Altorientalische Münzen, S. 114

II. Veröffentlichungen zum Oberhessischen Museum in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins - MOHG

- Bd 1, 1889:** Chronik des Vereins, S. 143-165
Vereinsnachrichten, S. 166-172
Bd 2, 1890: *Friedrich Kofler*, Ausgrabungen in und bei Okarben, S. 128-133
Chronik des Vereins, S. 166-167
Bd 3, 1892: Chronik des Vereins, S. 129-156 (Otto Buchner)
Bd 4, 1893: *Hermann Haupt*, Römische Funde vom Kastell bei Kloster Arnsburg, S. 102-112
Chronik des Vereins, S. 157-173
Bd 5, 1894: Chronik des Vereins, S. 177-188
Bd 6, 1896: Chronik des Vereins, S. 205-208
Bd 7, 1898: *Karl Ebel*, Das Rathaus zu Gießen, S. 207-210
Chronik des Vereins, S. 213-238
Bd 8, 1899: *Gotthold Gundermann*, Ausgrabungsbericht, S. 207-224
Chronik des Vereins, S. 250-258
Bd 9, 1900: Chronik des Vereins, S. 101-103
Bd 10, Ergänzungsband 1902 Fundbericht für die Jahre 1899 bis 1901 mit den Beiträgen: *Kornemann/K. Kramer/Gotthold Gundermann*, Die Funde in der Gemarkung Ostheim bei Butzbach, S. 3-30
L. v. Schlemmer, Hügelgräber auf dem Trieb bei Gießen, S. 31-46
Gotthold Gundermann, Hügelgräber bei Oberwetz, S. 47-51
Gotthold Gundermann, Die vorrömische Bronzen aus Oberhessen, S. 52-77
Gotthold Gundermann, Grabfunde in der Lindener Marck, S. 78-86

- K. Kramer*, Die Funde auf dem Rodberg bei Gießen, S. 87-92
Gotthold Gundermann, Das Urnengrabfeld im Gießener Stadtwalde, S. 93-122
- Bd 11, 1902:** Chronik des Vereins, S. 94-101
- Bd 12, 1903:** Bericht des Konservators, S. 113-123
 Chronik des Vereins, S. 124-128
- Bd 13, 1905:** Bericht des Konservators, S. 113-120
 Chronik des Vereins, S. 121-126
- Bd 14, 1906:** Bericht des Konservators, S. 99-102
 Vereinschronik, S. 103-115, darin Otto Behaghel, Festrede anlässlich der Einweihung des Oberhessischen Museums am 14.10.1905, S. 104-109
- Bd 16, 1908:** Bericht des Konservators, S. 93-101
 Chronik des Vereins, S. 106-118
- Bd 17, 1909:** *Hermann Kalbfuss*, Das Augustinerherrenstift Schiffenberg, S. 1-72
 Bericht des Konservators, S. 89-100
 Chronik des Vereins, S. 101-102
- Bd 18, 1910:** *P. Stautz*, Steinartefakte aus dem Vogelsberg im Museum des oberhessischen Geschichtsvereins, S. 1-7
Hermann Kalbfuss, Die Deutschordenskommende Schiffenberg, S. 8-84
 Bericht des Konservators, S. 137-145
 Chronik des Vereins, 146-147
- Bd 19, 1911:** Bericht des Konservators, S.239-252
 Chronik des Vereins, S. 255
- Bd 20, 1912:** Bericht des Konservators, S. 90-96
 Chronik des Vereins, S. 97-98
Walther Bremer, Vor- und frühgeschichtliche Forschungen und Funde, S. 67-81
- Bd 21, 1914:** Museumsbericht, S. 120-127
- Bd 22, 1915:** Museumsbericht, S. 143-156
 Chronik des Vereins, S. 157-158
- Bd 23, 1920:** Museumbericht, S. 72-84
 Chronik des Vereins, S. 89-92
- Bd 24, 1922:** Chronik des Vereins, S. 97-112
- Bd 25, 1923:** Museumsbericht, S. 87-88
- Bd 26, 1925:** Museumsbericht, S. 107-1
Paul Helmke, Grabhügel der Bronzezeit in Schwarz, S. 104-106
- Bd 27, 1926:** Museumsbericht, S. 152-15
 Vereinsbericht, S. 154-162

- Bd 28, 1928:** *Carl Walbrach*, Ein halbes Jahrhundert Oberhessischer Geschichtsverein 1878-1928, S. 147-252
- Bd 29, 1930:** *Paul Helmke*, Zum Gedächtnis – Karl Kramer, S. I-II
Vereinsbericht, S. 119-166
Museumsbericht, S. 167-170
- Bd 30, 1932:** Vereinsbericht, S. 199-214
Museumsbericht, S. 215-216
- Bd 32, 1934:** *Walter Hävernick*, Das Münzwesen der Stauferzeit in der Landschaft zwischen Rhein, Main und Lahn, S. 36-48
Vereinsbericht, S. 146-159
- Bd 33, 1936:** Museumsbericht, S. 259-260
Hans Szczęch, Ein vorgeschichtlicher Fund aus Oberhessen, S. 257-260
- Bd 39, 1953:** *Herbert Krüger*, Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen, S. 5-12
Hans Georg Gundel, Die „Papyri des Oberhessischen Geschichtsvereins“ in den Gießener Papyrussammlungen, S. 13-15
- Bd 42, 1957:** *Willy Zschietzschmann*, Die Sammlungen des ehemaligen Archäologischen Instituts der Universität Gießen, S. 46-51
- Bd 48, 1964:** *Heinrich Klenk*, Die merowingerzeitlichen Gräberfunde im Raume von Leihgestern – Lang-Göns im oberhessischen Kreis Gießen, S. 21-80
Erwin Schmidt, Johann Heinrich May der Jüngere und die Gießener Münzsammlung, S. 93-119
- Bd 49/50, 1965:** *G. Duplessis*, Mémoires et Journal de J. G. Wille (Auszug), S. 142-144
Wolf Erich Kellner, Neues aus dem schriftlichen Nachlass des Jean Georges Wille (Bericht über die vom Pariser Nationalarchiv im Jahr 1961 erworbenen Stücke), S. 144-189
Herbert Krüger, Zum 250jährigen Geburtstag des französischen Kupferstechers Jean Georges Wille, des Müllersohns aus Oberhessen, S. 190-206
- Bd 51, 1966:** *Wilhelm Alfred Eckhardt*, Zum Inventar des Nachlasses Jean George Willes im Nationalarchiv Paris, S. 16-17
Herbert Krüger/Peter Merck, Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715-1808) übersetzt nach Georges Duplessis: „Mémoires et Journal de J.G. Wille“, 2 Bde., Paris 1957, (Teil I) S. 36-74
- Bd 52, 1967:** *Herbert Krüger/Peter Merck*, Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715-1808) übersetzt nach Georges Duplessis: „Mémoires et Journal de J.G. Wille“, 2 Bde., Paris 1957, (Teil II) S. 79-130

- Bd 53/54, 1969:** *Hermann Otto Vaubel*, Neunzig Jahre Oberhessischer Geschichtsverein 1878-1968, S. 25-35
- Bd 55, 1970:** *Herbert Krüger*, Die Ausgrabungen der Jahre 1965 bis 1967 im merowingisch-karolingischen Gräberfeld des Dorfes Holzheim (Kreis Gießen) (4. Bis 9. Jahrhundert), S. 9-32
- Bd 57, 1972:** *Baldur Keil*, Menschliche Skelettreste der Merowinger- und Karolingerzeit aus Holzheim, Kreis Gießen, S. 151-166
- Bd 60, 1975:** *Manfred Blechschmidt*, Vorbericht über die Ausgrabungen am Schiffenberg 1973-1975, S. 145-15
Manfred Blechschmidt, Fundchronik für Stadt und Kreis Gießen für die Zeit vom 1.4.1972 bis 31.12.1974, S. 161-170
- Bd 62, 1977:** *Hans Szczech*, Laudatio für Herbert Krüger, S. 1-16
Herbert Keller, Die Münzfunde von Gießen und Heuchelheim, S. 23.40
Erwin Knauf, Zur Eröffnung der Ausstellung „Alt-Gießen“ (7.12.1976- 15.1.1977). Ein Stück Stadtgeschichte aus fünf Jahrhunderten, S. 237-241
Peter Merck, Nachruf Ertl, S. 252-257
- Bd 63, 1978:** *Erwin Knauf*, 100 Jahr Oberhessischer Geschichtsverein, 15. Juni 1878- 15. Juni 1978, S. 1-15
Hans Szczech, Das Kloster Schiffenberg und seine Madonna, S. 21-29
Manfred Blechschmidt, Archäologische Beobachtungen im Gießener Innenstadtbereich, S. 247-253
- Bd 64, 1979:** *Friedhelm Häring*, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen. Perspektiven, S. 105-113
- Bd 65, 1980:** *Hans Szczech*, Das Oberhessische Museum vor einem halben Jahrhundert. Erinnerungen und Erfahrungen, Vergleiche und Ausblicke, S. 115-145
- Bd 69, 1984:** *Herbert Krüger*, Prof. Dr. Otto Kunkel in memoriam, S VII-IX (inkl. Bibliogr.)
- Bd 74, 1989:** *Erwin Knauf*, Zum 80. Geburtstag von Hans Szczech, S. XIII-XIV
- Bd 75, 1990:** *Friedhelm Häring*, „Virginia und Virginius“. Ein Gemälde von Johann Nikolaus Reuling (1716-1780), S. 201-213
- Bd 76, 1991:** *Erwin Knauf*, Bericht des ersten Vorsitzenden in der Jahreshauptversammlung am 17. April 1991, S. 247- 256
- Bd 77, 1992:** *Manfred Blechschmidt*, Archäologische Beobachtungen im Innenstadtbereich, S. 21-32
Peter Moran, Gießen. Historisches Porträt einer hessischen Stadt, S. 479-489
Siemer Oppermann, So nah ist die Antike, S. 515-530

- Bd 78, 1993:** *Friedhelm Häring*, Hein Heckroth, (1901-1970), S. 209-218
- Bd 79, 1994:** *Klaus Engelbach*, Beiträge zur Gießener Töpferei, S. 117-144
- Bd 81, 1996:** *Hans Szczech*, Nachruf Krüger, S. 1-5
- Bd 83, 1998:** *Ludwig Brake*, Gießen – eine Standortbestimmung, S. 1-16
- Bd 84, 1999:** *Erwin Knauß*, Nachruf Hans Szczech, S. IV-VII
Holger Th. Gräf, Valentin Wagner, Wenzel Hollar und die Gießener Ansicht in der Topographia Hassiae von Matthaeus Merian d. Ae., S. 115-126
- Bd 87, 2002:** *Matthias Recke*, Von Pergamon nach Gießen. Hugo Hepding, Bruno Sauer und das Archäologische Institut der Ludoviciana, S. 351-374
- Bd 88, 2003:** *Erwin Knauß*, Geschichtsbewußtsein und Denkmalpflege. Historische Identitätsbildung in der Gründungsphase des Oberhessischen Geschichtsvereins, S. 61-75
- Bd 89, 2004:** *Jürgen Dauernheim*, Kurzgefasste Geschichte Oberhessens, S. 1-34,
Dagmar Klein, 125 Jahre Oberhessisches Museum, S. 384-386
- Bd 90, 2005:** *Hans-Joachim Weimann*, Neustadt 32, S. 173-211 (Mäzen Gail)
Udo Recker, Ein frühmittelalterlicher Einbaum aus Gießen, S. 213-216
Manfred Blechschmidt, Eine archäologische Entdeckung in Gießen: der Liebig-Brunnen zum Liebigjahr 2003, S. 217-219
Dieter Neubauer, Die Ausgrabungen am Markplatz in Gießen 2005, S. 221-230
Matthias Recke, WANTED! Verschollene Objekte aus der Antikensammlung der Universität Gießen, S. 231-250
- Bd 91, 2006:** *Hans-Joachim Weimann*, ... und Gail'sche Sammlungen!?, S. 407-417
- Bd 92, 2007:** *Matthias Recke*, Kasseler Apoll und Dresdner Schauspielerrelief. Margarete Bieber und die Gießener Antikensammlung, S. 351-367
Matthias Recke, Berichte aus der Antikensammlung, S. 416-422
Matthias Recke, Skythen beim Symposion. Ein neues Fragment des Pithos-Malers, S. 423-431
- Bd 93, 2008:** *Hans-Joachim Weimann*, Sechs Fragen zum Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen, S. 5-28
Eva-Maria Felschow/Manfred Blechschmidt, Ein Kuratorium für das Museum? S. 29—30
Matthias Recke, Berichte aus der Antikensammlung 2007-2008, S. 439-450
- Bd 94, 2009:** *Hans-Joachim Weimann*, Die großherzogliche Wohnung in Gießen, S. 45-62
Manfred Blechschmidt, Archäologisch-geophysikalische Prospektion römischer Wachttürme bei Pohlheim-Grüningen, S. 213-217

- Hans-Joachim Weimann*, Ein Ritter, zwei Köpfe und ein Sänger, S. 223-225
Matthias Recke, Berichte aus der Antikensammlung 2008-2009, S. 239-246
- Bd 95, 2010:** *Susanne Gerschlauer/Michael Gottwald/Volker Hess/Christoph Röder*, Eine mittelalterliche Grube bei Buseck-Beuern, S. 35-46
Matthias Recke, Jahresbericht aus der Gießener Antikensammlung 2009-2010, S. 268-275
- Bd 96, 2011:** *Hans-Joachim Weimann*, Die Gießener Kunstsammlung im Neuen Schloss, S. 185-205
Michael Gottwald/Volker Hess/Christoph Röder, Die „Rudera vom Schlos Todenberg“ bei Treis an der Lumda, S. 299-317
Roland W. Aniol/Manfred Blebschmidt, Der Gießener Einbaum kehrt zurück, S. 319-325
Matthias Recke, Aktivitäten und Ausstellungen in der Antikensammlung. Jahresbericht aus der Antikensammlung 2010-2011, S. 344-350
- Bd 97, 2012:** *Dieter Neubauer*, Mit dem Bagger ins Mittelalter – Archäologische Erkenntnisse zur Siedlungsentwicklung der südlichen Innenstadt, S. 3-14
Susanne Gerschlauer/Michael Gottwald/Volker Hess/Christoph Röder, „Der Totenberg – Fränkischer Rasthof mit schöner Aussicht“ – Vorbericht über die Grabung 2012, S. 15-27
Manfred Blebschmidt, Die Burg Grüningen, S. 2940
Matthias Recke, Jahresbericht aus der Antikensammlung, S. 362-370
- Bd 98, 2013:** *Matthias Recke*, Jahresbericht der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen 2012-2013, S. 400-408
- Bd 100, 2010:** *Dieter Neubauer*, ... ante capellam nostram in giezen. Die archäologischen Ausgrabungen auf dem Kirchenplatz in Gießen 2015, S. 9-29
Katbarina Mohnike, Zu den archäologischen Untersuchungen auf dem Schiffenberg bei Gießen zwischen 1973 und 2015 – moderne Denkmalpflege im Umfeld eines Kulturdenkmals von nationaler Bedeutung, S. 31-49
Tjark Bergmann, Zum 300. Geburtstag des Kupferstechers Johann Georg Wille (1715-1808), S. 294-303
Matthias Recke, Jahresbericht der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen 2014-2015, S. 285-293
- Bd 101, 2016:** *Antonio Sasso*, Kloster Cella, Schiffenberg, S. 3-6
Elisabeth Décultot, Johann Georg Wille: ein europäischer Kulturvermittler, S.83-91

Marcel Baumgartner, Johann Georg Wille (1715-1808) – ‚Kupferstecher‘ aus Oberhessen und ‚Gestalt der europäischen Geistesgeschichte‘. Rezeptionsgeschichte, Probleme und Perspektiven der Forschung, S. 93-120

Michael Gottwald/Volker Hess/Susanne Gerschlaner, „Gronauer Altes Schloss“ im Krofdorfer Forst. Neue archäologische Befunde 80 Jahre nach den ersten Untersuchungen, S. 438-442

Bd 102, 2017: *Karen Piepenbrink*, Die Constitutio Antoniniana: Gegenstand – Kontroversen – historische Bedeutung, S. 1-13

„Zum Startschuss für die Neukonzeptionierung des Oberhessischen Museums in Gießen – eine Dokumentation“, (Beiträge von Dietlind Grabe-Bolz, Michael Breitbach, Mathias Henkel, Simone Maiwald, Holger Th. Gräf, Ludwig Brake, Marcel Baumgartner, Wolfgang Kaschuba) S. 15- 160

Dagmar Klein, Rezension „Sabine Philipp, Ulrike Kuschel, Der hessische Maler Ernst Eimer und die Heimat, o.Jg. (2017), erschienen aus Anlass der Ausstellung ‚Und draußen das Leben‘ v. 3.6.-20.8.2017 im Oberhessischen Museum, S. 469-470

Bd 103, 2018: *Johanna Kranzbühler*, Anthropologische Untersuchungen an den Skeletten aus der romanischen Basilika auf dem Schiffenberg bei Gießen, S. 11-21

Dagmar Klein, Neues aus den Inventarlisten der Deutschordens-Kommende Schiffenberg aus den Jahre 1660 und 1741, S. 23-36
Vasiliki Barlou/Dagmar Schweitzer de Palacios/Georgia Rakelmann, Schätze für Oberhessen. Der Traum vom Weltbürger sein, S. 249-276

Marcel Baumgartner, Rezension von Stephan Brakensiek/Anja Eichler (Hrsg.), Mythos Wille. Johann Georg Wille/Jean Georges Wille (1715-1808). Ein deutscher Kupferstecher in Paris, Petersberg: Imhof, 2018, S. 283-290

Bd 104, 2019 *Michael Breitbach*, Zum 140jährigen Bestehen des Oberhessischen Museums und den Gail’schen Sammlungen, S. 7.

„Dokumentation der drei Ausstellungen im Rahmen des Stadt[Labor]Gießen: (1) *Ludwig Brake/Georgia Rakelmann*, 12 x Gießen – vom Hügelgrab zum Kletterwald (2) *Holger Th. Gräf*, Über das Ansehen der Stadt – Gießener Ansichten aus fünf Jahrhunderten (3) *Katharina Weick-Joch et. alt*, „Gießen ist...“ Orte und Bewusstsein einer Stadt, S. 37 ff.

Katharina Weick-Joch, Vom Reservistenbild zum Reklameschild. Der Oberhessische Geschichtsverein übergibt dem Oberhessischen Museum ein stadtgeschichtliches Konvolut als Dauerleihgabe, S. 384 ff.

III. Ausgewählte Literatur und Quellen zum Oberhessischen Museum und Gail'sche Sammlungen

o. Verf., Rundgang durch das Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins, o. Jg. (1897)

W. Jost, Das Neue Schloß in Gießen, Festschrift für Phil. d. Großm., 1904, Jahresbericht der Denkmalpflege II, S. 248 ff.

o. Verf., Die Einweihung des neuen Museums im Alten Schloß, Gießener Anzeiger 16.8.1905

Karl Kramer, „Museum“ in: Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen und ihre Umgebung, Gießen (Roth), 1907, S. 135-141

Friedrich Wilhelm Sievers, Das neue städtische Museum für Völkerkunde in Gießen, Gießener Anzeiger 29.4.1910

Karl Kramer, Museum des Oberhessischer Geschichtsvereins und der Wilhelm-Gail-Stiftung – Ein Führer durch die Sammlungen, Gießen (Kindt), 1910/11

Ernst Kornemann/Paul M: Meyer, Griechische Parpyri im Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Giessen, Leipzig und Berlin (Teubner), 1910-1912

Arved von Schultz, Forschungsreise nach Pamir ausgeführt im Auftrag des Gießener Museums für Völkerkunde, Gießener Anzeiger vom 4.11.1913

Arved von Schultz, Die Parmirtadschick, Gießen, 1914, Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und den Gail'schen Sammlungen zu Gießen, Abteilung Völkerkunde, Heft 1

Karl Feick, Die Caraguatabast Knüpfereien der Chamcoco und Tumanaha, Gießen, 1917, Veröffentlichung des Oberhessischen Museums und den Gail'schen Sammlungen, Heft 2

Gießener Kunstverein 1912 e. V., Gießener Kunstsammlung. Für den oberhessischen Kunstverein zusammengestellt von Prof. Dr. Robert Sommer, 1918 (Nachdruck 2010)

m. Das Gießener Kriegsmuseum, Gießener Anzeiger 25.9.1918

Paul Helmke, Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim, Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen zu Gießen, 1. Heft, 1919

NN, Das Oberhessischen Museum und die Gail'schen Sammlungen, Gießener Anzeiger vom 15.1.1920

Karl Kramer/Paul Helmke, Oberhessisches Museum, Gießener Anzeiger 21.3.1924

Paul Helmke, Führer durch das Oberhessische Museum und die Gail'sche Sammlungen, Gießen (Kindt) 1932

Paul Helmke, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen in Gießen, Volk und Scholle 10, Darmstadt 1932, S. 177-180

Hans Szczech, Die Heimat im Spiegel des Museums – Eine Stunde in der vorge-schichtlichen Abteilung des Oberhessischen Museums, Gießener Anzeiger 23.2.1935, Nr. 46, Viertes Blatt

Hans Szczech, Die Brücke zu unseren Vorfahren – Eine Stunde Heimatgeschichte im Oberhessischen Museum zu Gießen, Gießener Anzeiger 23.3.1935 Nr. 70, Viertes Blatt

Hans Szczech, Exotisches Kulturgut in Gießen – Afrika, Asien, und das roman(?)ische Amerika erschließen sich im Gießener Völkerkundemuseum, Gießener Anzeiger 27.4.1935, Nr. 98, Viertes Blatt

Rudolf Wesenberg, Die sogenannte Arnsburger Madonna aus dem Museum zu Gießen, Hessische Heimat 1 (1937) Heft 2, S. 47, 48, 50

Herbert Krüger, Neuerwerbungen in unserem oberhessischen Museum, in: Die aufbaufreudige Stadt Gießen, Heft 1, 1939

Kar., Der Kunstbesitz der Stadt Gießen – Das Schicksal der Bock'schen Stiftungen, Gießener Freie Presse, 6.9.1949

Herbert Krüger, Zur Geschichte des Oberhessischen Museums, Heimat im Bild (Geschichtsbeilage des Gießener Anzeiger) 1950 Nr. 7, S. 27/28

Herbert Krüger, Das Museumswesen in Oberhessen, Heimat im Bild (Geschichtsbeilage des Gießener Anzeiger) 1951 Nr. 2

Herbert Krüger, Fundbericht des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen der Stadt Gießen, Germania 30 (1952)

Wilhelm Otto Heß, Das Oberhessische Museum und die Gail'schen Sammlungen in: „Giessen heute – die Stadt, in der wir leben“, Gießen, 1962/63, S. 181 f

Herbert Krüger, Das Alte Schloß in Gießen, Nachrichten der Gießener Hochschulgeseellschaft 32, 1963, S. 233-270

as, Um die Zukunft des Oberhessischen Museums – Geschichtsverein wendet sich gegen Streichung der Direktoren-Stelle, Gießener Anzeiger 17.2.1968

Wilhelm Otto Heß, Museum in Gießen --- konkret, in: Das Gießener Fenster 9 (1969), S. 12-27

Wilhelm Otto Heß, Oberhessisches Museum, Giessen-Information o.J.

Herbert Krüger, Oberhessisches Museum und Gailsche Sammlungen, in: Handbuch „Museen in Hessen“, Kassel 1970

Kurt Friedrich Ertel, Die Sammlung Bock im oberhessischen Museum, Heimat im Bild (Geschichtsbeilage des Gießener Anzeiger), 1970, Nr. 5

O.V., Was geschieht mit dem Alten Schloss? Hochbauamt legt Vorschläge für einen Wiederaufbau vor: als Museum oder als Parlamentsgebäude, Gießener Allgemeine 5. November 1975, S. 15 f.

O.V., Argumente sammeln – Standpunkte klären... Das GA-Gespräch: Was wird aus dem Alten Schloß? Kommunalpolitiker, Bürger und Experten diskutieren i, druck + pressehaus Wieseck, Gießener Anzeiger 6. November 1975 S. 6/7

Heinz Gabler, Hein Heckroth, Katalog Staatliche Kunstsammlung Kassel, Kassel 1977

og, Historisches Burgmannenhaus im neuen Gewand. Wiederaufbau geht dem Ende entgegen – Museumsbeirat diskutierte über die Verwendung und die des Alten Schlosses, Gießener Allgemeine 4. August 1977 S. 11

si, Blechschmidt geht, hört aber nicht auf.- Nach über zwei Jahren: Das Oberhessische Museum erwacht aus Dornröschen-Schlaf, Gießener Allgemeine 1.4.1978

nn, Ein echtes Weltbild im Kleinen: Die Gießener Völkerkundesammlung – Gestern nach über zehn Jahren wieder eröffnet – Ausbau geplant, Gießener Anzeiger 16.6.1978

F. Häring, Hrsg., „Kunst um 1900. Ölbilder und Graphik“, (Katalog der Ausstellung vom 8.12. 1978 bis 31. 5. 1979), o. Jg. (1978)

nn, „Ein stattliches Museum dem größeren Publikum geöffnet“- Das Oberhessische Museum wird heute einhundert Jahre alt, Gießener Anzeiger 2.2.1979

og, Das neue Alte Schloß. Am Brandplatz entstand ein neues „Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns“, Gießener Allgemeine 31.5.1980

Katalog Hugo v. Ritgen, Aquarelle-Zeichnungen, Ausstellung des Oberhessischen Museums, Sept. 1980

Katalog Max Beckmann-Grafiken, Oberhessisches Museum, 1981

„375 Jahre Universität Gießen 1607-1982 - Geschichte und Gegenwart“, Ausstellung im Oberhessischen Museum und Gail'schen Sammlungen 11. 5. Bis 25.7.1982, Planung und Leitung: *Norbert Werner*, 1982

Peter Petersen, Helmuth Mueller-Leutert. Katalog Kongreßhalle Gießen, 1982

Friedhelm Häring, Das Oberhessische Museum und Gail'sche Sammlungen – Geschichte, in: Die Museen in Gießen, edition gießen 1982, S. f

Friedhelm Häring, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen – Vom Neubeginn 1977-1982, in: Aus hessischen Museen, Kassel (Hessischer Museumsverband), 3, 1983, S. 77-88

Friedhelm Häring, Die Museen in Gießen, (Verlag Ferbersche Buchhandlung, edition gießen) 2. Aufl. 1986

Claudia Wessel, Geschichte der Heimat und fremder Kulturen: Sammlungen im Wallenfels'schen Haus Giessen, Oberhessische Presse, Marburg, 121, 1986, 16.8.1986, S. 33

ta, Ausstellungs-Vitrinen Ließen Zeitplan platzen. Seit über einem Jahr fertigen Wallenfels'schen Haus soll im Frühjahr eingeweiht werden – Nutzung ist aber bereits angelaufen, Gießener Allgemeine 10. Oktober 1986

Walter Stolle, Carl Engel, genannt von der Rabenau. Ein hessischer Maler im späten Biedermeier, Katalog Hessischer Museumsverband, 1987

Richard Laufner, Ges(ch)ichtsverlust: Friedhelm Häring und „seine“ Museen, Express/Giessener Magazin, 4, 1988, 7, S. 10-11

Friedhelm Häring, Universitätsstadt Gießen, Gießen (Ferber) 1989

Regierungspräsidium Gießen, Hrsg., Schule und Museum – ein museumspädagogischer Führer für den Regierungsbezirk Gießen, Gießen 1990

Maria Sipsie-Eschbach, Römische Münzen des Oberhessischen Museums. Katalog. Veröffentlichungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Giessen, Band 5, Giessen 1991

Bertin Gentges, Heinrich Will1895-1943. Leben und Werk, hrsg. v. Magistrat der Universitätsstadt Gießen und Oberhessischen Geschichtsverein, Gießen 1993

Katalog Hellmuth Mueller-Leutert 1892-1973, hrsg. v. Magistrat der Universitätsstadt Gießen, Kulturamt, Gießen 1993

800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, hrsg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen v. Ludwig Brake/Heinrich Brinkmann, 1997, darin: *Jürgen Rainer Wolf*, Festung und Nebenresidenz in Oberhessen, S. 410-445 sowie *Friedhelm Häring*, Zur Geschichte der Kunst, S. 485-511

Dietlind Stürz, Hein Heckroth (1901-1970). Aus Leben und Werk, hrsg. v. Kulturamt der Universitätsstadt Gießen, 1998, anlässlich der Hein-Heckroth-Gedächtnisausstellung v. 26.2.-29.3.1998, Kunsthalle Gießen

Dagmar Klein, Nach dem Vereins- folgt das Museumsjubiläum, Gießener Allgemeine 25.3. 2004

Friedhelm Häring, 125 Jahre Oberhessisches Museum Giessen Altes Schloss 1980-2005, hrsg. v. Oberhessischen Museum, 2006 Gießen

Anja Klöckner/Matthias Recke (Hrsg.), Gönner, Geber und Gelehrte. Die Gießener Antikensammlung und ihre Förderer, Katalog zur Ausstellung, 2007

pd, Disput um ein „Schatzkästlein mit Dachbodencharakter“. Schul- und Kulturausschuss: SPD mahnt dringende Überarbeitung des Leib'schen Hauses an – Koalition: Antrag überflüssig, Gießener Anzeiger 16.8.2008

Thomas Schmitz-Albohn, „In einem Museum geht man immer mit dem Tod um“. Friedhelm Häring wird 65 – Er spricht über den sparsamen Manfred Mutz, seine Begegnung mit Elvis Presley und blickt auf 34 Dienstjahre zurück, Gießener Anzeiger 13. August 2012

Andreas Ay, Neues Wohnen in alten Mauern. Joseph Maria Olbrichs Innenausstattung der Privaträume für Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein im Alten Schloss zu Gießen, 2012; erschienen aus Anlass der Ausstellung im Oberhessischen Museum, Altes Schloss vom 10.8. bis 28.10.2012

Sabine Philipp/Hildegard Heine/Julia Nagel-Gene, Notsicherung von ethnografischen Objekten am Oberhessischen Museum, In: Mitteilungen. Journal des Hessischen Museumsverbandes 52/2017, S. 34-37

Sabine Philipp/Ulrike Kuschel, Der hessische Maler Ernst Eimer und die Heimat, o.Jg. (2017), Katalog zur Ausstellung 3.6.-20.8.2017 im Oberhessischen Museum Oberhessisches Museum Gießen (Hrsg.), Kunst und Leben. Gustav Bock und seine Kunststiftungen 1915 und 1917, Begleitbroschüre zur (gleichnamigen) Ausstellung v. 3.8. bis 30.12.2018, o.Jg. (2018), Text Andreas Ay

Michaela Stark (Hrsg.), Bilder-Welten. Eine Zeitreise in die Antike mit den Highlights der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen, 2019

Stephan Scholz, Denkanstöße für das Museum. Bürgerinitiative „Historische Mitte Gießen“ kritisiert THM-Entwürfe für Altes Schloss/ „Sanierung schnellstmöglich beginnen“, Gießener Anzeiger 27. Februar 2019 S. 23

Karola Schepp, Nach zwei Jahren noch viele Fragen offen, Gießener Allgemeine 15. August 2019 S. 26

Burkhard Möller, Stadt will Mittelalter-Funde zeigen, Gießener Allgemeine 7. September 2019

Stephan Scholz, „4,7 Millionen Euro sind ein Anfang“. Oberhessisches Museum ist Gießener Großbaustelle. Dauerausstellung soll Besucher künftig mit Geschichten ansprechen und fesseln, Gießener Anzeiger, 16. September 2019, S. 23

olz, Kulturelle Zusammenarbeit von Gießen und Wetzlar: 120.000 Euro für 45 Projekte Gießen und Wetzlar arbeiten im Kulturbereich auf unterschiedlichen Ebenen zusammen, Gießener Anzeiger, 7.11.2019

Oberbessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Hrsg., Wieso? Weshalb? Warum?
Fragen an die ethnologische Sammlung, Begleitbroschüre zur Ausstellung
8.11.2019 bis 26. Januar 2020

Fortsetzung des Prozesses Stadt[Labor]Gießen: Dokumentation der drei experimentellen Ausstellungen

1. 12 x Gießen - Vom Hügelgrab zum Kletterwald. Ausstellung im Rahmen des Stadt[Labor]Gießen

LUDWIG BRAKE, GEORGIA RAKELMANN

Erste [Labor]Ausstellung: „12 x Gießen - Vom Hügelgrab zum Kletterwald“

Konzept und Programm der Ausstellung

Das vorgelegte Konzept hatte zunächst den Arbeitstitel: Gießen in 12 Objekten. 12 Achsenphasen oder -Situationen der Geschichte der Region von der Bronzezeit bis zur Gegenwart wurden bestimmt. Ihnen waren Objekte, Materialien und Texte zugeordnet, mittels derer eine Kontextualisierung vorgenommen werden konnte. Insbesondere bei den Abschnitten vor dem 20. Jahrhundert war dabei die Befragung des Materials mittels ungewohnter Perspektiven leitend, gewissermaßen vom Rande her, aus der Sicht der Nicht-Besitzenden, der Frauen oder der Minderheiten.

Die Perspektive, vom Rande her zu gucken, wurde auch bei den zeitgenössischen Stationen fortgesetzt.

Inhaltlich folgte das Ausstellungskonzept dem bereits zuvor im Steuerungsgremium formulierten Themenschwerpunkt „Stadt/Zeit/Achse“, indem es über die 12 Objekte einen Gang durch die Gießener Geschichte konstruierte. Zusätzlich wurden weitere inhaltliche Kriterien als Ziele und als zentrale Forderungen für die zu gestaltende Ausstellung formuliert.

1. Gießener Lebenswelten (historische wie gegenwärtige) sollten in 12 Objekten dargestellt werden. Die 12 Objekte:

- sollten für wichtige Entwicklungsstadien Gießens stehen,
- sie sollten beispielhaft/sinnbildlich/typisch für die angesprochene Epoche sein,
- sie sollten gesellschaftliche Gruppen Gießens und des Umlandes repräsentieren.
- Die thematischen Bezüge sollten heute im Stadtraum identifizierbar sein, es sollte möglich sein, Orte aufzusuchen, die inhaltlich im Zusammenhang mit dem Thema stehen.
- Sie sollten Echoräume in museumsferne Stadtteile und zu museumsfernen Bevölkerungsgruppen aufbauen.

2. Im Idealfall sollten die auszustellenden Objekte aus den Beständen des Museums kommen. Dabei galt es, den Zeitstrahl bis in die Gegenwart fortzuschreiben.

Die einzelnen Objekte sollten hervorgehoben präsentiert und darauf befragt werden, mit welchen Bevölkerungsgruppen Gießens und des Umlandes sie verknüpfbar sind. Eliten und Unterschichten, Berufs- und Geschlechtergruppen, Einheimische und Fremde sowie Außenseiter und Minderheiten sollten erscheinen.

Zusatzinformationen zu den vorgeschlagenen Objekten in Form von Seitengeschichten sollten Detailinformationen zu den Objekten selbst bieten, zur Lokalisierung im Stadtraum und Anknüpfungspunkte aufzeigen zum Alltagsleben in der Stadt und der regionalen Umgebung. Dadurch sollten weitere Interpretationsräume zu den Objekten geöffnet werden.

3. Die Präsentation der Objekte sollte folgende Kriterien erfüllen:

- **Sie sollte relevant sein** für den Neuanfang des Museums, um die Stadtgeschichte in all ihren Epochen bis zur Gegenwart vorzustellen.
- **Sie sollte attraktiv sein:** Bisher ist noch kein Versuch unternommen worden, Objekte in ihren vielfältigen Beziehungen und Sinnzusammenhängen zu präsentieren. Alle präsentierten Objekte lassen Beziehungen auf der Zeitachse, zum Stadtraum (historisch wie aktuell), und zur Gießener Sozialstruktur zu.
- **Sie sollte nachhaltig sein:** Alle erarbeiteten Objekte und Kontextinformationen können direkt weiterverwendet werden.
- **Sie sollte zukunftsfähig sein:** Es entsteht eine Plattform für innerstädtische Diskurse zu städtischen Identitäten. Diese Diskurse müssen offen gehalten werden für externe Gruppierungen und weitere forschende Erarbeitungen.
- **Es sollte eine innerstädtische Vernetzung stattfinden:** Ansprache zunächst im Stadtteil (Nordstadt), um weitere soziale Gruppen als Museumsbesucher zu gewinnen.
- **Es sollte Partizipation ermöglicht werden:** Interaktive Möglichkeiten, Vorantreiben der städtischen Integration, Generierung von Objekten durch Bürgerbeteiligung.
- **Es sollte immer auch ein Gegenwartsbezug erkennbar sein:** Rückbezug auf gegenwärtigen Stadtraum und gegenwärtige Sozialstruktur ist in besonderem Maße berücksichtigt.
- **Sie sollte multimedial sein:** Die Objekte können mit konventionellen Mitteln zum Sprechen gebracht werden, also mit Hilfe von Licht, Ausschnitten, Vergrößerungen, Doppelungen und Hintergründen. Ebenso sind zusätzlich auch in vielfältiger Weise multimediale, elektronische, akustische oder performative Mittel einsetzbar.
- **Der Zugang sollte ohne Schranken möglich sein.** (Inklusion, Integration, Barrierenabbau und Interaktion). Durch die Mehrsprachigkeit (Standard-Deutsch, Englisch, Türkisch) sowie Textvarianten in Einfacher Sprache wurde das Konzept inklusiv gestaltet, denn es wandte sich nicht nur an bildungsbürgerliche Schichten.
- **Soziale Strukturgruppen** (Race, Class, Gender, Age): Alterssituationen wurden mit bedacht, männliche und weibliche Situationen reflektiert, Themen so-

zialer Schichtungen angesprochen, Minderheiten und kulturelle Gruppierungen kamen zur Sprache.

- Um die Objekte sollten sich die jeweils **zeithistorischen Einordnungsräume** öffnen.
- **Es sollte ein Gesamtbild** (Big Picture) entstehen, ein Gesamteindruck der Gießener Stadtgeschichte, durch den nicht nur kulturaffine Gruppen angesprochen werden, die ohnedies Klientel des Museums sind. Durch die Einbeziehung „aller“ gesellschaftlichen Gruppen entsteht ein völlig neuer Blick auf die Identität Gießens. Der Echoraum des Museums sollte erweitert werden hin zu noch museumsfernen Gruppen.
- Der gesamte **Ausstellungszugang** sollte **niedrigschwellig sein**, d.h. der räumliche Zugang musste leicht und klar erkennbar sein. Dazu gehörte auch der Schwellenhöhe des Ortes Kunsthalle durch eine schwellenniedrige, eher spielerische Ästhetik entgegen zu wirken.

Umsetzung des Ausstellungskonzepts

Die Stationen griffen jeweils Zusammenhänge auf, die als prägnant für die Gießener oder regionale Vergangenheit verstanden werden können, weiter, die es ermöglichten, die zuvor genannten programmatischen Perspektiven (Arme, Frauen, Minoritäten, Migranten ...) thematisch sinnhaft mit ihnen zu verknüpfen. Nicht zuletzt konnten Themen der Stationen mit einem Ort im Stadtraum oder der näheren Umgebung in Verbindung gebracht werden.

Alle Stationen wurden mit Zusatzobjekten und Zusatzillustrationen, sowie mit Text-, einige auch mit Ton- und Videodokumenten ergänzt. Die Zugänglichkeit zu diesen Informationen wurde durch den Einsatz unterschiedlicher Medien, Aufklappelemente, Kästen mit Text- und Bildtafeleinsätzen, sowie Audio- und Videoelemente gewährleistet.

Elemente der Ausstellung

Präsentationsflächen (Stellwandquader) und Hauptobjekte auf Podesten

Zu jeder Station gehörte eine Präsentationsfläche, bestehend aus einem Stellwandquader der Kunsthalle. Vor ihnen wurden die Hauptobjekte mittels neu hergestellter Präsentations-Podeste ausgestellt; zur Sicherung gegen Berührung oder Wegnahme waren an einigen Objektstationen die Podeste mit den Objekten mit Vinylglashauben oder speziellen Sicherungseinrichtungen versehen.

Um einen möglichst direkten Zugang zu den Gegenständen zu ermöglichen, wurde auf weitere Absperr- oder Abgrenzvorrichtungen verzichtet.

An den Quaderflächen, sowohl auf der Vorder- als auch auf der Rückseite, waren wichtige Hauptinformationen in Texten von höchstens 1000 Zeichen angebracht. Durch die Texte wurde eine allgemeine Einführung und zeitliche Einordnung der Objekte bereitgestellt.

An jedem Quader befand sich zudem oben links ein Signet, welches das Thema der Station andeutete und die Zuordnung von Quader, Objekt und Informationstisch erleichtern sollte.¹

Zur Erleichterung des Informationszugangs waren zusätzlich zum Text in Standard-Deutsch Übersetzungen in Englisch und Türkisch und in auf Barrierefreiheit zielender Einfacher Sprache hinzugefügt. Ebenfalls auf der Stellwand war bei jeder Station ein Bild (einmal ein Objekt) angebracht, welches den einführenden Text bildlich ergänzte und einen Aspekt des Themas der Station aufgriff.

Als Beispiel werden die Texte und das ergänzende Bild der Station 10 Stadt der Arbeitsmigranten vorgestellt.

Einführungstext in Standard-Deutsch:

1950er Jahre bis heute - Stadt der Arbeitsmigranten

Vom Bosphorus an die Lahn: Der Schuhputzkasten ist ein Familienerbstück, das schon der Großvater des Besitzers in seinem Geschäft in Istanbul hatte. Der als Gastarbeiter gekommene Nachkomme konnte die alte Familientradition mit einem eigenen Laden in Gießen fortsetzen.

Ab den 1950er Jahren zogen Gastarbeiter aus Südeuropa, vom Balkan und aus der Türkei nach Gießen, wo sie anfangs in Wohnheimen auf Werksgeländen lebten. Mit der Zeit wechselten viele in Privatwohnungen, holten Angehörige nach und bereicherten die Stadt mit ihren Kulturen, Sprachen und Speisen.

Nach ihrem Erwerbsleben in Deutschland wollten viele Migranten der ersten Generation in ihren Herkunftsländern beerdigt werden. Erst langsam entstand der Wunsch, in der neuen Heimat der Familie ein Grab zu haben. Das islamische Gräberfeld auf dem neuen Friedhof bietet seit Anfang der 1990er Jahre die Möglichkeit, dort nach eigenem Ritus bestattet zu werden.

Einführungstext in Englisch:

1950s till now - City of migrant workers

From Bosphorus to Lahn river – the shoe-shine box is a family heirloom that the grandfather of its owner had in his shop in Istanbul. The descendant who came as a migrant worker could uphold the family tradition with his own shop in Gießen.

From the 1950s migrant workers came from southern Europe, from the Balkan region and from Turkey to Gießen, where – at first – they lived in dorms on work premises. As time went by, they started moving into private flats, brought their families to join them and enriched the city with their cultures, languages and food.

After their working lives in Germany, many first-generation migrants wished to be buried in their countries of origin. Only slowly, they wished to be buried in their new home country. Since the early 1990s, the Islamic cemetery on the grounds of the new graveyard offers the possibility to be buried in accord with one's own rituals.

Einführungstext in Türkisch:

1 Die Signets sollten jeweils auch am Podest für die Leitobjekte sowie am Informationstisch angebracht werden. Wegen formalästhetischer Disparitäten ist dies unterblieben.

1950ler'den günümüze - Göçmen işçilerin şehri

Boğaz'dan Lahn'a: ayakkabı boya sandığı bir aile yadigarıdır. Büyük büyükbabasının İstanbul'daki dükkanında kullandığı bu sandık ile Almanya'ya misafir işçi olarak gelen torun, eski aile geleneğini Giessen'daki dükkanında devam ettirmiştir.

1950'lerden itibaren Güney Avrupa, Balkanlar ve Türkiye'den Giessen'a pek çok misafir işçi gelmiş ve başlangıçta fabrika binalarında veya yurtlarda yaşamışlardır. Zamanla birçok kişi özel evlere taşınmış, ülkelerinden akrabalarını getirmiş ve şebri kültürleri, dilleri ve yemekleriyle zenginleştirmişlerdir.

Birçok birinci nesil göçmen, Almanya'daki çalışma hayatından sonra kendi vatanlarına gömülme istedi. Yeni vatanında bir mezarına sahip olma isteği ancak sonraları ortaya çıkmıştır. Yeni Mezarlık'taki İslami gömü alanı, 1990'ların başından itibaren göçmenlere kendi dini kurallarına uygun gömülme imkanı sunmaktadır.

Einführungstext in Einfacher Sprache:

Die Stadt der Gast-Arbeiter

Nach dem Jahr 1950 kamen viele Menschen aus dem Ausland nach Gießen.

Sie wollten hier arbeiten.

Man nennt sie: Gast-Arbeiter.

Die Gast-Arbeiter kamen aus Süd-Europa, vom Balkan oder aus der Türkei.

Am Anfang haben sie in Wohn-Heimen gewohnt.

Die Wohn-Heime haben den Firmen gehört, bei denen die Gast-Arbeiter gearbeitet haben.

Später sind die Gast-Arbeiter in eigene Wohnungen gezogen.

Und sie haben ihre Familien nach Gießen geholt.

Die Gast-Arbeiter haben die Stadt durch ihre Kultur, ihre Sprache und ihr Essen verändert.

Viele Gast-Arbeiter wollten nach ihrem Tod in ihrem alten Heimat-Land beerdigt werden.

Später wollten viele Gast-Arbeiter in Gießen beerdigt werden.

Dafür hat die Stadt eigene Gebiete auf dem Friedhof geschaffen.

Zum Beispiel: Ein eigenes Gebiet für Muslime auf dem neuen Friedhof.

Dort können sie ein muslimisches Begräbnis machen.

Der Schuhputz-Kasten gehört einem Mann, der aus der Türkei kam.

Er hat den Schuhputz-Kasten von seinem Opa bekommen.

Informationstische

Als drittes Element kam zum Hauptobjekt und zum Wandquader bei jeder Station noch eine Informationseinheit hinzu. Das waren Tische, an dem sich ein Themenfächer öffnete, durch den, in mehrere Ebenen gestuft, Zusatzinformationen zum Hauptobjekt bzw. zu verwandten Themen abgerufen werden konnten

Die Informationseinheiten verfügten über eine zweigeteilte Minivitrine, in der thematisch verwandte Objekte präsentiert wurden. Einige waren mit einer Klappvorrichtung versehen, die bei Öffnung weitere Informationen erschloss, andere verfügten über eine Plexiglasabdeckung. Zur Informationseinheit gehörte weiter eine Anzahl von Informationskarten, die mit Texten und Bildern die inhaltlichen Informationen vertieften.

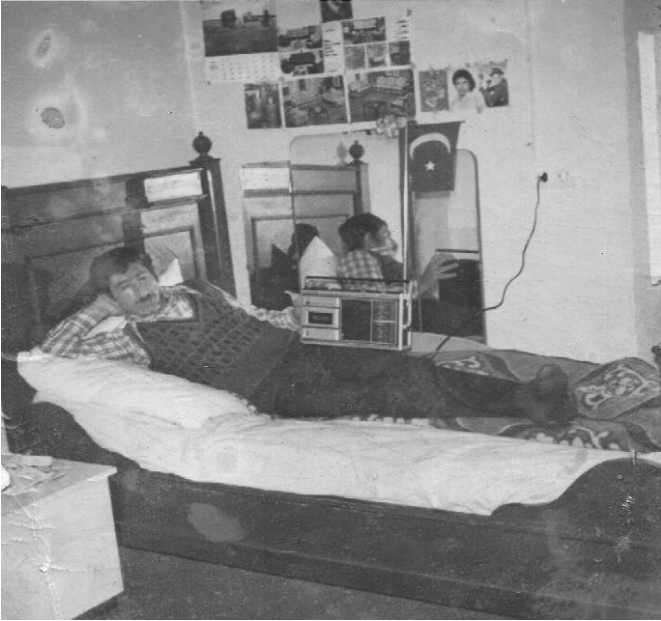


Abb. 1: Das ergänzende Bild zeigte eine Situation aus einem der Männervohnbeime für Gastarbeiter (Foto: Gözüacik)



Abb. 2: Ansicht von Informationstischen (Foto: transit)

An vier der zwölf Stationen waren anstelle der Informationskarten Informationen über Tablets abzurufen, die zusätzlich noch Videoelemente anboten. An zwei Stationen gab es Kopfhörer, die Klangbeispiele zur Verfügung stellten.

Die Zusatz-Informationen bestanden zum einem aus rein sachlich informativen Inhalten, sie erstreckten sich aber auch über Bild- und Videoinformationen bis hin zu literarischen Texten oder musikalischen Klangbeispielen



Abb. 3: Informationstisch mit Hörvorrichtung (Foto: Darmstädter)

Ruhebänke

An den Seitenwänden der Ausstellungshalle waren mehrere Bänke als Ruhe- und Sitzgelegenheiten aufgestellt. Von ihnen aus konnten Sichtachsen auf mehrere Stationen zugleich wahrgenommen werden. Außerdem boten sie den Besuchern die Möglichkeit, die Infokarten von den jeweiligen Infotischen mitzunehmen und im Sitzen zu lesen.



Abb. 4: Mitglieder einer Schülerführung ruben sich auf den Bänken aus. (Foto: transit)

Verkleidungsstation

In einem optisch durch eine Lattenkonstruktion abgetrennten Kubus befand sich ein Bereich, der für das Verkleidungsangebot (Re-enactment) zu Station 4 - Festungsstadt vorgesehen war. Die Verkleidungsstation mit Gewändern und Kopfbedeckungen, einem Spiegel und zwei Selfiestöcken für Bilder mit dem eigenen Mobiltelefon war im Zusammenhang der Niedrigschwelligkeit und Inklusion konzipiert worden.

Mit einem spielerischen Element sollte über Verkleidung beziehungsweise Reinszenierung des strahlenden Portraits der Familie des Festungskommandanten Schmaltz die dargestellte barocke Welt jenseits von textlichem Zugang, gewissermaßen körperlich erfahrbar werden. Die an Barockkleidung angelehnten Kostüme, Hauben und Hüte, die das Theater zur Verfügung gestellt hatte, konnten auf diese Weise dazu verhelfen, Habitus, Haltung und Ausdruck der Personen des Portraits jenseits von Texten nachzuspüren.



Abb. 5: Emanationen der Familie Schmaltz (Fotos: Sowaid)

Tisch, Bänke, Lesematerial

Lesematerial für kind- und jugendgerechte Zugänge zu einigen in der Ausstellung behandelten Themen waren an einem großen Tisch mit Bänken im Eingangsbereich bereitgestellt. Der Tisch war zugleich für ein ungerichtetes Verweilen der Besucher, jedoch auch für Arbeitsgruppen und Gespräche vorgesehen.

Feedbackfläche

Für Bemerkungen zur Ausstellung, Kritik, Anregungen und auch Lob war in dem Kubus mit der Verkleidungsstation eine „Feedbackwand“ eingerichtet, auf der handschriftliche Eintragungen vorgenommen werden konnten.

Viele Besucher haben Kommentare zur Ausstellung hinterlassen; manche reagierten auf Kommentare anderer Besucher, die bereits dastanden. So entstand eine Art kleiner Dialog der Kommentare.



Abb. 6: Tisch als Treffpunkt - mit Lektüreangeboten (Foto: Sowaid)

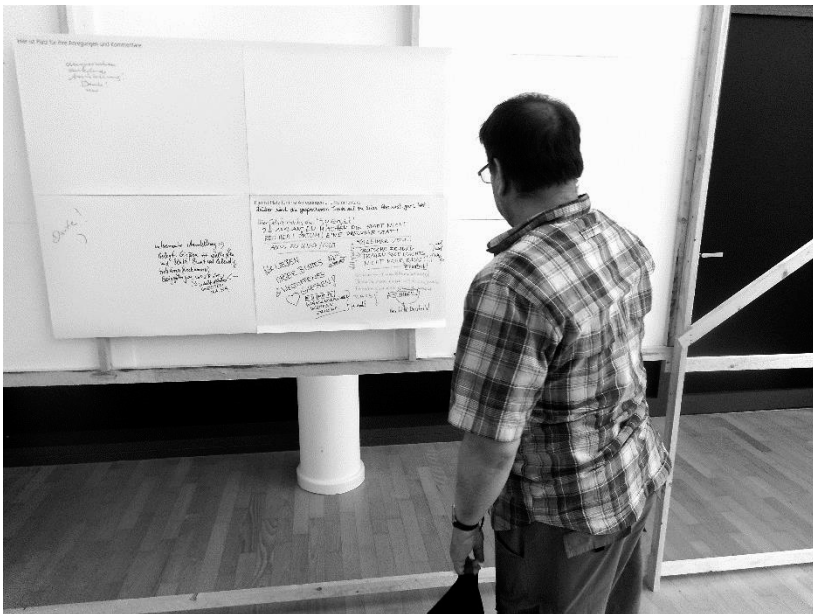


Abb. 7: Echowand im Verkleidungskubus (Foto: Kubi)

Anordnung im Raum

Die Anordnung der Objekte im Raum – das heißt, die Objektpräsentationsflächen mit Informationseinheiten - war so gewählt, dass die Aufsichten jedes Objekt in direktem Blick behalten konnten.

Eine kreisförmige Anordnung entlang eines gedachten Zeitstrahls, der mit der Station zur Bronzezeit begann und mit der zum Jungen Gießen endete, war angedeutet, aber nicht zwingend vorgegeben. Die Besucher sollten die Reihenfolge während ihres Rundgangs selbst frei wählen können.

Die Stationen

Station 01

Bei Station 01 war das Hauptobjekt ein Grabfund aus der Bronzezeit. (Die Objekte wurden aus dem Oberhessischen Museum für die Ausstellung entliehen.)



Abb. 8: Funde von der Hochwart (Foto: Darmstädter)

Die Schmuckstücke waren auf einem Podest unter einer Plexiglashaube arrangiert, welches unmittelbar an der Wand mit den Einführungstexten (in Standard-Deutsch, Englisch, Türkisch und Einfacher Sprache) stand.

Der Zusammenhang zwischen dem Grabfund und der Region Hochwart wurde unterstrichen durch ein Foto unterhalb der Texte, das Przewalski-Pferde von der Station des Europäischen Erhaltungszuchtprogramm zeigte, die sich heute in der Nähe befindet.

Ebenfalls an der Wand war ein Signet angebracht, mittels dessen die Orientierung der Besucher erleichtert werden sollte, beziehungsweise welches auf allen Bestandteilen einer Station wiederkehren sollte, um die Zusammengehörigkeit der Bestandteile: Wand, Podest, Tisch zu unterstreichen.



Abb. 9: Przewalski Pferde an der Hochwart (Foto: Brühl)

Der Einführungstext lautete in Standard-Deutsch:

14. Jahrhundert v.d.Z. Schmuck aus dem Hügelgrab an der Hochwart

In einem Hügelgrab an der Hochwart zwischen Gießen und Annerod wurde 1975 über 3300 Jahre alter Schmuck aus der mittleren Bronzezeit entdeckt. Von der Hauptbestattung in der Mitte des Hügels war wenig erhalten. Doch in der seitlichen Nebenbestattung lagen auf einem Steinfloster einige Knochenfragmente, Zähne und unverzierte Keramikscherben. Dazu Perlen und Kostbarkeiten aus Bronze, Gold und Bernstein – gefertigt aus Materialien, die nicht aus der Region stammen. Womöglich pflegte der oder die Begrabene bereits Tauschbeziehungen bis an die Ostsee, einem Ursprungsort von Bernstein.

Ob damals schon sesshafte Siedler beim heutigen Gießen lebten, ist nicht belegt. Grabbügel aber gibt es mehrere. Bei Straßenbauarbeiten an der B 49 fand man 1974 weitere bronzezeitliche Bestattungen.

Seit 1991 ist das Gelände, auf dem sich ein Solarpark und ein Wildgehege befinden, Naturschutzgebiet. Zuvor war es ein Truppenübungsplatz, Teil eines US-Militärdepots und einer Raketenstellung.

Der Informationstisch zeigte in den Vitrinenfächern Zusatzobjekte, die das Fragmentarische und Zufällige der Funde unterstrichen, die als Material für Interpretationen zur Verfügung stehen. Es handelte sich hier um Bernsteinstücke und Bruchstücke von Bronzezeitschwertern aus dem Lahnkies (Kopien).

Der Informationstisch dieser Station war mit Karten ausgestattet, die in drei Kapitel gruppiert waren.

Im ersten Kapitel: Ein Hügelgrab im Wald beschrieb der Abschnitt „**Ein Mittelbronzezeitliches Frauengrab?**“ den Ausgrabungsfund, dem der ausgestellte Schmuck entstammt. Der inzwischen abgetragene Hügel über dem Grab kam zur Sprache, Haupt- und Nachbestattungen wurden erwähnt und die Grabbeigaben gedeutet. Der nächste Abschnitt unter dem Titel „**Bronzezeit in Oberhessen**“ hatte die Bronzezeit in Oberhessen sowie die Position der Fundstätte zu dem Netz des bronzezeitlichen Fernhandels zum Thema. Hier wurde auf den Migrationszusammenhang hingewiesen - der Bernstein und das Metall der Grabbeigaben entstammt nicht der hiesigen Region. Der letzte Abschnitt „**Deutungen im Wandel**“ brachte die Deutungsgeschichte ins Spiel: während man früher dachte, dass Schmuck in Gräbern auf einen Frauengrab hinweist und Waffen auf ein Männergrab, hat sich das Bild inzwischen differenziert. Jetzt geht man davon aus, dass Schmuck oder Waffen möglicherweise eher mit Vorlieben der begrabenen Person zu tun haben - unabhängig von ihrer Geschlechterrolle.

Das nächste Kapitel mit dem Titel: Was wir haben, was wir wissen beschrieb im Abschnitt „**Was gefunden wurde**“ die Fundstücke aus dem Grab genau in Form und Material und erläuterte, wie aus von den Objekten ausgehend auf die Lebensweise der Menschen und über der Bronzezeit geschlossen wird. Im Abschnitt „**Keine Siedlung, nur ein Grab**“ wurde thematisiert, dass zu dem Grab, beziehungsweise dem Grabhügel bislang keine Siedlung gefunden wurde; dass man also nicht weiß, ob die begrabene Person in der Region ansässig war oder nicht. Der letzte Abschnitt in diesem Kapitel „**Der Weg des Bernsteins**“ geht dem Bernstein aus dem Grabfund nach, der nicht aus der Region, sondern von der Ostsee stammt.

Im dritten Kapitel: Wie aus anderen Welten hatte im Abschnitt „**Die Hochwart heute**“ den Ort der Fundstelle und seine jüngere Geschichte vom Truppenübungsplatz zum Sprayerparadies zum Gegenstand. Der letzte Abschnitt „**Reisende zwischen Ostsee und Gibraltar**“ war mit einem Auszug aus einem Jugendbuch versehen, in dem eine gefährvolle Reise eines Mädchens in der Bronzezeit zu einer Orakelstelle weit im Süden und zurück zu ihrer Gruppe geschildert wird. (Alix Hänsel: Das Bernsdorf-Orakel. Eine lange Reise in der Bronzezeit. Hamm 2007)

Der Station war außerdem ein Kurbelkasten hinzugefügt, der für Kinder- und Rollstuhlfahrer leicht erreichbar an dem Stellwandquader befestigt war. Mittels einer Kurbel konnte eine Landkarte mit dem Weg des Bernsteins abgerollt werden: von der östlichen Ostseeküste durch das westliche Europa bis in den Südosten und Südwesten. Zur Orientierung war auch der Standort Gießens einzeichnet - und verdeutlichte, dass die Grabstelle nicht unmittelbar an der Bernsteinstraße sondern in ihrer Nähe lag.



Abb. 10: Kurbelkasten (Foto: transit)

Station 02

Bei dieser Station war das Hauptobjekt ein Metallkästchen vom Neuhof. (Es wurde aus dem Oberhessischen Museum entliehen.)

Das ergänzende Wandbild an der Stellwand, angebracht unterhalb der Texte in Standard-Deutsch, Englisch, Türkisch und Einfacher Sprache zeigte eine Ansicht des Schiftenberges.



Abb. 11: Metallkästchen vom Neubof (Foto: Sowaid)

Der einführende Text in Standard-Deutsch lautete:

12. Jahrhundert – heute. Schiffenberg im Wandel

Auf dem Schiffenberg gibt es Spuren von der Jungsteinzeit bis ins Hochmittelalter. Dennoch ist nicht gewiss, ob auf ihm durchgängig Menschen siedelten. Sicher ist dies ab 1129: Da wurde dort das Augustiner-Chorherren-Stift eingerichtet, in dem bis 1323 dessen Glaubensbrüder lebten, danach die des Deutschritterordens. In diesem Zeitraum stritten die Bewohner des Schiffenbergs mit den umliegenden Orten um wirtschaftliche Rechte. Dokumente dieser Auseinandersetzung verwahrte man in dem Kästchen. Offenbar auch gefälschte Urkunden.

Im 19. Jahrhundert eröffnete auf dem Schiffenberg eine Gastronomie mit Studentenunterkunft. Schon Justus Liebig feierte hier. Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Gebäude und Ländereien des Stifts an das Land Hessen gegangen. Erst seit 1972 gehört der Schiffenberg zur

Stadt Gießen. Heute ist er das Zentrum eines Naherholungsgebiets, in dem Kulturveranstaltungen, der Kletterwald und viele Sportmöglichkeiten zu Freizeitfreunden einladen. Die Zusatzobjekte in den Fächern des Informationstisches stellen einen Bezug zu der Lebens- und Wirtschaftsweise der Schiffenberg-Bewohner und der Cella-Bewohnerinnen her: Getreide, Hülsenfrüchte wie Lupinen und Schafwolle gehörten den Quellen nach zu ihren erwirtschafteten Dingen.

Der Informationstisch beherbergte in den Fächern für ergänzende Objekte in der Region in jener Zeit angebaute Getreidesorten sowie Schafwolle und damals übliche Leguminosen.

Der Informationstisch von Station 02 war mit einem in den Tisch eingelassenen Tablet mit einer Bildschirmberührungsfunktion ausgestattet. Die Besucher konnten die Informationen auf diese Weise aufrufen.

Die Informationen waren wieder in drei Kapitel unterteilt.

Im Kapitel: Ein Schatzkästchen vom Neuhof wurde im Abschnitt „**Kästchen mit Schloss**“ das Leitobjekt, das schmiedeeiserne Kästchen besprochen. Seine Funktion als Aufbewahrung für Urkunden - unter denen auch Fälschungen waren - wurde erläutert. Im Abschnitt „**Der Neuhof bei Leihgestern**“ ging es um Rechtsstreitigkeiten im Zusammenhang von Pachteinahmen und Nutzungsrechten zwischen den Ordensbrüdern auf dem Schiffenberg und dem Neuhof in Leihgestern. Unter „**Mittelalterliches Leben in Leihgestern**“ wurden die verfügbaren und erhaltenen Alltagsgegenstände mittelalterlicher Haushaltsführung und die subsistente Wirtschaft besprochen.

Das nächste Kapitel: Die Bauten enthielt im Abschnitt „**Ein bebauter Hügel im Wald**“, Bilder wie Stiche, Gemälde, Fotografien bis hin zu Luftaufnahmen des Schiffenberggeländes und zum Teil seiner Bewohner und Nutzer aus dem 18.-20. Jahrhundert. Im Abschnitt „**Kletterwald und Kulturstätte (Musikalischer Sommer)**“ war die Rede von der jetzigen Nutzung des Gebiets für Freizeitaktivitäten und Kulturveranstaltungen.

Das letzte Kapitel: Geschichten vom Schiffenberg gab im Abschnitt: „**Duller**“ eine Beschreibung des Schiffenberggeländes von Eduard Duller aus dem Jahr 1851 wieder. Der Abschnitt „**Ehrbare Fälscher**“ befasste sich noch einmal mit den gefälschten Dokumenten und deutete sie im zeithistorischen Zusammenhang. Im Abschnitt „**Die Nonnen von Cella**“ befand sich ein weiterer Auszug aus dem Text von Eduard Duller sowie ein literarischer Text von Karola Drews, in dem die letzten Nonnen von Cella im 14. Jahrhundert im Selbstgespräch über die Auflösung ihres Klosters sinnieren.

Der Text, von der Autorin gesprochen, war mittels Kopfhörer über das Touchpad abrufbar.

Station 03

Das zentrale Objekt zu diesem Zeithorizont war der Grabstein von Jost Becker; auch er entstammt den Beständen des Oberhessischen Museums.



Abb. 12: Grabstein von Jost Becker (Foto: Darmstädter)

Der Zusammenstellung des Einführungstextes dieser Station war ein Bild eines Lederschuhs zugefügt, der bei Grabungen im Stadtgebiet gefunden worden war.

Der Einführungstext lautete:

12. - 16. Jahrhundert - Siedlung und Stadt

Der Grabstein mit der Brezel führt in die Zeit der ersten Gießener Stadterweiterung. Im 13. und 14. Jahrhundert zogen Siedlungsbewohner aus dem Umland in die Stadt. Mit Aufschüttungen machten sie das Gelände begeh- und bebaubar, erschlossen neue Gebiete nach Süden und nach Westen bis an die Labn.

Bald entwickelten sich Gewerbe und Handwerk. Die Wollweber, Fleischer und Schuhmacher organisieren sich als Erste in Zünften. Vermutlich auch die Bäcker, die für tägliche Bedarfe sorgten. Entweder gehörte der 1551 verstorbene Jost Becker dazu – oder sein Grabmal trägt ein Zeichen seines Namens. Dokumenten zufolge war er 1542 Bürgermeister.

Viele Familien betrieben neben ihrem Gewerbe noch Landwirtschaft. Spezialisierte Handwerksbetriebe wie Kupfer-, Kessel-, und Waffenschmieden kamen hinzu. Allmählich bildeten sich soziale Schichten. Reiche, mächtige Bürger grenzten sich von ärmeren, von Knechten, Mägden, Tagelöhnern ab. Über allen standen die Burgmannen und die Amtsträger der Obrigkeit.

Die Zusatzobjekte in den Vitrinenfächern des Informationstisches waren ein zerbrochenes Öllämpchen aus den Grabungsfunden in der Innenstadt sowie eine Auswahl von Broten, die aus den Getreidearten und in den Formen gebacken wurden, die in dem Zeitraum in der Region üblich waren.

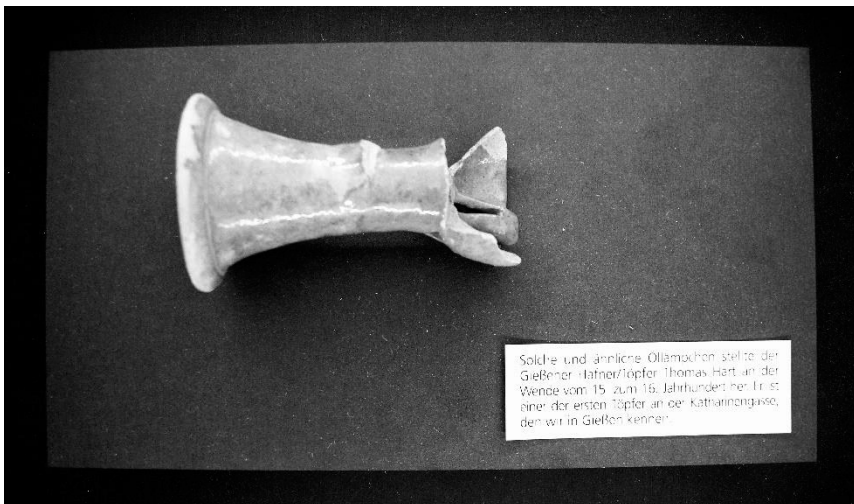


Abb. 13: Öllämpchen (Oberhessisches Museum) (Foto: transit)

Diese Station war wieder mit Steckkarten als Informationsträger ausgestattet, die in drei Kapitel geordnet waren.

Im ersten Kapitel: Der Grabstein des Bäckers informierte der Abschnitt „**Das Rätsel der Brezel**“ über den Grabstein des Jost Becker; was man über den Standort weiß und welche Annahmen zu der Brezel und der Schrift auf ihm bestehen. Informationen zu Begräbnispraktiken des 14. Jahrhunderts beschließen den Text.

Der nächste Abschnitt „**Von Scheibenkreuzen, Tableaus und anderen Steinen**“ stellte andere Grabsteine vom Alten Friedhof und aus den Beständen des OHM vor. Der letzte Abschnitt „**Vom Pestacker zum Bürgerpark**“ informierte über die Geschichte des Alten Friedhofs an der Licher Straße.

Das zweite Kapitel: Leben in Gießen im 16. Jahrhundert enthielt den Abschnitt: „**Thomas Hart, der Töpfer aus der Katharinengasse**“, der sich mit einem Töpfer aus dem Zeithorizont des Jost Becker befasste. Was man aus den Funden im Gebiet der Töpferei schließen kann, wurde erläutert. Außerdem wurde die Form des Öllämpchens aus der Tischvitrine analysiert. Der Abschnitt: „**Dreck an den Füßen**“ griff den abgebildeten Schuh von der Stellwand auf. Auch er entstammt innerstädtischen Grabungsfunden. Anhand seiner Beschaffenheit wurde die Gestalt der Wege und die Entwässerungspraktiken jener Zeit besprochen. Der letzte Abschnitt „**Gießener Backordnung von 1543**“ gab zeitgenössische Regeln wieder und informierte über Praktiken und Verfahren des Backens im 16. Jahrhundert.

Das dritte Kapitel: Geschichten von Brötchen begann mit dem Abschnitt „**Brötchen von Frau Berlepsch**“, in dem die semilegendäre Geschichte der Brötchenspende durch die „Teigscher Frau“ wiedergegeben wird. Der letzte Abschnitt „**Backwarenformen**“ befasste sich mit den gegrenzten Mehlsorten, die im angesprochenen Zeithorizont zur Verfügung standen.

Station 04

Als zentrales Objekt zu diesem Zeitraum wurde das Portrait der Familie des Festungskommandanten Adam Schmaltz und seiner Familie aus dem Oberhessischen Museum gewählt. Das Bild wurde auf ein Podest gelegt, einmal um eine ungewohnte Perspektive anzubieten und zum anderen, um die Rahmen-umlaufende Schrift lesbar zu machen.

Das ergänzende Bild an der Stellwand zeigte ein Epitaph aus der gleichen Zeit wie das Schmaltzportrait. Die Betonung religiöser Elemente in diesem Bild weisen auf die Besonderheit des Schmaltzportraits hin, in dem keine religiösen Bildelemente vorhanden sind.

Der Einführungstext in standard-deutscher Sprache lautet:

16. - 19. Jahrhundert - Festungsstadt

Im 16. Jahrhundert erlangte die kleine Stadt neue Bedeutung. Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen, baute es zur Landesfestung aus. Als Vorkämpfer der Reformation lag ihm daran, sein Territorium abzusichern. So ließ er mehrere Städte durch Wall und Graben befestigen, ab 1530 auch Gießen.

Die Erweiterung zum Militärstützpunkt veränderte den Alltag der Gießener. Soldaten zogen hinzu, die von ihnen beherbergt werden mussten. Offiziere und Festungskommandanten wie Adam Schmaltz, denen wie den Regierenden zu gehorchen war. Es galt Pflichtdienste zu leisten.

Nicht nur beim Bau der Festungsanlage und zu ihrer Instandhaltung, sondern 1547 auch zu ihrer zerstörenden Schleifung nach einer Niederlage, und ihrem Wiederaufbau ab 1560. Mehrmals modernisiert, taugte sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr für Verteidigungs-

zwecke und wurde eingeebnet. Heute erinnern nur noch Straßenverläufe und ein baulicher Rest im Hof des Arbeitsamts an sie.



Abb. 14: Ansicht Station 4 (Foto: transit)

In den Vitrinen des Informationstisches waren Pläne und Abbildungen zu sehen, die den Festungshintergrund der Stadanlage verdeutlichen; so Stadtansichten aus dem 17. Jahrhundert und ein Stadtplan des heutigen Gießens, in den der ehemalige Festungsumriss eingezeichnet war.

Die Informationsträger dieser Station waren wieder Steckkarten. Von den drei Kapiteln des Themas lautete das erste: Adam Schmaltz und seine Familie. Der erste Abschnitt darin „**Ein ungewöhnliches Familienportrait**“ ging der Geschichte

der Familie des Festungskommandanten Adam Schmalz nach und informierte über den Nutzungswechsel des Bildes vom Familienportrait zum Epitaph.



Abb. 15: Porträt der Familie Schmalz (Foto: transit)

Der Vergleich mit dem Epitaph von Baltzer Becker verdeutlichte das Ungewöhnliche des Schmalz-Bildes. Der Abschnitt „**Leute von Stand**“ informierte über die Status- und Standeszeichen auf Bildern aus dem Zeitraum und erlaubte so eine Annäherung an die Zeichen und Gewänder des Schmalz-Bildes. Der letzte Abschnitt zu dem Kapitel „**Was ein Festungskommandant entschied**“ befasste sich mit dem Handlungsspielraum eines Festungskommandanten und führte belegte Konflikte und Krisensituationen an, denen ein Festungskommandant ausgesetzt war.

Das zweite Kapitel: Die befestigte Stadt beinhaltet den Abschnitt „**Schanzen, Wälle und Wachen**“, in dem die Geschichte des wiederholten Aufbaus und Abbaus der Festungsanlagen in Gießen nachgezeichnet wurde. Unter „**Vom Rüstungsgut zum Theaterrequisit**“ wurde von der immer wieder veraltenden Wehr- und Waffentechnik im Kontext der Festung berichtet und davon, dass am Ende die nicht mehr brauchbaren Waffen bei der Auflösung des Zeughauses 1811 unter anderem an das Hoftheater in Darmstadt abgegeben wurden.

Das dritte Kapitel: Die befestigte Stadt thematisierte als erstes „**Die Pest in Gießen**“. Hier wurden verschiedenen Pestepidemien angesprochen, die auch Gießen erreichten, und die Geschehnisse werden von dem Pfarrer Greser im 16. Jahrhundert geschildert.

Das dritte Kapitel: Geschichten von Krieg und Frieden versuchte, sich dem Lebensgefühl jener Zeit mit der Hilfe literarischer Texte zu nähern. Der erste Ab-

schnitt „**Gedichte der Barockzeit**“ beinhaltet fünf Gedichte aus der Zeit. Es folgte der Abschnitt „**Aus dem Leben von Frau Schmalz**“ mit einem literarischen Text von Karola Drews, in dem Frau Schmalz ihren Alltag bespricht. Im letzten Abschnitt „**Todenwärts Verlust**“ wurde die maßlose Trauer geschildert, die Anton Wolff von Todenwart nach dem Pesttod seiner Frau erlebte - und die Verbindung zu ihrem Grabmal auf dem Alten Friedhof wurde hergestellt.

Station 05

Das zentrale Objekt für diesen Zeitrahmen war ein Plan des Amtsgartens, aus dem der Botanische Garten entstand. (Der Plan wurde aus dem Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt entliehen. StAD PL 835)

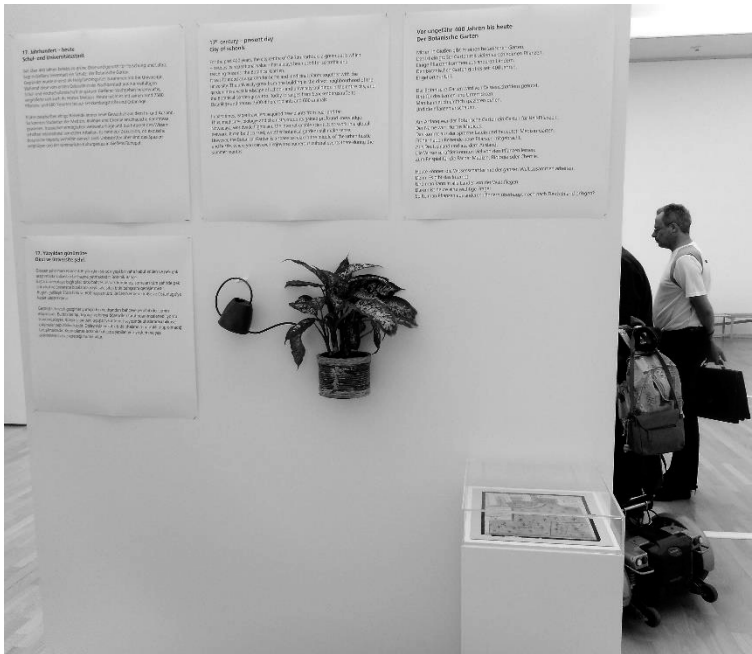


Abb. 16: Stationsansicht (Foto: transit)

Als ergänzendes Objekt war hier ein Blumentopf mit einer Dieffenbachie an der Stellwand befestigt, zu der eine Gießkanne aus dem Gießkannemuseum arrangiert war. Außer auf den Zusammenhang von Universität, Botanik und Hortus Medicus, beziehungsweise Botanischem Garten wies das Arrangement auch auf den (in den Textmaterialien ausführlicher thematisierten) Naturforscher Dieffenbach hin.

Der Einführungstext in standard-deutscher Sprache lautete:

17. Jahrhundert – heute. Schul- und Universitätsstadt

Seit über 400 Jahren beliebt als grüne Oase und genutzt für Forschung und Lehre, liegt in Gießens Innenstadt ein Schatz: der Botanische Garten. Gegründet wurde er einst als Heilpflanzengarten zusammen mit der Universität. Während diese vom ersten Gebäude in der Nachbarstadt aus zur vielfältigen Schul- und Hochschullandschaft im ganzen Gießener Stadtgebiet heranwuchs, vergrößerte sich auch ihr Hortus Medicus. Heute reicht er mit seinen rund 7500 Pflanzen- und 600 Tierarten bis zur Senckenbergstraße und Ostanlage.

Früher beschafften eifrige Reisende immer neue Gewächse aus dem In- und Ausland. So konnten Studenten der Medizin, Biologie und Chemie anschauliche Kenntnisse gewinnen. Inzwischen ermöglichen weltweite Flüge und das Internet den Wissenschaften international vernetztes Arbeiten. Es steht zur Diskussion, ob exotische botanische Importe weiterhin sinnvoll sind. Unbestritten aber sind das Spaziervergnügen und der sommerliche Kulturgenuss in Gießens Ruhopol.

In den Vitrinen im Informationstisch waren hier eine Studentenmütze und eine Illustration über die Kleidung von Studenten sowie eine Auswahl von Medizinpflanzen gezeigt, wie sie wohl im ehemaligen Hortus Medicus angebaut wurden.

Diese Station war wieder mit einem Tablet mit Touchfunktion, eingelassen in den Informationstisch, ausgestattet.

Das erste der drei Kapitel des Informationsangebotes trug den Namen: Der Hortus Medicus. Der erste Abschnitt darin „**Seit mehr als 400 Jahren am selben Platz**“ ging den Anfängen des Botanischen Gartens als Hortus Medicus der Universität nach. Der zweite Abschnitt „**Migration der Pflanzen**“ befasste sich mit der Geschichte der Sammlung und Forschung im Garten. Zu diesem Abschnitt gehörte auch eine der Attraktionen der Ausstellung: ein Filmstück vom Schlangeln des sogenannten Bauchtanzwurms. Der Wurm unbekannter Herkunft wurde mehr zufällig im Schlamm von Wasserpflanzen des heutigen Botanischen Gartens entdeckt.



Abb. 17: Der Gießener Bauchtanzwurm (Foto: Babmer)

Das Kapitel: Schul- und Hochschulgründungen berichtete im ersten Abschnitt über „**Professoren auf der Flucht**“. Hier ging es um die Religionskonflikte, die zu der Gründung der Gießener Universität durch Glaubensflüchtlinge führten. Der Abschnitt „**Fecht-, Tanz- und Reitlehrer für künftige Staatsdiener**“ informierte über die Lebensweise der Studenten, die sich am Lebensstil des regionalen Adels orientierte. Der letzte Abschnitt „**Gymnasium Illustre**“ schilderte die Geschichte der Universität von der Gymnasiumsgründung bis zu der heutigen Vielfalt an Bildungseinrichtungen in der Stadt.

Das letzte Kapitel: Geschichten begann mit dem Abschnitt „**Roben und Talare**“, in dem die Hochschulgeschichte anhand von Talaren nachgezeichnet wurde. Der Abschnitt „**Theologische Scharfmacher (Feuerborn und Haberkorn)**“ hatte den erbitterten Streit zweier Theologieprofessoren im 17. Jahrhundert zum Gegenstand. Die Verbindung zu ihren Epitaphen in der Kapelle auf dem Alten Friedhof wurde hergestellt. Der letzte Abschnitt „**Vergessen, Verkannt, Verwechselt**“ befasste sich mit dem Naturforscher Ernst Dieffenbach und seinen Reisen nach Neuseeland.

Station 06

Das zentrale Objekt war hier ein Kautabakbehälter. (Er gehört zu den Beständen des Oberhessischen Museums.)



*Abb. 18: Kautabak-Behälter der Firma Gail. Oberhessisches Museum
(Foto: Darmstädter)*

Als ergänzendes Bild auf der Stellwand wurde eine Fotografie einer Tabakarbeiterin in regionaler Tracht gewählt.

Der einführende Text in Standard-Deutsch formulierte:

19. Jahrhundert. Handwerks- und Industriestadt

Nach welcher Rezeptur die Gießener Firma Gail ihren Kautabak aromatisierte, war und blieb streng geheim. Überliefert ist jedoch, dass sie ihn zu Rollen gepresst in Keramiktöpfen aufhob und scheinweise verkaufte. Die Tabakverarbeitung gehörte zu Beginn der Industrialisierung zum bedeutendsten Produktionszweig der Region. Sonst trieben Bergbau, Textil- und Metallgewerbe den ökonomischen Wandel voran. Erst zur Jahrhundertwende dominierte der Bergbau auch im Gießener Raum.

Nach und nach ergänzten Maschinen- und Anlagenbau, Gießereien, Bierbrauereien und eine überregionale Keramikindustrie das Wirtschaftsleben in der Universitäts- und Provinzialhauptstadt des bessen-darmstädtischen Oberbessen. Aufgrund der guten Verdienstmöglichkeiten zogen viele Unternehmer- und Arbeiterfamilien in die Stadt. Neue Handels- und Dienstleistungsgewerbe gründeten ländliche Filialen. Manche Betriebe agierten erfolgreich im ganzen Land – und sogar international.

Die eingelassenen Vitrinen im Informationstisch zeigten einmal eine Auswahl von Zigarrenkisten und zum anderen eine ländliche Alltagstracht wie sie auf dem ergänzenden Bild an der Stellwand eine Tabakarbeiterin trug.



Abb. 19: Tabakarbeiterin 50er Jahre (Stadtarchiv)

Die Station verfügte über Steckkarten als Informationsträger im Informationstisch. Auch hier gab es drei Kapitel, von denen das erste: Tabakbehälter hieß. Unter: „**Tabak überall**“ wurde die Tabakverarbeitung in der Gießener Region einmal als Frauenarbeit und zu anderen als Motor für Industrialisierungsprozesse vorgestellt. Der Abschnitt „**Mit einem Wirtschaftsflüchtling beginnt die Industrialisierung**“ wurde die Industrialisierung Gießens mit der Wirtschaftsflüchtlingen aus anderen Regionen in Verbindung gebracht. Der letzte Abschnitt dieses Kapitels „**Lohnarbeit für Landleute**“ befasste sich mit den soziographischen und wirtschaftlichen Bedingungen, die die Entstehung der Tabakindustrie begünstigten. Zum nächsten Kapitel: Oberhessische Industrie gehörte der Abschnitt „**Zugewanderte Unternehmer**“, der den Migrationsbiographien bekannter Gießener Unternehmer nachging. Unter „**Frauenarbeit schafft Männerarbeitsplätze**“ wurde die Situation der Tabakarbeiterinnen in der Stadt und im Umland thematisiert. Der Abschnitt „**Arbeiterquartiere und Bürgervillen**“ schilderte die Wirkungen der Industrialisierung auf die soziale Stratifizierung und auf die bauliche Struktur der Stadt.

Das dritte Kapitel: Von Dienstboten, Landfrauen und Arbeiterinnen beinhaltete wiederum mehr literarische Texte. Im Abschnitt „**Annekett**“ wurde ein Text von Alfred Bock über eine junge Landfrau wiedergegeben. Im Abschnitt: „**Henriette Fürth über Tabakarbeiterinnen**“ wurden die gesundheitsschädlichen Wirkungen der Tabakarbeit für die jungen Frauen skandalisiert. Die letzte Karte „**Landfrauenarbeit**“ rezipierte eine volkscundliche Studie von 1989 über das Leben junger Landfrauen um die Jahrhundertwende.

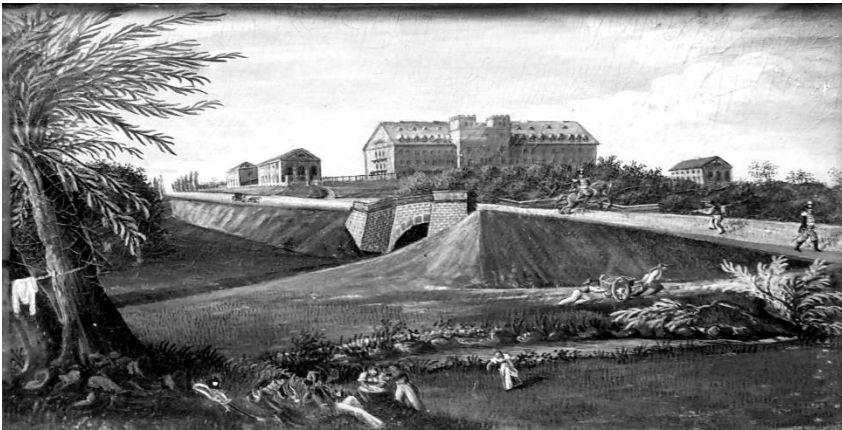


Abb. 20: Kaserne auf dem Seltersberg, Ernst Bieler, 1819 (Foto: Sowaid)

Station 07

Das Zentralobjekt dieser Station war ein kleines Bild der Kaserne auf dem Seltersberg von Ernst Bieler aus dem Jahr 1819. (Das Bild wurde aus Privatbesitz geliehen.)

Wegen des kleinen Formates wurde es nochmal vergrößert als ergänzendes Bild zu den Einführungstexten in vier Sprachen arrangiert.

Der standard-deutsche Text an der Stellwand lautete:

19. Jahrhundert. Militär- und Bürgerstadt

Die Zeit nach der Napoleonischen Herrschaft stellte die Gießener vor große gesellschaftliche Herausforderungen. Die wachsende Industrie und Universität, die neuen Mitbürger und wechselnden Militärgarnisonen machten das städtische Miteinander komplexer. Oft verlief es weniger idyllisch, als auf dem alten Bild der Frankfurter Straße dargestellt.

Außerhalb des eingebneten Festungsringes baute man auf dem Seltersberg eine erste Kaserne. Die Einquartierung der Soldaten in Privathaushalten sollte ein Ende haben. 1820 abgezogen und später erneut stationiert, spielte das Militär ab dem Beginn des deutschen Kaiserreichs 1871 eine wesentliche Rolle in allen Entwicklungen.

In der Zeit des Vormärz entstand aus der Unterdrückung demokratischer Bewegungen neues politisches Potenzial, das die Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts konfliktreich prägen sollte.

Die Vitrinen enthielten hier die Portraits dreier unterschiedlicher Kritiker der Verhältnisse: Justus Liebig, Georg Büchner und Wilhelm Liebknecht. Das zweite Fach verband die Industrialisierung und den wirtschaftlichen Aufschwung mit kolonialen Themen am Beispiel von Liebigs Fleisch-Extrakt und der Werbung für das Produkt mit kolonialen Szenen.

Die Station verfügte über Steckkarten im Informationstisch. Mittels Kopfhörer konnten Revolutionslieder des 19. Jahrhunderts gehört werden, die die Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz für das Projekt auf Band gesunden hatte.

Die Steckkarten im Informationstisch besprachen im ersten Kapitel: Die Seltersbergkaserne im ersten Abschnitt mit dem Titel „**Das Bild einer schönen neuen Kaserne**“ das kleine Bild mit der damals neuen Kaserne. Der Abschnitt „**Nie mehr Einquartierungen**“ behandelte das Verhältnis der Bürgerschaft zu den Soldaten unter dem Aspekt der ungeliebten Einquartierungen bis zum Bau neuer Gebäude für diesen Zweck. Unter „**Ausbreitung des Militärs**“ ging es um die Expansion der militärischen Nutzungen im 19. und 20. Jahrhunderts. Das zweite Kapitel: Garnisonen und Bürger informierte im ersten Abschnitt „**Universität übernimmt das Kasernengebäude**“ über das spannungseiche Verhältnis von Studenten zu Soldaten im 19. Jahrhundert. Im Abschnitt „**Erneuerer aus dem Bürgertum**“ ging es um die unterschiedlichen Kritiken an den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der letzte Abschnitt „**Von der Kaserne zum sozialen Wohnprojekt**“ behandelte die rezente Umwandlung militärischer Gebäude in Wohnraum.

Das dritte Kapitel: Geschichten vom Aufbruch bestand wieder aus literarischen Texten. „**Georg Büchner: Der hessische Landbote**“ hieß der erste Abschnitt, in dem ein Textauszug aus der Schrift von Georg Büchner abgedruckt wurde. Der zweite Abschnitt „**Lieder von Revolution und Aufbruch**“ bestand aus den Texten der von Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz eingesungenen Revolutionslieder. Der letzte Abschnitt „**Justus Liebig und die Revolution**“ stellte einen Text von Justus-Liebig zur Verfügung, in dem er sich über seine Empfindungen und Befürchtungen zur Revolution äußert.

Station 08

Ein Bombenstück aus dem Bereich der Stadtkirche bildete das zentrale Objekt dieser Station. Es wurde vom Oberhessischen Museum entliehen.



Abb. 21: Bombenstück aus dem Bereich der Stadtkirche (Oberhessisches Museum) (Foto: Darmstädter)

Das ergänzende Bild an der Stellwand zeigte Gießener Honoratioren bei einer Parade vor dem Landesherrn. In Ermanglung von Waffen schultern einige die Regenschirme, um die männlich-militärische Haltung zu zeigen.

Der Einführungstext zur Station in Standard-Deutsch lautete:

Erste Hälfte 20. Jahrhundert. Kriegerische, braune und zerstörte Stadt

Gießen war kein Ort des Kampfgeschehens im Ersten Weltkrieg, doch errichtete das Militär an der Grünberger Straße ein Gefangenenerlager. Tausende Soldaten vieler Nationalitäten wurden dort festgehalten, bevor es ab 1919 als Quarantänestation für Heimkehrer diente, und später als Unterkunft für Staatenlose, die durch die Gebietsaufteilungen des Versailler Vertrags keinem Land mehr angehörten.

In der Wirtschaftskrise der 1920er sahen viele Gießener ihren Status bedroht und wandten sich dem Nationalsozialismus zu. Von 1933 bis 1945 baute man mehr militärische Einrichtungen als je zuvor. So auch die Artilleriekaserne, die Waldkaserne und – ab 1935 mithilfe von Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und Häftlingen aus Konzentrationslagern – den Fliegerhorst. Juden, andere Minderheiten und politische Gegner wurden entrechtet, verfolgt, vertrieben und ermordet.

Mit dem Ziel, Gießens Eisenbahnverbindungen zu zerstören, legten Flächenbombardements Ende des Zweiten Weltkriegs rund 70 Prozent der Stadt in Trümmer.

In die beiden Fächer im Informationstisch waren eine Kinder/Spielzeugwaffe und ein Bild des Denkmals für die Toten der ausländischen Kriegsgefangenen des Ersten Weltkrieges zu sehen.

Der Informationstisch war mit Karten ausgestattet. Im ersten Kapitel: Ein Bombenstück aus der Stadtkirche behandelte der Abschnitt „**Ein Stück zerborstenes Eisen**“ den Fund aus dem Gebiet der alten Stadtkirche anlässlich archäologischer Grabungen. Ausgehend von der Zerstörung der Kirche 1944 wurde der Gedankenfaden weiter gezogen bis zu den Erinnerungskulturen der Stadt. Der Abschnitt „**Luftkrieg in Gießen**“ behandelte die Bebombung der Stadt und machte auf den Unterschied zwischen der lokalgeschichtlichen Perspektive und einer größeren Einordnung des Geschehens aufmerksam. Der Abschnitt „**Erst brannte Warschau ...**“ nahm die Kontextualisierung dann vor und informierte über den Vernichtungskrieg im Osten, der den alliierten Bebombungen vorausging. Das folgende Kapitel: Nationen, Militär und Helden zeigte im ersten Abschnitt: „**Aufmärsche**“ Bilder von Aufmärschen vom Anfang des 20. Jahrhunderts und stellte sie neben Marschkolonnen von Kriegsgefangenen des Ersten Weltkrieges, nationalsozialistische Aufmärsche in den Dreißigern und einen Zug verhafteter Gewerkschaftler, die durch den Seltersweg geführt wurden. Die Hintergründe und zugleich diametralen Bedeutungen ähnlicher Bilder sind hier im Zusammenhang von Nationalisierung, Militarisierung und Sehnsucht nach Heldentum angesprochen. Im Abschnitt „**Militarisierte Gesellschaft**“ wurde der Gießener Dichter und Zigarrenfabrikant Alfred Bock mit kriegsbegeisterten und ersöhnenden Tagebuchnotizen von 1914 zitiert. Der Abschnitt „**René Jakob und seine Familie**“ zeichnete die Geschichte der Familie Jakob nach; von ihrer Ankunft in Großen Buseck Ende des 19. Jahrhunderts, über den Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg bis zu ihrer Entrechtung, den Fluchtversuchen und der Ermordung von Teilen der Familie in Auschwitz - und zuletzt dem Besuch des überlebenden René Jakob in Gießen im Jahr 2003. Das dritte Kapitel hieß: Geschichten von Idealisierung und Trauer. Im ersten Abschnitt „**Die Liebe zur Flotte: der Matrosenanzug**“ ging es um die Durchdringung der Gesellschaft mit Militärischem, dargestellt am Beispiel des omnipräsenten Matrosenanzugs. Der Abschnitt: „**Der Synagogenbrand**“ zitierte eine Augenzeugin, die die Verschleppung der in der Goetheschule eingesperrten jüdischen Gießener zum Bahnhof zur Verschleppung nach Theresienstadt beobachtet hatte. Ein Dokument über die Strohlieferung für die Eingesperrten von 1942 sprach die furchtbaren Bedingungen der Deportation - und zugleich den bürokratisch-alltäglichen Vollzug dieses Teils des Massenmordes an.

Unter „**Tagebuchaufzeichnungen eines Gießener Gymnasiasten**“ wurden Aufzeichnungen des Schülers vom November 1938 wiedergegeben, in denen er das Pogrom und die Leidenschaft, mit der die Brandschatzung und die Plünderungen stattfanden, aus Schülersicht beschreibt. Der letzte Abschnitt „**Trauernde Witwen**“ informierte über die Geschichte des Denkmals (Greifendenkmal) an der Licher Gabel, das nach einer langen Phase von Konflikten um seine Bedeutung, durch eine Skulptur einer trauenden und sichtlich schwangeren Witwe ergänzt wurde.

Station 09

Ein aus Plastiktüten und Klebeband gefertigtes Dokumentenetui eines syrischen Geflüchteten bildete das zentrale Objekt dieser Station. Es wurde aus dem Stadtarchiv entliehen.



Abb. 22: Dokumententasche (Foto: Darmstädter)

Das ergänzende Bild an der Stellwand war hier ein Emailleschild aus dem ehemaligen Notaufnahmelager am Meisenbornweg aus der Zeit, als es überwiegend Geflüchtete und Übersiedler aus der DDR aufnahm.

Der standard-deutsche Einführungstext an der Stellwand lautete:

Zweite Hälfte 20. Jahrhundert. Stadt der Geflüchteten

Weltweit mehr als 200 Millionen Menschen waren ab der Mitte des 20. Jahrhunderts auf der Flucht. Mit dem Flüchtlings-, Durchgangs- und Notaufnahmelager am Meisenbornweg, jetzt bessische Erstaufnahmeeinrichtung, wurde Gießen zu einem Ort auf Fluchtrouten. In den letzten 70 Jahren fanden Menschen zunächst aus östlichen Ländern, der sowjetischen Zone und der DDR dort Aufnahme. Danach Aussiedler aus der Sowjetunion und der nachfolgenden Staatengemeinschaft GUS, später aus Südamerika, der Türkei, vom Balkan, dem Iran, Irak und den Maghrebstaaten.

In jüngster Zeit sind es hauptsächlich Verfolgte und Kriegsflüchtlinge aus Afghanistan, Syrien, Nord- und Ostafrika, die auf oft gefahrenreichen Wegen nach Gießen gelangen. Manche tragen ihre wichtigsten Dokumente am Körper geklebt. Viele bleiben nur zur Klärung ihres rechtlichen Status in der Stadt, andere Angekommene haben sich niedergelassen und gestalten die Stadt mit.

Die Vitrinenfächer im Informationstisch beherbergten bei dieser Station eine Kinderhose mit einem Geldfach im rückwärtigen Bund, in dem Eltern das Geld der Familie auf der Flucht von Syrien nach Norden versteckt hatten in der Annahme, dass ein Kind weniger von Durchsuchung bedroht wird als Erwachsene.

In der zweiten Vitrine befand sich eine Puppe, die ein Kind auf der Flucht von Passanten zugesteckt bekommen hat, sowie die Schuhe eines Geflüchteten, mit denen er mehr als 6000 Kilometer gelaufen ist.



Abb. 23: Puppe und Schuhe von Geflüchteten (Foto: Sowaid)

Die Station war mit einem Tablet ausgestattet, über das die Informationen abgerufen werden konnten.

Im ersten Kapitel: Dokumentenetui wurde im Abschnitt „**Ein Behälter für das Wichtigste**“ der Dokumentenbehälter (das Leitobjekt) vorgestellt; den Weg, den der Besitzer von Syrien über diverse Länder bis nach Gießen genommen hat, und die Bedrohungssituationen unterwegs, die ihn veranlasste, seine Papiere auf diese Weise zu schützen. Der Abschnitt „**Fluchtwissen**“ befasste sich mit den Gefahrensituation auf Fluchten wie der Flucht von Ostpreußen Mitte des 20. Jahrhunderts und der Flucht von Syrien in der Gegenwart. Der Abschnitt „**Fluchtgepäck**“ informierte über die Notwendigkeiten von Fluchtgepäck; hier war außer von den Fluchten und Vertreibungen aus Mittel-Ost-Europa vor 70 Jahren auch von den Übersiedlern aus der DDR die Rede sowie den derzeitigen Geflohenen aus Nordafrika und Vorderasien.

Das Kapitel: Geflohene und Vertriebene in Gießen thematisierte im Abschnitt „**Eine Pforte Giessens - seit mehr als 40 Jahren**“ die Geschichte des Gießener Notaufnahmелagers. „**Die Ordnung der Geflohenen**“ befasste sich mit den Ordnungskategorien von Fluchtregimen und mit den Analogien zwischen den Abwehrreflexen gegen Geflüchtete in den letzten 70 Jahren. Der Abschnitt „**Fluchten und Migrationen**“ informierte über die globalen Fluchtbewegungen und Flüchtlingszahlen sowie die Rechtslage nach der Genfer Konvention und dem Grundgesetz.

Das Kapitel: Fluchtgeschichten befasste sich unter „Ankunft aus der SBZ / DDR“ mit den Berichten von Geflüchteten aus der DDR, die sie im Gießener Auflagelager auf Band gesprochen hatten. Drei der Berichte sowie ein Interview mit dem Leiter der Einrichtung waren über das Tablet abrufbar. „Kinder auf der Flucht“ fokussierte auf die besondere Lage von fliehenden Kindern. Der letzte Abschnitt „Spuren in der Stadt“ informierte über die Niederlassung von Flüchtlingen und Vertriebenen in Gießen, die sichtbare Spuren in Stadtvierteln hinterlassen hat. Außerdem wurde ein Mietvertrag von 1962 präsentiert, der sich explizit auf den Flüchtlingsstatus der Mieter bezieht.

Station 10

Das Leitobjekt war hier ein Schuhputzkasten, der als private Leihgabe für die Ausstellung zur Verfügung gestellt wurde.

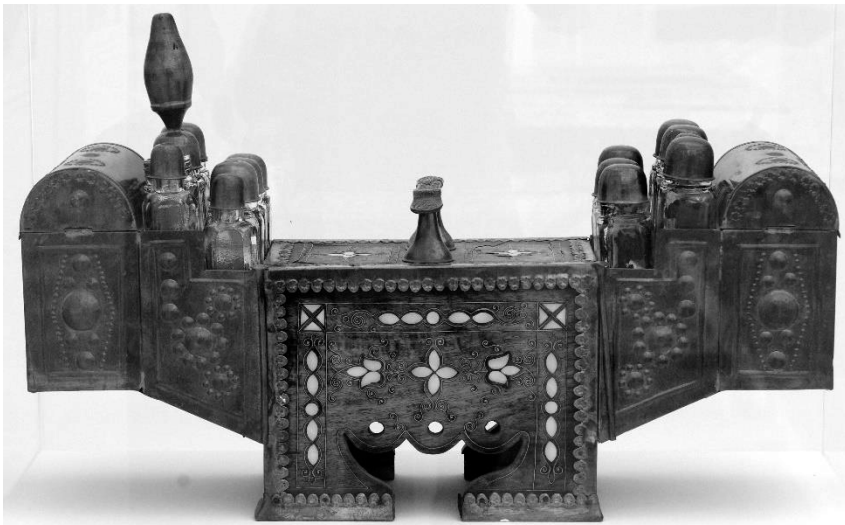


Abb. 24: Schuhputzkasten oder „ayakkabi boya sandığı“, Leihgabe Ali Ekinçi (Foto: transit)

Das zusätzliche Bild an der Stellwand zeigte ein privates Foto aus dem Album eines Arbeitsmigranten, der dieses Bild von sich selbst in einem Männerwohnheim zu seiner Familie in die Türkei geschickt hatte.

Der Text in Standard-Deutsch an der Stellwand lautete:
1950er Jahre bis heute. Stadt der Arbeitsmigranten

Vom Bosphorus an die Lahn: der Schuhputzkasten ist ein Familienerbstück, das schon der Urgroßvater des Besitzers in seinem Geschäft in Istanbul hatte. Der als Gastarbeiter gekommene Nachkomme konnte die alte Familientradition mit einem eigenen Laden in Gießen fortsetzen.

Ab den 1950er Jahren zogen Gastarbeiter aus Südeuropa, vom Balkan und aus der Türkei nach Gießen, wo sie anfangs in Wohnheimen auf Werksgeländen lebten. Mit der Zeit wechselten

viele in Privatwohnungen, holten Angehörige nach und bereicherten die Stadt mit ihren Kulturen, Sprachen und Speisen.

Nach ihrem Erwerbsleben in Deutschland wollten viele Migranten der ersten Generation in ihren Herkunftsländern beerdigt werden. Erst langsam entstand der Wunsch, in der neuen Heimat der Familie ein Grab zu haben. Das islamische Gräberfeld auf dem neuen Friedhof bietet seit Anfang der 1990er Jahre die Möglichkeit, dort nach eigenem Ritus bestattet zu werden.

Die Fächer im Informationstisch enthielten hier eine kleine Zusammenstellung von Eiskelchen, die an den mit den Gastarbeitern verbundenen Einzug eines Elements von Dolche Vita anklingen. Das andere Fach beherbergte Spaghetti und ein Stück Pizza (eine Plastik-Kopie), womit die grundlegende Veränderung der Essgewohnheiten im Zusammenhang mit den Gastarbeitern und ihren Nachkommen angesprochen wurde.

Die Informationskarten waren wiederum in drei Kapitel geordnet. Das erste davon: Schuhpflegekasten - ayakkabi boya sandığı - stellte im Abschnitt „**Gepflegte Schuhe überall**“ den Schuhpflegekasten (das Leitobjekt) und seinen Besitzer vor. Der Besitzer hat mit ihm seinen Familientradition als Schuhspezialist mitgebracht und ist auch hier mit einem Geschäft in der Branche vertreten. Der Abschnitt „**Eine neue Infrastruktur**“ befasste sich mit dem gesellschaftlichen Aufstieg der Migrantenfamilien, deren Mitgliedern zuerst ungelernete Arbeit zugeordnet war und bei denen viele Enkel inzwischen Geschäftsleute sind - so z.B. im sogenannten Gießener Döner Dreieck. Der Abschnitt „**Mitgebrachtes**“ stellte Kleidungsstücke, Erinnerungsobjekte, Handarbeitszeug und Fotos als Dinge vor, die den Migrationsprozess begleitet und erleichtert haben und weiter erleichtern. Das nächste Kapitel: Gastarbeiter in Gießen zeigte im Abschnitt „**Arbeit für Migranten**“ Fotos von Gastarbeitern, die im Zuge der vorbereitenden Erinnerungstreffen den Kuratoren zur Verfügung gestellt worden waren. An ihnen entlang wurde die Geschichte der Gastarbeit erzählt. Der Abschnitt „**Neue Gießener, neue Sprachen, neue Religionen**“ reflektierte die Vielfalt an Geschäften und Services, die die Nachfahren der Gastarbeiter in die Innenstadt gebracht haben. Der Abschnitt „**Neue Stadtteile**“ berichtete von Migrationsbiographien und dem wirtschaftlichen Erfolg, der in manchen Fällen zu eigenen Geschäften im Zentrum führte. Er formulierte zudem den erstaunlichen Umstand, dass die Gießener Zuwanderer und ihre Nachkommen bislang nicht in das institutionalisierte kulturelle Gedächtnis der Stadt beziehungsweise in seine musealisierte Repräsentation Aufnahme gefunden haben. Im Kapitel: Geschichten vom Ankommen ging es im ersten Abschnitt „**Draußen sitzen beim ersten Sonnenstrahl**“ um die Veränderungen der Alltagskultur durch die Gastarbeiter am Beispiel des draußen Sitzens und der Speisenvielfalt. Der letzte Abschnitt „**Gartenarbeiter ohne Adresse und strenge Eltern**“ berichtet von Erfahrungen des Ankommens und von familiären Krisen in der Frühzeit anhand von Berichten aus den Treffen zum Migrationsgedächtnis, die im Zuge der Vorbereitung der Ausstellung veranstaltet worden waren. Der letzte Abschnitt „**Bestattungen in Gießener Erde**“ befasste sich mit Bestattungen als Element von Ankommensprozessen, beziehungsweise mit der Einrichtung eines muslimischen Grabfeldes auf dem Neuen Friedhof.

Station 11

Ein aus Privatbesitz geliehenes Matrizenabziehgerät war das zentrale Objekt dieser Station.



Abb. 25: Matrizen drucker, Leihgabe Wirth (Foto: Sowaid)

Das ergänzende Bild waren hier Bongos, wie sie zu Zeiten der Studentenproteste in vielen Haushalten existierten.

Der Einführungstext auf der Stellwand lautete in standard-deutscher Sprache:
1960er – 1970er Jahre. Stadt der Jugend- und Studentenproteste

In der Nachkriegszeit der 1960er Jahre forderten Jugendbewegungen in fast allen Industrieländern gesellschaftliche Veränderungen. Lautstark prangerten vor allem Studenten die Kriegsführung in Dritte Welt-Staaten an, rebellierten gegen soziale Ungerechtigkeiten, erstarrte Formen des Miteinanders und leere Autorität. Ihre Demonstrationenaufzüge, Flugblätter und Manifeste vervielfältigten sie auf Hektographiermaschinen: Diese Matrizen drucker waren nicht zu teuer und funktionierten per Handbedienung

In Gießen traten zwei Ausrichtungen der Protestbewegung besonders hervor. Die Einen zielten mit anspruchsvollen theoretischen Analysen auf Verbesserungen im Bildungssystem und mehr Demokratie an der Hochschule. Die Anderen organisierten alternative Projekte und unterstützten Benachteiligte. Ihr Engagement im Gießener Stadtteil Eulenkopf wurde weit über Oberhessen hinaus zum Beispiel für gelungene Gemeinwesenarbeit.

Die beiden Vitrinenfächer in den Informationstischen enthielten einmal ein Haschpfeifchen (Stadtarchiv) und zum anderen ein Tableau, das mit Hilfe von Gummibärchen das Verhältnis von Lehrpersonal und Studierenden um 1968 und heute nebeneinanderstellte.

Das Tablet der Station bot im ersten Kapitel: Matrizendrucker im Abschnitt **„Eine Maschine für einfachen Druck“** eine Erläuterung zum Leitobjekt, dem Matrizendrucker. (Fast alle Teilnehmer der Führungen ab einer bestimmten Altersgruppe sprachen sofort von dem spezifischen Geruch, der mit den Maschinen verbunden war). Im Abschnitt **„Drucken kann jede und jeder“** war von der Niedrigschwelligkeit des Druckverfahrens die Rede, das es möglich machte, Botschaften, aber auch Unterrichtspapiere schnell und günstig zu reproduzieren. Der Einsatz der Maschine in den Eulenkopfprojekten wird genannt. Der dritte Abschnitt **„Junge Leute zwischen den Blöcken“** schließlich thematisierte die Anliegen und Themen, die von Studierenden mittels hektographierter Blätter publiziert wurden.

Im Kapitel: „So kann es nicht bleiben“ - Aufbruch der Jugend wurde unter dem Titel **„Universelles gegen erstarrte Autorität“** auf den zeithistorischen Kontext der Studentenbewegung eingegangen und (auf der Grundlage der Papiere im Universitätsarchiv) auf die bevorzugt fokussierten und auch auf die fehlenden Perspektiven hingewiesen.

Der Abschnitt: **„Bildung für alle in Zahlen“** informierte über die Bildungsexpansion in den 60er Jahren und die demokratische Hochschulreform jener Jahre. Der letzte Abschnitt schließlich in dem Kapitel **„Engagement in den Wohnbezirken der Armen“** befasste sich mit einem anderen Teil der Aufbruchsbewegung, nämlich mit der Gemeinwesenarbeit von Studenten in armen Wohnbezirken. Im Zentrum stand hier die Eulenkopfinitiative, die von Horst-Eberhard Richter mit angestoßen wurde.

Im Kapitel: Geschichten von turbulenten Zeiten wurde unter **„Der Akademische Micky Maus Club und das Elefantenklo“** einmal auf männlich konnotierte Gesellungsformen der Studentenbewegung in Gießen und zugleich auf die Entstehung des Namens Elefantenklo aus diesem Zusammenhang eingegangen. Der Abschnitt **„Büchneruniversität“** berichtete von Protestaktionen in Gießen, bei denen unter anderem die Umbenennung der Justus-Liebig-Universität in Büchneruniversität gefordert wurde. Im letzten Abschnitt **„Theo Strippel erinnert sich an die Filzer“** waren die Erinnerungen des mehrfachen Weltmeisters im Bankdrücken und Vorsitzenden des Athletik Club Eulenkopf als Audio abrufbar. Er erinnert sich an die Studierenden, die in seiner Jugend in den Stadtteil kamen und die von den Bewohnern damals wegen ihrer Haartracht „Gefilzte“ oder „Filzer“ genannt wurden.

Station 12

Bei der letzten Station bildet ein benutztes und bemaltes Skateboard das Leitobjekt. Es ist für die Ausstellung aus privatem Besitz entliehen worden.

Bei dieser Station war der Einführungstext auf dem Stellwandquader wie bei den anderen in standard-deutscher Sprache, Englisch und Türkisch angebracht.



Abb. 26: Ansicht der Station (Foto: transit)



Abb. 27: Skateboard, Leihgabe Alves (Foto: transit)

Anstelle des Textes in Einfacher Sprache erschien jedoch die Einführung hier im Gießener Soziolekt Manisch, der Sprache, die in den ärmeren Stadtteilen und als Jugendsprache in Gießen eine Rolle spielt.

Das ergänzende Bild auf der Stellwand war ein Foto von Kaugummiüberresten auf dem Pflaster, die im Rahmen eines Kunstprojektes thematisiert worden waren.

Der Einführungstext in standard-deutscher Sprache lautete:

Gegenwart. Junges Gießen

Für Skater ist Gießen ein großes Spielfeld. Auf immer neuen Flächen, Strecken, Stufen und Rampen erproben sie ihre artistischen Fertigkeiten. Dabei erleben sie die Stadt aus ganz eigener Sicht. Zugleich sind sie Teil ihrer jungen Vielfalt: das Durchschnittsalter ihrer Einwohner ist deutschlandweit eines der niedrigsten. Fast die Hälfte ist als Lebensabschnittsgießener zum Studieren oder für eine Ausbildung vor Ort.

Ob sie bleiben oder weiterziehen – Gießens junge Leute setzen Zeichen und hinterlassen Spuren. Sie sorgen für stete Bewegung und nachhaltige Veränderungen. Mit erfinderischen Sportarten und engagierten Fabrraddemos, mit Graffiti, Umbäkelungen oder Bepflanzungen nutzen, gestalten und prägen sie den öffentlichen Raum. Durch ihre Wohnweisen und Feierkultur, politischen, sozialen und künstlerischen Aktivitäten aller Genres regen sie gesellschaftliche Entwicklungen an.

Die Fächer im Informationstisch beherbergten hier ein Set Kletterequipment, welches auf die Sportarten von jungen Leuten hinwies, sowie eine Zusammenstellung von Zeugnissen von zwei Hochschulen und einer Gesamtschule, womit die spezielle Altersstruktur Gießens und die Funktion als Ausbildungsort angesprochen wurde.

Die Texte und Materialien zu der Ausstellung wurden hier wieder mit einem Tablet angeboten, das in den Informationstisch eingelassen war. Das erste der drei inhaltlichen Kapitel: Ein Brett zum Gleiten durch den Raum umfasste im Abschnitt „**Das Rollbrett**“ die Vorstellung des Leitobjektes, eines Skateboards mit seiner Geschichte, Technik und mit den verbundenen sozialen Praktiken. Im Abschnitt „**Neue Sportarten im öffentlichen Raum**“ wurde der sportlichen Jugendkultur nachgegangen und die Spannungsfelder im Zusammenhang der Nutzung des öffentlichen Raumes angesprochen. Unter „**Wo treffen sich junge Leute in Gießen?**“ ging es im Zusammenhang der Frage, welche Räume Jugendlichen eigentlich offenstehen; um den öffentlichen und kommerzialisierten Raum und um Graffiti.

Das nächste Kapitel: Lebensabschnittsgießener befasste sich im Abschnitt „**Immer wieder Kreative**“ mit den kreativen Impulsen, die die Stadt als Ausbildungsort immer wieder durch hochmotivierte junge Ausgebildete erhält. Unter „**Gehen oder Bleiben**“ wurde die Situation behandelt, dass nach der Ausbildung die meisten Absolventen die Stadt wieder verlassen, eine Weile also ‚Lebensabschnittsgießener‘ waren und dann ihre Kräfte woanders wirken lassen. Der letzte Abschnitt „**Wo sind junge Gießener, wenn sie nicht in Gießen sind?**“ gab Gespräche mit jungen Leuten in Gießen wieder, die ihre Traumreiseziele - aber auch ihre Ortsverbundenheit zum Ausdruck bringen.

Das letzte Wort hatte hier eine Gruppe junger Geflüchteter, die vor ihrer bevorzugten Stelle im Oberhessischen Museum posierten. Es ist ein Wandbild des zerstörten und wiederaufgebauten Gießens, das für sie Hoffnung auf den Wiederaufbau ihrer zerstörten Herkunftstadt in Syrien machte.

Im letzten Kapitel: Geschichten von jungen Leuten wird im Abschnitt „Ulai“ über den Soziolekt Manisch und seine Romanes-, jiddischen und dialektalen Hintergründe informiert. Der Abschnitt „**Zeichen im Raum**“ befasst sich mit Graffiti-Techniken und Praktiken. Der letzte Abschnitt „**Die Vergangenheit der Zukunft**“ fragt nach dem, was von der jetzigen Gegenwart vielleicht einmal ausstellenswert sein wird.

Zu dieser Station gehörte weiter ein Kreuzworträtsel, welches nach manischen Begriffen fragte.

Kreuzworträtsel puck manisch

- 1 erzählen
- 2 Idiot, Narr
- 3 unter Butter und Wurst
- 4 Kopfdekorateur
- 5 wenn man reinspringt, wird man naß
- 6 Gardsch mit viel Lowi
- 7 wenn die Kinder nicht springen,
tun die Alten
- 8 Nasenfahrad
- 9 Mann, Typ, Kerl

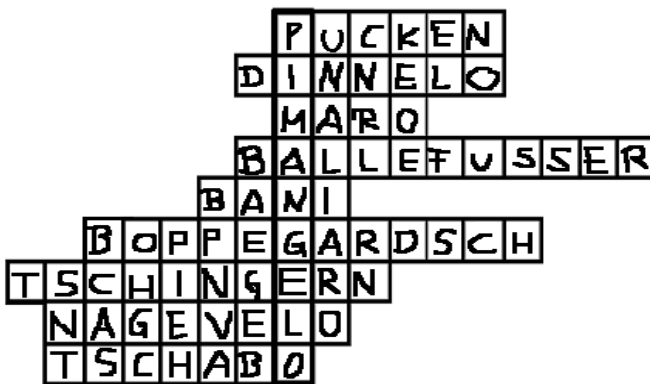


Abb. 28: Manisch-Kreuzworträtsel (Eulenspiegel 1983)

Vorbereitende und Begleitveranstaltungen/Programm

Das von den Kuratoren konzipierte Begleitprogramm zur Ausstellung reihte sich in die programmatischen Ziele ein:

- Abbau sozialer Schwellen,
- Einbeziehung der diversen (Stadt-)Gesellschaft und
- Beteiligung von Akteuren aus der Stadtgesellschaft.

Begleitprogramm der Ausstellung 12 x Giessen

täglich 11 Uhr: Führung durch die Ausstellung

24.4. (15-16 Uhr) Das Rätsel der Brezel (Dr. Christa Benedum, Andreas Schmidt) Objektgespräch zum Grabstein des Jost Becker

28.4. (15 Uhr) In der Maske des Anderen - Gießener verkleiden sich als Gießener (Verein transit Giessen e.V.) Verkleidungs- und Fotoaktion. Mithilfe von vorhandenen oder mitgebrachten Trachten und Gewändern kann man eine andere Gießener Person sein, die auf einem Foto festgehalten wird.

29.4. (12 Uhr) Kolonial-Frühstück (Hayat Sheekhoshman) Wo kommen eigentlich die Lebensmittel her, die wir auf dem Frühstückstisch haben, und wer pflanzt und erntet sie? Bei einem Kolonialfrühstückstisch wird der Frage nachgegangen, wie der Kaffee hierherkam, wer Orangen und Bananen erntet und was es mit dem Kakao auf sich hat.

30.4. (15 Uhr) Workshop „Poster machen“ (Luisa Kothe)

Überall hängen Plakate mit allen denkbaren Botschaften: Information, Verkauf, Protest – alles kann man damit verbreiten. In dem Workshop wird ausprobiert, wie man seine Botschaft auf ein Plakat bringen kann. (Papier und Stifte werden gestellt.)

1.5. (15-16 Uhr) „Was weinet ihr tugenthafte frau so sehr.“ (Dr. Christa Benedum, Andreas Schmidt) Objektgespräch zum Epitaphienbild/Familienbild des Festungskommandanten Adam Schmaltz.

2.5. (16-17 Uhr) Entdecker sein! (Rita Rohrbach) Führung für Kinder von 7-10 Jahren

2.5. (19 Uhr) Gießen in bewegten Bildern (Mario Alves) Ein Gespräch mit Mario Alves über Amateurfilme und erste Einblicke in gefundenes Material.

6.5. (15 Uhr) [Labor]Gespräch: Mein Museumsgegenstand (Ingke Günther, Jörg Wagner) Fortsetzung der Fotoaktion des Stadtlabors.



Abb. 29: Schülerführungen. Die Kinder entdecken Details, die bisher noch keine Aufmerksamkeit gefunden hatten. (Foto: transit)

Führungen

Täglich wurden zu festen Terminen öffentliche Kuratorenführungen durch die Ausstellung angeboten. Zusätzliche Führungen waren nach Vereinbarung möglich, auch außerhalb der regulären Öffnungszeiten. Die Führungen leiteten entlang der Kuratorennarration. Bei entsprechendem Interesse der Teilnehmenden wurde unter Umständen bei einzelnen Stationen länger verweilt als bei anderen. Zusammen mit der Geschichtsdidaktikerin Rita Rohrbach konnte auch eine Kinderführung angeboten werden, die sich speziell an Kinder im Grundschulalter richtete.

Objektgespräche

An zwei öffentlichen Terminen wurden „Experten-Objektgespräche“ angeboten, einmal zum Grabstein des Bäckers (Station 3 Siedlung und Stadt) und weiterhin zum Porträt der Familie Schmalz (Station 4 Festungsstadt). Hier wurden zusammen mit der Kunsthistorikerin, Frau Dr. Christa Benedum, die Objekte wissenschaftlich eingeordnet und im Dialog mit dem Publikum die jeweiligen historischen Horizonte erläutert.

Das stand einmal in Bezug zu den Informationen von Station 2 Siedlung und Stadt über das Angebot der Gießener Bäcker im 12.-16. Jahrhundert. Das Thema lieferte jedoch auch eine Ergänzung zur Station 7 Militär und Bürgerstadt im Hinblick auf die im Zusammenhang mit Justus Liebig angesprochene Globalisierung von Nahrungsmitteln.



Abb. 30: Objektgespräch zum Schmaltzporträt (Foto: transit)

Kolonialfrühstück

Der Workshop Kolonialfrühstück thematisierte Waren- und Sozialgeschichte anhand der Herkunft von Lebensmitteln. Das stand einmal in Bezug zu den Informationen von Station 2 Siedlung und Stadt über das Angebot der Gießener Bäcker im 12.-16. Jahrhundert. Das Thema lieferte jedoch auch eine Ergänzung zur Station 7 Militär und Bürgerstadt im Hinblick auf die im Zusammenhang mit Justus Liebig angesprochene Globalisierung von Nahrungsmitteln.



Abb. 31: Lebensmittel mit kolonialem Hintergrund (Foto: transit)

Plakate machen

Der Workshop Plakate machen knüpfte an die Station 11 Stadt der Jugendproteste an und thematisierte mit Kindern und Jugendlichen Protest sowie Botschaft und ästhetische Form.

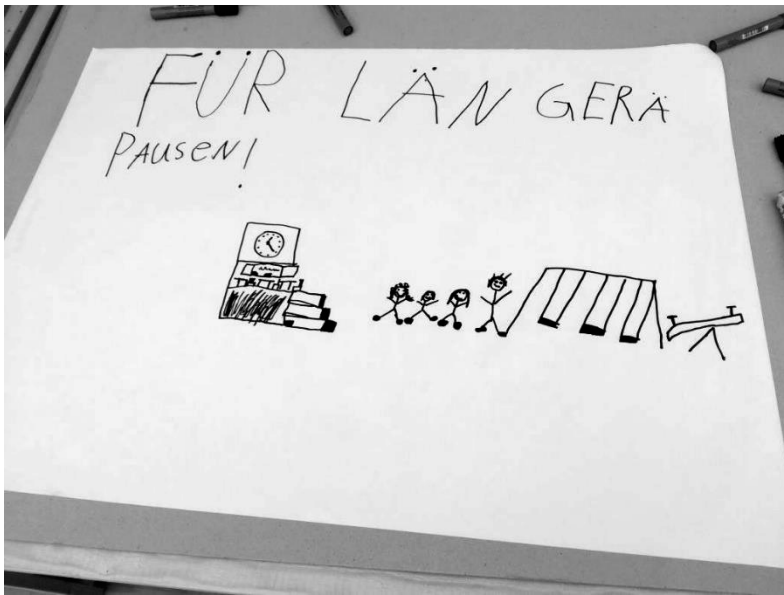


Abb. 32: Ein Produkt des Plakatworkshops (Foto: transit)

In der Maske der Anderen

Die Veranstaltung: In der Maske der Anderen. Gießener verkleiden sich als Gießener (durchgeführt von Verein transit-giessen e.V.) spielte mit Verkleidung, bei der mit Körperwahrnehmung und Differenz, Camouflage und Verwandlung experimentiert werden konnte. Hier standen Elemente barocker Kleidung im Zentrum; es wurde mit Schwellformen, Haltung und Staturelementen gespielt. Außer der Anknüpfung an Station 4 Festungsstadt bzw. das Schmalzportrait wurde auch eine Verbindung zur Station 6 Handwerk- und Industriestadt, beziehungsweise zu der dort gezeigten Frauen-Alltagstracht hergestellt.

Die gerade noch erkennbaren Elemente barocker höfischer Kleidung in den Frauentrachten der oberhessischen Trachtenlandschaft wurden hier zum Thema. Und zuletzt spielte die Aktion auf die Stationen 9 Stadt der Geflüchteten und 10 Stadt der Arbeitsmigranten und die kulturell diverse Einwohnerschaft der Stadt an.

Werbung / Auffindbarkeit

Zur Ausstellung wurde ein Plakat in geringer Auflage gedruckt, das im Foyer des Rathauses in einem Aufsteller zuerst neben dem Getränkeautomaten und später neben dem Treppenaufgang platziert war.



Stadt
LABOR
Gießen

12x GIESSEN

VOM HÜGELGRAB ZUM KLETTERWALD

AUSSTELLUNG im Rahmen des Programms **Stadt[Labor] Gießen**

21. APRIL BIS 6. MAI 2018

Gastausstellung in der Kunsthalle im Rathaus
Berliner Platz 1 - 35390 Gießen

ERÖFFNUNG AM SAMSTAG 21. APRIL UM 18 UHR

ÖFFNUNGSZEITEN

Montag bis Sonntag 10 - 17 Uhr
Mittwoch 10 - 20 Uhr



Oberhessisches
museum

transit.
giessen

Abb. 33: Ausstellungsplakat

Über den Verteiler des Kulturamtes beziehungsweise der Stadt wurde auch eine Einladungskarte verschickt.

Besucher

In den zwei Wochen, die die Ausstellung geöffnet war (21.4. bis 6.5.2018), kamen insgesamt 1088 Besucher.²

Die 12 x Gießen Ausstellung hat anscheinend ermuntert mehrmals zukommen; manche Besucherinnen und Besucher kamen wiederholt. Es waren alle Altersgruppen vertreten. Obgleich der Schwerpunkt auf der Altersgruppe Dreißiger bis Siebziger lag, besuchten auch Kinder (als Schüler oder in Begleitung ihrer Eltern) die Ausstellung.

Obgleich die Vorlaufzeit der Ankündigung für die Organisationsabläufe von Schulen relativ kurz gewesen war, wurde die Ausstellung mehrfach von Schülergruppen von vier Gießener Schulen im Rahmen des Geschichtsunterrichts, des Faches Politik und Wirtschaft sowie Religion und der allgemeinen Orientierung (Grundschule) besucht.

Studierende kamen (nach den Beobachtungsprotokollen der Kuratoren und Praktikanten) in Kleingruppen, mit offensichtlichem Interesse an Themen spezifischer Stationen, die sie beim Besuch unmittelbar ansteuerten.

Mehrere Seminargruppen der Hochschulen besuchten die Ausstellung mit ihren Seminarleitungen im Kontext der Fächer Architektur, Soziologie und Journalistik.

Zwei Gruppen von Menschen mit Behinderungen waren unter den Besuchern - von ihnen kamen sehr konstruktive Vorschläge zur Verbesserung der Barrierefreiheit.

Obgleich sich die Kuratoren im Vorfeld der Ausstellung sehr für die Einbeziehung von Migrant*innen engagiert hatten, kamen wenige Besucher aus diesen Teilen der Gießener Gesellschaft. Die wenigen jedoch, es handelte sich um Gießener, die sehr aktiv bereits im Vorfeld mitgewirkt hatten, nahmen engagiert an Führungen teil und ergänzten (bei Station 10 Stadt der Migrant*innen) sie mit Informationen. Das traf auch auf Besucher zu, die von ihren Kindern nach deren Schulausflug zur Ausstellung darauf aufmerksam gemacht worden waren, dass hier etwas aus ihrem Leben zu sehen sei. Auch diese Besucher ergänzten gerne mit ihren Erfahrungen.

Zwei Abteilungen aus der Stadtverwaltung (Ausländerbehörde und Integrationsbüro) sind zu Führungen in die Ausstellung gekommen; das Büro der Oberbürgermeisterin mit der Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz und die Dezernentin Frau Astrid Eibelshäuser bekamen ebenfalls Führungen.

Presse

Die Resonanz in der Gießener Medienwelt, Rundfunk (hr, fff), Digital und Printmedien war außergewöhnlich gut für eine Ausstellung, die nur zwei Wochen ge-

2 Zwei Zahlen zum Vergleich. Die letzten Kunst-Ausstellungen in der Kunsthalle hatten 2028 bzw. 1646 Besucherinnen und Besucher. Die jeweilige Laufzeit dieser Ausstellungen war zehn Wochen.

öffnet war. Ein Vorab-Termin nur für Medienvertreter bewarb die Eröffnungsveranstaltung, was sich dann in einer guten Publikumsresonanz bei der Eröffnung niederschlug. Die Eröffnungsveranstaltung selbst blieb jedoch ohne Presseresonanz und damit auch die dort geäußerten programmatischen Überlegungen zum Stadt[Labor]Prozess und zur ersten Ausstellung.

Weitere Veranstaltungen im Rahmenprogramm wurden von den lokalen Printmedien begleitet.

Beobachtungen bei Führungen, Veranstaltungen und in der Ausstellung selbst

Besucher haben sich durchweg positiv über die Angebote zur historischen Einordnung der Ausstellungsobjekte geäußert und auch die Möglichkeit begrüßt, sich selbstständig weitere Informationen zum jeweiligen Thema zu erschließen, sei es über Sekundärexponate, über die Info-Täfelchen oder über die Angebote digitaler Information auf den Tablets in Text, Bild und Video oder mittels Hör- und Klangbeispielen.

Bei den Abteilungen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges ist großes Interesse wahrgenommen worden, die angebotenen Zusatzinformationen zu nutzen. Bei den vier Abteilungen zur Zeitgeschichte und Gegenwart kam zusätzlich noch eine weitere Komponente hinzu: Die eigene Erinnerung begann sich einzuschalten. Aus eigenem Erleben konnten Informationen verifiziert und ergänzt werden.

Von Besuchern kam die Anregung, die Informationseinheiten für Rollstuhlfahrende zugänglich zu machen, indem sie entweder niedriger gemacht werden, damit Sitzende auf die Einheit gucken können, oder indem die Seitenabschlüsse so beschaffen sind, dass sie mit dem Rollstuhl unterfahren werden können. Als dritte Möglichkeit schlugen sie vor, die Seitenteile aus transparentem Material herzustellen, damit eine Durchsicht auf den Vitrineneinhalt ermöglicht wird.

Der Raum selbst, die Kunsthalle, hat sich doch als eine Schwelle erwiesen. Sogar Leute aus museumfernen Sozialräumen, die im Vorfeld bei den vorbereiteten Veranstaltungen mitgewirkt hatten, äußerten: „Hier komm ich net her, da sin Leut, mit dene hab ich nix zu tun.“ Oder „Das ist für andere Leute, da kenn ich niemand.“

Zu Missverständnissen haben in einigen Fällen die Texte in Einfacher Sprache geführt. Immer wieder wurden Rückmeldungen gegeben, dass da Fehler seien: „Das schreibt man aber nicht mit Bindestrich“ oder „Da sind viele Schreibfehler drin“. Im Gespräch mit den Kuratoren oder den Aufsichten konnte das schnell ausgeräumt werden. In gewisser Weise hatte die Ausstellung auch eine Informations- und Aufklärungsfunktion über den Komplex Einfacher Sprache, der beim Gießener kulturaffinen Publikum bislang nicht so geläufig zu sein scheint.

Besucherresonanz

Hier eine Auswahl an Kommentaren auf der Echotafel:

„... es sollte eine direkte Beschriftung der Objekte geben ...“. Manche Besucher haben sich andere Themen gewünscht und hierzu Anregungen gegeben. So zum

Beispiel „Amerikaner in Gießen“, „Industriegeschichte“, ebenso „Judenverfolgung“ oder „Ökologiegeschichte der Stadt und ihres Umlandes“.

Eine Besuchergruppe mit Behinderungen hat einen Verbesserungsvorschlag gemacht, was die Präsentationsmodule angeht.



Abb. 34: Ausschnitt aus der Echotafel mit einem Verbesserungsvorschlag von Besuchern, wie die Informationstische für Rollstuhlfahrer zugänglich gemacht werden können

Eine Auswahl aus Zuschriften an die Kuratoren:

... "Ich möchte dir noch einmal sagen, dass die Ausstellung sehr gut geworden ist. Die ‚Kleinigkeiten‘, die wir angesprochen haben, über die kann man reden, sind aber nicht relevant. Gut finde ich die großen Texttafeln. Gelungen auch die Texte der ‚einfachen‘ Sprache; eine tolle Idee. Wieweit türkische Mitbürger die Ausstellung besuchen, weiß ich nicht; aber sicher ein lohnender Versuch. Gut die Idee mit den Stecktafeln mit Zusatzinformationen. Gelungen z. B. die Idee, die Festungsstadt an der Familie des Kommandanten festzumachen. Gut auch die Idee, den Schiffenberg in den Vitrinen mit dem landwirtschaftlichen Wirken der Mönche in Verbindung zu bringen (Getreidesorten, Wolle usw.).“

... „Herzlichen Dank für den tollen Vormittag in der Kunsthalle. Die Kinder der Klasse 3a sind sehr beeindruckt zurück in die Ludwig-Uhland-Schule gelaufen und viele möchten bis Sonntag noch einmal mit ihren Eltern kommen.“

Bilanz des Prozesses im Zusammenhang des Stadt[Labors]

Das Experiment in einer Ausstellung, die Themenkomplexe der objektgebundenen Erinnerung in Verbindung mit ihrer Musealisierung und Ausstellbarkeit zu überprüfen, kann als erfolgreich betrachtet werden. Es lassen sich hieraus wesentliche Impulse für die Neustrukturierung des Oberhessischen Museums gewinnen.

Beteiligung der Stadtgesellschaft – Schwellenniedrigkeit

Es gelang für die erste [Labor]Ausstellung in museumsfernen Stadtteilen in vorbereitenden Veranstaltungen, die Bürger für die objektgebundene jüngere Vergangenheit Gießens zu sensibilisieren, zu interessieren und in diversen Veranstaltungen die Frage der Erinnerung und der Ausstellbarkeit ins Auge zu fassen.

15.03.17	Nordstadtzentrum	In Gießen am Anfang (Migrationsgedächtnis)
25.04.17	Nordstadt Bildungszentr.	In Gießen am Anfang (Migrationsgedächtnis)
16.05.17	Nordstadt-Bildungszentr.	Wie war es früher in der Nordstadt?
21.06.17	Nordstadt-Bildungszentr.	Frauencafé Ankunftsgepäck (Migrationsgedächtnis)
22. 08.17	Werkstattkirche Nordstadt	Was war einmal? Handel und Wandel in der Nordstadt
27.08.17	ZiBB Zentrum für interkulturelle Bildung und Begegnung	Was nehme ich mit, wenn ich mein Land verlasse?
17.11.17	Nordstadtzentrum	Gießen früher. Veranstaltung zur Stadtteilgeschichte Wandlungsprozesse, Migration
11.12.17	Nordstadt Bildungszentrum	Treffen mit Frauen zu alten und neuen Handarbeiten (Migrationsgedächtnis)
18.01.18	Werkstattkirche Nordstadt	Was war einmal - Kindheit und Jugend in der Nordstadt
16.03.18	Alewitischer Verein/ Nordstadt	In Gießen am Anfang (Migrationsgedächtnis)
15.04.18	ZiBB Zentrum für interkulturelle Bildung und Begegnung	Was macht mich zu einer Gießenerin oder einem Gießener?
08. 09.18	ZiBB Zentrum für interkulturelle Bildung und Begegnung	Fotoworkshop: Was würde mir fehlen, wenn ich Gießen plötzlich verlassen müsste?
02.11.18	Nordstadtzentrum	Eröffnung einer Ausstellung mit alten und neuen Handarbeiten im Zusammenhang mit Migrationsgedächtnis und Musealisierungprozessen

Bei den Erinnerungstreffen mit Gastarbeitern der ersten Generation und ihren Nachkommen stellte sich heraus, dass die Teilnehmenden geradezu darauf gewartet hatten, zu ihren Erinnerungen befragt zu werden und in dem Kanon des kulturellen Gedächtnisses der Stadt Aufnahme zu finden. Das Engagement in der Folge der drei Veranstaltungen zu dem Thema ging so weit, dass nicht nur den Kuratoren Geschichten, Bilder und Gegenstände für die Ausstellung zur Verfügung gestellt wurden. Während der Ausstellungsphase kam es zudem immer wieder vor, dass

Angehörige dieser Migrantengruppen die Kuratorenführungen bei Station 10 „Stadt der Migranten“ mit Erzählungen und Hinweisen ergänzten.

Auch im Nachhinein beziehen sich Akteure aus dem Zusammenhang immer wieder auf die Ausstellung und das Stadtmuseum, immer noch werden bei Veranstaltungen im betreffenden Stadtteil Gegenstände aus der Frühzeit der Gastarbeit für Ausstellungszwecke angeboten. (Und werden ggf. im Moment vom Stadtarchiv beherbergt.) Veranstaltungen zu Erinnerungskulturen in anderen Stadtteilen und mit anderen Gruppen mit Migrationshintergrund trugen auch dort die Themen hin und interessierten die Gesprächsteilnehmenden für Fragen der Erinnerung, des Aufbewahrens und in dem Zusammenhang auch des musealen Präsentierens. Das Stadt[Labor]Format: „Mein Museumsgegenstand“ stand hier im Vordergrund und bescherte dem Stadt[Labor] bei diesen Outreach-Veranstaltungen zahlreiche Bilder von ausstellungsmöglichen Objekten.

Ein Teil dieser Bilder fand außerdem während des Ausstellungszeitraums Verwendung in dem Schaufenster der Kunsthalle, in dem eine Installation der abgebildeten Personen mit ihren Objekten Besucher von der Straße anlocken sollten.

Das Outreach Programm im Vorfeld und begleitend zum Prozess der Ausstellung sollte Menschen involvieren, die bislang wenige oder keine Erfahrungen mit dem Museum ihrer Stadt hatten und die sich unseres Erachtens durch hohe soziale Schwellen von der Teilnahme und Teilhabe an der Institution behindert sehen.

In den Stadtbereichen Zentrum, Nordstadt, Eulenkopf sowie dem im Osten der Stadt gelegenen ZIBB (Zentrum für interkulturelle Bildung und Begegnung) beteiligten sich Bürger am Gespräch oder engagierten sich für die Ausstellung im Entstehen, denen zuvor Museumsfragen weit entfernt gewesen waren. Das Interesse hält bis heute an und korrespondiert jetzt mit Veranstaltungen zum kulturellen Gedächtnis der Stadt im Rahmen des Stadt[Labors].

Zu den zuvor aufgeführten an Sozialräume gebundenen Beteiligungsangeboten gab es noch Beteiligung aus der Stadtgesellschaft in Form von Zeitzeugen und Expertenbeiträgen. Auch hier stellten Gießener mit Migrationshintergrund ihre Kenntnisse und Erfahrungen zur Verfügung; die Ergebnisse flossen in die Ausarbeitung der Stationen 09 (Stadt der Flüchtlinge) und 10 (Stadt der Migranten) mit ein. Bei den Stationen 11 (Stadt der Studentenproteste) und 12 (Junges Gießen) rückten Zeitzeugen in den Vordergrund, die sich zu reflektierenden Gesprächen zu Studierenden in den Stadtteilen, ihrer eigenen Studienzeit in den 60er und 70er Jahren oder den Nachwirkungen der Studentenproteste in Gießen bereitfanden. Bei der Station zur Jugend waren es junge Leute, die sich mit den Kuratoren über ihre Netzwerke, ihre Wege und Plätze im Stadtraum und über ihre Freizeitaktivitäten Gedanken machten.

Bei den zuletzt genannten Stationen zur Gegenwart war es vornehmlich Zeitzeugenschaft, die im reflektierenden Gespräch zu Ausstellung beitrug. Bei den Stationen, die sich vergangenen Epochen befassen, konnte auf Experten aus der Gießener Stadtgesellschaft zurückgegriffen werden, die ihre Spezialkenntnisse zu Epochen oder Objekten im Vorfeld oder in Begleitveranstaltungen zur Verfügung stellten.

Die Beteiligung von Mitgliedern der Bürgerschaft war also, wie beabsichtigt, tragend für das Ausstellungsprojekt und die mit ihm verbundenen Diskurse über Musealisierung und Ausstellungspraktik und wurde über den Kreis der museumsaffinen Bürgerschaft hinaus deutlich erweitert.

Eine virtuelle Version der Ausstellung ist auf der Website von transit giessen (<http://transit-giessen.de/12-x-giessenvom-huegelgrab-zum-kletterwald/>) freigeschaltet.

Über das Ansehen der Stadt – Gießener Ansichten aus fünf Jahrhunderten

Dokumentation der zweiten Stadt[Labor]ausstellung im KiZ
(Kultur im Zentrum) vom 11.-25. November 2018

HOLGER TH. GRÄF

Vorbemerkung

Der nachfolgende Text entspricht weitgehend der zur Ausstellung publizierten Broschüre, zu der Stefanie Funck, Holger Th. Gräf, Ingke Günther und Werner Schmidt Beiträge verfasst haben. Die Idee zu dieser Ausstellung entstand vergleichsweise kurzfristig. Im Mai 2017 war der Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake mit der Bitte an mich herangetreten, eine „Objektpatenschaft“ zu übernehmen. Dabei ging es konkret um die „Urbs Giesaa“, eine anonyme und undatierte Stadtansicht Gießens von der Mitte des 17. Jahrhunderts. Sie sollte während der Auftaktveranstaltung zum Stadt[Labor] mit vier weiteren Museumsobjekten am 19. August 2017 vertiefend vorgestellt werden (vgl. MOHG 102, 2017, S. 95-105). Gespräche vor, während und vor allem nach dieser viertägigen Veranstaltung ließen rasch den Gedanken aufkommen, eine eigene Stadt[Labor]ausstellung den Stadtansichten zu widmen. Die damalige Leiterin des Kulturamtes, Frau Simone Maiwald, ließ sich von der Kürze der Zeit und den entsprechenden Bedenken des Autors nicht weiter beeindrucken, vor allem ließ sie sich aber, ebenso wie das Steuerungsgremium, auf die Konzeption der Ausstellung ein. Was den „roten Faden“ unserer Laborausstellung betrifft – eben das „Ansehen der Stadt“ – lieferte am letzten Tag der Auftaktveranstaltung nicht zuletzt der Vortrag über „Die Stadt als Lebenswelt“ von Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba, Humboldt-Universität, Berlin, die zündende Idee. Er führte aus, wie in den letzten gut drei Jahrzehnten die Innenstädte aus einer durch Kriegszerstörungen und autogerechtem Wiederaufbau bedingten Unwirtlichkeit dank kultureller Angebote und Veranstaltung sowie entsprechender Baumaßnahmen wieder zu attraktiven Lebenswelten geworden sind. Die Städte wurden damit nicht allein zu Orten, in denen man gut und gerne lebt, sondern auch zu Orten, mit denen sich ihre Einwohner durchaus identifizieren. Ganz im Sinne der Konzeption des Stadt[Labor], ging es in unserer Ausstellung nicht darum, mit Hilfe der Exponate das ehemalige Aussehen oder die vergangene Materialität der Stadt zu vermitteln. Vielmehr sollte die Stadtgesellschaft im Grunde mit den vergangenen Diskursen über ihre Stadt konfrontiert werden, die in bestimmten Motiven und in bestimmten Darstellungskonventionen zum Ausdruck kamen. Dies sollte – so hofften wir zumindest – dazu führen, neben den beständigen Veränderungen der physischen Gestalt der Stadt auch den jeweils eigenen Blick auf die Stadt in seiner Wandelbarkeit zu erkennen. Dieses Anliegen wurde bislang in der Dauerausstellung des Oberhessischen Museums so noch nicht zum Thema gemacht und ergänzt sich durchaus auch mit der letzten Stadt [Labor]ausstellung „Gießen ist ...‘ Orte und Bewusstsein einer Stadt“, die ihren Schwerpunkt freilich in der Gegenwart hatte.

Für meine Mitarbeiterin Stefanie Funck und mich als Kuratoren war es ein besonderer Reiz, viele Exponate zeigen zu können, die weder in der bisherigen Dauerausstellung noch in Wechselausstellungen bislang gezeigt wären; dies war möglich, da uns praktisch unbeschränkter Zugang zu der Gemälde- und Grafiksammlung des Oberhessischen Museums ermöglicht wurde.

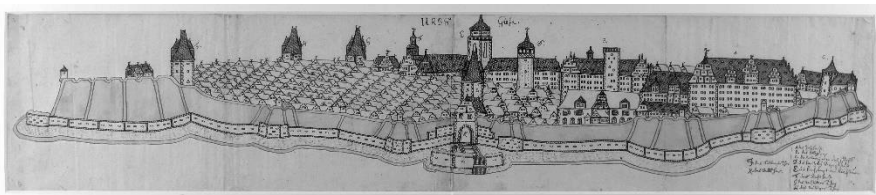
Konzeptioneller Leitgedanke

Der Titel unserer Ausstellung spielt mit der Mehrdeutigkeit des Begriffes „Ansehen“. Zum einen ist damit „Image“ und „Wertschätzung“ gemeint, zum anderen „anschauen“ und „beobachten“. In beiden Fällen wird der Blick von außen – jener des auswärtigen Betrachters – ebenso berücksichtigt, wie jener der Stadt selbst – ihrer Bewohner und Institutionen. Es geht um die Fremd- und Selbstdarstellung der Stadt ebenso wie um die Fremd- und Selbstwahrnehmung. Ansichten unterschiedlicher Genres, Bildgattungen und Darstellungstypen zeigen den Blick auf Gießen. Dies reicht von klassischen Veduten und Stadtansichten über Architekturzeichnungen sowie kartografische Darstellungen bis hin zu Postkarten, Darstellungen in studentischen Stammbüchern oder auf Geschirr.

Die Ausstellung geht der Frage nach, ob die bedeutenden Veränderungen des Stadtbildes in den vergangenen 500 Jahren auch mit tiefgreifenden mentalen Wandlungen einhergingen, die den Blick auf die Stadt und die Stadt in ihrer eigenen Wahrnehmung grundlegend veränderten. Zwei Umbruchphasen sind dabei besonders wichtig: die „Entfestigung“ und Industrialisierung im Laufe des 19. Jahrhunderts sowie der Wiederaufbau nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg. Wurden die positiv empfundenen Neuerungen in das „Bild der Stadt“ aufgenommen oder negativ eingeschätzte Veränderungen aus dem gemeinschaftlichen Bildgedächtnis verdrängt? Erklären sie die oft widerstreitenden Ansichten: einerseits die Vision der „modernen Stadt“, andererseits das Idyll der „alten Stadt“?

Grafische Darstellungen vom 16. bis 18. Jahrhundert

Der ganze Bezirk der Stadt ... besteht aus elf Bollwerken, in einem hohen sechzig Schritt breiten Wall, einem tiefen Graben (Hermann Dielhelm: Wetteranischer Geographus, 1747)



Unbekannter Künstler: Urbs Giesae, lavierte Federzeichnung, um 1650, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OHM 225

Diese ungewöhnliche Federzeichnung zeigt die Stadt von Osten, ungefähr von dem Nahrungsberg aus. Damit folgt sie den älteren Ansichten von Wilhelm Dilich, Valentin Wagner und Matthäus Merian d. Ä. Die Trennung in zwei Bildhälften – links die eher schematisch, fast signaturhaft dargestellte „Bürgerstadt“, rechts die detaillierter wieder-

gegebene „landesfürstliche Stadt“ – macht einen Autor aus dem Umfeld der 1650 wiedereröffneten Universität wahrscheinlich.

Stadtansichten als eigenständige Bildgattung waren im 16. und 17. Jahrhundert weitgehend unbekannt. Städtebilder dienten als Kulisse für Heiligen- oder Historienbilder oder zur Orientierung auf Landkarten. Dies trifft auch für die bislang älteste bekannte Darstellung Gießens auf einer Grenzkarte zu, die um 1561 entstand.

Ende des 16. Jahrhunderts beauftragte Landgraf Moritz der Gelehrte von Hessen-Kassel den Kartographen Wilhelm Dilich (1571–1650), die hessischen Städte darzustellen. 1605 erschien seine „Hessische Chronica“ im Druck und fand anschließend weite Verbreitung. Die Ansichten dienten weniger der städtischen Selbstdarstellung, sondern dokumentierten den Wohlstand Hessens im Allgemeinen und die Wehrhaftigkeit seiner Städte im Besonderen, weswegen Dilich großen Wert auf die Wiedergabe der Befestigungsanlagen legte. Diesem Vorbild folgten die Stadtansichten bis weit in das 18. Jahrhundert.

Grenzziehung zwischen Gießen und Gleiberg, kolorierte Federzeichnung, 1561, Marburg, Hessisches Staatsarchiv, Best. P II, Nr. 18393

Wilhelm Dilich: Gießen, Kupferstich aus: Hessische Chronica, Kassel 1605, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OM 11/21

Eberhard Kieser: Gießen, Kupferstich aus Daniel Meisner: Thesaurus Philo-Politicus. Das ist: Politisches Schatzkästlein, Bd. 1, Frankfurt 1623, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OM 11/26

Johann Tackig (Zeichner)/J. S. (Stecher): Stammbaum Landgraf Georgs II. von Hessen-Darmstadt und seiner Gemahlin Sophie Eleonore von Sachsen, Kupferstich, nach 1627, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OM 2011/11

Matthäus Merian d. Ä.: Gießen, Kupferstich aus: Topographia Hassiae, Frankfurt 1655, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. LG 32 (BG 33)

Christoph Riegel: Gießen, Kupferstich aus: Der getreue Reiß-Gefert, Nürnberg 1686, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. LG 40

Unbekannter Künstler: Gießen, Kupferstich aus: Privilegiertes Zittausches ... Tagebuch, Zittau 1800, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. 91/38

Unbekannter Künstler: Gesellenbrief des Jacob Lamhus, Kupferstich, vor 1809, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. LG 291 V 46

Johann Nikolaus Reuling: Festung Gießen, Öl auf Leinwand, 1772, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. KSN 205

Matthäus Merian d. Ä./Martin Zeiller: Topographia Hassiae, Frankfurt: Merian, 1655, Gießen, Universitätsbibliothek, Rara 171(2)

Wilhelm Dilich: Hessische Chronica, Kassel: Wessel/Frankfurt: Unckel, 1617, Privatbesitz

Die entfestigte Stadt und die beginnende Industrialisierung

Die Stadt ist sauberer und regelmäßiger als Marburg ... Die Umgebung der Stadt ist letztlich schön durch die fruchtbaren Ebenen und die hohen ... Berge. (Steven Jan van Geuns: Tagebuch einer Reise mit Alexander von Humboldt im Herbst 1789)



Johann Ernst Bieler (1795–1869): biedermeierliches Gießen, kolorierte Lithografie, um 1840, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. LG 122

Der 1795 in Gießen geborene Porträtist und Miniaturmaler (Johann) Ernst Bieler entstammte einer eng mit der Stadt verbundenen Familie und war unter anderem als Zeichenlehrer tätig. In seinen Werken kommt das neue, wesentlich von der Romantik bestimmte Verhältnis zur Natur zum Ausdruck.

Mit der Schleifung der Festungswerke und dem Verfüllen der Wassergräben ab 1806 veränderte sich die Ansicht Gießens erheblich. Entsprechend wandelten sich auch die Darstellungen. Was sich teilweise schon im 18. Jahrhundert ankündigte – die Wahrnehmung und Wertschätzung der Umgebung – wurde nun die Regel. Gießen erscheint eingebettet in eine idyllisch dargestellte Landschaft aus bewaldeten, burgenbekrönten Hügeln, Wäldern, Wiesen und Obstgärten. Die dargestellten Personen sind anhand der Kleidung als Angehörige des gehobenen Bürgertums oder Studenten zu erkennen. Nur gelegentlich unterstreichen Figuren in ländlicher Tracht, meist Frauen, den romantischen Gesamteindruck der Ansichten. Industrieanlagen oder Fabrikschornsteine, die als Zeichen des Fortschritts galten und entsprechend positiv besetzt waren, begegnen dagegen nur äußerst selten. Bemerkenswert ist der nostalgische Blick auf die ehemaligen Festungsanlagen 50 Jahre nach ihrer Niederlegung. Erste Stadtansichten auf Porzellan oder Geschirr stehen für ein wachsendes Selbstbewusstsein und den Stolz der Bürger auf ihre Stadt.

F. Heinzerling: Gießen von der Marburger Seite, Lithografie, um 1850, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. LG 128b

Louis Kattrein (nach B. J. Cooke): Gießen um 1845, Öl auf Pappe, um 1845, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. AB 186

Richard Hügle (Zeichner)/C. Levecke (Drucker): Gießen nebst seinen Umgebungen, Lithografie, 1841, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OM 11/46

Friedrich Christian Reinermann: Gießen von Osten, Aquatinta, um 1815, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. LG 56a

F. Heinzerling: Gießen, Stahlstich, 1853, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. LG 121

Robert Geissler/Emil Roth: Panorama von Gießen, Stahlstich, um 1895, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. LG 149

„Alt-Gießen“ gegen „modernes Gießen“

Die Stadt ist nicht hübsch: eine lange Hauptgasse, mit überbauten, meist schmalen, hohen Häusern, 3 bis 4 stöckigt. (Auf der Reise ins Paradies: das Reisetagebuch von Heinrich und Christine Gondela, 1802)

Zwei widersprüchliche Ansichten prägten ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Sicht auf die Stadt. Der eher rückwärtsgewandte Blick auf „Alt-Gießen“ brachte eine ganze Reihe von Bildwerken hervor, die eine Fachwerkidylle mit bäuerlichen Figuren und Gerätschaften zeigen. Bei den Ansichten auf das „moderne Gießen“ fanden dagegen die repräsentativen Bauten der Gründerzeit entlang der Südanlage oder Frankfurter Straße besondere Beachtung. Bei den wenigen Bildern, die Fabriken oder Industrie darstellen, ist nicht immer zu entscheiden, ob das Sujet positiv besetzt ist oder eine gewisse Tristesse zum Ausdruck gebracht werden sollte. Anders ist das bei den Darstellungen des „Grünen Gießens“, die durchweg die Vorzüge der modernen, von Gärten und Grünanlagen durchzogenen Stadtviertel herausstellten.

Georg Heil: Alte Darre, Aquarell auf Karton, 1926, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OM 102b

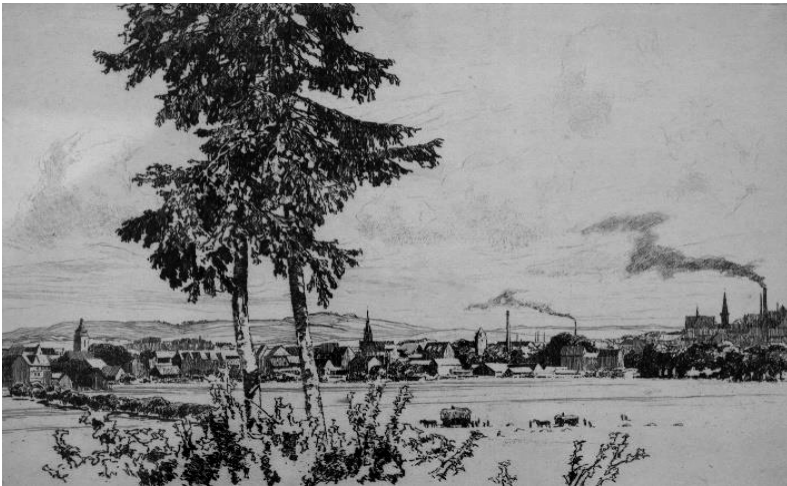
Heinrich Will: Zozelsgasse, Aquarell und Kohle, 1929, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. 89/18

Karl Windsel: Haus Weisel, Kohle, 1928, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. KSN 213



Maximilian Robert Carl Modde (1862–1933): Zozelsgasse, Öl auf Leinwand, um 1881/84, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. KSN 242

Der aus Magdeburg stammende Maximilian Modde studierte von 1881 bis 1884 in Gießen. Sein Bruder war hier Schlachthofmeister. Danach wechselte er nach Berlin, wo er bis zu seinem Tod als Architektur- und Genremaler sowie als Kunstlehrer tätig war. Sein Blick in die Zozelsgasse steht für die verklärende Sicht auf die vermeintliche Fachwerkidylle, die im Laufe des 19. Jahrhunderts aufkam und als Reaktion auf die Modernisierung der Altstädte im Zuge von Industrialisierung und gründerzeitlicher Überformung verstanden werden kann.



Otto Ubbelohde (1867–1922): Ansicht der Stadt Gießen, Radierung, 1919, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. 80/51

Ubbelohde ist vor allem durch seine Buchillustrationen bekannt, die meist dem Jugendstil zuzuordnen sind. Seine Landschaftsbilder und Ansichten von Orten und Burgen blenden die moderne Architektur in der Regel aus. Umso bemerkenswerter ist der Umstand, dass er in seiner Abbildung von Gießen als einer der wenigen Künstler seiner Generation auch die rauchenden Schloten ins Bild setzte. Vielleicht machte er das ganz bewusst, um Gießen von seiner Geburtsstadt Marburg abzusetzen.

Friedrich Konrad Kuhlmann: Lederfabrik Liebigstraße/Aulweg, Pastell, 1924, Gießen, Oberhessisches Museum, ohne Inv. Nr.

Unbekannter Künstler: Andenken an Gießen, Siebdruck, Mischtechnik, um 1880, Gießen, Oberhessisches Museum, ohne Inv. Nr.

Wilhelm Gravert: Wieseckachse, Bleistiftzeichnung, koloriert, 1942, Gießen, Stadtarchiv, Plansammlung, ohne Inv. Nr.

G. K.: Zuschauerraum im Stadttheater, Fotografie, um 1910, Gießen, Stadtarchiv, Fotosammlung, ohne Inv. Nr.

Lupus-Heilstätte, Postkarte, 1913, Gießen, Stadtarchiv, Inv. Nr. 83-1231

Luftbild der Heilstätte Seltersberg, 1928, Gießen, Stadtarchiv, Fotosammlung, ohne Inv. Nr.

Stadtplan, 1890, Gießen, Stadtarchiv, Plansammlung, ohne Inv. Nr.

Südanlage, Hinteransicht des Stadttheaters mit Synagoge, Postkarte, um 1910, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 335

Bahnhofstraße, Hotel Schütz und Hotel Großherzog, Postkarte, 1907, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 413

Brandplatz, Altes Schloss, Postkarte, um 1929, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 470

Neues Empfangsgebäude des Bahnhofs, Postkarte, 1907, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 1034

„Der Untergang des alten Gießen“ am 6. Dezember 1944

... der teilweise Durchblick war schockierend ... (Hans Noll, 1980)



Luftbild der zerstörten Innenstadt vom 16.3.1945, Gießen, Stadtarchiv, Fotosammlung, Bildflugnummer 134/45-6, Ausschnitt

Die Bombardierung Gießens am Nikolaustag 1944 grub sich tief in das Gedächtnis der Bevölkerung ein. 250 Bomber der Royal Air Force zerstörten zwei Drittel der Stadt, fast 400 Menschen starben. Setzte der nostalgische Blick auf die ländlich geprägte Fachwerkstadt bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, so wurde nun der Verlust „Alt-Gießens“ zu einer zwar schmerzhaften, aber identitätsstiftenden Erfahrung. Dabei trat zum einen in den Hintergrund, dass die zeitgenössische Stadtplanung – ausgehend von modernen städteplanerischen Konzepten – schon vor dem ersten Bombenabwurf den Abriss der meisten Fachwerkgassen geplant hatte, zum anderen, dass die Stadt erheblich von gründerzeitlichen Gebäuden geprägt war, die nicht immer, aber oft an der Stelle älterer Fachwerkbauten errichtet worden waren.

Schadensplan der Stadt Gießen, um 1947, Gießen, Stadtarchiv, Plansammlung, ohne Inv. Nr.

Vitrinen

Friedrich Kaestner: Tassen, Porzellan, 1834, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OM 2011/49 und OM 2011/50

Glas „Zum Andenken an Gießen“, um 1900, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. VG 80

Eierbecher, Porzellan, um 1925, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. VK 322

Carl Brück (Juwelier), Gießen: Teelöffel, Silber vergoldet mit Emaille, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OHM 687

Collage

Die Collage mit dem Stadtplan dient der Orientierung, liefert Ansichten von heute veränderten Örtlichkeiten und lädt zu „Entdeckungen“ ein. Im Mittelpunkt steht ein Ausschnitt aus dem aktuellen amtlichen Liegenschaftskataster, der exakt vermessen jede Parzelle und jedes Gebäude unterschieden nach öffentlichen, Wohn- und Wirtschaftsgebäuden der Innenstadt, zeigt.

Darstellungen unterschiedlicher Bildgattungen und Techniken (Fotografien, Postkarten, Zeichnungen, Gemälde etc.) zeigen heute nicht mehr vorhandene oder gravierend veränderte Ansichten, die im aktuellen Stadtplan verortet werden.

„Der Stadtkirchturm – das Wahrzeichen Gießens“

... der verbleibende Turmstumpf [als] ein mahndes Zeichen an jenen Gerichtstag ... (Gerhard Bernbeck, Dekan i.R. 1979)



Unbekannter Künstler: Stadtkirche St. Pankratius, aquarellierte Federzeichnung, um 1800, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. 76/87

Die Ansicht der Stadtpfarrkirche von Norden liefert einen guten Eindruck von dem 1809 abgerissenen Schiff der mittelalterlichen Kirche. Es war bis in die 1650er Jahre mehrfach umgebaut worden und befand sich seit Jahrzehnten in einem baufälligen Zustand.

Der Turm der am 6. Dezember 1944 zerstörten Stadtkirche St. Pankratius wurde nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur zum Wahrzeichen der Stadt, sondern auch zum Symbol ihrer Zerstörung, die zahlreiche Künstler bis in die Gegenwart hinein beschäftigte. Von den wenige Jahre nach Kriegsende entstandenen Zeichnungen von Friedrich Konrad Kuhlmann über das Gemälde von Wilhelm Kufittich aus dem Jahre 1952 erreichte das emotionalisierte Ansehen der Kirchenruine 1982 einen Höhepunkt: Der Maler Karl Sümmerer (1933–2015) ließ in seinem Gemälde „Weihnachten 1944“ gewissermaßen das Licht von Bethlehem im zerstörten Gießen leuchten. Auch das Modell der Kirchenruine wurde erst 2017 fertiggestellt. Eine kürzlich vom Oberhessischen Museum erworbene Serie von Porzellantellern mit „Alt Gießener“ Motiven steht ebenfalls für einen nostalgischen Blick auf die Stadt.

Wilhelm Kufittich: Campanile (Stadtkirchenturm), Tempera, 1952, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. KSN 90

Friedrich Konrad Kuhlmann: Die zerstörte Stadtkirche, Kohle, 1948/49, Gießen, Oberhessisches Museum, ohne Inv. Nr.

Karl Gruber: Entwurf für den Wiederaufbau der Stadtkirche, Tusche, 1947, Gießen, Oberhessisches Museum, ohne Inv. Nr.

Karl Sümmerer: Gießener Weihnachten 1944, Öl auf Hartfaserplatte, 1982, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OM 98/31

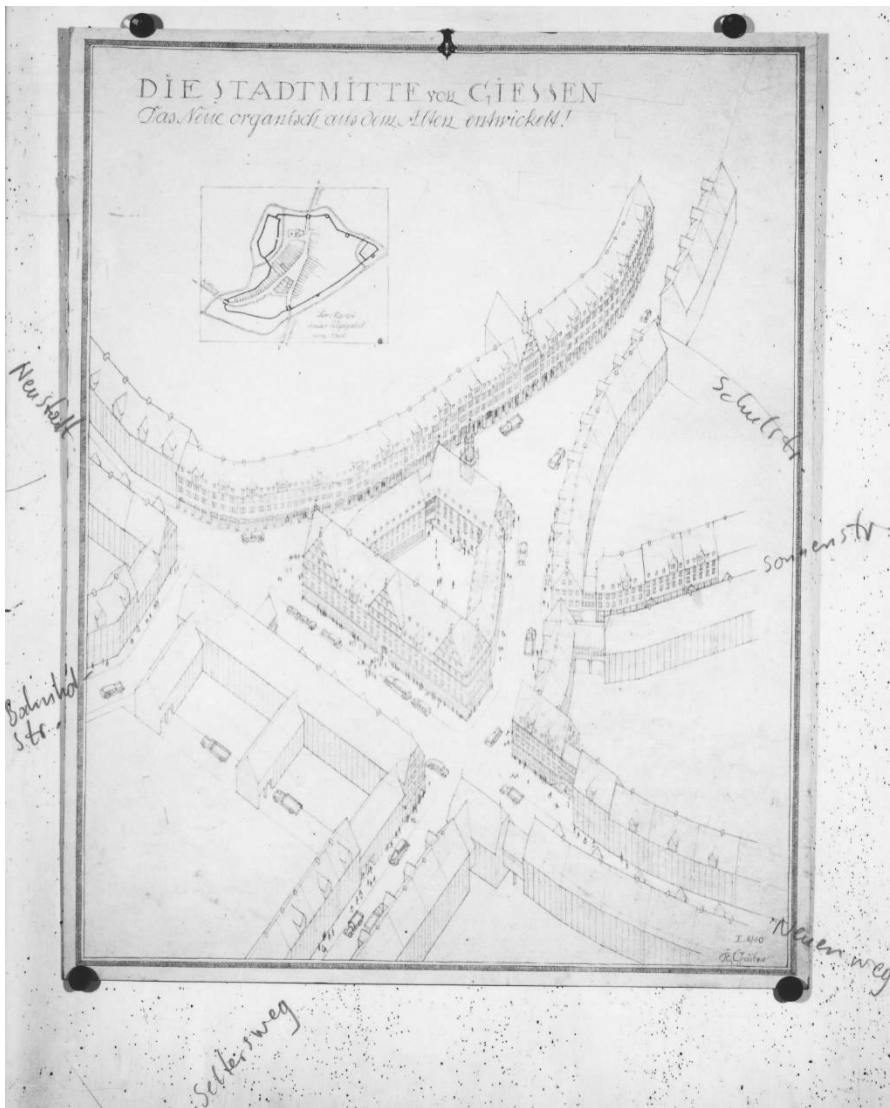
Porzellanmanufaktur Fürstenberg: Jahresteller, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OHM 677–OHM 686

Swen Richert: Modell der zerstörten Stadtkirche im Maßstab 1:35, vollendet 2017, Privatbesitz

Wiederaufbau „Endlich Bauen – Schluss mit Planen!“

... , daß nun endgültig Schluß gemacht wird mit den schmutzigen Winkeln der Hinterhöfe. (Hermann Dirksmüller, 1946)

Nach dem Studium an der Technischen Hochschule Karlsruhe war Gruber zunächst Bauamtsleiter in Freiburg, bis 1933 Professor für mittelalterliche Baukunst an der Technischen Hochschule in Leipzig und anschließend bis 1955 Inhaber des Lehrstuhls für Städtebau in Darmstadt. Von 1934 bis 1945 war er zudem für die Denkmalpflege in Oberhessen und Rheinhessen zuständig, kannte also Gießen vor den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges. Anders als die meisten der anderen zehn Architekten und Stadtplaner, die 1945 bis 1948 insgesamt 16 Planentwürfe vorlegten, wollte er „das Neue organisch aus dem Alten entwickeln“.



Karl Gruber (1885–1966): Die Stadtmitte von Giessen, Architektenzeichnung, Januar 1946, Giessen, Stadtarchiv, Fotosammlung, ohne Signatur

Dieselben Planer, die bereits vor der Zerstörung der Stadt die radikale Modernisierung gefordert hatten, waren auch für den Wiederaufbau verantwortlich. 1946 brachte der Architekt Hermann Dirksmöller seine Vorstellungen auf den Punkt: „Die vorwiegend geschlossene Bauweise der Innenstadt verlangt, dass nun endgültig Schluß gemacht wird mit den schmutzigen Winkeln der Hinterhöfe“. Letztlich ließen die finanziellen Zwänge diese „großen“ Pläne in der Schublade enden, die alte Straßenführung blieb weitgehend bestehen. Die Zusammenlegung von Grundstücken ermöglichte aber die

Errichtung großer und moderner Gebäude, etwa 1949 das Kaufhaus Kerber (Kreuzplatz/Ecke Selterweg 1). Höhe- und Schlusspunkt der modernen und autogerechten Stadt bildete 1968 der Bau der Fußgängerüberführung am Selterstor, die bald als „Elefanten-Klo“ überregional bekannt wurde.

Eine architektonische Wende trat in den 1970er Jahren ein. Nachdem bereits 1959 das Zeughaus weitgehend in seiner alten Form wiederaufgebaut worden war, erfolgten nun die Rekonstruktion des Alten Schlosses und die Bebauung der „Ruinengrundstücke am Brandplatz“ in den Dimensionen und der Formensprache der Vorkriegsbebauung. So entstand zum Beispiel das Turmhaus nach dem Vorbild der alten Feuerwache.

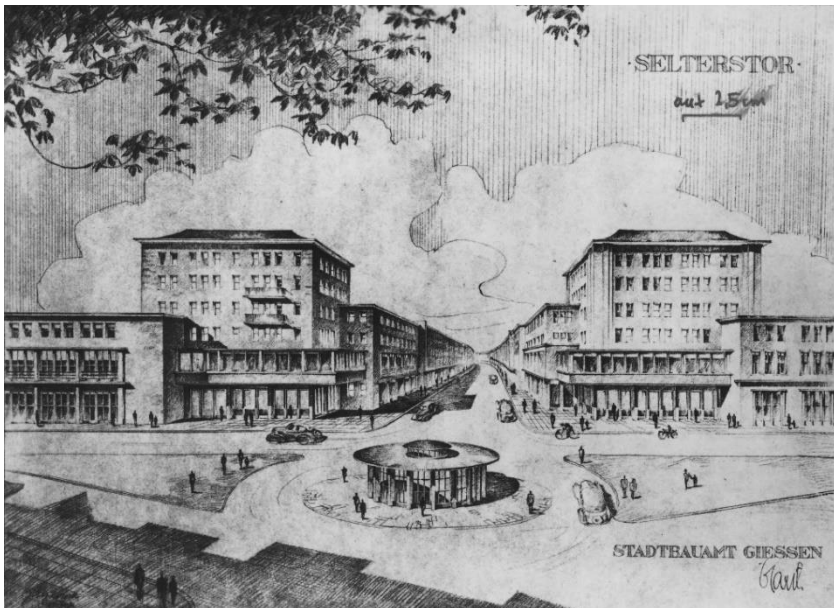
Hanns-Alex Harth: Neuer Kreuzplatz mit Warenhaus und Café, Architektenzeichnung, 1948, Gießen, Stadtarchiv, Plansammlung, ohne Inv. Nr.

Otto Ernst Schweizer: Typologie für den Wiederaufbau der Altstadt. Historische Gebäudetypen, Architektenzeichnung, Dezember 1947, Gießen, Stadtarchiv, Plansammlung, ohne Inv. Nr.

Karl Bayerlein: Haus Schilling, Architektenzeichnung, 1947, Gießen, Stadtarchiv, ohne Inv. Nr.

Schulstraße/Sonnenstraße, Blick zum Marktplatz, Postkarte, um 1960, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 117

Selterstor



Hermann Dirksmüller: Selters-Tor, Architektenzeichnung, November 1945, Gießen, Stadtarchiv, Plansammlung, ohne Inv. Nr.

Der Bau einer modernen Festungsanlage zwischen 1530 und 1533 war gleichzeitig der Anlass zu einer ersten planmäßigen Stadterweiterung. Das Selterstor bildete dabei den Zugang für den Verkehr aus Frankfurt.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam der Gedanke auf, den südlich davon gelegenen Seltersberg mit einer als Zitadelle konzipierten Vorstadt zu bebauen. Als sich während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) das Lahntal zu einem wichtigen Kriegsschauplatz entwickelte, wurde dieses Projekt wiederbelebt. Tatsächlich setzte die Bebauung allerdings erst nach der Niederlegung der Wallanlagen ein, zunächst mit der Errichtung der sogenannten Alten Kaserne 1817, bald mit Privathäusern, Hotels und Klinikbauten. Mit der Frankfurter Straße entstand eine repräsentative Einfallstraße in die Stadt.

Die Wiederaufbaupläne nach dem Zweiten Weltkrieg knüpften teilweise an die militärischen Vorbilder an. Trotz unterschiedlicher Konzepte sahen alle eine monumentale Architektur vor. Der Architekt Hermann Dirksmöller entwarf bereits im November 1945 einen Neubau, dessen zentraler Torturm sich an historische Vorlagen anlehnte und auf die ehemalige militärische Funktion anspielte. Der Stadtbaudirektor Hanns-Alex Harth stellte dem einen Entwurf entgegen, der den offenen Platzcharakter betonte und der schließlich richtungsweisend wurde. Entstanden ist jedoch eine bis in die Gegenwart uneinheitliche, immer wieder veränderte Bebauung, wie die Ansichten von Peter Kurzeck aus dem Jahre 1963 zeigen.

Plan für den Bau einer Zitadelle, Federzeichnung, aquarelliert, 1739, Darmstadt, Hessisches Staatsarchiv, Mappe 156/1

Hanns-Alex Harth: Selterstor, Architektenzeichnung, um 1947, Gießen, Stadtarchiv, Plansammlung, ohne Inv. Nr.

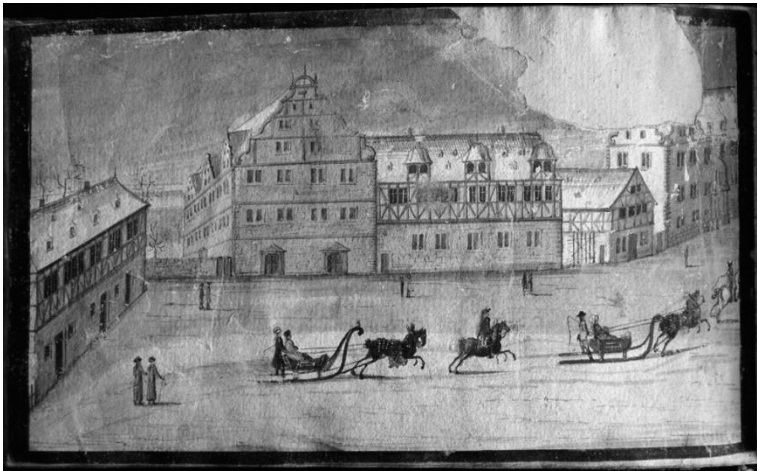
Hanns-Alex Harth, 1905 in Frankfurt geboren, folgte 1946 Wilhelm Gravert als Stadtbaudirektor in Gießen, der wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft entlassen worden war. Nach Graverts Rehabilitation und Wiedereinstellung kam es bald zu Konflikten, so dass Harth 1951 Gießen verließ und anschließend als freier Architekt in seiner Heimatstadt arbeitete. Sein Entwurf des Selterstors mit dem Kreisverkehr und der großzügigen Verkehrsführung entsprach den Vorstellungen einer modernen, autogerechten Stadt.

Peter Kurzeck: Gießen – Selterstor, Tusche mit Rohrfeder über Bleistift, aquarelliert, Herbst 1963, Privatbesitz, Inv. Nr. 096

Brandplatz/Altes Schloss

Der große Stadtbrand von 1560 gab der über Jahrhunderte größten innerstädtischen Freifläche im Nordosten der Stadt ihren Namen. Ausgehend von dem Alten Schloss an der südöstlichen Ecke, dem 1539 vollendeten Neuen Schloss sowie dem Zeughaus von 1586/90 entwickelte sich dort das Regierungs- und Universitätsviertel. Dies führte zur Errichtung von weiteren Funktionsbauten, beispielsweise der Polizeiwache, der Universitätsreithalle, des Kreisamtes oder der Feuerwache mit den Marktlauben. Sie wurden immer wieder den veränderten Bedürfnissen angepasst und gelegentlich auch durch Neubauten ersetzt, wie etwa das ursprünglich 1607 errichtete Kollegiengebäude der Universität, das 1839 neu entstand. Abbildungen des gesamten Platzes oder auch

einzelner Gebäude waren beliebt und finden sich in zahlreichen Studentenstambüchern, Gemälden, Zeichnungen und auf Ansichtskarten.



Unbekannter Künstler: Schlittenfahrt auf dem Brandplatz in Gießen, Stammbuch des Johann Tobias Sinnigsohn, um 1788, Gießen, Universitätsbibliothek, Hs 1217a, S. 146/147

Das kleinformatige Bild aus dem Stammbuch des aus Darmstadt stammenden Theologiestudenten Johann Tobias Sinnigsohn zeigt den winterlichen Brandplatz von Nordwesten aus gesehen. In der linken Bildhälfte dominiert das monumentale Zeughaus von 1586/90, rechts daneben das von 1533 bis 1539 errichtete Neue Schloss, anschließend der Marstall und das zwischen 1607 und 1611 erbaute Kollegiengebäude der Universität, das 1839 durch einen Neubau ersetzt wurde.

Hugo von Ritgen: Burghof im Alten Schloss, Aquarell, um 1860, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. OHM 640

Friedrich Konrad Kuhlmann: Altes Schloss als Ruine, Kohle, 1946, Gießen, Oberhessisches Museum, Sammlung Kuhlmann, ohne Inv. Nr.

Modell des Brandplatzes von 1937, Hessisches Hochbauamt Gießen, Gießen, Oberhessisches Museum, ohne Inv. Nr.

Altes Schloss nach dem Umbau, Postkarte, 1915, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 1017

Altes Schloss vor dem Umbau, Postkarte, 1900, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 1016

Marktlauben, Postkarte, 1902, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 976

Neues Schloss, Postkarte, um 1903, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 1021

Das grüne Gießen

„Grün“ in Gießen beschränkte sich vor der Niederlegung der Wälle auf wenige kleine Hausgärten und vor allem den Botanischen Garten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts lockten neue Grünflächen mit Ausflugslokalen die Bürgerfamilien und Studenten in die nähere Umgebung. An die Stelle der Befestigungen trat der Anlagenring mit kleinen

Parks und Alleen, ebenso verfügten die neu errichteten Villen über großzügige, park-ähnliche Gärten. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich die Idee der „Gartenstadt“ weitgehend durch, etwa bei den Planungen zu den „Kleinwohnungen am Anneröder Weg“. Mit der Wieseckau entstand ab den 1930er Jahren die größte Grünanlage Gießens, die weit in das Umland ausgriff. Im Zuge der Landesgartenschau 2014 erhielt sie ihre heutige Form. Ebenso schärften das neugestaltete Lahnufer sowie das Gießkannenmuseum das Profil Gießens als Garten-Stadt.



Wilhelm Gravert (1890–1965): Kleinwohnungen am Anneröder Weg, Aquarell, Juli 1933, Gießen, Stadtarchiv, Plansammlung, ohne Inv. Nr.

Der in Höxter geborene Gravert war von 1928 bis 1945 und nach seiner politischen Rehabilitation von 1952 bis 1957 Stadtbaudirektor von Gießen. Mit diesem Plan einer Anlage mit „Kleinwohnungen“ aus dem Jahr 1933 knüpfte er an die bereits von 1919 bis 1921 erbaute Siedlung „Plattenhausen“ nördlich der Licher Straße an, die damals weit außerhalb der Stadt lag. Zur Ausführung kam lediglich die nördlich des Anneröder Wegs gelegene Häuserzeile, die allerdings im Krieg weitgehend zerstört und nicht wiederaufgebaut wurde. Gravert steht mit diesem Entwurf einerseits in der Tradition der Gartenstadtidee, andererseits in der des gemeinnützigen Wohnungsbaus.

A. M. Göttemann: Ausflugslokal am Philosophenwald, Öl auf Leinwand, 1937, Gießen, Oberhessisches Museum, Inv. Nr. 99/46

Der Busch'sche Garten, Stammbuch eines vermutlich württembergischen Studenten, um 1788, Gießen, Universitätsbibliothek, Hs 1216c, S. 186

Palmenhaus im Botanischen Garten, Postkarte, um 1917, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 1015

Botanischer Garten, Postkarte, 1912, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 295

Frankfurter Straße/Selterstor, Postkarte, 1912, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 12

Mündung des Lohbachs in die Lahn, Postkarte, 1908, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 855

Brücke über die Lahn, Postkarte, 1906, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 88

Ludwigsplatz, Postkarte, um 1910, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 381

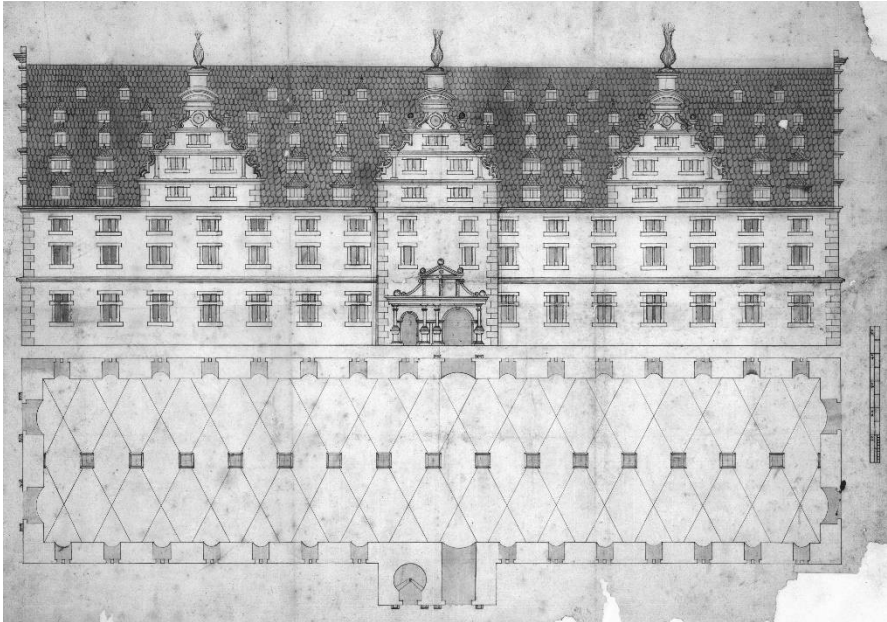
Teich an der Ostanlage, Postkarte, 1906, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 194

Südanlage, Postkarte, 1904, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 437

Pavillon in der Südanlage, Postkarte, 1906, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 433

Johanniskirche, Postkarte, um 1910, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 354

Militär



Unbekannter Künstler: Das Zeughaus in Gießen, lavierte Federzeichnung, um 1620, Marburg, Hessisches Staatsarchiv, Best. P II, Nr. 15474

Die anspruchsvolle Zeichnung wurde erst vor zwei Jahren im Zusammenhang mit dem Projekt „Architekturzeichnungen des Hessischen Staatsarchivs Marburg“ bekannt. Sie wird hier erstmals öffentlich gezeigt. Die Sorgfalt der Ausführung macht zum einen deutlich, welche Bedeutung man der militärischen Einrichtung des Zeughauses beimaß, zum anderen zeugt sie von dem Anspruch der repräsentativen Architektur. Das zwischen 1586 und 1590 errichtete Gebäude war bis in das 19. Jahrhundert hinein der größte Steinbau in der Stadt.

Der Bau der modernen Festungsanlagen ab 1530 schuf eine Beziehung zwischen Stadt und Militär, die das Ansehen Gießens über Jahrhunderte hin prägte. Die frühen Ansichten zeigen den dominierenden Eindruck der Wallanlagen. Interesse und Blick der Militärs bestimmten auch die ersten Stadtgrundrisse, sie zeigen exakt vermessene und genau dargestellte Bastionen und Festungswerke.

Unwichtig war dagegen das Innere der Festung, die Bürgerstadt, die oft gar nicht dargestellt oder nur flüchtig skizziert wurde. Das wichtigste militärische Einzelgebäude in einer Festungsstadt war in der Regel das Zeughaus, von dem es entsprechend sorgfältig ausgeführte Darstellungen gibt. Obwohl das Militär im 19. und 20. Jahrhundert von großer Bedeutung für die Entwicklung der Stadt war, beschränken sich die Bilder vor allem auf Postkarten und auf die Erinnerungspflege innerhalb des Militärs. Erst in den 1960er Jahren beschäftigte sich der Schriftsteller Peter Kurzeck in einer Reihe von Gemälden mit den militärischen Einrichtungen.

Plan der Festung mit Durchgangsstraßen, Federzeichnung, um 1630, Marburg, Hessisches Staatsarchiv, Best. P II, Nr. 11489,2

Peter Kurzeck: Gießen – Armeegelände EES, Tusche mit Rohrfeder über Bleistift, aquarelliert, 1963, Privatbesitz, Inv. Nr. 091

Neues Schloss und alte Kaserne, Postkarte, um 1892, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 137

Alte Kaserne, Postkarte, 1911, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 213

Neue Kaserne, Postkarte, 1899, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 257

Bergkaserne, Postkarte, um 1936, Sammlung Dr. Werner Schmidt, AK 587

Gießen heute

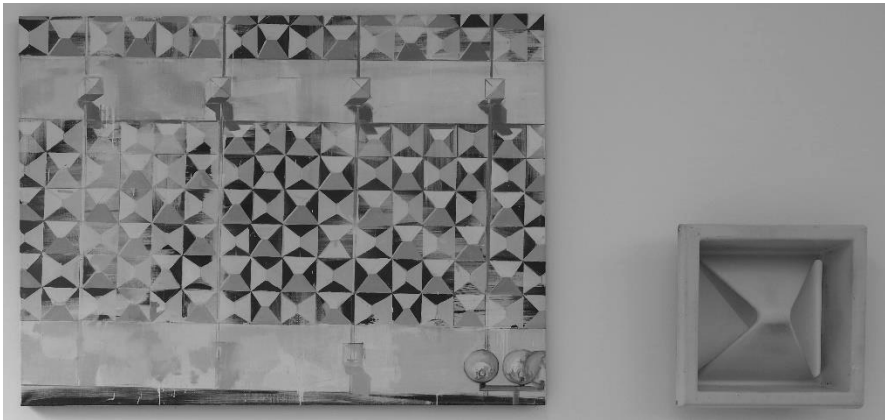
In den letzten beiden Jahrzehnten erhielt das heutige „Ansehen“ Gießens durch markante Großbauten und teilweise großzügige Platz- und Straßengestaltungen eine zusätzliche Facette. Dazu gehören Neubauten der Universität und vor allem das „Kulturrahus“, unter anderem mit dem Sitz der Stadtverwaltung, Stadtbibliothek, Stadtarchiv und Kunsthalle.

Stadtansichten – Gießen im Fokus

Das fotografische Projektseminar „Stadtansichten“ fand unter Leitung von Felix Dobbert am Institut für Kunstpädagogik der Justus-Liebig-Universität statt und setzte sich mit der Stadt Gießen auseinander. Es begann mit thematischen Streifzügen durch Gießen, wobei baugeschichtliche Besonderheiten ebenso im Fokus standen wie eigentümliche Begebenheiten der Stadtstruktur oder des sozialen Gefüges. Die Studierenden erprobten künstlerische Strategien, sich die Stadt fotografisch zu erschließen, ohne den Pfaden des üblichen Sightseeings zu folgen und erwartbare Ansichtskartenmotive zu produzieren.

Im zweiten Semester setzte sich das Seminar mit neuem Schwerpunkt fort, indem die Gießener Studierenden in Kooperation mit der Universität Siegen traten. Von Woche zu Woche fotografierten sie Gießener Ansichten, wählten Bilder aus, druckten davon Postkarten und beschickten das Partnerseminar. Die aus Siegen eintreffenden Postkarten dienten wiederum als Vorlage, inhaltlich und formal zu reagieren und als visuelle Antwort Postkarten zurückzusenden. Sukzessiv entstanden daraus Bild-Text-Kommunikationen über die Stadtgrenzen hinweg, die Gleiches oder Andersartiges im Dialog verhandeln. Die hier getroffene Auswahl zeigt einen Ausschnitt der Seminarergebnisse.

Katja von Puttkamer, Kaufhoffassade und Eiermannkachel vom ehemaligen Horten-Kaufhaus



Katja von Puttkamer, Kaufhausfassade Gießen, 2010

Für Katja von Puttkamer (*1961) ist die Stadt *das* malerische Auseinandersetzungsfeld. In ihren Gemälden, Gouachen und Installationen fokussiert sie architektonische Strukturen, Fassadengestaltungen, Leuchtreklamen und urbane Nischen. Im Jahr 2010 wurde sie vom Neuen Kunstverein Gießen als *Stadtmalerin* eingeladen. Entstanden sind zahlreiche Gouachen, die vor allem die unterschiedlichen Oberflächen der Stadt zeigen. Die Fassade des ehemaligen Kaufhauses Horten in der Innenstadt mit den berühmten Eiermannkacheln ist ebenfalls im Zuge ihres Gießen-Aufenthalts entstanden. Das dargestellte Gebäude ist inzwischen saniert worden, die Kacheln wurden demontiert und der gesamte Komplex hat sein Gesicht erheblich verändert. Puttkamer hat somit ein markantes Stück Nachkriegsarchitektur festgehalten, das nun schon wieder der Vergangenheit angehört.

Durch das Projekt „Mein Museumsgegenstand“ ist es gelungen, an eine der Eiermannkacheln zu gelangen, die die Künstlerin veranlasst haben, das Kaufhausgebäude malerisch festzuhalten. Ronnie Martin schlug das Fassadenelement des ehemaligen Kaufhauses als museumswürdiges Objekt vor. Im Jahr 2012 schloss die Horten-Filiale, die 1976 eröffnete worden war und somit ging ein Kapitel Gießener Kaufhausgeschichte zu Ende. Bis dahin trug die Gebäudefassade aus den wabenförmigen *Hortenkacheln* dazu bei, dass das Kaufhaus mit seinem speziellen Gesicht als markantes Gebäude in der Gießener Stadtlandschaft wahrzunehmen war. Die sogenannte Eiermannkachel, von Egon Eiermann 1960 für das Kaufhaus entworfen, stellt ein stilisiertes „H“ dar. Anfangs wurde das Fassadenelement in Keramik hergestellt, später in Aluminium. Ronnie Martin hat einige der in Designerkreisen begehrten Kacheln aus einem Container geborgen, in dem 2400 der Bauteile landeten, als die Fassade 2014 saniert wurde.

Fotoarchiv, Andreas Kuhl

Andreas Kuhl (*1969) arbeitet gegen Veränderungen an. Als Fotograf durchstreift er seit mehr als 30 Jahren den Stadtraum und hält fest, was ihm vor die Linse kommt.

Dabei versucht er im Medium der Fotografie dem permanenten Wandel etwas Beständiges entgegenzusetzen. Was er fotografiert, ist in seiner Motivik divers: Baustellen, Plakatwände, Bushaltestellen, Strommasten, Fassaden, Schaufenster, Straßenlaternen, Hinterlassenschaften im Stadtraum – große wie kleine Veränderungen im Stadtbild werden festgehalten. Über die Jahre ist so ein überwältigendes Archiv angewachsen, das zu großen Teilen aus analogen, aber auch aus digitalen Fotografien besteht.

Aus dem Bilderkosmos von Andreas Kuhl wurden für die hiesige Ausstellung Motive zusammengetragen, die Baustellen-Situationen in Gießen zeigen. Darunter sind Abbildungen zu finden, die aus der Perspektive der Stadtentwicklung interessant sind – wie der Bau des neuen Rathauses – aber auch rein subjektiv bedeutsame Motive. Alle ausgewählten Fotografien untermalen jedoch die These, dass die Stadt eine „Baustelle in permanenter Fortsetzung“ ist.

Andreas Kuhl besucht seit 2006 das Atelier 23 der Lebenshilfe Gießen.

Gießener Ansichtskarten – spiegeln sie die Ansicht von Gießen wider?

Auf dem Handlauf der Empore ist eine Auswahl an Postkarten aus der Sammlung von Dr. Werner Schmidt zu sehen. Sie zeigen, wie sich der Blick auf die Stadt und ihre postkartenwürdigen Motive in den letzten anderthalb Jahrhunderten teilweise gravierend veränderten. Eine der Grundfragen zum Ansehen einer Stadt ist die Betrachtungsweise und Beurteilung durch die Bewohner und durch nichteinheimische Besucher. Es stellt sich damit aber auch die Frage, ob es überhaupt die objektive Betrachtung einer Stadt geben kann und ob diese vielleicht durch Ansichtskarten vermittelt werden kann.

In den Zeiten der lithografischen Grußkarten von ca. 1885 bis 1905 stellte der Herausgeber aus bis zu neun Einzelbildern das Motiv der Grußkarten relativ frei zusammen, häufig verziert mit Elementen des Zeitgeschmacks wie zum Beispiel floralen Elementen. Die einzelnen Lithografien entstanden im Künstlerstudio und wurden immer wieder neu zusammengestellt. Als handgefertigte Darstellung boten sie der künstlerischen Entfaltung einen großen Freiraum.

Diese lithografierten Mehrbildkarten dienten weniger einer ausführlichen Reisebeschreibung, dafür war zu wenig freie Fläche vorhanden, sondern fungierten eher als einfaches und kostengünstiges Mitteilungsmedium, das innerörtlich mehrmals täglich zugestellt wurde.

Ab 1900 wurde die fotografische Ablichtung immer kostengünstiger und eignete sich als Massenproduktion auch für die Ansichtkartengestaltung. Trotz der sinkenden Produktionskosten stand die Wahl des Motivs damals wie heute im Spannungsfeld des Käuferinteresses und des künstlerischen Anspruches.

Bei der Verwendung von Fotografien auf Ansichtskarten wurde vielfach auf das bewährte Verfahren der Mehrbildkarten zurückgegriffen, gelegentlich mit so vielen kleinen Einzelmotiven auf einer Karte, dass sich dafür die Bezeichnung Mikroskoptarte eingebürgert hat. Hier ging es mehr um ein Potpourri ansehenswerter Stadtmotive als um die wirkliche Betrachtungsmöglichkeit der architektonischen Sehenswürdigkeiten. Dies gipfelte in sogenannten Leporelloarten, bei denen in der Motivkarte unter einer Klappe ein gefalteter und mit Einzelbildern ver-

sehener Papierstreifen untergebracht ist. Solche Karten präsentierten in aller Regel die sehenswerten Gebäude, die auch in den damaligen Stadtführern gelistet waren.

I.

In Bezug auf die untersuchten Gießener Ansichtskarten kristallisierten sich zu bestimmten Zeiten konkrete Motivlinien heraus und im Umkehrschluss vermiedene Motive, die wir heute als attraktiv erachten würden.

Für die große Käufergruppe der Nichteinheimischen gab es auf dem Markt vor allem Aufnahmen von Orten der Ankunft oder des Aufenthaltes, also des Bahnhofs und der Übernachtungshäuser. Einen besonderen Aufenthaltsort stellte während des 1. Weltkrieges das Kriegsgefangenenlager dar, das zeitweilig bei der Gießener Bevölkerung fast schon als Attraktion galt. Im weiteren Sinn sind hier auch die vielen Motivkarten der unterschiedlichen Kasernengebäude anzuführen, die die Soldaten von ihrer Garnisonsstadt in ihre eigene Heimat versandten. In erster Linie dienten die angeführten Karten zu den Ankunfts- und Übernachtungs-orten einer konkreten Bedürfnisstillung mit der Botschaft „Hier bin ich“.

Erstaunlicherweise war das „Zonenlager“, „Durchgangslager“ bzw. die Erstaufnahmeeinrichtung nie auf die Liste der Ansichtskartenmotive gelangt, obwohl es in ganz Deutschland bekannt war und gerade in der ehemaligen „SBZ“ bzw. „DDR“ bei den systemkritischen Menschen als „Sehnsuchtsort“ in hohem Ansehen stand.

II.

Für das Qualitätsmerkmal (an-)sehenswert können die Karten der Aufenthaltshäuser nicht unbedingt dienen. Für diesen Anspruch müssen andere Objekte herangezogen werden, dazu zählen das Alte und Neue Schloss, das Zeughaus, die Burgmannenhäuser, das Liebigmuseum, der Botanische Garten, der Alte Friedhof, die Synagoge und das Gasthaus „zum Löwen“.

Es gibt eine ganze Reihe von Belegen dafür, dass verputzte Fachwerkbauten in der damaligen Zeit häufig nicht als sehenswert oder motivwürdig galten. So ist das Alte Rathaus am Marktplatz erst nach seiner Fachwerkfreilegung als zentrales Motiv gewählt worden, häufig kombiniert mit dem 1900 eingeweihten Kriegerdenkmal. Gleiches gilt für das Neue Schloss (Landgraf-Philipp-Platz) oder das durch den Goethebesuch bekannte Haus Höpfner (Ecke Sonnenstraße/Neuen Bäume), die bis zur Freilegung ihrer Holzkonstruktion höchstens als Nebenmotiv fungierten, danach aber zu einem häufigen Hauptmotiv avancierten. Im Gegensatz dazu wurde zum Beispiel das dem Haus Höpfner gegenüberstehende ehemalige Pädagog, ein für die Gießener Universitätsgeschichte wichtiger Bau, auch als Fachwerkbau nie abgebildet.

III.

Innerhalb des Altstadtringes dominieren Aufnahmen der großen Plätze wie Marktplatz, Brand- und Landgraf-Philipp-Platz, Kirchenplatz, Kreuzplatz, Lindenplatz und ausgesuchte Straßenzüge wie Seltersweg, Schulstraße und Neuen Bäume. Andere Innenstadtmotive, die aus heutiger Sicht dem Ansehen der Stadt hätten dienen können, finden sich nur vereinzelt. Ganz selten zeigen die Karten das kleinstädtische, provinzielle Milieu der verwinkelten Gassen.

IV.

Ausgesprochen beliebte Ansichten waren die neuen, repräsentativen Bauten außerhalb der Altstadt. Hier wurde das aus damaliger Sicht „Großartige“ der Provinzialhauptstadt ansehnlich dargestellt, beispielsweise die Straßenzüge entlang des Anlagenringes, das Stadterweiterungsgebiet des Seltersberges mit den Kliniken, das neue Universitätsviertel in der Stephansmark, aber auch die großzügigen Übergänge in die Altstadt am Selterstor und am Neuenweger Tor. Neben den Gebäuden wurde in der Ostanlage das Liebigdenkmal und der Goldfischeich bis zur Zerstörung Gießens überraschend häufig als Motiv genommen, danach überhaupt nicht mehr.

Mit den zaghaften Anfängen des Gießener Flugfeldes im Sommer 1925 konnte spätestens mit dem Bau des Empfangsgebäudes 1927 die Stadt mit der „Verbindung in die weite Welt“ punkten. Relativ bald stellte sich aber die Ernüchterung ein: Wegen der fehlenden Expansion, sinkender Passagierzahlen und schließlich Vereinnahmung durch das Militär endete diese Phase schon 1933. Die Stadterweiterung in Richtung Marburg wurde dagegen fast nie abgebildet.

V.

Als erweiterter Blick Richtung Westen können die zahlreichen Karten mit Eindrücken der verschiedenen Lahnabschnitte beschrieben werden. Von den Ufergegenden im Gießener Stadtgebiet finden sich praktisch alle Bereiche im Ansichtskartenportfolio. Sehr häufig, wohl wegen des umliegenden Grüns, tragen die Karten die Ortsbeschreibung „Partie an der Lahn“.

Immer wieder begegnen Fotokarten, die bei entsprechender Ortskenntnis als eindeutig retuschiert zu erkennen sind, meist zur Aufwertung des Dargestellten, beispielsweise das Bootshaus der Hassia und das der Gießener Rudergesellschaft.



Giessen. Bootshaus der Giessener-Rudergesellschaft 1877 e. V.

Bootshaus an der Lahn, um 1925

VI.

Eine andere Kategorie der Grußkarten stellen die sogenannten Panoramakarten dar. In Gießen titulieren solche Karten mit „Ansicht von dem Turm der Starckenburgia“ (Verbindungshaus in der Wilhelmstraße), „von der schönen Aussicht“ (Ausfluglokal im Bereich Wartweg/Aulweg), „von der Katholischen Kirche“ (alte Bonifatiuskirche in der Frankfurter Straße/Liebigstraße), „von der Neuen Kaserne“ (ehemalige Bergkaserne), „von Textors Terasse“ (auf der Hardt, heute Jugendherberge) und „vom Steinsgarten“ (Vergnügungsort, Hotel gleichen Namens ungefähr an gleicher Stelle). Die meisten Stiche von Stadtansichten vor der Zeit der Ansichtskarten zeigen fast immer diesen letztgenannten Blick.

VII.

Ein großer Bruch in der Auswahl des Dargestellten erfolgte mit der Zerstörung des alten Gießens durch den Bombenhagel. Geradezu trotzig wirken da zwei Postkarten aus dem Jahr 1948 aus der sechsteiligen Serie zur 700-Jahrfeier der Stadt. Sie zeigen ungeschönt Gießener Gebäuderuinen. In dieser Zeit wurden wegen des Mangels an attraktiven Motiven auch Karten der Vorkriegszeit herausgegeben. Dabei wurden im Bedarfsfall die der Zeit geschuldeten störenden Elemente wie das Kriegerdenkmal retuschiert. Das änderte sich schlagartig mit dem fortgeschrittenen Wiederaufbau, der geprägt war durch großräumige Planungen. Man war stolz auf die vollbrachten Leistungen und zeigte dies auch auf den Ansichtskarten, sei es als Einzelmotiv im Großformat oder als Mehrbildkarte mit dem „Gruß aus Gießen“.

Weiterführende Literatur

BEHRINGER, Wolfgang/Bernd ROECK (Hrsg.): Das Bild der Stadt in der Neuzeit. 1400–1800, München 1999.

BINGSOHN, Wilhelm/Ludwig BRAKE/Heinrich BRINKMANN: Von der Burg zur modernen Stadt. 800 Jahre Gießener Stadtentwicklung 1197–1997, Gießen 1998.

BRAKE, Ludwig (Hrsg.): 800 Jahre Gießener Geschichte. 1197–1997, Gießen 1997.

BRAKE, Ludwig/Eva-Marie FELSCHOW (Bearb.): 50 Jahre Kriegsende, Stadt und Universität Gießen im Wiederaufbau 1945–1960 (Ausstellungskatalog), Gießen 1996.

BRAUN, Jascha Philipp: Typisch und doch besonders. Das Werk des Architekten Wilhelm Gravert (1890–1965) in einer ersten biographischen Zusammenschau, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 102 (2017), S. 317–330.

CARL, Horst/Friedrich LINGER (Hrsg.): Universalität in der Provinz. Die vormoderne Landesuniversität Gießen zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelehrten Lebenswelten (Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission 30), Darmstadt 2009.

DIRKSMÖLLER sen., Hermann: Baugestalter in der oberhessischen Metropole Gießen, Gießen 1989.

DIRKSMÖLLER, Hermann: Neugestaltung einer deutschen Mittelstadt. Gedanken und Pläne, Wiesbaden 1946 (Neudruck in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 76 (1991), S. 1–40).

DURTH, Werner: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970, München 1992.

- DURTH, Werner: Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940–1950, 2 Bde., Braunschweig 1988.
- EBERLEIN, Stefan/Stefan KIELWEIN/Jörg THORN: Der Wiederaufbau in Gießen nach 1945, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 76 (1991), S. 149–202.
- FINK, Alexandra u. a.: Kurven, Raster, Solitäre. Die Nachkriegsarchitektur in Gießen, Gießen 2005.
- GRAEF, Dietrich: „Hake“. Angriffsziel Gießen 1944/45, Gießen 1986, 2. Aufl. 1991.
- GRAEPLER, Carl/Ruth HOEVEL: Katalog sämtlicher Radierungen von Otto Ubbelohde und andere Beiträge zur Ubbelohde-Forschung, Marburg 1967.
- GRÄF, Holger Th.: 3. Objekt: „Urbs Giesa“ – eine anonyme und undatierte Stadtansicht Gießens, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 102 (2017), S. 95–105.
- GRÄF, Holger Th.: Heile Welt im Dreißigjährigen Krieg? Nostalgie und Verdrängung als künstlerische Bewältigungsstrategien bei Matthäus Merian d. Ä. und Valentin Wagner, erscheint in: Rad und Sparren 48 (2020).
- GRÄF, Holger Th.: Valentin Wagner, Wenzel Hollar und die Gießener Ansicht in der Topographia Hassiae von Matthaeus Merian d.Ä., in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 84 (1999), S. 111–123.
- GRÄF, Holger Th.: Vom dekorativen Wandschmuck zur historischen Quelle – zur Konjunktur der Stadtansichten in der Geschichtswissenschaft, in: Th. Müller-Bahlke/H. Zaunstöck (Hrsg.): Das Ansehen der Stadt. Halle in historischen Ansichten, Halle 2009, S. 25–37.
- GRÄF, Holger Th.: Wilhelm Dilich (1571/72–1650) – sein Leben, sein Werk, seine Bücher, in: Monika Renner/Klaus Lange (Hrsg.): Wilhelm Dilich. Synopsis Descriptionis totius Hassiae, Marburg 2012, S. IX–XXXVIII.
- GÜNTHER, Lutz Philipp: Die bildhafte Repräsentation deutscher Städte. Von den Chroniken der Frühen Neuzeit zu den Websites der Gegenwart, Köln 2009.
- HÄFNER, Markus: „Jede Stadt braucht ihr Gesicht“. Der Wiederaufbau der Stadt Hanau nach 1945 – zwei Dekaden zwischen Zerstörung und Urbanität (Hanauer Geschichtsblätter 49), Hanau 2015.
- HÄRING, Friedhelm: Die Illusionisten, in: Gießener Universitätsblätter 46 (2013), S. 119–132.
- HUMPHREY, Richard u. a. (Hrsg.): Der Untergang des alten Gießen. Hundert Zeitzeugen berichten von den Bombardierungen der Stadt im Zweiten Weltkrieg, Gießen 1994.
- JOHANEK, Peter (Hrsg.): Bild und Wahrnehmung der Stadt (Städteforschung A 63), Köln u. a. 2012.
- KÜSTER, Bernd: Otto Ubbelohde, 2. veränderte Aufl., Lilienthal bei Bremen 1997.
- LAAK, Jeanette van/Florentin MÜCK (Hrsg.): Sehnsuchtsort Gießen? Erinnerungen an die DDR-Ausreise und den Neubeginn in Hessen, Gießen 2016.
- LANG, Karlheinz (Hrsg.): Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen. Universitätsstadt Gießen, Braunschweig/Wiesbaden 1993.
- LANG, Karlheinz: Zur Baugeschichte der Stadtkirche in Gießen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 73 (1988), S. 189–206.

ROECK, Bernd: Die Säkularisierung der Stadtvedute in der Neuzeit, in: Ferdinand Opll (Hrsg.): Bild und Wahrnehmung der Stadt (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 19), Linz 2004, S. 189–197.

ROMERO, Andreas: Baugeschichte als Auftrag. Karl Gruber: Architekt, Lehrer, Zeichner, Braunschweig 1990.

SATTLER, Peter W.: Der Stadtkirchturm. Das Wahrzeichen Gießens, Horb am Neckar 1992.

SCHILLING, Ruth: Art. „Stadtbild“, in: Friedrich Jaeger (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2, Stuttgart/Weimar 2010, Sp. 726–731.

SCHMIDT, Heinrich: Beitrag zum Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt von Gießen nach 1945, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 76 (1991), S. 67–147.

Impressum und Dank

Kuratoren: Stefanie Funck – Holger Th. Gräf

Projektleitung: Ingke Günther – Jörg Wagner

Raumkonzept: stern morgenstern wildegans

Grafik: Isa Balzer – Frauke Uihlein – Jörg Wagner

Texte: Stefanie Funck – Holger Th. Gräf – Ingke Günther – Werner Schmidt

Kooperationspartner, Leihgeber, Unterstützende:

Dr. Andreas Ay

Matthias Bahr, Oberhessisches Museum

Dr. Vasiliki Barlou, Oberhessisches Museum

Prof. Dr. Marcel Baumgartner

Prof. Dr. Albrecht Beutelspacher, Mathematikum

Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen

Felix Dobbert, Institut für Kunstpädagogik der JLU Gießen

Dr. Eva Marie Felschow, Universitätsarchiv Gießen

Dr. Mechthild Haas, Graphische Sammlung, Hessisches Landesmuseum Darmstadt

Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde

Hessisches Staatsarchiv Darmstadt

Hessisches Staatsarchiv Marburg

Stephanie Jackson, Kulturamt der Stadt Gießen

Sandrine M. Jalquin, Institut für Kunstpädagogik der JLU Gießen

Joachim Knossala, Oberhessisches Museum

Dr. Hans-Jobst Krautheim

Andreas Kuhl, Atelier 23

Andrea Lührig, Atelier 23

Dr. Christiane Lukatis, Graphische Sammlung, Museumslandschaft Hessen Kassel

Simone Maiwald

Melanie Müller-Bering, Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde

Regina Nitsch, Oberhessisches Museum

Christian Ostheimer

Katja von Puttkamer

Christina Reinsch, Hessischer Museumsverband

Dr. Werner Schmidt

Wolfgang Terlitzki, Oberhessisches Museum

Dr. Silvia Uhlemann, Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Carina Wächter
Dr. Katharina Weick-Joch, Oberhessisches Museum
Mirko Westermayer, Atelier 23



Dritte Stadt[Labor]Ausstellung: „Gießen ist ... Orte und Bewusstsein einer Stadt“

Resümee und Evaluation

KATHARINA WEICK-JOCH

Themensetzung: Stadtidentität

Die dritte Ausstellung im Projekt Stadt[Labor]Gießen wurde mit dem Thema Stadtidentität von der Kulturamtsleitung und der Steuerungsrunde zu Beginn der Planung festgelegt. Die inhaltliche Ausgestaltung des Themas konnten, wie bei den vorherigen Ausstellungen des Projekts, die Kurator*innen übernehmen. Da nun diese dritte Ausstellung in eine Phase des Umbruchs im Kulturamt fiel,¹ veränderten sich auch die Rahmenbedingungen für das Projekt und seine letzte Ausstellung. Zum einen entschieden sich die neuen Leitungen zusammen mit den Projektkoordinatoren für ein Kurator*innenteam,² das in der Kürze der Zeit unterschiedliche Themenschwerpunkte bearbeiten konnte. Zum anderen wurde beschlossen, die Stadt[Labor]Ausstellung erstmals im Oberhessischen Museum zu zeigen. Als zukünftiger Wirkungsort der Ergebnisse aus dem Prozess des Stadt[Labor]Gießen sollten das Museum und sein Publikum die Themen und die Ästhetik an Ort und Stelle erproben können. Aus Erfahrungen der vorangegangenen beiden Stadt[Labor]Ausstellungen, die nur kurz zu sehen waren, wurde die Laufzeit von „Gießen ist ...“ wie eine reguläre Sonderausstellung im Museum mit drei Monaten angesetzt.

Umsetzung des Themas als Ausstellung

Im Laufe der Vorbereitungen grenzte das Ausstellungsteam das Thema für sich ein. So wurde unter dem Titel „Gießen ist ... Orte und Bewusstsein einer Stadt“ der Fokus auf vier Orte innerhalb der Stadt gelegt, die eng mit gesellschaftsprägenden Faktoren in Beziehung stehen.

Behandelt wurden vier Themenbereiche, die Gießen und das Bewusstsein der Gießener*innen prägten und bis heute prägen: Das Hessische Erstaufnahmelager im Meisenbornweg,³ die Industriebrache Gail im Schifftenberger Tal, die Studierenden, die in den Sommermonaten vor allem auf dem Universitätsplatz vor dem Hauptgebäude der Justus-Liebig-Universität sichtbar sind, und das ehemalige

1 Museumsleiterin Dr. Katharina Weick-Joch trat ihre Stelle am 15. Oktober 2018 an; Dr. Stefan Neubacher begann am 01. Januar 2019 als Kulturamtsleiter.

2 Im inhaltlichen Kernteam waren beteiligt Ingke Günther, Dr. Moritz Jäger, Dr. Stefan Neubacher, Caroline Streck, Jörg Wagner und Dr. Katharina Weick-Joch, zudem mit kleineren Themen, Interviews o.ä. betraut Jennifer Meina und Marek Szabowski.

3 Es hatte im Laufe der Geschichte unterschiedliche Namen, in der Ausstellung wurden die DDR-Flucht und die Migrationswellen der jüngsten Zeit als Schwerpunkte gewählt.

Depot der amerikanischen Armee an der Rödgener Straße. Diese Orte wurden exemplarisch ausgewählt, um die Facetten der städtischen Gesellschaft aufzuzeigen. Sie wurden mit Themen in Verbindung gebracht, die einen Teil der Gießener Identität ausmachen. *Gießen ist ...* ein Ort der Migration, *Gießen ist ...* ein Industriestandort im Wandel, *Gießen ist ...* geprägt durch seine US-Armee-Geschichte und *Gießen ist ...* eine Stadt mit hoher Studierendendichte. Der Schwerpunkt der Ausstellung wurde auf die Bedeutung dieser Orte in der Gegenwart gelegt, ohne die historischen Ausgangspunkte zu vernachlässigen. Wichtig war den Kurator*innen in diesem Zusammenhang vor allem die Vielfalt der Gießener Horizonte sichtbar werden zu lassen, deshalb spielten Berichte, Erzählungen und Interviews eine zentrale Rolle. Zu allen Themenbereichen wurden Gießener Zeitzeugen zum Sprechen gebracht, so konnten Besucher*innen im Rahmen der vier Themen subjektive Stimmen in der Ausstellung hören. Diese Informationen, die aus erster Hand kamen, vermittelten Eindrücke sehr viel lebendiger als wissenschaftliche Texte. Dieser niedrigschwellige, persönliche Zugang zu Informationen wurde in allen Themenbereichen konsequent umgesetzt.

Da nunmehr das Alte Schloss des Oberhessischen Museums zentraler Ausstellungsort war, wurden die Themen von dort aus durch begleitende Aktivitäten in den Stadtraum erweitert. Zudem waren partizipative Ausstellungselemente Teil des Konzepts, so dass die Ausstellung während der Laufzeit durch die Beteiligung von Besucher*innen mitgestaltet und erweitert werden konnte.

Vorbereitung im neuen Stadt[Labor]Raum

In Vorbereitung auf die Ausstellung und zum Zweck der Einbeziehung der Bevölkerung wurde der sogenannte „Mitmachen“-Tisch im Stadt[Labor]Raum eingerichtet.⁴ Dieser zentrale Tisch ist ein für alle Museumsbesucher*innen sichtbares Element, das zur Partizipation einlädt. In Vorbereitung der dritten Stadt[Labor]Ausstellung wurden hier Karten ausgelegt, die den Aufdruck „Gießen ist ...“ enthielten und von Besucher*innen ergänzt wurden.

Als Themen lassen sich aus allen abgegebenen Kommentaren folgende Schwerpunkte herauslesen: Die Menschen beschäftigte die Lage und Beschaffenheit der Stadt, ihr Wachstum, ihre Multikulturalität, die Stadt als Heimat und Erinnerungsort. Sie verglichen Gießen mit anderen Städten und gaben ihr positives oder negatives Urteil über die Stadt ab.

4 Im Februar 2019 wurde im Oberhessischen Museum, im Erdgeschoss des Alten Schlosses, der Sonderausstellungsraum in den Stadt[Labor]Raum verwandelt. Hier finden kleine Ausstellungen, Gespräche und Aktionen statt. Zudem wird das partizipative Projekt "Mein Museumsgegenstand" als digitales Archiv und mit wechselnden Objekten präsentiert. „Das Kleine Filmbüro. Gießen in bewegten Bildern" ist ebenfalls in den Raum eingezogen.

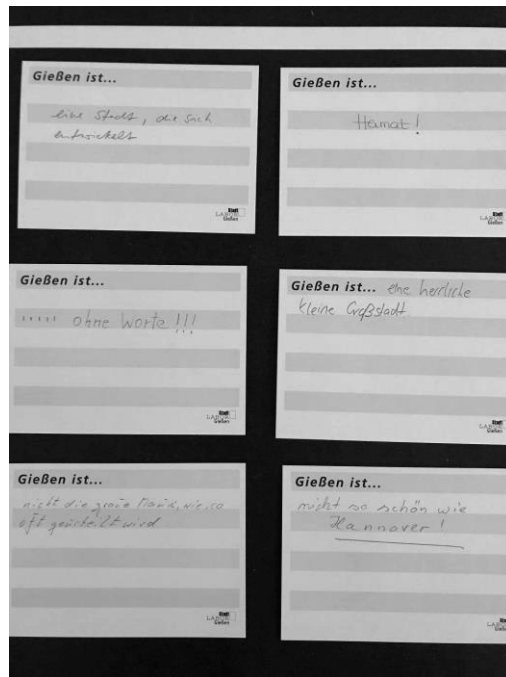


Abb. 1: Karten „Gießen ist ...“ auf dem Mitmachen-Tisch im Oberbessischen Museum (Detail), Foto: Oberbessisches Museum

Besonders kreative und aussagekräftige Ergänzungen des Satzes wurden in der Eingangssituation der Ausstellung gezeigt. Alle Interviews der Ausstellung wurden ebenfalls mit der Bitte eingeleitet, diesen Satz zu ergänzen. Die gesprochenen Ergänzungen wurden dann während der Ausstellungseröffnung eingespielt und waren an einer Station im Eingangsbereich gleich zu Beginn des Rundgangs nach-zuhören.

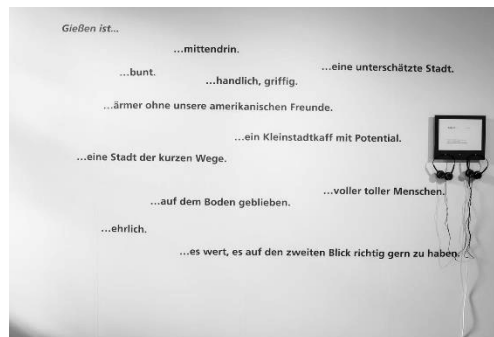


Abb. 2: Ausstellungsansicht „Gießen ist ...“, Foto: Oberbessisches Museum / Jörg Wagner

Ausstellungsrundgang und vier unabhängige Ausstellungskapitel

Mit den großen Zitaten, die den Titel der Ausstellung ergänzten, wurden die Besucher*innen durch die Tür in den Ausstellungsraum geleitet. Die Sätze „Gießen ist ... mittendrin“, „Gießen ist ... ein Klainstadtkaff mit Potential“ und „Gießen ist ... auf dem Boden geblieben“ waren dort beispielsweise zu lesen. An der einführenden Wand konnten weitere dieser Zitate an einer Hörstation ebenfalls rezipiert werden.

Diese Eingangssituation der Ausstellung erfüllte zwei Funktionen, zum einen diente der erste Bereich als inhaltliche Einführung in das Thema, zum anderen konnten die Besucher*innen sich hier zunächst räumlich orientieren. Die vier Kapitel der Ausstellung waren jeweils mit Überschrift, einführendem Text und einem Zeitstrahl nachvollziehbar gegliedert. In jeder Sektion wurden neben einem zentralen, großen Objekt je nach thematischem Schwerpunkt Objekte in Info-Elementen, an der Wand oder im Regal präsentiert. Fotografien und Reproduktionen ergänzten die Inhalte an einigen Stellen.



*Abb. 3: Ausstellungsansicht „Gießen ist ...“, Industriebrache Gail,
Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner*

Das erste Kapitel zum Thema Arbeit und Industriestandort fokussierte auf die weltbekannte Firma „Gail Architektur Keramik“. Zentrale Objekte waren vor allem der partizipative Tisch, das Regal mit beispielhaften Produkten und das Bild der Betriebsfeuerwehr. In drei Info-Elementen wurden Objekte, Informationen und Interviews präsentiert. Der einleitende Text lautete:

Arbeitsalltag und Identifikation

Im Jahr 1891 gründete sich die „Erste Gießener Dampfziegelei und Thonwarenfabrik“, die zur Wilh. Gail'schen Tonwerke A.G. wurde und sich über Jahrzehnte zu einer Firma entwickelte, die ihre Produkte international vertrieb. Heute ist das etwa 20 Hektar umfas-

sende Gelände eine der größten Industriebrachen Gießens. Für die Firma arbeiten heute nur noch wenige Menschen, die sich um Abverkauf und Vertrieb kümmern. Die ehemaligen Produktionsstätten der Firma im Schiftenberger Tal markieren symbolisch den Weg Gießens von einer Stadt, die von Industrie und Militär geprägt wurde, zum Dienstleistungs- und Bildungsstandort.

Gail'sche Kacheln. Gießener Produkte mit Weltruhm

Kachelspuren lassen sich nicht nur in Gießen finden: Ob Schwimmbäder, U-Bahnstationen oder Fassaden – die Gail'schen Architekturkacheln gestalten Bauwerke in aller Welt. Sie kleiden den Elbtunnel und Häuser der Künstlerkolonie Mathildenhöhe, das Jugendstilschwimmbad in Bad Nauheim und die Schwimmbecken von insgesamt neun Olympiaden, zuletzt wurden sie für die Anlagen in Peking im Jahr 2008 verwendet. Diese Adressen untermauern den Ruf des Traditionsunternehmens, das mit einem Produkt aus Gießener Tonerde weltweit erfolgreich war und damit auch eine hohe Identifikation unter den Beschäftigten stiftete. Natürlich lassen sich auch im Gießener Stadtbild die Spuren der Firma Gail anhand von gekachelten Gebäuden nachvollziehen.

Die zweite Ausstellungssektion befasste sich mit dem Notaufnahmelager im Meisenbornweg und fokussierte auf die Zeit der DDR-Flucht sowie jüngerer Flüchtlingswellen. Zwei Info-Elemente luden die Besucher*innen zum Erkunden der Objekte ein, während an der Wand eine filmische Dokumentation⁵ viele Informationen bündelte. Das raumgreifende Stockbett wurde als Leihgabe vom Regierungspräsidium zur Verfügung gestellt. Diese Kooperation mit dem ‚Betreiber‘ der Hessischen Erstaufnahmeeinrichtung entpuppte sich vor allem in der Öffentlichkeitsarbeit als äußerst fruchtbar. Das Kapitel wurde in der Ausstellung folgendermaßen eingeleitet:

Notaufnahmelager Gießen (1945–1990)

Die ersten Menschen, die im Lager ankamen, waren Vertriebene aus Ostpreußen, Schlesien, Pommern etc., heimkehrende Kriegsgefangene, Rückkehrer aus der Emigration und andere heimatlos gewordene. Auch Personen, die aus der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) in den Westen überwechseln wollten, kamen im Lager vorübergehend unter. 1949 wurden für die gestiegene Zahl an Übersiedler*innen aus der SBZ zwei zentrale Notaufnahmelager in der Bundesrepublik eingerichtet: eines in Uelzen und eines in Gießen; später kam ein drittes in Berlin- Marienfelde dazu. Nach dem Mauerbau wurden die anderen beiden Lager geschlossen und Gießen blieb bis zur Wiedervereinigung die zentrale Aufnahme stelle

5 „Wir wollen nach Gießen“, 2017/19, Autoren: Jennifer Meina, Anna-Lena Seibel, Marek Szabowski, Mariusz Szynalski [Dauer: 26:50]

für alle Geflüchteten aus der DDR. Über die Jahre kamen so insgesamt rund 900.000 Flüchtlinge und Übersiedler*innen hier an. Im Juni 1990 schloss das Lager und wurde in die Hessische Erstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge umgewandelt. 2018 wurde der Standort im Meisenbornweg stillgelegt.



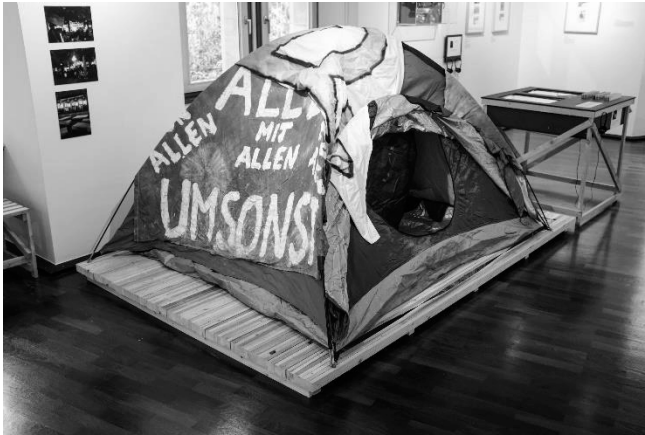
Abb. 4: Ausstellungsansicht „Gießen ist ...“; Aufnahmelager Meisenbornweg, Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner

Hessische Erstaufnahmeeinrichtung (1993–2018)

1990 bis 1993 wurde das ehemalige Notaufnahmelager in die zentrale Anlaufstelle für Flüchtlinge, die in Hessen Asyl suchten, umgewandelt. Hier kamen Geflüchtete aus Bosnien und dem Kosovo ebenso an, wie Menschen, die vor den Kriegen im Irak, in Afghanistan oder Syrien flohen. 2015, als 75.000 Menschen in der Hessischen Erstaufnahmeeinrichtung ankamen, gab es in Gießen viel Zuspruch und Unterstützung für die Geflüchteten, die eine lange und traumatische Reise hinter sich hatten.

Das dritte Thema innerhalb der Ausstellung untersuchte im weiten Sinne studentisches Leben in Gießen. In diesem Bereich fanden sich mit dem Tisch der Landsmannschaft Darmstadtia und mit dem Igluzelt der Wohnraumprotest-Bewegung sowohl das älteste als auch das jüngste Ausstellungsobjekt.

Inhaltlich wurden Themen wie die 68er Demonstrationen auf dem Universitätsplatz, studentisches Leben in Gießen und nachhaltige studentische Initiativen berücksichtigt. Die Objektvielfalt war in diesem Bereich augenfällig, neben den genannten großen Objekten, wurden historische Postkarten, ein ausgestopftes Krokodil aus einer der Studentenkneipen, zeitgenössische symbolische Gegenstände von Initiativen und reproduzierte Flugblätter gezeigt.



*Abb. 5: Ausstellungsansicht „Gießen ist ...“, Studierende,
Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner*

Die Überschriften vermittelten es: Von der „Studentischen Kneipenkultur“ des 19. Jahrhunderts bis zum „Chillen und trinken vor dem Hauptgebäude“ - der Gegensatz von Rückblick und gegenwärtiger Präsenz Studierender in der Stadt war zentral.

Der vierte Ausstellungsbereich zu den Amerikanern in Gießen bot den meisten Besucher*innen Anknüpfungspunkte an die eigene Biographie. Dementsprechend fanden sich hier besonders viele Ausstellungsobjekte aus privaten Haushalten der Gießener*innen. An Hand dieses Themas wurden exemplarisch zwei zentrale Stränge behandelt: Arbeit und Freizeit.



*Abb. 6: Detailansicht „Gießen ist ...“ Info-Element, Arbeit beim Amerikaner,
Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner*

Beide Themen wurden - wie die anderen Kapitel auch - durch zentral angebrachte, große Einleitungen an der Wand erklärt.

Arbeit beim Amerikaner

Insbesondere im ehemaligen US-Depot am östlichen Stadtrand lässt sich die Präsenz der Amerikaner räumlich und symbolisch verorten. Von hier aus wurde die Warenverteilung für die US-Streitkräfte in ganz Europa zentral organisiert. Während der aktiven Jahre des US-Depots war dieser Bereich eine geschlossene Welt für sich. „Little America“ funktionierte wie eine Stadt in der Stadt, aber trotz hoher Zäune und Kontrollen war der Austausch mit der Gießener Bevölkerung vielfältig. In Hochzeiten waren über 4000 zivile Beschäftigte „beim Amerikaner“ angestellt. Heute wächst auf dem Gelände ein neuer Stadtteil heran, der sowohl gewerblicher Nutzung als auch Wohnbebauung Raum bietet.

Alltag und Amerikanische Freizeitkultur

Die Besatzer, die später zu Freunden und Partnern wurden, hinterließen auch im Alltags- und Kulturleben Spuren. Diese sind zum Teil bis heute sichtbar: Das älteste englischsprachige Theater in Deutschland, das Keller Theatre, ist ein solches kulturelles Erbe. Viele Gießener*innen haben durch Amerikaner ihre erste Erdnussbutter gegessen und bis zum Schluss waren Kontakte zu „den Amis“ ein Weg, um preiswert an Zigaretten oder Alkohol zu kommen. Die zahlreichen Beziehungen zwischen amerikanischen Soldaten und deutschen Frauen hatten ganz unmittelbare Folgen. Mit dem Thema sogenannter Besatzungskinder wird heute besonders sensibel umgegangen.

Am Ende dieser Sektion fand sich der Schreibtisch aus dem US-Depot, der als partizipative Station eingesetzt wurde und so eine Doppelfunktion erhielt, als Ausstellungsstück und als Möbel zur Nutzung.

Einbindung „Mein Museumsgegenstand“

Das partizipative Veranstaltungsformat „Mein Museumsgegenstand“ wurde im Vorfeld der Ausstellung genutzt, um Objekte aus Gießener Haushalten gegebenenfalls in die Ausstellung einbeziehen zu können. Ganz gezielt wurde ein Aufruf gestartet, der Bürger*innen dazu bewegte, Objekte aus dem amerikanischen Zusammenhang für das digitale Archiv und als Leihgabe für die Ausstellung zur Verfügung zu stellen.



*Abb. 7: „Mein Museumsgegenstand“, hier Ingrid Kreiling mit einem Bierkrug,
Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner*

Gestaltung und Präsentationsvarianten

Der im ursprünglichen Konzept angelegte Werkstattcharakter wurde auch in der dritten Ausstellung umgesetzt. Durch die von sternmorgensternwildegans für alle Stadt[Labor]Ausstellungen entwickelten Info-Elemente konnten die ausgestellten Objekte und vermittelten Informationen mit vielfältigen Zugängen präsentiert werden. Zentraler Bestandteil der Info-Elemente waren die Klappen, die von den Besucher*innen geöffnet werden können, um Objekten auf die Spur zu kommen. Die Informationstafeln zum Herausnehmen wurden mit Hintergrundinformationen gefüllt und die eingelassenen Fächer ermöglichten die Sicht auf gut beleuchtete Objekte.



*Abb. 8: Ausstellungsansicht „Gießen ist ...“, Lesecke,
Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner*

Das Konzept der Ausstellung sah vor, Besucher*innen vielfältige Zugänge zu Informationen zu bieten. So fanden sich an den Wänden natürlich Kapitelüberschriften, klassische Wandtexte und Objektbeschriftungen. Zentraler Bestandteil waren zudem Hörstationen, an denen die geschnittenen Interviews mit Gießener*innen zu den spezifischen Themenbereichen, angehört werden konnten. Fotos und Filme ergänzten die Ausstellung medial. Eine Lesecke bot den besonders Interessierten die Möglichkeit, sich tiefergehende Informationen anzueignen. Dieses Element im Ausstellungsraum wurde gezielt eingesetzt: In der Vorbereitung der Ausstellung kristallisierte sich heraus, dass viele Themen nur in Kernthesen präsentiert werden konnten, die Bandbreite und viele Details waren dann jedoch hier nachlesbar.

Partizipative Elemente

Das gesamte Ausstellungskonzept beruhte auf der Beteiligung der Bevölkerung und war partizipativ angelegt. Grundlegend war es, die Gießener*innen sprechen zu lassen und Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen. Für das Museum bedeutete dies, die Deutungshoheit in Teilen abzugeben.

Die bereits oben genannten Zitate der Karten des Mitmachen-Tisches fanden Eingang in die Ausstellung, die Besucher*innen wurden aber auch gezielt innerhalb der Ausstellung zum Anfassen und Kommentieren angeregt. Deutlich konnten Besucher*innen unterscheiden, an welchen Stellen Anfassen erwünscht oder unerwünscht war. Dieses ‚Leitsystem‘ entstand durch gestrichelte und durchgezogene Linien.



Abb. 9: Ausstellungsansicht „Gießen ist ...“, Kacheltisch zum Muster legen und Fotodokumentation, Foto: Oberhessisches Museum / Jörg Wagner

In der Ausstellungssektion zum Thema Gail lagen auf einem Tisch verschiedenfarbige Kacheln bereit, mit denen Besucher*innen Muster legen konnten. Der haptische Zugang zum Material erschien in diesem Bereich besonders naheliegend. Über dem Tisch wurden Fotos von Gießener Gebäuden gesammelt, die mit Gail-Produkten ausgestattet sind. Die Fotos konnten per Mail eingereicht werden. Ins-

besondere nach dem geführten Rundgang durch die Stadt füllte sich diese Fotowand und ergänzte die Ausstellung – holte den Städtischen Raum ins Museum.

Das zentrale Ausstellungsobjekt aus dem Bereich „US-Depot“ – der Schreibtisch mit dazugehörigem Stuhl – diente als wichtige partizipative Station. Hier konnten Ausstellungsbesucher*innen die vier Themen mit persönlichen Erinnerungen oder Kommentaren ergänzen. Im Verlauf der Ausstellung zeigte sich, dass viele Besucher*innen Informationen beizutragen hatten, diese Möglichkeit des Kommentierens aber auch nutzten, um ihre Meinung zur Ausstellung kund zu tun. Es war an dieser Stelle unerwartet, aber als Feedback durchaus hilfreich.



Abb. 10: Ausstellungsansicht „Gießen ist ...“, Amerika in Gießen und Ort für Kommentare, Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner

Begleitveranstaltungen Rahmenprogramm

Begleitend zur Ausstellung wurden jeweils im Abstand von ungefähr zwei Wochen Führungen zu den vier Ausstellungskapiteln in der Stadt angeboten. Mit diesen Programmpunkten traf das Stadt[Labor]Gießen eine Lücke zwischen klassischen Stadt- und Ausstellungsführungen. Auf Grund der einzigartigen Themen und auch hier der Möglichkeit aktiv teilzuhaben, waren die Führungen ein großer Erfolg. Die Verbindung von Ausstellungsthemen mit dem aktuellen Stadtraum durch Ausflüge hat sich als sehr publikumswirksames Format gezeigt. Alle Führungen wurden außerordentlich gut besucht und konnten neue Besucher*innengruppen ansprechen. Vor Ort wurden die im Museum verhandelten Themen mit den Teilnehmer*innen dialogisch bearbeitet. Zentraler Aspekt war auch hier, Menschen zu Wort kommen lassen, die im jeweiligen Bereich Expert*innen sind. So wurden ehemalige Mitarbeiter*innen des US-Depots und der Erstaufnahmeeinrichtung bzw. des Notaufnahmelagers, Architekten und Studierende beteiligt.⁶

6 Titel der Führungen waren: „Führung auf dem Gelände des ehem. US-Depots“ (So. 30.06.2019, 15 Uhr, Treffpunkt vor dem Alpine Club); Stadtführung „Auf der Spur der Fliesen“ (So. 14.07.2019, 15 Uhr, Treffpunkt vor der Alten Universitätsbibliothek); Gießen gestalten? Eine Fahrradtour (So. 28.07.2019, 15 Uhr, Treffpunkt vor dem Universitätshauptgebäude); „Rundgang auf dem Gelände Meisenbornweg 13“ (Do. 15.08.2019, 17 Uhr, Treff-

Um Schwellen niedrig zu halten, hat sich das Ausstellungsteam dazu entschlossen, keine Anmeldungen zu fordern und den Eintritt zu allen Veranstaltungen kostenfrei zu halten. Dies führte bei der Führung im Meisenbornweg mit rund 100 Teilnehmer*innen zu einer logistischen Herausforderung.



*Abb.11: Teilnehmer*innen der Führung auf dem Gelände des ehem. US-Depots
Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner*

Die Führungen durch die Ausstellung wurden auf Donnerstagabende gelegt,⁷ so dass es Berufstätigen möglich war, die Ausstellung zu besuchen. Die Vernetzung mit der Kurzführung „Kunstpause“, einem Museumsformat für die Mittagspause, stieß ebenfalls auf reges Interesse der Besucher*innen. Im Rahmen des Projekts „Das Kleine Filmbüro – Gießen in bewegten Bildern“ fand wie schon bei anderen Stadt[Labor]Veranstaltungen ein begleitender Filmabend statt.

Öffentlichkeitsarbeit und Werbung

Bei Werbemaßnahmen für die Ausstellung und Veranstaltungen wurden die bei den vorherigen Stadt[Labor]Ausstellungen etablierten Medien weiter genutzt: Eine gedruckte Einladungskarte sowie der Newsletter machten auf die Ausstellung aufmerksam, Flyer kündigten die Programmpunkte an. Alle Veranstaltungen wurden auf der Website und auf Facebook kommuniziert und zusätzlich wurden die sozialen Medien des Museums genutzt.⁸ Durch den Ausstellungsort im Oberhessischen Museum konnte auch mit Hissfahnen am Kirchenplatz auf die Ausstellung verwiesen werden.

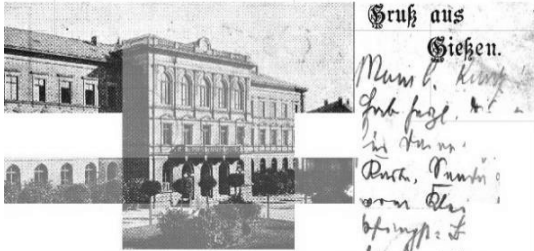
punkt an der Schranke zur ehem. Hessischen Erstaufnahmeeinrichtung), anschl. Gespräch mit Heinz Dörr und Stefan Trinks.

7 Es waren der 13.6., der 27.6., der 11.7. und der 8.8.2019 jeweils um 18 Uhr.

8 Das Oberhessische Museum ist seit Dezember 2018 auf Instagram und seit Februar 2019 auf Facebook aktiv.

Stadt
LABOR
Gießen

23. MAI BIS 18. AUGUST 2019



**„Gießen ist ...“
ORTE UND BEWUSSTSEIN
EINER STADT**

Eine Ausstellung im Rahmen des Programms Stadt[Labor]Gießen
ERÖFFNUNG der Ausstellung am 22. MAI UM 19 UHR

Ort: Oberhessisches Museum, Altes Schloss, Brandplatz 2

ÖFFNUNGSZEITEN

Dienstag bis Sonntag 10 - 16 Uhr

oberhessisches
museum

Gießen

www.stadtlabor-giessen.de



Abb. 12 und 13: Plakat und Einladungskarte in der Gestaltung des Stadt[Labor]Gießen,
© Herr Lich – kreatives Getue

Evaluation der Besuche und Einordnung in das Stadt[Labor] Gießen

Insgesamt besuchten während der Laufzeit der Ausstellung rund 2.000 Menschen das Alte Schloss und somit die Sonderausstellung „Gießen ist ...“.⁹ Die Verweildauer im Ausstellungsraum war vergleichsweise lang, da die Besucher*innen sich an vielen Hörstationen aufhielten und die partizipativen Elemente nutzten. Überrascht waren einige Besucher*innen über den hellen, in weiß erstrahlten Ausstellungsraum mit vielen möglichen Ausblicken durch die Fenster. Der Raum im Alten Schloss wurde vor „Gießen ist ...“ zuletzt für die Sonderausstellung „Kunst und Leben. Die Kunststiftungen Gustav Bocks 1915 und 1917“ genutzt, die auf Grund der Sammlungsgenese ein Raumkonzept mit farbigen Wänden und geschlossenen Räumen verfolgte. So ist der Kontrast in der Wahrnehmung zu erklären.

Während der Führungen wurde deutlich, welche Themen die Gießener*innen besonders interessieren und an welchen weiterer Aufarbeitungsbedarf besteht. Von großem Interesse waren die Bereiche „US-Depot“ und „Meisenbornweg“, die zudem einen großen Gesprächsbedarf offen legten. „Universitätsplatz“ und „Gail“ waren zwar mit weniger Enthusiasmus seitens der Mehrheit der Besucher*innen versehen, wurden aber auch als essentielle Bestandteile der Gießener Stadtgeschichte wahrgenommen.

Positiv wahrgenommen wurde bei den geübten Stadt[Labor]-Besucher*innen die Laufzeit der Ausstellung, die auf Grund von Rückmeldungen zu den anderen beiden Ausstellungen verlängert wurde. Die Zuordnung der Ausstellung zum Projekt Stadt[Labor]Gießen war jedoch bei den Museumsbesucher*innen, die vorherige Präsentationen des Stadt[Labor] bisher nicht gesehen hatten, keine Selbstverständlichkeit.¹⁰

Aus der dritten und letzten Ausstellung im Rahmen des Projekts Stadt[Labor]Gießen kann das Oberhessische Museum zahlreiche Erkenntnisse für kommende Projekte mitnehmen. Neben inhaltlichen Aspekten der Stadtgeschichte und Gestaltungsideen sind das vor allem Formate für Führungen, die in Zukunft entsprechend übertragen werden. Die Kontakte in die Gießener Gesellschaft wurden durch die Ausstellung und das Projekt insgesamt nachhaltig gestärkt. Sie sind für die Zukunft ein wichtiges Netzwerk, auf das das Museum zugreifen kann.

9 Aufgeschlüsselt auf vier Monate, Mai: 701, Juni: 610, Juli: 481, August: 627; Laufzeit: 23.5. bis 18.8.2019.

10 Dies gilt gleichermaßen für den im Oberhessischen Museum, im Alten Schloss, eingerichteten Stadt[Labor]Raum, der durch diese Benennung Fragen aufwirft.

Beiträge aus Anlass der Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises 2019*

Begrüßung

DIETLIND GRABE-BOLZ

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrte Frau Dr. Elsässer, sehr geehrter Herr Professor Schäfer,

wir haben uns heute hier versammelt, um an Wilhelm Liebknecht, an das revolutionäre Lebenswerk eines großen Sohnes unserer Stadt zu erinnern, der die soziale Demokratie mitentwickelt hat.

Wir verleihen heute in diesem Auftrag den Wilhelm-Liebknecht-Preis der Stadt Gießen. Zu dieser Feststunde begrüße ich Sie herzlich.

Mit dem Wilhelm-Liebknecht-Preis sollen **„hervorragende geschichtliche und sozialwissenschaftliche Publikationen ausgezeichnet werden, die sich den sozialen Grundlagen zum Aufbau und zur Sicherung demokratischer Gemeinwesen widmen.“**

so heißt es in den Richtlinien zur Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises der Universitätsstadt Gießen.

Doch lassen wir zuerst einmal Wilhelm Liebknecht mit grundlegenden Gedanken, die er 1869 vor dem Sozialistischen Arbeiterverein in Berlin äußerte, selbst zu Wort kommen:

Ich zitiere:

„Sozialismus und Demokratie sind nicht dasselbe, aber sie sind nur ein verschiedener Ausdruck desselben Grundgedankens; sie gehören zueinander, ergänzen einander, können nie miteinander in Widerspruch stehen. Der demokratische Staat ist die einzig mögliche Form der sozialistisch organisierten Gesellschaft.“

Der Kerngedanke dieser Grundüberzeugung Wilhelm Liebknechts war: Alleine Demokratie schafft keine materielle Gleichheit, keine soziale Gleichheit. Es braucht beides: politische wie soziale Chancengleichheit – nach wie vor Grundsatz unserer Verfassung.

* Veranstaltung zur Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises am 3. November 2019 im Wilhelm-Liebknecht-Haus, Gießen

Wilhelm Liebknecht, in unserer Stadt geboren, aufgewachsen, sozialisiert und politisiert, ist einer der Väter dieser damals revolutionären Ideen; einer der Väter der Sozialdemokratie.

Ich weiß, in diesen Zeiten führt der Begriff „Sozialismus“ zu Irritationen. Aber, meine Damen und Herren, wir müssen sie im zeitlichen Kontext sehen. Zu dieser Zeit herrschten Unfreiheit, Unterdrückung und Armut in Deutschland, und es gab noch keine Erfahrungen mit dem real existierenden Sozialismus, bei dem unter dem Siegel „Sozialismus“ Unfreiheit und Diktatur herrschten, ganz im Widerspruch stehend zu Liebknechts Ideen.

Hat Liebknechts Grundüberzeugung von politischer und sozialer Gleichheit ausgedient? Ich glaube kaum!

Mit Frau Dr. Lea Elsässer wurde eine würdige Preisträgerin für die Auszeichnung mit dem Wilhelm-Liebknecht-Preis gefunden. Der Titel ihrer Arbeit lautet: „Wessen Stimme zählt? Soziale und politische Ungleichheit in Deutschland“.

Einstimmig hat das Auswahlgremium - bestehend aus Prof. Dr. Lenger und Prof. Dr. Breitmeier als Vertreter der Justus-Liebig-Universität, Dr. Breitbach als Vertreter des Oberhessischen Geschichtsvereins und Vertreterinnen und Vertretern der Fraktionen in der Stadtverordnetenversammlung – so entschieden.

Eine Arbeit, ein Thema, das wie Prof. Dr. Lenger schrieb, „Wilhelm Liebknecht elektrisiert hätte“.

Ich kann dem nur zustimmen. Und meine gerade gestellte Frage selbst beantworten:

Auch 150 Jahre nach Wilhelm Liebknechts leidenschaftlichem Einsatz für die Rechte der Arbeiterbewegung ist die Forderung nach einer Verbindung zwischen politischer und sozialer Gleichheit noch hochaktuell.

Mit Blick auf die jüngsten Wahlergebnisse in Thüringen und Sachsen, mit Blick auf die Verwerfungen unserer Gesellschaft, auf die Kritik an den und die Stimmungsmache gegen die sogenannten Eliten, die Populisten für sich nutzen, sicher aktueller denn je.

Warum dies so ist, darauf kann die Arbeit von Frau Dr. Elsässer Schlaglichter werfen: Die Autorin, die aufzuzeigen beabsichtigt, dass die politische Gleichheit per Wahlgesetz zwar gewahrt ist, dass aber Politik die Interessen der Wähler der unteren Schichten im Handeln nicht repräsentiert; dass sich dadurch die soziale Schere weiter öffnet; und dass damit, so sagt Frau Dr. Elsässer, das Gleichheitsversprechen der Demokratie verletzt wird. Eine große Gefahr für die Demokratie!

Es lohnt sich, sich mit diesem Untersuchungsergebnis auseinanderzusetzen – besonders für politische Verantwortungsträger. Diese halten uns in erhellender, aber natürlich auch unbequemer Weise den Spiegel vor.

Und wenn man ihnen folgt, stellt sich die Frage: Warum gibt es diese Schiefelage, woher rührt sie, und wie können wir sie ändern?

Ich hoffe sehr, dass dieser Arbeit, die das in Europa neue Feld der Responsivitätsforschung begründet, noch bedeutende Forschung folgt. Denn diese Arbeit wirft viele Fragen an unsere heutige Demokratie auf, die beantwortet werden müssen.

In seiner Laudatio wird Prof. Dr. Schäfer im Anschluss sicher gleich noch viel Erhellendes über das Besondere dieser Forschungsarbeit erklären können.

Unser kleiner bescheidener Beitrag, diese Arbeit auszuzeichnen, verbindet sich also mit der großen Hoffnung, dass sich etwas ändern möge in diesem Land, dass sich soziale und politische Gleichheit verwirklichen möge, dass Demokratie Bestand habe – ganz im Sinne unseres großen Sohns - Wilhelm Liebknecht.

Die politische und soziale Ungleichheit war im 19. Jahrhundert derart eklatant und offensichtlich, dass keine Forschung zur Darstellung des Elends nötig war. Es gab keine freien Wahlen, kein allgemeines Wahlrecht. Bauern und Arbeiter waren unterbezahlte Lohnsklaven – ohne verbrieftete Rechte, fern jeder Chancengleichheit, gefangen in ihrer Existenz, fern von Bildungschancen und Lebensperspektiven.

Dagegen formierte sich in Gießen schon früh Widerstand. Bereits um 1816, also 10 Jahre vor Liebknechts Geburt formierte sich hier eine Gruppe, die sich selbst die „Gießener Schwarzen“ nannten.

Dem radikalen Zirkel gehörten unter anderem bedeutende Persönlichkeiten wie Georg Büchner an, der im „Hessischen Landboten“ die bekannte politische Forderung „*Friede den Hütten, Krieg den Palästen*“ prägte. Büchners Co-Autor war der Pfarrer Weidig. Und der wiederum war Liebknechts Onkel.

Sein Einfluss auf den jungen Wilhelm mag – auch wenn die beiden sich nie trafen – maßgeblich gewesen sein. Gießen hatte für Liebknecht eine zentrale Bedeutung.

Er wurde hier geboren, lernte und studierte hier, führte studentische Protestbewegungen an, absolvierte sogar eine Lehre als Zimmermann im Stadtteil Wies-
eck, um sich auf eine mögliche Auswanderung nach Amerika vorzubereiten, was nicht wenige politisch Engagierte taten, um der Fürstenwillkür und den politischen Repressionen in dem zersplitterten Staatengebilde zu entkommen.

Zum Glück für uns, zu seinem Leidwesen jedoch, blieb er, wurde verhaftet und kämpfte nach der Haft gleichwohl als politischer Agitator im Untergrund, später als Parlamentarier für Freiheit und Gleichheit.

Besonders auch um Bildung für alle: „*Wissen ist Macht*“ – hat Wilhelm Liebknecht einst im Kampf um die Bildung für alle Bevölkerungsgruppen postuliert, Arbeiterbildungsvereine gegründet und sich damit gegen das traditionelle Schulsystem gewendet, das dazu angetan war, die alte Stände-Gesellschaftsordnung aufrechtzuerhalten und Arbeiter von Bildung auszuschließen.

Auch in dieser Tradition, verehrte Damen und Herren, stehen wir: Lassen Sie uns nicht aufhören für Bildungsgerechtigkeit einzutreten!

Ihr kommt in allem eine Schlüsselrolle zu: Bildung für alle ist ein wichtiger Baustein für sozialen Frieden, eine gelingende Demokratie und eine gerechte Teilhabe aller an unserem Gemeinwesen.

Es ist deshalb kein Zufall, dass wir uns hier im Wilhelm-Liebknecht-Haus, an einem Ort, an dem Gemeinwesen-Arbeit für einen benachteiligten Stadtteil geleistet wird, an dem Menschen Unterstützung, Hilfe und Beratung erhalten, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren wurden, versammelt haben.

Was im Kleinen passiert, kann Großes bewirken.

Das hat auch Liebknecht gewusst, als er über unsere Stadt sagte: „Und ‚mein Gießen lob‘ ich mir‘; es ist kein Klein-Paris, aber es ist Gießen, und wenn immer ich einmal daran denke, fern vom Kampfgewühl, in Ruhe und Freiheit – nicht im Gefängnis, wo allein ich bis jetzt ‚Ruhe‘ gehabt, Einkehr und Selbstschau zu halten –, dann denke ich an mein liebes Gießen mit der schönen Umgegend, in welcher weit und breit kein Stein ist, den ich nicht in der Kindheit und Jugend betreten.“

Mit der heutigen Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises mag ein weiterer Anstoß für die Stärkung der sozialen und politischen Demokratie erfolgen.

Abschließend möchte ich Frau Dr. Lea Elsässer noch einmal herzlich gratulieren, dem Auswahlgremium danken und Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Ich freue mich nun auf den weiteren musikalischen Beitrag von Martin Gierden, Alexander Schmidt-Ries und Avaro Artunedo Garcia – an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön an Sie! – und anschließend auf die Laudatio von Herrn Prof. Dr. Schäfer von der Westfälischen Wilhelms Universität Münster.

Rede der Preisträgerin Dr. Lea Elsässer

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Grabe-Bolz, sehr geehrte Mitglieder des Auswahlgremiums, sehr geehrte Damen und Herren,

zunächst möchte ich mich ganz herzlich für den Wilhelm-Liebknecht-Preis und die Einladung zur heutigen Feier bedanken. Ich freue mich sehr über diese Wertschätzung meiner Forschungsarbeit und darüber, heute hier zu sein.

Wir befinden uns heute im Wilhelm-Liebknecht-Haus, das – wie man unschwer erkennen kann – eine Kita und ein Familienzentrum mit vielen Beratungsangeboten beherbergt. Das Haus wird aber nicht nur als Kita, sondern auch regelmäßig als Wahllokal genutzt. Wirft man einen kurzen Blick in die Wahlstatistiken, so sieht man allerdings, dass in dem Bezirk dieses Wahllokals weniger Menschen zur Wahl gehen als im Gießener Durchschnitt - und vor allem viel weniger Menschen als in den wohlhabenderen Gegenden in den zentrumsfernen Stadtteilen.

Dieser Umstand ist keine Besonderheit dieses Stadtteils, oder gar der Stadt Gießen, sondern ein mittlerweile recht bekanntes Phänomen: dort, wo die Menschen gut verdienen und die Arbeitslosigkeit gering ist, geben viele Menschen am Wahlsonntag ihre Stimme ab. Dort, wo Armut und Arbeitslosigkeit hoch sind, bleiben immer mehr Menschen resigniert zuhause. In manchen deutschen Städten beträgt der Unterschied in der Wahlbeteiligung zwischen armen und reichen Stadtteilen mittlerweile über 40 Prozent!

Das war allerdings nicht immer so. Die soziale Kluft in der Wahlteilnahme hat sich in den letzten 30 Jahren stetig vergrößert, auch angetrieben durch die wachsende Einkommensungleichheit. Die Bundesrepublik ist heute also – wie der Politikwissenschaftler Wolfgang Merkel es gerne ausdrückt – eine „Zweidrittel-Demokratie“; eine Demokratie, in der das untere Einkommensdrittel zu großen Teilen aus der politischen Beteiligung ausgestiegen ist. Und dies gilt nicht nur für Wahlen: auch und gerade in politischen Parteien engagiert sich heute hauptsächlich die gut situierte Mitte der Gesellschaft. Und die Parteien selbst? Auch sie scheinen nicht mehr überall daran zu glauben, die Politikverdrossenen zurückzugewinnen zu können. So entdeckt man heute in manchen armen Stadtteilen selbst kurz vor der Bundestagswahl kaum mehr ein Wahlplakat.

Für Wilhelm Liebknecht wären diese Entwicklungen sicher ein großer Grund zur Sorge gewesen. Nicht nur als Mitbegründer der SPD und langjähriger Reichstagsabgeordneter, sondern auch mit seinem Engagement für Arbeiterbildungsvereine, hat er sich sein Leben lang dafür eingesetzt, gerade die Benachteiligten der Gesellschaft politisch zu mobilisieren und zu organisieren.

Für mich waren diese Entwicklungen der Anlass, mich in meiner Dissertation mit den politischen Folgen sozialer Ungleichheit näher zu befassen. Dabei wurde ich von Anfang ganz besonders von meinem Promotionsbetreuer Armin Schäfer unterstützt. Dafür möchte ich mich heute nochmal herzlich bei dir bedanken, Armin. Der intensive fachliche Austausch mit dir und deine begeisterte Überzeugung, mit politikwissenschaftlicher Forschung auch in Gesellschaft hinein-

wirken zu können, haben mich immer wieder in meiner Arbeit bestärkt und motiviert.

Worum geht es also in meiner Arbeit? Der Kern meiner Studie behandelt den Zusammenhang von sozialer und politischer Ungleichheit in Deutschland. **Kann eine Demokratie ihr Gleichheitsversprechen halten, wenn Einkommen immer weiter auseinanderdriften und die Armen sich kaum noch beteiligen?** Ich habe mich dieser Fragen mit einer empirischen Untersuchung der politischen Repräsentation in Deutschland genähert und für den Zeitraum der letzten drei Jahrzehnte untersucht, wessen Anliegen im politischen Prozess Gehör gefunden haben.

Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, habe ich mehr als 700 Sachfragen aus repräsentativen Umfragen ausgewertet, die Vorschläge zu konkreten Politikänderungen enthalten. Die Sachfragen wurden zwischen 1980 und 2013 gestellt und spiegeln hauptsächlich politische Reformvorschläge wider, die zum jeweiligen Zeitpunkt in der Öffentlichkeit diskutiert wurden.

Bei der Zusammenstellung geeigneter Fragen für meine Untersuchung habe ich somit eine kleine Zeitreise in die großen bundesdeutschen Debatten der letzten drei Jahrzehnte unternommen. Das Spektrum der Themen war dabei so vielfältig wie es auch die im Bundestag und in der Öffentlichkeit geführten Debatten sind: die Fragen reichen von der Beurteilung einer gesetzlichen Frauenquote über Atomenergie bis hin zu Fragen nach Kürzungen oder Ausweitungen von bestimmten Sozialausgaben.

„Was ist Ihre Meinung zum Thema Frauen in der Bundeswehr: sollten Frauen die Möglichkeit erhalten, sich freiwillig zur Bundeswehr zu melden?“ wurde beispielsweise 1984 gefragt.

Oder eine Frage aus dem Jahr 1999: „Zur Zeit wird über eine Erhöhung der Erbschaftsteuer gesprochen. Sind Sie dafür, dass die Erbschaftsteuer erhöht wird, oder sind Sie dagegen?“

Auch wenn Fragen aus allen Politikfeldern kommen, behandelt ein großer Teil der Fragen wirtschafts- und sozialpolitisch relevante Vorschläge. Vorschläge zur Einführung der Pflegeversicherung in den 1990er Jahren sind beispielsweise ebenso in meiner Untersuchung enthalten wie Fragen zu Steuerreformen, der Riesterrente oder dem Mindestlohn.

Für jeden der konkreten Vorschläge, der in den Umfragen abgefragt wurde, habe ich die Höhe der Zustimmung in verschiedenen Bevölkerungsgruppen erhoben, zum Beispiel in verschiedenen Einkommens-, Berufs- oder Altersgruppen. Gleichzeitig habe ich recherchiert, ob der Vorschlag vom Bundestag umgesetzt wurde oder nicht. Auf diese Weise konnte ich zwei miteinander verknüpfte Forschungsfragen systematisch auswerten: **Erstens**, wo zentrale Konfliktlinien in unserer Gesellschaft verlaufen, und **zweitens**, wessen politische Meinungen und Anliegen sich in den Entscheidungen des Bundestages widerspiegeln.

Wichtige gesellschaftliche Spaltungslinien, und das ist das **erste zentrale Ergebnis** meiner Arbeit, verlaufen weiterhin stark entlang sozialer Klassen. Arm sein oder reich sein bedeutet eben nicht nur, dass man sich mehr oder weniger leisten kann. Wie politische Probleme wahrgenommen und welche Reformen als sinnvoll

erachtet werden, hängt stark von der eigenen sozialen Stellung auf dem Arbeitsmarkt und der persönlichen Einkommenssituation ab. Während eine Rentenkürzung für die einen beispielsweise das Risiko von Altersarmut deutlich erhöht, bedeutet sie für andere gerade mal einen Verzicht auf den zweiten Jahresurlaub. In meiner Studie zeigt sich dann auch, dass die durchschnittlichen Meinungsunterschiede zu den untersuchten politischen Vorschlägen immer größer werden, je höher die soziale Distanz zwischen Einkommens- oder Berufsgruppen ist. Dies gilt für alle Politikfelder, aber besonders groß sind die Meinungsunterschiede bei Reformvorschlägen zu Wirtschafts- und sozialpolitischen Themen. Dabei prägt die eigene sozio-ökonomische Stellung die politischen Ansichten stärker als andere soziale Merkmale – wie zum Beispiel das Alter oder das Geschlecht der Befragten – und im Laufe des Untersuchungszeitraumes zeigt sich eine zunehmende Polarisierung der politischen Anliegen.

Damit stellt sich die Arbeit gegen die in den 1980ern und 1990ern prominent gewordene These, dass die politische Bedeutung sozialer Klassen in Auflösung begriffen sei. Unter Titeln wie „The Death of Class“ oder „Jenseits von Stand und Klasse“ argumentierten einflussreiche Soziologen damals, dass im Zuge von Bildungsexpansion, einem starken Sozialstaat und einer generellen Anhebung des Wohlstandsniveaus die sozialen Risiken in modernen Gesellschaften zunehmend gleich verteilt seien – mit der Folge, dass die eigene soziale Position immer unbedeutender werde für politische Einstellungen und politisches Verhalten. Heute wissen wir, dass mit der zunehmenden Einkommensungleichheit die soziale Mobilität abgenommen hat; und viele Risiken wie Arbeitslosigkeit oder Krankheit weiter sehr ungleich verteilt sind. Vor diesem Hintergrund scheint es nur einleuchtend, dass die Unterschiede in den politischen Anliegen nicht kleiner, sondern sogar größer werden.

Wie aber entscheidet der Bundestag, wenn Arm und Reich nicht dasselbe wollen?

Wenn ich die Meinung zu den politischen Vorschlägen mit den Entscheidungen des Bundestages systematisch vergleiche, dann zeigt sich ein deutliches Ergebnis: Wenn eine große Mehrheit der Besserverdienenden einen Vorschlag befürwortet, dann steigt auch die Chance, dass er umgesetzt wird. Für Menschen mit geringem Einkommen, einfache Angestellte oder Arbeiter gibt es dagegen keinen signifikanten Zusammenhang zwischen dem, was diese Gruppen politisch möchten, und dem, was politisch umgesetzt wird. Wie politisch entschieden wird, ist unabhängig davon, ob viele oder wenige arme Bürgerinnen und Bürger eine Reform befürworten. Dieses Muster verstärkt sich sogar noch, wenn die Meinungsunterschiede zwischen Armen und Reichen groß sind. Die Verkäuferin im Supermarkt oder der Fensterreiniger erleben also viel seltener, dass ihre Anliegen vom Bundestag umgesetzt werden, als die Hochschulprofessorin oder der Besitzer einer gut laufenden Anwaltskanzlei.

Das heißt natürlich nicht, dass alle Reformen der letzten Jahrzehnte gegen den Willen der unteren Einkommensgruppen beschlossen wurden. Nicht alle Vorschläge waren umstritten, und viele Reformen wurden von einer breiten Bevölke-

rungsmehrheit unterstützt – so zum Beispiel der Ausbau von Kita-Plätzen oder auch der Mindestlohn. Das ändert aber nichts daran, und hier besteht auch das Problem, dass die Entscheidungen systematisch zugunsten der Bessergestellten verzerrt sind, wenn die Meinungen auseinandergehen. Am deutlichsten zeigt sich dies in verteilungspolitischen Fragen. Im gesamten Untersuchungszeitraum wurde in der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik keine einzige größere Reform beschlossen, die nur von unteren Einkommens- und Berufsgruppen befürwortet wurde, von den oberen aber abgelehnt. Andersrum dagegen gibt es viele Beispiele: viele der einschneidenden Kürzungsreformen wurden mit der Zustimmung der Einkommensstarken und gegen den Willen der ärmeren Bevölkerungsteile beschlossen. Dies ist auch deshalb so relevant, weil hier nicht nur die politische Gleichheit untergraben wird, sondern in der Folge auch eher Maßnahmen beschlossen werden, die die ökonomische Ungleichheit noch weiter verstärken. Insgesamt zeigt sich dieses Muster im gesamten Untersuchungszeitraum und unabhängig von der parteipolitischen Zusammensetzung der Regierung.

Wessen Stimme zählt also? Es ist vor allem die Stimme der ressourcenstarken und politisch aktiven Bürgerinnen und Bürgern, die sich nicht nur lauter und vielfältiger einbringen können, sondern eben auch stärker angehört werden. Wenn aber politische Macht an ökonomische Ressourcen gebunden ist, dann droht die Demokratie ihre Legitimitätsgrundlage zu verlieren.

Diese Befunde, meine Damen und Herren, können zurecht zunächst einmal als Krisendiagnose verstanden werden, als Diagnose einer Demokratiekrise. Das bedeutet aber nicht, dass an dieser Stelle nichts anderes übrigbleibt, als nach dieser Feierstunde pessimistisch gestimmt nach Hause zu gehen. Denn ich denke, dass meine Arbeit nicht nur als Krisendiagnose, sondern auch als Anstoß verstanden werden kann. **Ein Anstoß dazu, wieder stärker ins politische und gesellschaftliche Bewusstsein zu rücken, dass soziale und ökonomische Gleichheit eine wichtige Grundlage für eine funktionierende Demokratie ist – und es deshalb auch lohnt, dafür zu streiten.** Auch Wilhelm Liebknecht stand genau für diese Überzeugung ein. Es ist mir deshalb eine ganz besondere Ehre, dass meine Arbeit mit dem Andenken an ihn heute gewürdigt wird.

Vielen herzlichen Dank!

Laudatio für die Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises an Dr. Lea Elsässer

ARMIN SCHÄFER

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Grabe-Bolz,
sehr geehrte Mitglieder der Auswahljury,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

es ist mir eine besondere Freude, heute hier sein und die Laudatio anlässlich der Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises an Frau Dr. Elsässer halten zu dürfen.

Der Preis erinnert an einen berühmten Sohn der Stadt Gießen und einen der Gründungsväter der deutschen Sozialdemokratie. In ihrer stolzen Geschichte hat die SPD häufig schwierige Zeiten erlebt und auch heute wieder befindet sie sich in einer tiefen und schon Jahre anhaltenden Krise. Natürlich gibt es dafür viele Gründe, aber einer könnte darin liegen, dass die Sozialdemokratie den Kontakt zu einem Teil ihrer früheren Kernklientel verloren zu haben scheint und nicht länger als Vorkämpferin für die Anliegen von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern wahrgenommen wird. Inwiefern wir aus Frau Elsässers Arbeit lernen können, weshalb dieser Eindruck nicht gänzlich trägt, werde ich gleich erläutern, doch lassen Sie mich zunächst ein paar Sätze zur heutigen Preisträgerin sagen.

Lea Elsässer ist unweit von Gießen in der Universitätsstadt Marburg aufgewachsen, wo auch Wilhelm Liebknecht Mitte des 19. Jahrhunderts kurze Zeit studierte. Von ihrem Gymnasium aus konnte Frau Elsässer quer über die Lahn auf die Türme der Philosophischen Fakultät schauen, in denen die Marburger Politikwissenschaft beheimatet ist. Dennoch entschied sich Frau Elsässer dafür, Volkswirtschaftslehre erst an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen und dann an der Universität zu Köln zu studieren. In Köln legte sie 2013 ihren Masterabschluss in VWL und Soziologie mit Auszeichnung ab. Während ihres Studiums wurde Frau Elsässer durch die Studienstiftung des deutschen Volkes gefördert.

Nach Abschluss ihres Studiums wurde Frau Elsässer wissenschaftliche Mitarbeiterin von Professor Wolfgang Streeck am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln, wo wir uns kennenlernten. Ein erneutes Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes ermöglichte es Frau Elsässer, ihre Promotion zu bearbeiten. Da die Studienstiftung jedoch äußert streng bei Vergabe und Dauer der Stipendien ist, standen ihr nur exakt drei Jahre zur Verfügung, die Dissertationsschrift zu vollenden – was deutlich unter den viereinhalb Jahren liegt, die im Durchschnitt in den Sozialwissenschaften darstellen. In dieser kurzen Zeit schaffte es Frau Elsässer auch noch, drei Monate an der renommierten *Northwestern University* in Chicago als Gastdoktorandin zu verbringen. Die Promotion erfolgte 2018 an der Universität Osnabrück mit der bestmöglichen Note „summa cum laude“. Nahtlos nach Abgabe der Dissertationsschrift wurde Frau Elsässer wissen-

schaftliche Mitarbeiterin an der Universität Duisburg-Essen bevor sie im September diesen Jahres an die Universität Münster wechselte – wo ich die Freude habe, wieder mit ihr zusammenarbeiten zu dürfen.

Politikwissenschaftliche Dissertationen sollten im Idealfall höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügen – was leider, wie aktuelle Ereignisse belegen, nicht immer der Fall ist – *und* gesellschaftlich relevant sein. Die Jury des Wilhelm Liebknecht-Preises hat, wie ich finde, eine kluge Auswahl getroffen, da Frau Elsässers Arbeit beide Ansprüche auf herausragende Weise einlöst.

Die gesellschaftliche Relevanz ihrer Dissertation ergibt sich daraus, dass sie uns zu verstehen hilft, weshalb Menschen von der Politik enttäuscht sind und sich manchmal gänzlich von ihr ab- oder sich verärgert Protestparteien zuwenden. In einer repräsentativen Umfrage stimmten kürzlich 72 Prozent der Befragten folgender Aussage zu: „Die meisten Politiker interessieren sich in Wirklichkeit gar nicht für die Probleme der einfachen Leute.“ Eine Mehrheit der Befragten schätzt zugleich den eigenen Einfluss auf das Regierungshandeln als gering ein. Besonders pessimistisch sind in beiden Fällen Menschen mit geringem Einkommen oder aus Berufsgruppen, die kein hohes soziales Prestige aufweisen. Frau Elsässers Dissertation belegt eindrucksvoll, dass das in diesen Aussagen geäußerte Ohnmachtsgefühl eine rationale Grundlage hat – denn die Entscheidungen des Deutschen Bundestags orientieren sich tatsächlich sehr viel stärker an den politischen Wünschen höherer Berufsgruppen, wohingegen die der unteren nicht systematisch beachten werden.

Wie Frau Elsässer zu diesem für die Demokratie beunruhigenden Befund kommt, zeichnet die Arbeit wissenschaftlich aus. In ihrer Dissertation, die unter dem Titel „Wessen Stimme zählt“ im letzten Jahr veröffentlicht wurde, untersucht Frau Elsässer die Responsivität des Deutschen Bundestags. Mit „Responsivität“ meinen wir in der Politikwissenschaft, dass Abgeordnete bei ihren Entscheidungen darauf Rücksicht nehmen sollten, was Bürgerinnen und Bürger wollen. Zwischen deren Präferenzen und den politischen Beschlüssen muss ein Zusammenhang bestehen – nicht in dem Sinn, dass die Politik gehetzt versucht, die neuesten Umfrageergebnisse umzusetzen, aber doch in dem Sinn, dass in wichtigen Fragen kein dauerhafter Widerspruch zwischen den Vorstellungen der Repräsentierten und der Repräsentanten besteht. Abgeordnete sind frei in ihren Entscheidungen, sie sind aber verpflichtet, sich den Bürgerinnen und Bürgern zu erklären und über das eigene Tun Rechenschaft abzulegen.

Nun zeigt die Arbeit, dass die Politik sich sehr wohl responsiv verhält – allerdings in einer sehr selektiven Weise, bei der beispielsweise die Anliegen von Arbeiterinnen und Arbeitern kaum ins Gewicht fallen. Zwischen den politischen Einstellungen von beispielsweise leitenden Angestellten, Beamten oder Geschäftsleuten einerseits und politischen Entscheidungen andererseits besteht dagegen ein enger Zusammenhang. Um dies zeigen zu können, musste Frau Elsässer eine riesige Menge Daten auswerten. Sie hat tausende von Fragen gesichtet, die seit 1980 in Umfragen gestellt worden sind. Aus ihnen hat sie diejenigen herausgefiltert, in denen es um konkrete politische Entscheidungen ging. Für alle Fragen hat sie dann ermittelt, wie hoch der prozentuale Anteil in einzelnen Gruppen ist,

der eine Politikänderung befürwortet. Neben Berufsgruppen wurden zusätzlich Einkommens- und Bildungsgruppen, aber auch Männer und Frauen oder Ost- und Westdeutsche in die Datensammlung eingeschlossen. Im nächsten Schritt musste Frau Elsässer für jede der 700 Fragen herausfinden, ob die abgefragte Politikänderung tatsächlich stattgefunden hat. Auch dies beinhaltete einen enormen Rechercheaufwand den sie gemeinsam mit einer zweiten Doktorandin, Svenja Hense, äußerst gewissenhaft durchgeführt hat.

Der besondere Kniff der Doktorarbeit bestand also darin, die in Umfragen geäußerten Wünsche der Bevölkerung in Verbindung zu den anschließenden politischen Entscheidungen zu setzen. Durch diese innovative Vorgehensweise konnte nun statistisch überprüft werden, ob ein Zusammenhang zwischen dem Grad der Zustimmung und der Wahrscheinlichkeit einer Politikänderung besteht. Mit diesem Forschungsdesign knüpfte Frau Elsässer an Arbeiten aus den USA an und übertrug deren Vorgehensweise erstmals auf ein europäisches Land. Entgegen der weit verbreiteten Einschätzung, dass Deutschland weit egalitärer als die USA sei, zeigte sich bei den politischen Entscheidungen des Bundestags ebenfalls eine deutliche Schiefelage zugunsten der Bessergestellten. Besonderes Augenmerk richtete Frau Elsässer dabei auf große Sozialreformen, die in den letzten dreißig Jahren durchgeführt wurden. Viele von diesen erfolgten unter Federführung der Partei Wilhelm Liebknechts, doch gerade Arbeiterinnen und Arbeiter fühlten sich durch sie nicht länger gut vertreten. Während also Menschen wie ich durchaus den Eindruck gewinnen können, im Großen und Ganzen gut repräsentiert zu werden, gilt dies für Bürgerinnen und Bürger mit geringen Einkommen, niedrigeren Schulabschlüssen oder in nichtakademischen Berufen in viel geringerem Ausmaß. Dies wissenschaftlich belegt zu haben, ist eines der vielen Verdienste von Frau Elsässers Doktorarbeit.

Für mich als Betreuer der Arbeit ist es eine große Freude, dass die Jury sich dafür entschieden hat, Frau Elsässers Arbeit mit dem Wilhelm-Liebknecht-Preis auszuzeichnen. Denn im Guten wie im Schlechten bleibt am Ende die Verantwortung für eine Doktorarbeit bei derjenigen, die sie verfasst. Als Doktorvater kann man Tipps geben, mit Ratschlägen zur Seite stehen, aber dennoch bleibt es Aufgabe der Doktorandin oder des Doktoranden, zielgerichtet, gewissenhaft und wissenschaftlich über jeden Zweifel erhaben zu arbeiten. Wenn dies der Fall ist, entsteht in der Regel zumindest eine solide Doktorarbeit. Um eine herausragende Arbeit zu schreiben, sind darüber hinaus analytische Präzision, ausgeprägte Methoden- und Theoriekenntnisse sowie die Fähigkeit, verständlich und genau formulieren zu können, notwendig. Ich hatte das Glück, mit Frau Elsässer mit einer Doktorandin zusammenarbeiten zu dürfen, die über alle diese Talente verfügt – und eine durch und durch preiswürdige Arbeit geschrieben hat. Insofern möchte ich dir, liebe Lea, ganz herzlich für die Auszeichnung mit dem Wilhelm-Liebknecht-Preis gratulieren.

Der oberhessische Adel in der Frühen Neuzeit¹

DIETER WUNDER

Hessen wurde seit dem Spätmittelalter in Nieder- und Oberhessen gegliedert. Nach 1604/48 war Oberhessen, das 1567 bis 1604 die Landgrafschaft Hessen-Marburg bildete, an die Landgrafschaften Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel aufgeteilt worden: das darmstädtische Oberhessen umfasste das weitere Umland von Gießen, den nördlichen Vogelsberg und das Hinterland, das kasselische Oberhessen die Gegend von Marburg und das Land zwischen Marburg und Frankenberg.² Entsprechend existierten in Oberhessen spätestens seit 1648³ innerhalb der gesamthessischen Ritterschaft zwei (Teil)Ritterschaften, die größere darmstädtische und die kleinere kasselische.

Ziel dieses Aufsatzes ist zum einen, die Rolle des oberhessischen (Nieder)Adels⁴ in der hessischen Ritterschaft zu analysieren, zum andern die Beziehungen der oberhessischen Adelsgeschlechter⁵ zu den beiden Landesteilen Oberhessen und zu den Fürstenstaaten Hessen zu untersuchen.

I. Der oberhessische Adel in der Hessischen Ritterschaft

1. Die Spaltung der Hessischen Ritterschaft im 18. Jahrhundert⁶

Zwei oberhessische Adlige standen – zufällig – am Anfang einer grundlegenden Veränderung der hessischen Ritterschaft, der Korporation des hessischen Adels. Der darmstädtische Hauptmann Benedikt **von Düring** (1660–1732) aus dem Her-

1 Allgemein zum Adel in Hessen s. *Dieter Wunder*, Der Adel im Hessen des 18. Jahrhunderts – Herrenstand und Fürstendienst. Grundlagen einer Sozialgeschichte des Adels in Hessen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 84), Marburg 2016, zitiert als *Wunder*.

2 Oberhessen wird hier als die Region bestimmt, wie sie bis 1806 bzw. 1821 bestand. 1806 wurde die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt zum Großherzogtum Hessen und erhielt u. a. neue Gebiete in der Wetterau und im Vogelsberg. 1821 führte Kurfürst Wilhelm II. von Kurhessen eine neue Provinzeinteilung ein und dehnte für Kurhessen den Begriff Oberhessen auf die Schwalmregion aus: die bisherige Grafschaft Ziegenhain kam zur Provinz Marburg (*Wunder*, S. 10-12).

3 Erst seit 1605 begannen – vorsichtig – Landtage je Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel tätig zu sein, dazu *Tim Neu*, Die Erschaffung der landständischen Verfassung. Kreativität, Heuchelei und Repräsentation in Hessen (1509–1655) (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne 3), Köln 2013, S. 221-239.

4 In Hessen war nur Niederadel landsässig; Hochadlige waren Ausländer in hessischen Diensten.

5 Mit dem Ausdruck ‚Geschlecht‘ werden alle Adelsfamilien desselben Namens bezeichnet, die sich auf einen Stammherrn zurückführen, während mit ‚Familie‘ die Kernfamilie, evtl. mit erwachsenen Geschwistern, gemeint ist (*Wunder*, S. 7-9).

6 Ebd. ausführlich, S. 493-539.

zogtum Bremen⁷ beantragte 1699 bei den zuständigen Obervorstehern des ritterschaftlichen Stiftes Kaufungen für seine Frau Johanna Luise von Sell die für den hessischen Adel übliche Ehesteuer (Aussteuer) von 100 fl.⁸ Ihr gehörte das kleine Gut Friedelhausen (200 Morgen,⁹ HD¹⁰), das ihr Vater Burkhard von Sell (+1672) 1670 vom schwedischen Oberst Otto **von Rolshausen** für 4.750 Rtl. gekauft, vermutlich aber nie bewohnt hatte. Entgegen den bisherigen Gepflogenheiten wurde dem Ehepaar die Steuer verweigert, weil der Vater nicht „incorporirt“ gewesen sei. Er stammte aus einer Marburger Beamtenfamilie, war bei kleinen Herrschern in Diensten gewesen (Nassau, Sayn-Wittgenstein, Hessen-Homburg) und mit seinem Bruder, dem darmstädtischen Geheimrat Anton Bertram Sell, 1668 nobilitiert worden; er starb bereits 1672. Nach der Ablehnung stellte Düring den Antrag zur Inkorporation in die Ritterschaft. Die Folge waren längere Diskussionen der Obervorsteher, die Düring bei einem Besuch in Kaufungen für sich zu gewinnen suchte, wobei er ein Aufnahmegeld von 500 fl. anbot und seine Ahnentafel vorlegte.

Der Druck auf die Obervorsteher erhöhte sich, als der oberhessisch-kasselische Neuadlige Hermann **von Vultée** (1634–1723, 1694 Nobilitierung), Regierungsrat und Vizekanzler der Landgrafschaft in Marburg,¹¹ ebenfalls den Antrag auf Inkorporation stellte und 100 Dukaten¹² anbot. Vultée war Enkel des angesehenen Juristen Professor Hermann Vultejus (1555–1634), der 1631 den Adelstitel erhielt aber nicht führte, und Neffe des langjährigen Kanzlers der Landgrafschaft Johann Vultejus; er hatte 1672 das kleine Gut Elnhausen (1736: 181 Morgen, HK) westlich Marburg erworben, wo er 1710 bis 1717 ein prächtiges Schloss anstelle einer Wasserburg erbaute.¹³

Die vier Obervorsteher brachten die entstehenden Probleme, die offensichtlich neu waren, auf dem zuständigen, alle drei Jahre stattfindenden Rechnungstag des Stiftes zur Sprache. Der Rechnungstag setzte sich aus je zwei Beamten der Landgrafen von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, dem Erbmarschall, den vier Obervorstehern und den von ihnen ausgewählten acht adligen Deputierten aus

7 Er verkaufte 1688 seinen bremischen Grundbesitz an seinen Bruder Otto Magnus (*Kurt von Düring*, Stammtafeln der Familie von Düring, überarb. von Hendrik v. Düring, Starnberg 1920/1997).

8 1 fl. entsprach etwa 2/3 Rtl. Ein hessen-kasselischer Regierungsrat hatte im 18. Jahrhundert eine Besoldung von 600 Rtl. (*Wunder*, S. 212).

9 Designation 1768 unter dem russischen Generalmajor Johann Ernst Wolrad v. Düring (StAM Bestand 340 von Nordeck zur Rabenau Nr. N 62). 1 oberhessischer Morgen umfasste 180 Quadratruten à 16 Schuh (Georg Lennep, Abhandlung von der Leyhe zu Landsiedelrecht, Marburg 1769, S. 329, zu (11), der kasselische Acker 150 Quadratruten à 14 Schuh (Historischer Werkzeugkasten des Vereins für hessischen Geschichte und Landeskunde): 1 Acker entsprach also etwa ¼ ha, 1 oberhessische Morgen etwa 1/3 ha.

10 Die territoriale Lage eines Gutes wird mit HD für Hessen-Darmstadt, HK für Hessen-Kassel bezeichnet.

11 *Friedrich Wilhelm Strieder*, Grundlagen zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte seit der Reformation bis auf die gegenwärtigen Zeiten, 16. Band Marburg 1816, S. 348 Beilage Tab. 1 mit Erläuterung.

12 1 Dukaten ist mit 2 Rtl. anzusetzen (*Johann Heinrich Zedler*, Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste, Band 7, Halle, Leipzig 1734, Sp. 1535).

13 StAM Bestand Kataster I Treysa Nr. B 1 Ritterschaftliches Steuerkataster von 1736, p. 629.

allen Teilen Hessens zusammen. Das Ergebnis war 1714 ein Antrag an die adlige Kurie des Landtags, ein Adelsstatut zu beschließen, was 1715 erfolgte: danach sollten Neuaufnahmen an eine Gebühr von 1.000 fl gekoppelt werden und die Ehesteuer je nach Adelsqualität (alter oder neuer Adel, 16 stiftsmäßige Ahnen oder nicht) in der Höhe variieren. Dieser Beschluss ist allerdings nie umgesetzt worden, wurde auch in der Folgezeit nicht erwähnt.¹⁴

Dennoch hatte er Folgen. Denn parallel zu den erwähnten Diskussionen entstand auf den Rechnungstagen ein erbitterter Streit der Landgrafen mit der Ritterschaft. 1705 schlug Landgraf Karl von Hessen-Kassel vor, im Stift Kaufungen ein adliges Damenstift für arme adlige Töchter aus Hessen zu gründen und dieses aus den – trotz Erhöhung der Ehesteuer auf 200 fl. – steigenden Überschüssen des Stifts zu finanzieren. Der Vorschlag fand zwar grundsätzlich freundliche Aufnahme, doch der Adel lehnte den Standort Kaufungen und ebenso die Finanzierung aus dem Stift strikt ab, mit der Begründung, dass ihm das Stift 1526/32 von Landgraf Philipp geschenkt worden sei. Es bildete den organisatorischen Mittelpunkt der gesamthessischen Ritterschaft, das der Adel auf keinen Fall verlieren wollte; auch fürchtete er um die Ehesteuer. Der Streit, bei dem sich der darmstädtische Landgraf Ernst Ludwig nach Zögern Karl angeschlossen hatte, endete 1726, als die beiden Landgrafen sich anschickten, das Damenstift tatsächlich einzurichten, die Obervorsteher aber den Reichshofrat, das höchste Gericht des Reichs, anriefen. Die letzten Nachrichten zum Prozess stammen von 1729, eine Entscheidung gab es nicht. Nach dem Tod Landgraf Karls 1730 schlugen seine Söhne eine Politik der Versöhnung gegenüber dem Adel ein und verzichteten auf das Damenstift. Dennoch zeitigte der Konflikt eine völlige Neuregelung von Unterstützungen aus Kaufungen. Der Rechnungstag beschloss diese 1735 und die adlige Kurie des kasseler Landtages bestätigte sie 1736, die Ritterschaft hatte in einer Befragung zugestimmt. Für arme adlige Töchter und Witwen wurde eine ständige Armensteuer in Höhe von jährlich 30 Rtl. (seit 1750 50 Rtl.) eingeführt, die allerdings nur für den alten hessischen Adel mit standesgemäßer Heirat gelten sollte; andere adlige Frauen sollten weniger erhalten. Die Ehesteuer wurde auf 300 fl. erhöht.

Der Beschluss über das neue, gegenüber 1715 stark veränderte Adelsstatut führte zur Spaltung des hessischen Adels in alten hessischen und neuen hessischen Adel. Das Kriterium ‚alt‘ war von der Ritterschaft gerade erst ‚erfunden‘ worden; bis dahin gehörte man zur Ritterschaft, wenn man ein Rittergut in Hessen erworben hatte. Eine förmliche ‚Aufnahme‘ fand nicht statt; jetzt wurde sie eingeführt, aber die Ritterschaft war sehr zurückhaltend, so dass nur wenige Geschlechter Erfolg hatten. Dieser Beschluss hatte seinen Ursprung in den Anträgen der Oberhessen Düring und Vultée, denen allerdings die Aufnahme in die hessische Ritterschaft misslang.

Es dauerte bis 1763, mühsam aus den Archiven herauszufinden, welche Geschlechter „alter hessischer Adel“ waren, nämlich solche Geschlechter im Mannesstamm, die unter Landgraf Philipp an Landtagen teilgenommen hatten.

14 *Wunder*, S. 435-438.

Ohne Diskussion wurde das Kriterium auch 1771 für die Wahl der Landtagsdeputierten angewandt,¹⁵ obwohl noch bis 1762 Adlige wie Düring und Vultée Deputierte hätten wählen, ja sogar Deputierte hätten sein können, aber 1771 nicht mehr dazu gehörten.¹⁶ Das Verzeichnis der Berechtigten, Matrikel genannt, wurde 1769 veröffentlicht. Etwa die Hälfte aller adligen Familien in Hessen war ausgeschlossen,¹⁷ nicht durch einen expliziten Beschluss, sondern durch Nichtnennung in der Matrikel.

Das Verhalten der Ritterschaft mutet auf den ersten Blick erstaunlich an, denn die Diskussionen bis 1715 waren, wie gezeigt, gegenüber Zuwanderern und Neudligen durchaus aufgeschlossen. Die Änderung mag eine Folge der Erkenntnis gewesen sein, dass nur eine Verhandlungsposition, die sich auf der Gründung des Ritterstifts Kaufungen stützte, Erfolg im auch juristisch ausgetragenen Streit mit den Landgrafen versprechen würde. Zudem machte man sich wegen der Einführung der Armensteuer Sorgen um die Finanzierbarkeit der Ehesteuer. Als Vorbild für die Exklusivität der alten hessischen Ritterschaft mögen Ritterschaften im gesamten Reich gedient haben, die den Zugang zu ihren Privilegien einschränkten. Dass die Ausgeschlossenen keinen Widerstand leisteten, hängt wohl damit zusammen, dass ihre Güter meist eher klein waren und sie nicht zu den einflussreichen Adligen in Hessen zählten. Schließlich mag in den Augen nicht weniger auch die Bedeutung der Ritterschaft nicht so groß gewesen sein, dass ein aufwändiger Kampf darum lohnenswert erschien.

Die Privilegien behielten in Oberhessen 30 Geschlechter, im darmstädtischen Oberhessen blieben 21 Geschlechter in der Ritterschaft, im kasselischen 13; vier Geschlechter saßen in beiden oberhessischen Regionen (Anhang 1). Ausgeschlossen wurden 17,¹⁸ zwei davon wurden wiederaufgenommen.¹⁹

Die Folgen dieser Spaltung waren zunächst nicht bemerkbar, sie sind aber ein Teil der Niedergangsgeschichte des hessischen Adels. Denn sie hatte die nachlassende Bedeutung des alten Adels zur Folge, da nun die Ritterschaft im Landtag und in Kaufungen nur noch einen Teil des Adels repräsentierte. Zu gleicher Zeit erhöhte sich die Gesamtzahl der Adligen deutlich, denn die beiden Landgrafen erhoben nicht wenige Beamte und Offiziere in den Adelsstand;²⁰ die alte hessische Ritterschaft aber wurde kleiner, weil manches alte Geschlecht ausstarb und nur

15 Ebd., S. 510-512.

16 Ebd., S. 695-697. Die Vultée waren 1744 zuletzt Teilnehmer an Stromversammlungen, die Düring 1732; sie erhielten aber nie eine Unterstützung aus Kaufungen.

17 Zur Berechnung s. Ebd., S. 503-506, 520-524.

18 Die Berechnung geht von der Disputation *Fechs* unter Estor aus (*Joannes Guillelmus Fech, De Comitibus et ordinibus Hassiae praesertim Cassellanae provincialibus ... pro licentia vt summos in vtroque ivre honores rite adipisci queat sollemniter dispytabit die Februarii 1745 ...*, Marburg 1745 (2. A 1752). Die dort veröffentlichten Listen spiegeln offensichtlich den Stand der Diskussion der Ritterschaft 1745/52 wider (vgl. *Wunder*, S. 495-500, 697-704), berücksichtigen also nicht vorher ausgestorbene oder weggezogene Geschlechter, aber enthalten noch solche, die dann ausgeschlossen wurden. FECH hat die Geschlechter nicht vollständig erfasst.

19 Aus dem darmstädtischen Oberhessen: Seebach und Wrede (*Wunder*, S. 531f.).

20 Ebd., S. 542-552.

wenige Geschlechter neu aufgenommen wurden. Dieser Rückgang war in Oberhessen besonders stark: es blieben 1810 jeweils nur noch acht Geschlechter, im Großherzogtum waren davon drei zugleich in Kurhessen,²¹ in Kurhessen zwei zugleich im Großherzogtum tätig.²²

Zur Spaltung der hessischen Ritterschaft kam 1810 ihre staatliche Trennung in die des Königreichs Westphalen und die des Großherzogtums Hessen.²³ Im Großherzogtum waren die wenigen (alt)hessischen Geschlechter zahlenmäßig bedeutungslos, insbesondere angesichts des enormen Gebietszuwachses des Großherzogtums durch den Odenwald, Teile der Wetterau und Rheinhessen. Im Landtag hatten die Oberhessen keine bevorzugte Stellung, allein die Riedesel zu Eisenbach wurden als quasi-Standesherrn²⁴ hervorgehoben. In Kurhessen konnte sich die hessische Ritterschaft hingegen behaupten, auch wenn ihr Einfluss dank der neuen Bauernkurie im Landtag schrumpfte. Das Verhältnis zwischen den Kurfürsten und der Ritterschaft entwickelte sich spannungsreich, so dass die Annexion Kurhessens durch Preußen 1866 von der Mehrheit des Adels eher positiv gesehen wurde.²⁵

2. Die Folgen der Aufteilung Oberhessens im 17. Jahrhundert

Die Rolle des Adels in Hessen, die sich unter Landgraf Philipp ausgebildet hatte, prägte ungeachtet der staatlichen Aufteilung die getrennten Ritterschaften bis 1810. Im 16. Jahrhundert konnte und sollte jeder Adlige den Landtag besuchen. Gemäß dem Vergleich zwischen dem Kasseler Landgrafen und der kasselischen Ritterschaft von 1655²⁶ wurde es, zunächst in Hessen-Kassel, dann in Hessen-Darmstadt, üblich, Deputierte zu wählen. Auf Wahlversammlungen trafen sich die Adligen der nach „Strömen“²⁷ benannten Regionen, sie wählten die Deputierten für den Landtag, diskutierten wichtige Entscheidungen und wurden immer wieder vom Erbmarschall und den Obervorstehern zu Entscheidungen befragt. Der Besuch der Stromversammlungen war Pflicht und wurde von den Beamten wie

21 Ebd., S. 507: Breidenbach zu Breitenstein, Breidenbach gen. Breidenstein, Buseck, Lehrbach, Nordeck zur Rabenau sowie die drei zugleich in Kurhessen ansässigen Geschlechter: Riedesel zu Eisenbach, Rotsmann, Schenck zu Schweinsberg.

22 Rau zu Holzhausen, Knoblauch, Milchling zu Schönstadt, Heydewolff, Schutzbar, Baumbach zu Amönau, dazu zugleich im Großherzogtum: Rotsmann und Schenck zu Schweinsberg. Die Dernbach sind in *Wunder*, S. 507, als zur Alten Ritterschaft zugehörig genannt, 1771 wurden sie aber nicht mehr zur Ritterschaft gerechnet, als es um Landtagseinladungen ging (StAM Bestand 17 d Generalia Nr. 61, Bl. 291 C ad n 227 L P), andererseits werden sie in einer Liste des Stiftes 1777 noch genannt (StADa Bestand E 1 K Nr. 139/11).

23 StAM Bestand 304 Nr. 13164 Konferenzprotokolle 1806–1815, zu 1809/10.

24 *Dieter Wunder*, Die Riedesel zu Eisenbach in der Frühen Neuzeit zwischen adliger ‚Freyheit‘ und Teilhabe am Fürstentum, in: AHG 74 (2016), S. 41–61, hier S. 20: sie waren großherzogliche Standesherrn, aber als solche nicht im Deutschen Bund oder Reich anerkannt.

25 *Gisela Ziedek*, „... und wollen Eurer Majestät gute Untertanen sein.“ Die althessische Ritterschaft zwischen Hessen und Preußen (1850–1890), in: *Eckart Conze, Alexander Jendorff, Heide Wunder* (Hg.), Adel in Hessen (VHKH 70), Marburg 2010, S. 315–328, hier S. 322–328.

26 *Armand Maruhn*, Necessitäres Regiment und fundamentalgesetzlicher Ausgleich. Der hessische Ständekonflikt 1646–1655 (QForschHessG 139), Marburg 2004. Zu den Landtagsdeputierten s. *Wunder*, S. 367 f.

27 Ebd., S. 358–368.

den Adligen selbst kontrolliert. Die leitenden Personen der Ritterschaft waren der Erbmarschall und die Obervorsteher; ihnen kam es darauf an, die Meinungen der Mitglieder zu erfahren und nach Möglichkeit auf einen Nenner zu bringen.²⁸

Das Erbmarschallamt war ein den Riedesel zu Eisenbach verliehenes Amt, das jeweils dem Senior des Geschlechts zustand. Seit etwa 1570 war es mit der faktischen Leitung der Landtage verbunden: der Erbmarschall war der Sprecher des Landtags und Vorsitzender der adligen Kurie, auch nach der endgültigen Trennung der beiden Landgrafschaften 1648. Er war als ‚Haupt‘ der Ritterschaft der Ansprechpartner der Landgrafen in allen Angelegenheiten der Ritterschaft.²⁹ Dieser Senior stammte 13 Mal aus den darmstädtisch-oberrhessischen Zweigen des Geschlechts, nur sechs Mal aus Ludwigseck in Niederhessen.³⁰ Die Obervorsteher repräsentierten anteilmäßig die Regionen, zwei aus den beiden Oberhessen, zwei aus Niederhessen.³¹ Als Vertreter der Ritterschaft bei den Rechnungstagen ernannten sie Deputierte, vier aus Niederhessen, je zwei aus den beiden oberhessischen Landesteilen.

Die zur Landgrafschaft Hessen-Kassel gehörige Ritterschaft Oberhessens umfasste nur den kleineren Teil der kasselischen Ritterschaft, während die zur Landgrafschaft Hessen-Darmstadt gehörende Ritterschaft der einzige landsässige Adel dieser Landgrafschaft war. Die darmstädtische Ritterschaft war vom Zentrum Darmstadt durch Grafschaften und die Kleinstterritorien der mittelhessischen Reichsritterschaft getrennt, aber sie berieten und entschieden im Landtag auch über die ehemals katzenelnbogische Obergrafschaft mit der Hauptstadt Darmstadt, obwohl sie dort kein Gut besaßen. Als Ritterschaft der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt war also die darmstädtische Ritterschaft anders als die oberhessische in der Landgrafschaft Kassel seit der endgültigen Teilung Hessens 1648 als Kurie des darmstädtischen Landtags selbstständig.³² Die Unterschiede in den Handlungsmöglichkeiten und dem Handeln der beiden oberhessischer Ritterschaften verdeutlichen, dass es keine Einheit der Oberhessen gab.

Bei vier Gelegenheiten lässt sich das Handeln der darmstädtischen Ritterschaft in der gesamthessischen Ritterschaft beobachten. Spielte sie im Streit der kasse-

28 Ebd., S. 341 (1740, 1799) zum Erbmarschall.

29 Ebd., S. 339-342.

30 Ebd., S. 666 f.

31 Sie amtierten bis zum Tod. Nach dem Tod eines Obervorstehers kooptierten die anderen drei einen neuen Obervorsteher, dabei kam es auf regionalen Proporz an (Ebd., S. 667-669).

32 Beim darmstädtischen Adel gab es gewisse Besonderheiten (*Dieter Wunder*, *Der Adel in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt*, AHG 77 (2019), S. 199-234, hier S. 214-216), häufiger als in Niederhessen, u. a. Landsässigkeit in beiden Landgrafschaften, Landstandschaft in verschiedenen Territorien, oft sehr unterschiedliche Lehns- und Dienstherren, Mitgliedschaft in der Reichsritterschaft und der Burgmannschaft der kaiserlichen Burg Friedberg. Aber auch für die kasselischen Oberhessen trifft dies vereinzelt zu, so bei den vergleichbaren Rau zu Holzhausen mit den Sitzen (Rauisch)Holzhausen und Nordeck (HK), mit der Mitgliedschaft in der mittelhessischen Reichsritterschaft (Sitz Dorheim mit Beienheim in der Wetterau) und der Zugehörigkeit zu den Burgmannen in Friedberg. Eine auffällige Besonderheit der Oberhessen sind drei ganerbschaftliche Geschlechter, die mit Ausnahme von Ludwigseck als riedeselschem Ansitz Niederhessen fremd sind.

lischen Ritterschaft mit den Landgrafen über ihre Rechte (1647–1655) nur eine begleitende Rolle,³³ so war sie bei der erwähnten Auseinandersetzung um das Damenstift besonders entschieden gegen Landgraf Karls Pläne.³⁴ Als sie 1732 das neuadlige Geschlecht Hoffmann von Löwenfeld zu Burkhardtsfelden (HD) aufnehmen wollte, lehnte dies die Kasseler Ritterschaft strikt ab.³⁵ In der Auseinandersetzung um die Auswirkungen der kasselerischen Assekurationsakte von 1754 auf den gesamten hessischen Adel, dessen katholischen Mitgliedern die Ehesteuer bis 1789 verweigert wurde, spielten katholische Adlige aus der darmstädtischen Ritterschaft eine führende Rolle.³⁶

Die Einschätzung der Adelsgeschlechter über die von ihnen konstituierte Korporation ist mangels Zeugnissen schwer zu beurteilen. Für den niederhessischen ritterschaftlichen Obereinnehmer und Landtagsdeputierten Georg von Gilsa (1740–1798) war die Korporation wegen der damit verbundenen Privilegien wichtig, im Übrigen aber für sein Leben wenig bedeutungsvoll.³⁷ Die Differenz von Korporation und Adligen verkörpern im 19. Jahrhundert die beiden liberalen Minister Schenck zu Schweinsberg – der kurhessische Staatsminister Ferdinand Schenck zu Schweinsberg von 1830/31 sowie sein Sohn Wilhelm, der kurhessische Außenminister 1848/49, waren überzeugte Adelsreformer.³⁸

II. Die oberhessischen Adelsgeschlechter

Die Adligen Hessens bildeten zusammen mit den nicht-adligen Standespersonen die politische Elite des Landes.³⁹ Im Landtag stellten die Adligen die politisch entscheidende Kurie. Sie verfügten über eine eigene dörfliche oder regionale Herrschaft und übernahmen insbesondere im 18. Jahrhundert, sei es im eigenen oder einem ausländischen Fürstenstaat, erste Positionen in der Regierung, die Ämter am Hof und viele Offizierschargen.⁴⁰ Die oberhessischen Geschlechter unterschieden

33 *Maruhn* (wie Anm. 26); *Neu* (wie Anm. 3), Kap. 5.3; *Wunder*, S. 50.

34 Ebd., S. 416-434, insbes. S. 432.

35 Ebd., S. 440 Anm. 176.

36 Ebd., S. 407-411.

37 Ebd., S. 600-602.

38 Sie gehörten zur Schweinsberger Linie und saßen zu Schweinsberg. Zu ihnen s. *Dieter Wunder*, *Arme Adlige Frauen in der Frühen Neuzeit – Die „Armensteuer“ der hessischen Ritterschaft*, in: *Florian Bruns, Fritz Dross, Christina Vanja* (Hg.): *Spiegel der Zeit. Leben in sozialen Einrichtungen von der Reformation bis zur Moderne* (*Historia Hospitalium* 31 (2018/19)).

39 Die nicht-adligen Standespersonen trugen als Offiziere, Beamte, Professoren, Advokaten und Pfarrer zusammen mit dem Adel die fürstliche Herrschaft (*Wunder*, S. 64-75). Ein Beispiel gibt *Dieter Wunder*, *Das persönliche Regiment Landgraf Carls und seine Personalpolitik – Ansätze zu einer politischen Verwaltungsgeschichte der Landgrafschaft Hessen-Kassel*, in: *Holger Th. Gräff/ Christoph Kampmann/ Bernd Küster* (Hg.), *Landgraf Carl (1654–1730). Fürstliches Planen und Handeln zwischen Innovation und Tradition*, Marburg 2017, S. 98-110.

40 Zu hessischem Adel in Diensten vgl. *Dieter Wunder*, *Adel in fürstlichen Diensten. Das Beispiel der Landgrafschaft Hessen-Kassel*, in: *Paul Philipp Beckus, Thomas Grunewald, Michael Röcher* (Hg.), *Niederadel im Mitteldeutschen Raum (um 1700–1806)*, Halle 2019, S. 178-208. Für Hessen-Darmstadt fällt auf, dass der einheimische Adel in der Leitung des

sich dabei in keiner Weise von den niederhessischen Adelsgeschlechtern. Weder die geographischen Gegebenheiten noch die politische Geschichte stellten eine Gemeinsamkeit der oberhessischen Adelsgeschlechter her, auch nicht ihr Konubium über die Grenzen der beiden Landgrafschaften hinweg.⁴¹

Die im geteilten Oberhessen ansässigen Adelsgeschlechter werden im Hinblick auf ihre jeweiligen Beziehungen zu Hessen, insbesondere Oberhessen, vorgestellt und untersucht. Für ihre Zahl geht man zweckmäßigerweise von der schon zitierten Übersicht Fechs 1745/52 aus.⁴² Damals gab es im gesamten Oberhessen 49 Geschlechter, davon 34 im darmstädtischen Hessen; nur 32 Geschlechter wurden 1769 in der Matrikel als alt anerkannt, zu denen später die beiden wieder aufgenommenen Seebach zu Stordorf (HK) und Wrede zu Kleinlinden (HK) hinzukamen. Die Mehrheit der Geschlechter starb oder wanderte bis 1810/15 aus, so dass nur noch 14 übrigblieben. Das ‚Aussterben‘ von Geschlechtern begleitet die Adelsgeschichte seit dem Mittelalter,⁴³ es führte zwar dazu, dass ein Adelsname in der Zahl der Geschlechter verschwand, aber zumeist trat ein durch Abstammung erbendes Geschlecht an seine Stelle (z. B. Drach als Erbe der Dersch in Ellershausen⁴⁴), so dass der übliche Ausdruck ‚Aussterben‘ nur aus der Sicht eines Mannesstammdenkens verständlich ist. Selten fiel ein Rittergut mangels eines erbberechtigten (oder kaufenden) Nachfolgers an die Landgrafen.⁴⁵

Vor der Untersuchung der Geschlechter werden bemerkenswerte Einzelpersonen aus Oberhessen vorgestellt, denn über der Gesamtbetrachtung von Geschlechtern werden einzelne Personen, deren Geschlechter sonst nicht erwähnt werden, leicht übersehen. Aus dem darmstädtischen Geschlecht **von Merlau** (+1748) stammt die religiös herausragende Johanna Eleonore von Merlau (1644–1724). Nach ihrer Autobiographie kam das fromme Hoffräulein aus eigenem Antrieb in pietistische Kreise, insbesondere in die Philipp Jakob Speners und der Gräfin Benigna von Solms-Laubach. Bald gehörte sie einem Kreis sog. Radikaler

Fürstenstaates eine geringe Rolle spielte; es dominierten ausländische Adlige und später Neuadlige, vgl. *Wunder* (wie Anm. 32), S. 200-211.

41 Eine Auszählung aller Heiraten der Schenck zu Schweinsberg zwischen 1500 und 1800 (nach *Rudolf von Buttlar-Elberberg*, Stammbuch der Althessischen Ritterschaft, Kassel 1888) führt zum Ergebnis, dass von 181 Heiraten 50 (28%) mit Oberhessen (ohne Heiraten Schenck mit Schenck) geschlossen wurden, wobei die darmstädtischen überwogen (32 der 50). Eine genauere Analyse muss viele Faktoren berücksichtigen, z. B. Erbschaften (mindestens 3 Fälle auf darmstädtischer Seite), Dienstverhältnisse der Väter, Dienstverhältnisse der Ehemänner (und ggf. der Ehefrauen), Verwandtschaftsverhältnisse, Wahrscheinlichkeiten, so dass eine genauere Aufschlüsselung der Zahlen wenig sinnvoll erscheint.

42 S. Anm. 18. Eine Übersicht über die oberhessischen Adelsgeschlechter des 18. Jahrhunderts ergibt sich aus dem Anhang 3 über die Mehrsitzigkeit der Geschlechter.

43 Noch Anfang des 17. Jahrhunderts gab es allein im darmstädtischen Oberhessen 44 Geschlechter. Die Ursachen des Aussterbens werden unterschiedlich gesehen, vgl. *Wunder*, S. 538. Vermutlich spielen ökonomische Gegebenheiten, Todesfälle von Offizieren durch Kriege, bei Katholiken das Zölibat und demographische Faktoren eine Rolle, ohne dass dies immer nachweisbar ist.

44 S. Abschnitt II 2.3.

45 *Wunder*, S. 165. In Oberhessen fielen die Gerichte Viernünden (HK) der Dersch und Seelheim (HK) der Radenhausen (bei Marburg) an die Landgrafen.

Pietisten in Frankfurt an und heiratete unstandesgemäß den Pastor Johann Wilhelm Petersen, mit dem zusammen sie theologische Schriften verfasste und zuletzt auf Gütern im Herzogtum Magdeburg lebten.⁴⁶

Im 18. Jahrhundert wirkten aus dem kasselischen Geschlecht **Fleckenbühl gen. Bürgel** (+1796) und ihren Verwandten fünf Personen als Reichskammergerichtsassessoren. Georg Philipp (1701-1781) stand in nassau-usingischen Diensten, erhielt das Amt 1738 und wurde damit der im 18. Jahrhundert am längsten amtierende Assessor.⁴⁷ Sein Schwiegervater Johann Frantz (1665–1741), aus einer Marburger Beamtenfamilie und bayreuthischer Beamter, war 1713 bis 1740 Assessor war und wurde 1725 geadelt.⁴⁸ Er erwarb Güter sowohl in Niederhessen wie in Oberhessen, in die ihm sein Enkel folgte: Johann Philipp Franz von Fleckenbühl (1731–1796), usingischer Beamter, wurde 1765 Assessor, 1781 Minister in Hessen-Kassel. Er heiratete 1757 Henriette Friederike Sophie von Gemmingen-Guttenberg-Bonfeld, deren Vater 1741 bis 1744 und deren Bruder 1765 bis 1773 Assessoren waren.⁴⁹

Bemerkenswert ist der aus kasselischem Geschlecht stammende nassau-oranische Justiz- und Bergrat Carl **von Knoblauch** (1756–1794), der zu den radikalen Aufklärern mit scharfer Kritik am Christentum gehörte.⁵⁰

Bei der Untersuchung der einzelnen oberhessischen Geschlechter wird deutlich, dass die hessische Landsässigkeit nur ein, wenn auch politisch wichtiges Element für den Status eines Geschlechts darstellte, andere territoriale Beziehungen waren ebenfalls bedeutsam. So wandten sich einige Geschlechter oder Zweige eines Geschlechts im Zusammenhang ihrer Dienste in den benachbarten geistlichen Fürstentümern der katholischen Konfession zu und durchbrachen damit den protestantischen Charakter ihres Fürstenstaates. Vor allem aber zeigen die mit dem Lehnbesitz verbundenen Bezüge der Geschlechter – die Mehrfachvasallität, die Mehrsitzigkeit, die Rolle des Gütermarkts, die Rittergüter Nobilitierter – Distanz zu den hessischen Landgrafen, keineswegs die von den Fürsten erwartete ‚Loyalität‘.⁵¹ Diese fehlende Identifikation mit Hessen lässt sich ebenfalls

46 *Johann Wilhelm Petersen*, „Das Leben Johanns Wilhelmi Petersen, Der Heil. Schriff Doctoris, Vormahls Professoris zu Rostock, nachgehends Predigers in Hannover an St. Egidii Kirche, darnach des Bischoffs in Lübeck Superintendentis und Hof-Predigers, endlich Superintendentis in Lüneburg, Theil II: Leben Frauen Johannä Eleonorä Petersen gebohrener von und zu Merlau, Halle 1719; *Markus Matthias*, „Petersen, Johann Wilhelm“ in: *Neue Deutsche Biographie* 20 (2001), S. 256 f. [Online-Version]; URL: <https://www.deutschebiographie.de/pnd119129779.html#ndbcontent>.

47 *Sgrid Jabns*, *Das Reichskammergericht und seine Richter. Verfassung und Sozialstruktur eines höchsten Gerichts im Alten Reich (QForsch zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 26)*, Teil II Biographien, Köln 2003, S. 1095-1102.

48 Ebd., S. 639-646.

49 Ebd., S. 429-435.

50 *Karl von Knoblauch zu Hatzbach*, „Knoblauch, Karl von“ in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 16 (1882), S. 307-308 [Online-Version]; URL: <https://www.deutschebiographie.de/pnd116257997.html#adbcontent>.

51 *Wunder*, S. 145-147, 253 f., 260-262.

an den Diensten hessischer Adliger im Ausland ablesen,⁵² auch wenn sie meist nicht auf Dauer angelegt waren und nur zuweilen zur ‚Auswanderung‘ führten. Den hessischen Fürsten gelang es nicht, ausländische Dienste des landsässigen Adels einzuschränken.⁵³

1. Konfession und Konversion

Hessen war unter Landgraf Philipp lutherisch geworden, Hessen-Kassel dann unter Landgraf Moritz gegen Widerstände reformiert.⁵⁴ Aber nicht jeder Adlige schloss sich einer protestantischen Konfession an;⁵⁵ besondere Umstände konnten zur Beibehaltung der alten Konfession oder zur Konversion führen. Ende des 18. Jahrhunderts waren im darmstädtischen Oberhessen die Breidenbach gen. von Breidenstein zu Breidenstein, zwei von vier Zweigen der Buseck, zwei von drei Zweigen der Lehrbach, zwei von sechs Zweigen der Nordeck zu Rabenau, die Rodenhausen und ein Zweig der Schenck zu Schweinsberg katholisch.⁵⁶ Im Ergebnis hat die zunehmende Zahl an Katholiken unter dem Adel⁵⁷ den protestantischen Charakter des Adels der beiden Landgrafschaften verändert. Der Anspruch der Fürsten auf eine einheitliche Konfession seiner Untertanen war beim Adel nicht durchsetzbar.

Für die katholische Konfession hessischen Geschlechter (oder Zweige von ihnen) sind die Dienste in den benachbarten Stiften Mainz – besonders wegen der Enklaven in Hessen –, Köln, Würzburg, vor allem aber Fulda – den östlichen Anrainer des darmstädtischen Oberhessen – wirksam gewesen. Eine Schlüsselrolle kommt offensichtlich den sieben Äbten Fuldas aus oberhessischen (!) Adelsfamilien 1541 bis 1632 zu.⁵⁸ Ihre persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehun-

52 Der Begriff wird im Sinne der Frühen Neuzeit verwandt. Ausland war jeder Fürstenstaat des Reiches außerhalb Hessens; auch Frankfurt oder die Reichsritterschaft waren Ausland.

53 S. *Wunder*, Adel in Diensten (wie Anm. 40), S. 249-263.

54 Der protestantische Adel Hessen-Kassels, insbesondere an der Werra, widersetzte sich zu wichtigen Teilen der zweiten Reformation, so dass der Adel in Hessen-Kassel konfessionell geteilt wurde: der oberhessische Adel im Kasseler Anteil blieb mehrheitlich lutherisch, der in Hessen-Darmstadt vollständig (*Wunder*, S. 48).

55 Die Feststellung der Konfession von Adligen der Frühen Neuzeit ist schwierig, da es nur selten Zeugnisse dazu gibt (vgl. *Dieter Wunder*, Konfessionelle Profile adliger Geschlechter? Die mittelrheinische Reichsritterschaft in den Reformationen des 16. Jahrhunderts, in: *Heide Wunder/Alexander Jendorff/Carina Schmidt* (Hgg.), Reformation – Konfession – Konversion. Adel und Religion zwischen Rheingau und Siegerland im 16. und 17. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 88), Wiesbaden 2017, S. 97-146, hier S. 108 f., 133).

56 *Wunder*, S. 395-411, 675 f.

57 Erweitert man den Vergleich auf den niederhessischen Adel, so stellt man auch dort eine Reihe von Geschlechtern fest, aus denen Zweige durch Dienste katholisch wurden, so bei den Dalwigk, Malsburg und Weitershausen, oder es blieben, so die Boineburg gen. Hohenstein (Bömelburg zu Majgadessen), jeweils bedingt durch die Dienste bei den Nachbarn Kurköl, Fulda bzw. Stift Corvey. Vgl. *Buttlar-Elberberg* (wie Anm. 41).

58 Der Abt der Jahre 1550 bis 1558 Wolfgang Dietrich von Eussigheim/Uissigheim kam aus dem Kanton Rhön-Werra, aber er war der Onkel Barbaras von Eussigheim, der Ehefrau des Otto Schenck zu Schweinsberg, Neffen des Abtes Philipp (*Johann Gottfried Biedermann*,

gen (s. Anhang 2) haben auf unterschiedliche Weise, beginnend in den 1540er Jahren, die Beibehaltung des alten Glaubens oder die Konversion bewirkt und so weiterhin den Zugang zu fuldischen Ämtern und Pfründen ermöglicht. Einen Einblick in diese Beziehungen geben Verwandtschaften und Vormundschaften der sieben Äbte. Der erste hessische Abt war Philipp **Schenck zu Schweinsberg** aus der Licher Linie (1541–50). Ihm folgte 1558 Wolfgang **Schutzbar gen. Milchling** (1558–1567), dessen Vater Hartmann (+1560) zwar evangelisch geworden war, dessen Brüder und Verwandte Schutzbar gen. Milchling zu Treis an der Lumda aber überwiegend katholisch blieben oder, wie Wolfgang, wurden. Der dritte hessische Abt, Georg Philipp Schenck zu Schweinsberg (1567–68), der Neffe des Abtes Philipp Schenck, war der Schwager Eberhard Schutzbars (+1588), Wolfgang Schutzbars Vetter 3. Grades. – Der vierte hessische Abt Wilhelm Hartmann **Claur** (1568–70), nach Walther ein Gefolgsmann Wolfgang Schutzbars und Gegner der Schenckgruppe,⁵⁹ war Vormund seines Neffen zweiten Grades Balthasar **von Dernbach**, den er zum katholischen Glauben führte; dieser wurde als Abt (1570–1607) der wirkungsvolle Gegenreformer Fuldas. Sein Nachfolger Johann Friedrich **von Schwalbach**, Abt 1606–1622, war sein Zögling.⁶⁰ Die Folge der hessischen Äbte schloss Johann Bernhard **Schenck zu Schweinsberg** (1623–32, aus einer Hermannsteiner Linie), in traditionell katholischer Sicht der „zweite Restaurator des Katholicismus im Hochstift Fulda“.⁶¹ Johann Bernhard hatte unter der offensichtlich konfessionell wirksamen Vormundschaft Johann Rudolfs **von Buseck** (+1621) gestanden, des Schwiegersohns von Eberhard Schutzbar und Begründers der katholischen Linie der Buseck.

Stellt man die Verwandtschaftsbeziehungen in den Vordergrund stellt, so wird die zentrale Rolle des eben erwähnten Eberhard Schutzbars sichtbar. Dieser Verwandte des Abtes Wolfgang Schutzbar, verschwägert mit den Äbten Schenck, war 1570 bis 1572 auf Vorschlag des Abtes Balthasar, dann wieder 1579 Oberschultheiß von Fulda.⁶² Seine Nachkommen waren katholisch sowie erfolgreich in fuldi-

Geschlechtsregister der reichsfrey unmittelbaren Ritterschaft Landes zu Franken loeblichen Orts Rhoen und Werra, Bayreuth 1749, Tafel 433f., kennt die Ehefrau Otto Schencks nicht). Aus *Bertold Jäger*, Das geistliche Fürstentum Fulda in der Frühen Neuzeit: Landesherrschaft, Landstände und fürstliche Verwaltung (Schriften des Hess. Landesamtes f. gesch. Landeskunden 39), Marburg 1986, S. 392, ist zu erschließen, dass der fuldische Rat Christoph v. Ussigheim, ein Vetter des Abtes (nach *LAVIS*: Bruder, ebenso *Gerrit Walther*, Abt Balthasars Mission. Politische Mentalitäten, Gegenreformation und eine Adelsverschwörung im Hochstift Fulda (SR bei der Hist. Komm. Bayer. Akad. Wiss. 67), Göttingen 2002, S. 105), der Vater Barbaras war.

59 *Walther* (wie Anm. 58), S. 175.

60 Ebd., S. 558 Anm. 227, S. 598 Anm. 375. Ob Verwandtschaftsbeziehungen Schwalbachs zu Äbten bestanden, war nicht festzustellen. Es fällt auf, dass sein Nachfolger Schenck eine Schwalbach zur Mutter und eine zur Schwägerin hatte.

61 *Georg Ignaz Komp*, Fürstabt Johann Bernhard Schenk zu Schweinsberg, der zweite Restaurator des Katholicismus im Hochstifte Fulda (1623–1632), Fulda 1878. Zur Konversion S. 14 f.

62 *Walther* (wie Anm. 58), S. 191. *Walther*, der *Buttlar-Elberberg* (wie Anm. 41) nicht nutzt und *Biedermann* (wie Anm. 58, Tafel 66) anscheinend ungenau gelesen hat, übersah sein Todesdatum und verwechselt ihn immer wieder mit seinem Sohn Eberhard.

schen, würzburgischen und bambergischen Diensten tätig, wie sechs Domherren und zwei Deutschordensritter seit dem 16. Jahrhundert zeigen. Eberhards Enkelin Anna Catharina, Tochter des Sohnes Philipp, heiratete 1572 Melchior von Dernbach,⁶³ den Bruder des Abtes Balthasars, der als fuldischer Amtmann den Aufstieg seiner Familie in der Reichsritterschaft begründete. Sein Sohn war Peter Philipp von Dernbach, der, Bischof von Bamberg 1672 und Würzburg 1675, die Errichtung der Standesherrschaft Wiesentheid für seinen Neffen erreichte. – Eberhards Tochter Margarete heiratete den schon erwähnten Johann Rudolf von Buseck (+1621); dessen Sohn Johann Othmar (+1637), wiederum wie der Großvater Oberschultheiß von Fulda, hatte zum Sohn Conrad Philipp, der durch Heirat die Herrschaft Eppelborn (Saarland, damals Lothringen) erlangte;⁶⁴ sein Enkel wurde unter dem Namen Amand 1737 Fürstabt von Fulda und erreichte 1752 dessen Erhebung zum Bistum. – Johann Othmars Tochter Johanna Magdalena heiratete den darmstädtischen Hof- und Kammerjunker Caspar Rudolf Schenck zu Schweinsberg (1620–1665, aus einer Hermannsteiner Linie ohne erkennbare Beziehung zum Abt Johann Bernhard), dessen Sohn Johann Rudolf in würzburgischen Diensten stand: er „wurde in seiner Jugend katholisch“;⁶⁵ die Nachkommen bildeten den katholischen Zweig der Schenck.

Die Konversion der **Lehrbach** (+1862, HD) hatte sehr spezifische Gründe.⁶⁶ Das Geschlecht wurde katholisch, so vermutet sein Biograph Xaver, weil Melchior Albrecht (1645–1711) im Duell Johann Reinhard von Nuhn getötet hatte (1669/70), floh und zeitweise französischer Oberst war. Vielleicht konvertierte er aber auch, wie ich annehme, wegen seiner zweiten Frau Anna Katharina von Harstall zu Dierdorf, Tochter des mainzischen Vicedoms in Erfurt; alle Söhne Melchior Albrechts waren in Diensten katholischer Fürsten.⁶⁷ Ein Urenkel Melchior Albrechts war Conrad Joseph Graf von Lehrbach (1744–1805), ein hoher kaiserlicher Diplomat (z. B. 1797–1799 Gesandter auf dem Rastatter Friedenskongress).

Prominent waren zwei Angehörige der katholisch gewordenen, aussterbenden **Rodenhausen** (+1807, HD). Carl Ludwig von Rodenhausen (1718–1804) trat in die Dienste Kurfürst Karl Theodors von der Pfalz und wurde Geliebter seiner

63 Melchior v. Dernbach wurde Hofmarschall und Amtmann von Hammelburg. Der Sohn Bischof Peter Philipp konnte durch den Kaiser die reichsritterschaftliche Herrschaft Wiesentheid (Kanton Steigerwald) unter seinem Neffen Johann Otto (+1698), die dieser durch Heirat 1678 erwarb, zur Standesherrschaft erheben lassen. Dessen dritte Ehefrau Luise von Hatzfeld-Gleichen war die Erbin; sie heiratete 1701 Rudolf Franz Erwein Graf Schönborn, womit das ehemals reichsritterschaftliche Geschlecht Schönborn aus dem Nassauischen seinen Aufstieg besiegeln konnte.

64 *Johannes Naumann*, Barockes Eppelborn – Sitz der Freiherren von Buseck, Eppelborn 2008, S. 28-31; *Gustav Ernst Köbler*, Der katholische Zweig der Busecker Adelsfamilie, in Schriftenreihe der Heimatgeschichtlichen Vereinigung 24, Reiskirchen 1997, S. 2.

65 *Gustav Freiherr Schenk zu Schweinsberg*, bearb. Carl Knetsch, Stamm-Tafeln der Freiherren Schenck zu Schweinsberg, 1925, Groß-Steinheim 1925, T. VIII.

66 *Gerhard Xaver*, Die Herren von Lehrbach. Zur Geschichte einer erloschenen Adelsfamilie aus Hessen, in: ZHG 118/118 (2012/13), S. 103-114, hier S. 108f.

67 Ebd., S. 113.

Gemahlin, der Kurfürstin Elisabeth Auguste geb. von der Pfalz (1721–1794), der er bis zu ihrem einsamen Tod beistand.⁶⁸ Seine Kusine war Maria Francisca Magdalena von Rodenhausen, als Nonne Engelberta (etwa 1727–1800), die vorletzte tatkräftige Äbtissin des Kloster Schmerlenbach bei Aschaffenburg (1755–1800).⁶⁹

Eine Konversion legte ein Geschlecht meist für viele Generationen fest. Allerdings gab es vereinzelt Übertritte zu einer protestantischen Konfession. Aus dem katholischen Zeig der erwähnten Schutzbar wurden – Ende des 17. Jahrhunderts? – der kasselische Oberstleutnant Johann Conrad (1649–1699) oder seine Nachkommen protestantisch.⁷⁰ Eine katholische Linie der Nordeck zur Rabenau wechselte im 19. Jahrhundert ebenfalls die Konfession.⁷¹

2. Die territorialen Bezüge des Adelsbesitzes

Ein Rittergut, bestehend aus Haus⁷² oder Burg mit zugehörigen Ländereien, meist verbunden mit der Herrschaft über ein Dorf, war der Lebensort eines Adligen; durch Heirat, Erbe oder Kauf wurde der Besitz vermehrt, evtl. wurde ein vorhandener Besitz als Adelsitz ausgebaut (z. B. Friedelhausen der Rolshausen) oder ein neuer erworben. Die genauere Untersuchung der territorialen Bezüge der Rittergüter⁷³ und des übrigen Landbesitzes hessischer Adliger wird in vier Schritten vorgenommen. (1) Rittergüter in Hessen waren selten Allod, zumeist Lehen nicht nur des hessischen Landgrafen, sondern auch ‚ausländischer‘ Lehnsherren,⁷⁴ was zur Mehrfachvasallität führte. Weil außerdem ein Adelsgeschlecht einen zusätz-

68 *Wunder*, S. 570, nach *Stefan Mörz*, Die letzte Kurfürstin, Elisabeth Augusta von der Pfalz, die Gemahlin Karl Theodors, Stuttgart 1997.

69 *Josef Balduin Kittel*, Urkunden und Personalbestand des ehemaligen Frauenklosters Schmerlenbach, in: Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg 45 (1903), S. 91–215, hier S. 105; *Damian Hartard von Hattstein*, Die Hoheit des teutschen Reichs=Adels, Band I, Fulda 1729, S. 460.

70 *Buttlar-Elberberg* (wie Anm. 41), Stammtafel 30 Schutzbar. Dass sie protestantisch wurden, ist aus der Liste katholischer Adliger, wie sie von hessischen Beamten 1788 wegen eines Streits über die Katholiken in Hessen erstellt wurde und in der sie nicht vorkommen, zu ersehen (*Wunder*, S. 675). Die Nachkommen des katholisch bleibenden Bruders Johann Conrads, Johann Ernst, starben im 18. Jahrhundert im Mannesstamm aus (1783 fanden Erbauseinandersetzungen der Erben des letzten katholischen Schutzbar, eines Deutschordenskomturs, mit der hessischen Linie statt, s. StAM Bestand 17 d Schutzbar Nr. 21).

71 Friedrich von Nordeck zur Rabenau (1793–1863), Urenkel des wohl katholischen fuldischen Geheimrats Georg Philipp (1670–1743) und Enkel des fuldischen Geheimrats Conrad (1713–1781), hatte 1829 die evangelische Ernestine Freiin von Zwierlein geheiratet, sein Sohn Ferdinand war katholisch, aber hatte 1876 in Böhmen die evangelische Auguste Freiin von Riese-Stallburg geheiratet, die drei Töchter wurden evangelisch, der älteste Sohn ebenfalls, der jüngere katholisch (*Genealogisches Handbuch des Adels* 120 (1999), S. 275–277).

72 *Jacob und Wilhelm Grimm*, Deutsches Wörterbuch Band 10, Leipzig 1877, Sp. 643 2 b) „haus für adliges schloz, burg, im mhd. häufig, ragt bis ins 17. jahrh. hinein“; *DRW online* I 2 c) „eine Burg als ein festes Haus.“

73 Ein Rittergut war ein steuerlich privilegiertes Gut, das für den adligen Besitzer mit der Landtagsberechtigung verbunden war. Zumeist war es das Lehen eines Fürsten, kein allodiales Eigentum.

74 *Wunder*, S. 135: feudum extra curtem.

lichen Sitz und/oder weiteren Besitz im Ausland hatte, bestanden auch Beziehungen zum zuständigen Fürsten als Landesherrn, unabhängig von Lehnbeziehungen (Mehrsitzigkeit über die Grenzen des eigenen Fürstenstaates hinaus). (2) Das Angebot an Gütern entschied wesentlich über die Mobilität von Geschlechtern innerhalb und außerhalb des eigenen Fürstenstaates. (3) Die begrenzte Zahl an Rittergütern⁷⁵ erschwerte Neuadligen, die im 18. Jahrhundert stark zunahmen, deren Erwerb, so dass sie im Ausland nach Gütern suchten oder auf Güter verzichten mussten. (4) Die unveräußerlichen Stammgüter von Ganerbengeschlechtern waren dem Gütermarkt entzogen; sie führten dank des Geschlechtszusammenhalts zu einer starken Kontinuität im Besitz dieser Güter und zur Sesshaftigkeit.

1. Mehrfachvasallität und Mehrsitzigkeit der Adelsgeschlechter

Der im Hessen der Frühen Neuzeit verbreiteten Mehrfachvasallität hat die Fachliteratur keine Beachtung geschenkt. Auch wenn die Bedeutung der Lehnverhältnisse im 18. Jahrhundert verglichen mit dem Spätmittelalter geringer war,⁷⁶ so hatte sie nach wie vor Bedeutung, wie schon der Aufwand, den ein Geschlecht in Kauf nehmen musste, um eine auswärtige Belehnung zu erhalten, zeigt.⁷⁷ Erst 1806 haben die Rheinbundstaaten, zu denen Hessen-Darmstadt gehörte, diesen Zustand beendet.⁷⁸ Als Beispiel der Mehrfachvasallität, die Beziehungen zu verschiedenen auswärtigen Lehnsherren bedingte, nenne ich die **Riedesel zu Eisenbach**. Diese vornehmste hessische Adelsfamilie hatte nicht nur Lehen von den Landgrafen von Hessen für das Erbmarschallamt, Besitz in Melsungen (HK), Ludwigseck (HK), Altenburg (HD) und Eisenbach (HD), sondern auch vom Abt von Hersfeld (später den Landgrafen von Hessen-Kassel) für das Gericht Engelrod (HD), von den Grafen von Waldeck für das Gericht Rohrbach (HK, Region um Ludwigseck), von den Kurfürsten von Mainz für das Gericht Oberohmen (HD), von den Kurfürsten von der Pfalz für das Gericht Moos (HD) und vom Abt von Fulda für das Burglehen Lauterbach (Kanton Rhön-Werra).⁷⁹

Adelsgeschlechter mit Besitz, gar Sitzen im Ausland hatten aber nicht nur mit auswärtigen Lehnsherren zu tun, sondern auch mit auswärtigen Landesherrn. Zur genaueren Untersuchung der zugrundeliegenden Mehrsitzigkeit oberhessischer Adelsgeschlechter in verschiedenen Territorien (Anhang 3) wird die Zahl der alten

75 Ebd., S. 118 f.

76 Ebd., S. 132-147.

77 HStAM Bestand 17 c Nr. 1746. In dieser Akte wird der Aufwand deutlich, den die Belehnung mit den Lehen des Stiftes Essen den Schenck zu Schweinsberg verursachte (mehrtätige Reise eines Beamten etc.).

78 *Wunder*, S. 138.

79 *Eduard Edwin Becker*, Die Riedesel zu Eisenbach. Die Geschichte des Geschlechts der Riedesel Freiherrn zu Eisenbach, Erbmarschälle zu Hessen, Band 3, Marburg 1927, S. 116-127; *Fritz Zschaëck*, Die Riedesel zu Eisenbach. Die Geschichte des Geschlechts der Riedesel Freiherrn zu Eisenbach, Erbmarschälle zu Hessen, Band 4, Gießen 1957, S. 82-89. Zur ähnlichen Vielfalt bei den Schenck zu Schweinsberg s. Abschnitt II 2.3.1.

Geschlechter Oberhessens von 1745/52 zugrunde gelegt.⁸⁰ Damals gab es in Oberhessen 30 verschiedene Geschlechter, 25 kannten Mehrsitzigkeit in Hessen und im Ausland, einige sogar in mehr als einem ausländischen Territorium, drei nur in Hessen, mit anderen Worten: die Mehrsitzigkeit in verschiedenen Territorien war der Normalfall. Ein Blick auf die Verteilung der 22 ausländischen Sitze zeigt eine große Vielfalt; nur selten sind die ausländischen Sitze weit entfernt: in Lothringen, im Kanton Altmühl, in Österreich oder Schlesien. Meist sind es Sitze in Hessen benachbarten Gebieten; dabei fällt die Häufung ritterstaatlicher Kleinstterritorien auf (sechs Kantone für zehn Geschlechter) – Hessen war auf drei Seiten, im Westen, Süden und Osten, von ritterschaftlichen Kantonen umgeben.

Meistens dienten unterschiedliche Sitze der standesgemäßen Sicherung der Söhne und Linien, aber die tatsächliche Nutzung unterlag ständigen Veränderungen, beispielsweise bei den **Diede** zum Fürstenstein und Wellingerode (HK) aus der Werragegend (+1807). Landgraf Philipp hatte seinem Rat und Kämmerer Kurt Diede zum Fürstenstein (+1565) 1538 in der ehemaligen Grafschaft Ziegenhain das aufgelöste Kloster Immichenhain als drittes Gut zum Werrabesitz hinzuverliehen. Mit seiner Heirat Otilias von Drachsdorf in Oberhessen erwarb Kurt Diede außerdem als viertes Rittergut Ziegenberg (später HD). Sein Enkel Jost (+1640) erheiratete im benachbarten Sachsen-Eisenach Madelungen als fünftes Diedesches Gut; da sein Sohn unverheiratet starb, fiel das Gut an die Nachkommen der Brüder Josts, denn die Belehnung hatte sie miteingeschlossen. Der letzte Diede, Wilhelm Christoph (+1807), dänischer Gesandter in Regensburg, besaß alle fünf Güter und unterstand vier Landesherren (Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar, kaiserliches Burgregiment Friedberg). Schon sein Vater Hans Eitel (1697–1748), seit 1745 Burggraf von Friedberg, hatte wohl seinen Wohnsitz nach Ziegenberg verlegt, dort lebte Wilhelm Christoph zumeist. Er stand in Beziehungen zu Goethe, der die Parkgestaltung in Ziegenberg beeinflusste und diesen Park als Vorbild für den Park in den Wahlverwandtschaften wählte.⁸¹

Zur Multiterritorialität von Adelsgeschlechtern gehört auch die Tatsache, dass einige oberhessische Geschlechter oder Zweige dieser Geschlechter zeitweise oder länger der Burgmannschaft der kaiserlichen Burg Friedberg, einem besonderen staatlichen Gebilde des deutschen Reiches, angehörten, was nur durch Einheirat in ein Burgmannengeschlecht möglich war: Diede zum Fürstenstein (HD, HK), Breidenbach (HD), Lesch zu Mülheim (HD), Rau zu Holzhausen (HK), Riedesel zu Eisenbach (HD, HK), Rodenhausen (HD), Rotsmann (HD, HK), Schenck zu Schweinsberg (HD, HK) und Schrautenbach (HD).⁸²

80 S. Anm. 18. Zusätzlich berücksichtige ich zwei Geschlechter, die kurz vorher ausgestorben oder ausgewandert sind (Dersch, Lesch). Für die Analyse stütze ich mich auf *Buttlar-Elberbergs* Kollektaneen (UB LMB Kassel 2° Ms. Hass. 450 R. v. Buttlar Kollektaneen zur hess. Ritterschaft), sein Stammbuch (wie Anm. 41), Funde in arcinsys.hessen.de sowie die Übersicht in *Wunder*, S. 677–685; für viele Adelsgeschlechter fehlen genauere Untersuchungen.

81 *Wolf Erich Kellner*, Ein unbekanntes Kopiar der Diede zum Fürstenstein, in: *Otto Perst*, FS zum 60. Geburtstag von Karl August (Beitr. zur Gesch. der Werralandschaft und ihrer Nachbargebiete 12), Marburg 1961, S. 183–201; *Wunder*, Der Adel (wie Anm. 32), S. 223.

82 *Wunder*, S. 378 f.

Zur Multiterritorialität Adliger passt die Tatsache der Dienste vieler Adliger im Ausland, also in einem der vielen Territorien des Reiches – oft notwendig zur Sicherung einer ständischen Lebensführung. Als Beispiel diene das schon erwähnte Geschlecht Diede im 18. Jahrhundert. Der Urgroßvater Wilhelm Christoph Diedes war in darmstädtischen Diensten, seine Söhne in eisenachischen bzw. hannöverschen und kasselischen Diensten, zwei Onkel in hannöverschen Diensten, einer in kasselischen und der Vater in eisenachischen bzw. kasselischen Diensten.⁸³ Dieser Adel war kein Adel mit besonderer Bindung an Hessen oder das hessische Fürstenhaus, sondern sein eigener Herr, wie die kurhessische Ritterschaft 1815 es ausdrückte:

„Die Persönlichen Rechte des Adels sind nun vollkommene persönliche Freyheit, vermöge deren

- [1] die Mitglieder nur den verfassungsmäßigen Gesetzen, nicht der Willkühr unterworfen,
- [2] nicht millitzpflichtig,
- [3] nicht zu Staats-Hoffämtern, Residenzhaltungen, oder andern ähnlichen, die Freiheit beschränkenden Verhältnißen gegen Willen zu zwingen,
- [4] ihren Wohnsitz [im Deutschen Reich und darüber hinaus, DW] nach Gefallen zu wählen befugt,
- [5] die Beziehung ihrer Revenuen, wo sie auch nur wohnen mögen, mit der Abzugs-Abgabe nicht zu beschweren,
- [6] und gegen willkührliche Verhaftungen oder Bestrafungen zu schützen sind.“⁸⁴

Solche Sicht ähnelt der der Reichsritterschaft, nicht dem von Fürsten erwarteten Verhalten eines landsässigen Adels.⁸⁵ Für die Adelsgeschlechter war statt einer eindeutigen Zugehörigkeit zu einem Fürstenstaat Multiterritorialität mit den entsprechenden Folgen (z. B. Teilnahme an den jeweiligen Landtagen, besonders deutlich bei den Oeynhausens⁸⁶) die entscheidende Gegebenheit. Wie Geschlechter mit diesen verschiedenen von ihnen erwarteten Loyalitäten umgingen, ist nicht bekannt; vermutlich war ihnen dies, anders als dem heutigen Betrachter, ein selbstverständliches Faktum der Verfassung des Deutschen Reiches. Entscheidend für das Leben eines Adligen war die Nutzungsmöglichkeit seines Besitzes.

Wenn Zweige oberhessischer Geschlechter längere Zeit außerhalb Hessens ihren einzigen Sitz nahmen, kann dies aus fürstenstaatlich hessischer Sicht als ‚Auswanderung‘ charakterisiert werden, für den aufnehmenden Fürstenstaat als ‚Einwanderung‘, aus Adelssicht waren dies nur Sitzverlagerungen. Im Allgemeinen blieben ‚Auswanderer‘ wie ‚Einwanderer‘ in die Belehnung des Herkunftsterritoriums einbezogen, um im Fall des Aussterbens des jeweiligen Familienzweiges erbberechtigt zu sein. Eine ‚ausgewanderte‘ wie ‚eingewanderte‘ Familie starb nicht

83 *Kellner* (wie Anm. 81).

84 Wohl repräsentative Instruktion des Fuldastroms 1815 für die althessische Ritterschaft im ersten Landtag des Kurfürstentums Kurhessen (*Wunder*, S. 28-30).

85 Vgl. die althessische Ritterschaft 1815 s. Ebd., S. 33-36.

86 S. diesen Abschnitt später. Vgl. Ebd., S. 378-383, 574f.

selten nach wenigen Generationen aus, weil meist Einzelpersonen nach Hessen kamen oder es verließen und eine Belehnung der nicht mitwandernden Verwandten unterblieb.⁸⁷ Vier ‚auswandernde‘ und vier ‚einwandernde‘ Geschlechter seien genauer beleuchtet.

Nur selten gaben Geschlechter ihre Rechte in Hessen auf. Die **Viermünden** zu Viermünden (HK) verließen bereits Ende des 16. Jahrhunderts ihren Stammsitz im Streit mit dem verwandten Dersch und ließen sich vollständig in Neersen (Kurköln, ö. Viersen), das sie seit 1502 besaßen, nieder. Sie wurden 1706 als Virmondts gefraht und starben 1744 aus.⁸⁸ Das kleine Geschlecht der darmstädtischen **Lesch von Mühlheim** zu Rodheim (Hessen-Darmstadt) und Krofdorf bei Vetzberg (Nassau-Weilburg) verstand sich seit etwa 1730 nur noch als nassauischer Landsasse.⁸⁹ Aus dem Geschlecht hat sich nur Marx von Lesch (+1573) in der Reformationszeit einen Namen gemacht, als hessischer Oberst und früher Anhänger der Reformation, den Landgraf Philipp zum Obervogt von Wetzlar und Amtmann in Königsberg ernannte.⁹⁰

Die **Schutzbar gen. Milchling** (HK) wurden bereits bei Konversionen erwähnt. Heinrich Hartmann (+1591), der evangelisch bleibende Sohn des evangelisch gewordenen Hartmann (+1560), war ein wohlhabender Söldnerführer und schuf seit 1566 die protestantische Standesherrschaft Wilhermsdorf bei Nürnberg, indem er vom letzten Adligen von Wilhermsdorf dessen böhmische und ansbachische Lehen kaufte und sich vom Kaiser zum Freiherrn erheben ließ; mit seinem Sohn starb diese Linie 1656 aus.⁹¹ Die kasselischen **Dernbach** der sog. Grauellinie (+1698) ließen sich als Folge ihrer geistlichen Tätigkeit in Fulda und den Bistümern Bamberg und Würzburg im Kanton Steigerwald der Reichsritterschaft Franken nieder.

‚Einwanderung‘ in den darmstädtischen Teil Oberhessens soll an vier Geschlechtern verdeutlicht werden. Am bemerkenswertesten ist ein Zweig des großen, aus dem Paderbornischen stammenden Geschlechts der **Oeynhausens**. Adam Arnd kam über den Hofdienst in Kassel (1582) in Verbindung mit den Schutzbar gen. Milchling, heiratete 1595 eine Erbtöchter und wurden so im darmstädtischen Oberhessen mit einem Burgmannensitz in Gießen heimisch, ohne die Verbindung zur Herkunft abzubrechen. Sein Sohn Heinrich Hermann

87 Ansprüche der Wrede zu Würzgassen auf eine Lehnserneuerung nach dem Tod des letzten Wrede zu Kleinlinden 1806 wurden vom darmstädtischen Hofgericht 1807 abgelehnt (StADa Bestand G 26 A Nr. 464/1).

88 Der letzte Vertreter der Virmondts, der Reichskammergerichtspräsident Ambrosius Franz (+1744), versuchte vergeblich, Rechte am hessischen Viermünden geltend zu machen (*Wunder*, S. 488). Die Viermünden hatten zeitweise auch Besitz in Waldeck (Nordenbeck) und in der Grafschaft Mark (Bladenhorst).

89 Ebd., S. 535.

90 *Jürgen Steinmüller*, Lesch von Mühlheim, in: Nachrichten Heimatverein Rodheim-Bieber e. V., Jg. 2001/2 Nr. 10, S. 4–9; *August Nies*, Die Lesche von Mühlheim: urkundliche Beiträge zur oberhessischen Ritterschafts- und Ortsgeschichte, in: MOHG 26 (1925), S. 40–99, hier S. 56–69.

91 *Armin Dürr*, Vom Ministerialensitz zur Marktgemeinde. Wilhermsdorf von 1096 bis 1996, Wilhermsdorf 1995, S.65.

(1615–1671) war am hessen-darmstädtischen Hof tätig, wurde Amtmann in Nidda, wechselte dann aber 1651 als Landdrost und Berghauptmann in das braunschweigische Osterode. Er erwarb 1658 pfandweise das reichsritterschaftliche Gut Lindheim und wurde derart Mitglied des Kantons Mittelrhein der Reichsritterschaft, blieb aber darmstädtischer und paderbornischer Untertan mit jeweiliger Vertretung im Landtag. Sein Sohn Christian Ernst starb 1723 in Lindheim und wurde von den noch zu erwähnenden Schrautenbach beerbt.⁹²

Eine Linie der aus dem Waldeckschen stammenden **Geismar** erwarb seit 1658 Lehen in Gießen, im Busecker Tal und kaufte 1686 das kleine Gut Blofeld in der Wetterau. Wilhelm Ernst (+1716) wurde 1690 Obervorsteher der Hohen Hospitalien in Hessen. Seine Verwandten und Nachkommen standen im Hofdienst in Darmstadt, Homburg und Bingenheim, aber auch in Thüringen, Sachsen und Dänemark. Ende des 18. Jahrhunderts war der letzte des Geschlechts nach Württemberg „ausgewandert“.⁹³

Aus der hessen-kasselschen Enklave Uchte in Niedersachsen kamen die ehemals ostpreußischen **Pretlack**. Die Söhne und Enkel des schwedischen Offiziers Philipp (+1697) wurden Offiziere in den Niederlande, in Preußen, Schweden, Hessen-Kassel, insbesondere aber in Hessen-Darmstadt, wo die Nachkommen bis zum Aussterben 1843 ansässig wurden. Sie erwarben Besitz in der Wetterau (Bisses, Echzell, Ulfa), auch im Odenwald, vor allem spielten sie im Militär Hessen-Darmstadts wie auch im kaiserlichen Heer eine große Rolle. Johann Rudolf (+1737) stieg 1735 zum kaiserlichen Feldmarschalleutnant auf, 1746 ebenso sein Sohn Johann Franz (+1767) und dessen Neffe 1764 Johann Karl Ludwig Christian (+1781). Mit dessen Sohn Ludwig (+1843), seit 1828 großherzoglicher Feldmarschalleutnant, erlosch dieses Geschlecht.⁹⁴

Aus der Linie der **Wrede** zu Würiggassen des großen westfälischen Geschlecht der Wrede stammten die darmstädtischen Offiziere Raban Otto von Wrede und sein Sohn Johann Friedrich – 1707 Oberst und Leiter der Festung Gießen –, die 1680/82 das kleine Gut Klein-Linden (HD) von den von Weitershausen kauften. Ein Nachkomme, Oberst Friedrich Ludwig (+1805), der in die althessische Ritterschaft aufgenommen wurde, war einer der letzten darmstädtischen Deputierten im Landtag. 1806 starb der hessische Zweig aus.⁹⁵

92 *Wunder*, S. 573-576.

93 *Ebd.*, S. 292. Die Geschichte des darmstädtischen Geschlechts ist anscheinend nicht genauer erforscht; dies gilt vor allem für die 2. Hälfte des 18. und das 19. Jahrhundert. Vgl. *Bibl. Familiengesch. Vereinigung (Darmstadt)*, Beiträge zu einer Genealogie der von Geismar, Masch Schr 4 S.

94 *Eckhart G. Franz*, Das Archiv der Familien von Pretlack und von Harnier in Echzell (Repertorien des HStDA N. 6), Darmstadt 1975, S. 6-13.

95 StADa Bestand G 26 A Nr. 464/1; StAD Bestand 14 G Wrede Nr. 177/6-8.

2. Gütermarkt und Mobilität von Geschlechtern

Auch wenn es in Hessen keinen so lebhaften Gütermarkt wie etwa in Kursachsen gab,⁹⁶ war neben Vererbung der Kauf und Verkauf von Gütern⁹⁷ auch in Hessen selbstverständlich.⁹⁸ Entscheidend für Adlige waren seine Finanzsituation und die Lebensmöglichkeiten durch ein Gut.

An den zwei eingangs dargestellten oberhessischen Adligen Benedikt von Düring zu Friedelhausen (HD) und Hermann Vulté zu Elnhausen (HK) kann das Wechselspiel zwischen der Geschichte eines Besitzes und dem Schicksal von Geschlechtern gezeigt werden. Benedikt **von Düring**, der Sohn des darmstädtischen Offiziers Christoph von Düring aus dem alten Adel des Herzogtums Bremen und der Anna Sophie Schenck zu Schweinsberg, hatte 1693 Luise von Sell, die Erbin von Friedelhausen, geheiratet.⁹⁹ Das dortige Schloss war von Friedrich **von Rolshausen** (+1584), einem wichtigen Oberst der Landgrafen Philipp und Wilhelm IV., der auch in den Hugenottenkriegen mitwirkte, 1564 erbaut worden, so dass er seinen drei Söhnen je einen ansehnlichen Ansitz weitergeben konnte: den ererbten Sitz Staufenberg, das von den Schenck zu Schweinsberg erkaufte Salzböden und Friedelhausen.¹⁰⁰ Friedrichs Nachkomme Otto hatte Friedelhausen 1670 an den Neuadligen Burkhard **von Sell** verkauft;¹⁰¹ die Kinder des Bruders Anton Bertram von Sell erwarben das mainzische Gut Klein-Zimmern, deren Nachkommen wurden durch Dienste mecklenburgische und preußische Adlige.¹⁰² Der letzte Düring dieses hessisch gewordenen Geschlechtszweiges, Ludwig von Düring zu Friedelhausen (1782–1852),¹⁰³ verkaufte,¹⁰⁴ kinderlos und hochver-

96 *Axel Flügel*, Bürgerliche Rittergüter. Sozialer Wandel und politische Reform in Kursachsen (1680–1844) (Bürgertum. Beitr. zur europäischen Gesellschaftsgesch. 16), Göttingen 2000. Zu Hessen s. *Wunder*, S. 118-121.

97 Vererbung vollzog sich manchmal in der Form des Verkaufs innerhalb der Verwandtschaft, s. Ebd., S. 116 f.

98 Belehnung mit heimgefallenen Gütern war demgegenüber selten (Ebd., S. 113-115).

99 StAM Bestand 340 von Nordeck zur Rabenau Nr. V /8 Acc. 1972/38.

100 *Franz Gundlach*, Die Hessischen Zentralbehörden von 1247 bis 1604, Band III Dienerbuch (VHKH 16), Marburg 1930; StAM Bestand Urkunden 490 von Rolshausen Nr. 3502 1584 März 15.

101 Das Geschlecht hatte damit weitgehend das seit dem 14. Jahrhundert besessene Gebiet um Staufenberg aufgegeben.

102 *Rudolf Kettler*, Die Stammfolge der Familie Selle – Frhr. v. Sell, in: HFK 23 (1997), S. 130-135.

103 Er hieß Carl Christian Ernst Heinrich Hartmann gen. Ludwig von Düring und wurde 1792 und 1811 belehnt (*Düring*, wie Anm. 7; StAM Bestand 340 von Nordeck zur Rabenau Nr. N 62).

104 Der Verkauf 1670 war allerdings ohne die notwendige Zustimmung des aus Hessen schon im 15. Jahrhundert in die Eifel (Grafschaft Nassau-Vianden) ausgewanderten Zweiges der Rolshausen geschehen (*Heinz Schmitt*, Die Ritter und Freiherren von Rolshausen und ihre Herrschaft Trimport in der Südeifel, in: Geschichtlicher Arbeitskreis Bitburger Land (Hg.), Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes 78, 20. Jg. Nr. 1 (2010), p. 12-40 (Internet www.gak-bitburg.de/bericht/Die%20Ritter%20und%20Freih., S. 1-21). Der Streit über die Rechte der inzwischen jülichsch gewordenen Rolshausen an Friedelhausen ging bis vor das Reichskammergericht und wurde auch nach dem Ende des Reichs 1806 im

schuldet, das Gut 1851 für 11.000 Rtl. an Adalbert Frhr. von **Nordeck zur Rabenau** (1817-1892) aus der östlichen Nachbarschaft, der dort seinen Sitz nahm und aufgrund des Vermögens seiner ersten, englischen Ehefrau an Stelle des alten ein neugotisches Schloss bauen konnte.¹⁰⁵

Hermann von Vultejus (1634–1723), der sich seit etwa 1714 von **Vultée** nannte, hatte das kleine Gut Elnhausen von den **Schenck zu Schweinsberg** gekauft. Das Gut war ursprünglich im Besitz des Adelsgeschlechtes von **Elnhausen**, dann schon vor 1528 der **Weitershhausen** zu Merzhäusen (Niederhessen), 1604 der Schenck zu Schweinsberg;¹⁰⁶ es hieß im Steuerkataster 1736 allerdings noch „so denen von Weitershhausen zugestanden“. Infolge Konkurses musste Johann Adolf von Vultée (1683–1759), Sohn des Erwerbers, das Gut verkaufen; 1751 wurde es versteigert. Der Vater Vultée hatte bereits Güter in Waldeck (1688 Adorf) und Sachsen-Eisenach (1720 Gerstungen, Kleinensee) erworben, wohl weil er seinen vier Söhnen jeweils eine adlige Lebensgrundlage schaffen wollte und offensichtlich in Hessen keine geeigneten Güter fand, Johann Adolf selbst erwarb durch Heirat das Gut Wieblingen (bei Heidelberg, Kurpfalz).¹⁰⁷ Mit diesen Erwerbungen und dem Verlust von Elnhausen hörten die Vultée auf, hessischer Adel zu sein; auch wenn Kleinensee durch Tausch 1733 an Hessen-Kassel kam, wurden die Vultée ungeachtet ihrer hessischen Herkunft als nicht-hessisch angesehen, da ihr Besitz ehemals sächsisch war.¹⁰⁸ Das Gut Elnhausen übernahmen zunächst die benachbarten **Heyd Wolff**, die es 1763 an den hannöverschen, dann preußischen Oberst Carl Ludwig **Udam** und seine Frau Dorothea Margarethe Seipp verkauften; die Witwe vererbte Gut und Schloss an ihre Schwester Sybilla **Seipp**, von der

Großherzogtum Hessen fortgesetzt (StAM Bestand 340 von Nordeck zur Rabenau Nr. N 6.). Dieser Streit war nur möglich, weil der Lehnsträger für Staufenberg einschließlich Friedelhausen vor der Trennung der Zweige, vermutlich Eberhard von Rolshausen (tot 1457), alle seine Söhne zu Erben gemacht hatte, auch wenn nur einer jeweils ein Lehen übernahm.

105 Nach Aussagen der Tochter Luise, verh. Gräfin von Schwerin, zahlte die Mutter Philips 82.000 fl. für den Neubau (StAM Bestand 340 von Nordeck zur Rabenau Nr. N 62 Eigentumsurkunden 1890). Adalbert von Nordeck war politisch tätig, zuletzt im Reichstag 1871 bis 1881 als Freikonservativer. Seine Tochter und Erbin Luise (1849–1906), verheiratet mit dem preußischen Landrat Karl Graf Schwerin zu Schwerinsburg (Vorpommern) (1849–1906), der zeitweise Landrat des Oberlahnkreises war (1877–1889), beherbergte in Friedelhausen 1905 und 1906 den Dichter Rilke (*Renate Scharffenberg*, 1905 – Rilkes Sommer in Friedelhausen (Memento vom 10. März 2007 im Internet Archive)), in: Marburger Forum. Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart, Jg. 6 (2005), H. 5).

106 *Schenck* (wie Anm. 65) Tafel III; *Hermann Günzel*, Dorfname, Entstehung und Burg/Schloß von Elnhausen, in: *Karl-Heinz Damm* u. a., 775 Jahre Elnhausen 1235–2010, ein Dorf wie eine Stadt, Marburg 1983, S. 38-86, hier S. 53-63. Angeblich wurde das Gut 1635 an den Marburger Bürger Denstatt verkauft, aber die Schenck waren noch 1655 Besitzer (*Günzel*, S. 57f.). Im Salbuch 1592 werden weder das Gut oder die Burg noch die Weitershhausen erwähnt; es ist allein davon die Rede, dass die Niedrige Obrigkeit zur Hälfte den Schenck zu Schweinsberg zusteht (*Hermann Günzel*, Amtliche Beschreibungen von Elnhausen 1592 und 1746, in: *Damm* u.a. (s. o.), S. 155-168, hier S. 162).

107 *Heinrich Neu*, Aus der Vergangenheit von Wieblingen, Heidelberg 1929, S. 45.

108 *Wunder*, S. 705.

es 1794 der katholische Emigrant aus den österreichischen Niederlanden Wilhelm Herzog von **Looz-Corswarem** (1732–1803) erwarb.¹⁰⁹ Looz nahm seinen Sitz in Elnhausen und kämpfte von dort aus erfolgreich um seine Rechte, so dass er 1803 das neue Fürstentum Rheina-Wolbek in Westfalen erhielt, in dessen Hauptstadt Rheine er 1803 einzog, er starb jedoch kurz danach.¹¹⁰ Das Gut Elnhausen musste zur Begleichung der Loozschen Schulden 1812/18 verkauft werden, das Schloss selbst blieb im Eigentum der Familie, bis der hessische Staat es 1837/38 einzog.¹¹¹

Das eine Gut wechselte also bis zur Übernahme durch den Staat acht Mal das besitzende Geschlecht, sicher vier Mal durch Verkauf, einmal durch Vererbung; das andere Gut unterstand vier unterschiedlichen Geschlechtern, zwei Mal durch Verkauf, ein Mal durch Vererbung. Eine Bindung eines Geschlechts an einen Fürstenstaat, etwa als Hindernis im Verkauf, ist nicht zu beobachten, besonders auffällig bei den Vultée, hätte man doch erwarten können, dass ein so wichtiges Beamtenengeschlecht aus Hessen-Kassel Verbundenheit mit den Landgrafen und auch den Verwandten Vultejus in hessischen Diensten zeigt.¹¹² Umzug innerhalb des jeweiligen Fürstenstaates war ebenso üblich wie Wegzug (Auswanderung), wenn sich bessere Chancen boten, wie bei den Rolshausen und Vultée, aber auch ‚Einwanderung,‘ wie Düring zeigt.

3. Rittergüter neuadliger Geschlechter

Neuadlige sind eine Schöpfung von Fürsten,¹¹³ die mit der Nobilitierung die Leistung ihrer Beamten oder Offiziere anerkannten. Dieser Eingriff des Fürsten in den Bestand des Adels, ohne dessen Zustimmung, stellte diese Neuadligen, ob sie aus dem Ausland oder Hessen kamen, vor die Aufgabe, sich selbst in der Adelsgesellschaft überhaupt erst einen Platz zu ‚erobern‘. Zum einen mussten sie ein Gut finden, was angesichts eines mehr oder weniger eingeschränkten Gütermarkts nicht immer leicht war, zum andern hatten sie die Akzeptanz der Adligen zu finden, was im adligen Konnubium seinen sichtbaren Ausdruck fand. Nobilitierungen, die nicht zu einem Gutsbesitz führten („unbegüterter Adel“), werden, da nicht mit Oberhessen verbunden, nicht erwähnt. Im gesamten Hessen gab es im 17. Jahrhundert 8 Adelserhebungen, immer mit Gutsbesitz, im 18. Jahrhundert 44,

109 *Günzel*, Dorfname (wie Anm. 106), S. 63-70: das Gut umfasste damals 404 Acker (vgl. Anm. 9), war also größer als 1736 (damals etwa 300 A).

110 *Clemens Graf von Looz-Corswarem*, „Looz-Corswarem, Wilhelm Joseph Herzog von“ in: Neue Deutsche Biographie 15 (1987), S. 159 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd137980442.html#ndbcontent>.

111 Nach staatlicher Nutzung wurde es nach 1929 Wohnsitz des Landarztes Zumstein, dann stand das Schloss leer. 1962 erwarb die Familie Rexroth das Schloss und machte es zu einem Kulturzentrum (*Günzel*, Dorfname, wie Anm. 106, S. 81-86).

112 *Strieder* (wie Anm. 11), S. 347-364; *Georg von Vultée*, Genealogicum Vultejorum Will Vultejus von Vultée ... Wiesbaden 1999 (Eigendruck); *Torsten Georg von Vultée*, Vultejus-von Vultée. Werdegang der Hess Juristen- und Diplomatenfamilie. Entwurf einer Chronik erw. korr. Fassung 1995 Hochheim/Main (Eigendruck).

113 Normalerweise erfolgte die Nobilitierung seit etwa 1600 durch den Kaiser oder einen Hofpfalzgrafen auf Antrag eines Fürsten.

aber nur in 18 Fällen mit einem Gut verbunden, davon 5 in Oberhessen (HD 3, HK 2),¹¹⁴

Drei oberhessische Geschlechter wurden im 16. Jahrhundert vor der Zeit, da Nobilitierungen notwendig waren, kraft ihrer jeweiligen Bedeutung adlig, was damals möglich war, später aber nur ausnahmsweise geschah. Die darmstädtischen **Rotsmann** aus dem Patriziergeschlecht Rotsmaul zu Alsfeld und die kasselischen **Heydwolff** zu Germershausen aus einem Kaufmannsgeschlecht zu Marburg wurden nur allmählich als Adel akzeptiert, über die Heydwolff gab es sogar noch 1765 bei der Entscheidung über die althessischen Geschlechter Auseinandersetzungen, die dann aber doch zu ihrer Anerkennung führten.¹¹⁵

Die **Schrautenbach gen. v. Weitolshausen** stammen vom nichtadligen Balthasar Schrautenbach ab, dem gelehrten Rat der Landgräfin Anna und des Landgrafen Philipp aus dem Stift Würzburg. Seinem Regierungshandeln ist es wesentlich zu verdanken, dass der hessische Adel sich den Landgrafen unterwerfen musste.¹¹⁶ Schrautenbach wurde aufgrund seiner Bedeutung Mitglied des Landtags und von Philipp mit Gütern in Oberhessen belehnt. Aus diesem Geschlecht (+ um 1810)¹¹⁷ stammte der darmstädtische Generalleutnant Ludwig Balthasar von Schrautenbach (1655–1738), der nicht nur wegen seines militärischen Einsatzes, vor allem im Spanischen Erbfolgekrieg, beachtet wurde, sondern auch wegen seiner Modernisierung des darmstädtischen Militärs.¹¹⁸ Sein Enkel war der Reichsritter Ludwig Carl von Schrautenbach (1724–1783) auf Lindheim (mittelrheinische Reichsritterschaft), das er als Erbe der Oeynhausens erhielt. Schrautenbach war ein Herrnhuter und der erste Biograph Zinzendorfs; er genoss großes Ansehen bei Fürsten wie der Darmstädter Landgräfin Henriette Karoline und Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, aber auch bei Goethe.¹¹⁹

Nobilitierungen waren in der Landgrafschaft Hessen-Kassel vor der Regierung Friedrichs II. (1760–1785) selten, während sie in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt relativ häufig vorkamen. Für Hessen-Kassel nenne ich neben dem

114 *Wunder*, S. 542-552. In HK: Meyer zu Berstadt u. a. (HD), Waldschmidt, dann Tilemann gen. Schenk zu Schiffelbach (HK); in HD jeweils in HD: Hoffmann zu Burkhardtsfelden, Krug zu Nidda in Geißnidda, Schmalkalder zu Naunheim b. Königsberg und zu Gießen

115 Ebd., S. 504.

116 Vgl. z. B. *Karl E. Demandt*, *Geschichte des Landes Hessen*, Kassel 1980 (revidierter Nachdruck 1972²), S. 223.

117 Wann das Geschlecht genau ausstarb, war nicht zu ermitteln. 1806 starb Ludwig Balthasar, niederländischer Generaloberst (*Van Saase van Yssel*, *Der Kwartieren von Ludwig Baltasar von Weitolshausen genannt Schrautenbach*, in: *Jaarboek van het Central Bureau voor Genealogie*, Deel 32, Den Haag 1978, S. 266). Nach 1806 lebte noch Ludwig Friedrich Christian (HStAD Bestand G 28 Darmstadt Nr. F 2710 a, b, c; HStAD Bestand G 28 Darmstadt Nr. F 2710/4).

118 *Wilhelm Grotefend*, „Schrautenbach-Weitolshausen, Ludwig Balthasar von“ in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 54 (1908), S. 181-183 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd138203172.html#adbcontent>.

119 *Hermann Arthur Lier*, „Schrautenbach, Ludwig Karl Freiherr von“ in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 32 (1891), S. 461-464 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd1031546200.html#adbcontent>.

schon vorgestellten Vizekanzler in Marburg Hermann Vultesius/Vultée die durch Einheirat ‚einwandernden‘ anfangs wohlhabenden **Drach** zu Ellershausen. Die Drach sind eine evtl. 1605/1624 geadelte Beamtenfamilie in Oppenheim, dann Hessen-Darmstadt,¹²⁰ die den Adelstitel erst seit dem 18. Jahrhundert führte, als drei Söhne Philipp Antons von Drach zu Altenhasslau (1662–1741), preußischen Landvogts der Grafschaft Hohnstein, Beständer des Berg- und Hüttenwerks Bieber (Grafschaft Hanau),¹²¹ eine Schwester und zwei Erbtöchter des Georg Erhard von Dersch zu Viermünden (+1717), des letzten **Dersch** in Hessen, 1721/31 heirateten und dadurch die Güter Ellershausen, Frohnhausen (Battenberg) und Treisbach (heute zu Vöhl gehörig) erbten.¹²² Der mittlere Sohn Ernst Wilhelm (geb. 1695) war seit 1725 nassau-dillenburgischer und kirchbergsaysncher Berghauptmann und saß zu Ellershausen (1774 etwa 1054 A).¹²³ In seinem Testament vermachte er den drei Söhnen jeweils Anteile an seinem Grundbesitz, u. a. das Gut Branderode im Kreis Nordhausen, die drei Töchter erhielten jeweils 5.000 Rtl., dazu 1/3 der Juwelen und 300 Rtl. für Schmuck; dies sollte bei standesgemäßer Heirat ihr Heiratsgut darstellen. Aus der Sicht der Familie, die auch die Verfasser der Geschichte Ellershausen übernommen haben,¹²⁴ liegt das großzügige Testament Ernst Wilhelms, der in bürgerlicher Weise die Töchter großzügig ausstattete, dem Niedergang der Familie zugrunde. Der ältere Sohn Wilhelm d. Ä. (+1786) wurde gezwungen, eine Musikertochter zu heiraten. Dessen älterer Sohn Wilhelm (1760–1821) wurde zwar Leutnant, musste aber seit 1790 Ellershausen verkaufen; er und seine Nachkommen heirateten nicht-adlig und ergriffen Handwerkerberufe; der jüngere Sohn Erhard Heinrich (1761–1835) begründete

120 *Heinrich Röble* hat das Geschlecht ausführlich, aber gegenüber Quellen wenig kritisch dargestellt (Familie von Drach Ellershausen, ihre Güter und Mühlen, Kassel 1985), allerdings ohne Nachweise, er stützt sich auf mündliche Berichte von Verwandten, August Heldmann (*August Heldmann*, Zur Geschichte des Gerichts Viermünden und seiner Geschlechter, III. Das Geschlecht von Dersch, in: ZHG 34 NF 24 (1901), S. 159–359, insbes. 347–352; IV Das Geschlecht von Viermünden, in: ZHG 37 NF 27 (1903), S. 89–222), die Pfarrämter Ellershausen und Geismar sowie den Nachlass von Prof. Alhard von Drach (+1915) in der MLUB. Vgl. a. MLUB Kassel 2° Ms. Hass. 450 R. v. *Buttlar* Kollektaneen zur hess. Ritterschaft. *Röble*: kaiserlicher Wappenbrief 1501 für Johann Jakob Drach, erneuert für Hans Konrad Drach, Stadtschultheiß Oppenheim, und Brüder 1605 (S.6f.); angeblich wurde 1605 (oder 1624?) der Adel verliehen, Gründe gibt *Röble* nicht an. Das Konnubium war bis Philipp Anton nicht-adlig. Nach meinem Urteil handelt es sich um Neuadel.

121 *Röble* (wie Anm. 120), S. 10. Philipp Anton war der Sohn des darmstädtischen Geheimrats Nicolaus Martin Drach (1621–1679).

122 Ebd., S. 9–13; *August Heldmann*, Zur Geschichte des Gerichts Viermünden und seiner Geschlechter III. Das Geschlecht von Dersch, in: ZHG 34 NF 24 (1901), S. 159–359.

123 UB LMB Kassel 2° Ms. Hass. 450 R. v. *Buttlar*, Kollektaneen zur hess. Ritterschaft; *Röble* (wie Anm. 120), S. 11; StAM Kat. I Ellershausen (Frankenberg) 1774 B 1; StAM Urk. 50 Nr. 1355 (Testament vor 2. September 1763). Auch die Töchter seines Bruders hatten ein Heiratsgut über 5.000 Rtl. (StAM Bestand 17 d von Drach 2). StAM Kat. I Ellershausen (Frankenberg) 1774 B 1; StAM Urk. 50 Nr. 1355 (Testament vor 2. September 1763).

124 *Röble* (wie Anm. 120), S. 12; *Willy Battefeld*, *Horst Hecker*, Das Dorf–Die Burg–Das Tal. 1000 Jahre Ellershausen, Ellershausen 2016, Kapitel Ritter, Mönche und Bauern, S. 34–47, hier S. 46.

eine Offiziersfamilie, fast ohne adliges Konnubium.¹²⁵ Die Treisbacher Linie, von Ernst Wilhelms Bruder August Gottlieb abstammend, starb mit dessen Sohn vor 1782 aus; sie konnte ein adliges Konnubium aufrechterhalten.

In Hessen-Darmstadt wurden sehr oft die leitenden Beamten in den Adel erhoben. 1644 wurden die Söhne und Enkel des isenburgischen Rats Weipart **Fabricius** (+1610),¹²⁶ die meist in darmstädtischen Diensten tätig waren, nobilitiert: 1. Der älteste Sohn Philipp Konrad (1576–1638), ritterschaftlicher und isenburgischer Kanzleidirektor, starb vor der Nobilitierung; sein Sohn Konrad (1611–1676) war darmstädtischer Kanzler, der Sohn Johann Reichard (+1687) französischer Oberst. Die Nachkommen, isenburgische und reichsritterschaftlichen Beamte, saßen auf Westerfeld nahe Usingen (Grafschaft Nassau-Weilburg), aber auch in der Wetterau, wo sie u. a. darmstädtische Güter erwarben (**Fabricus/Fabrice von Westerfeld**, +1779). 2. Der zweite Sohn Esaias (1579–1660) war darmstädtischer Vizekanzler. Sein ältester Sohn Johann Esaias, u. a. Kanzler des Wetterauer Grafenvereins, kaufte 1660 den darmstädtischen Hof Grass bei Hungen, seine Nachkommen saßen auf Grass und Staufenberg und nannten sich anfangs **Fabricius/Fabrice von Graß**, später nur **von Graß**. Im 19. Jahrhundert sind sie im Herzogtum Nassau zu finden und wurden 1843 als Freiherrn von Graß anerkannt. Eine Urenkelin des Begründers der Linie, Eleonore Henriette, heiratete nach 1720 den braunfelsischen Obersten Isaak **du Bos du Thil**, einen Hugenotten, der das Gut Grass von der Familie von Grass erwarb.¹²⁷ Der Enkel Karl (1777–1859) war 1829 bis 1848 der dirigierende Staatsminister des Großherzogtums Hessen und verkörperte die Restauration.

3. Der dritte Sohn Philipp Ludwig (1599–1666), darmstädtischer Geheimrat und Kanzler, konnte ein Gut in Groß-Linden und die Burgmannschaft in Gießen erlangen; seine Nachkommen nannten sich bald **von Fabrice** und sind anfangs hauptsächlich in hannöverschen, später in sächsischen hohen Positionen zu finden.¹²⁸ Sie saßen in Hannover auch auf dortigen Gütern, behielten aber ihre hessischen Lehen und die Lehen in der Wetterau (Stammheim¹²⁹). 4. Der vierte Sohn Jakob (1603–1668) war darmstädtischer Beamter; er und seine Nachkommen nutzten den Adelstitel nicht. Das Konnubium der drei ersten Linien war überwiegend adlig;¹³⁰ sie gehörten mit Besitz in der Wetterau zur mittelhessischen

125 *Röhle* (wie Anm. 120).

126 Dieser Stammvater hatte bereits Güter in Dreieichenhain erworben (*Hermann Knodt*, Die hessische Kanzlerfamilie Fabricius und ihre Nachkommen, in: *Archiv für Sippenforschung* 34 (1968), S. 333-341, 415-423).

127 StAD Bestand O 30 Repertorium.

128 Zu diesem Zweig gehörte der sächsische Kriegs- und Außenminister Alfred v. Fabrice, der 1884 in den Grafenstand erhoben wurde.

129 Stammheim innerhalb der Ganerbschaft Staden war wie diese reichsfreies unmittelbares Eigen der Fabrice, unterstand nur Kaiser und Reich, war also nicht reichsritterschaftlich (*Walter Wagner*, Das Rhein-Main-Gebiet 1787, Darmstadt 1975 (Nachdruck von 1938), S. 138).

130 *Knodt* (wie Anm. 126); StAD Bestand R 21 C Nr. 1 Fabricius.

Reichsritterschaft.¹³¹ Auch wenn die Fabrice durch Besitz zur hessischen Ritterschaft hätten gehören müssen, wurden sie schon 1736 als nicht zugehörig bezeichnet.¹³²

Die Adelsfamilie Zwierlein begründete Johann Jakob **Zwierlein** (1699–1772) aus Worms, der am Reichskammergericht in Wetzlar ein erfolgreicher Advokat und Prokurator war und als solcher 1752 nobilitiert; seine Witwe und Kinder wurden 1788 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er selbst hatte nach dem Tod des letzten Münch zu Buseck (+1750) 1768 das größere darmstädtische Gut Winnerod im Busecker Tal erworben,¹³³ Witwe und Kinder ersteigerten 1788 weitere Güter im Busecker Tal.¹³⁴ Die Familie lebte nur zeitweise auf Winnerod, zwei Söhne wurden wiederum in Wetzlar tätig, der dritte war solms-braunfelsischer Geheimer Rat.¹³⁵ Der Enkel Hans Karl (1768–1850), auch Anwalt in Wetzlar, zog nach dem Ende des Gerichts in Wetzlar in den Rheingau (Geisenheim), wo er umfangreichen Besitz erwarb. Er und sein älterer Sohn waren politisch als Juristen in der nassauischen Ständekammer tätig.¹³⁶ Der jüngere Sohn, Erbe von Winnerod, verschuldete sich und musste es 1872 verkaufen.¹³⁷ Die Zwierlein verkörpern einen neuen Typ von Adel. Mitglieder des alten Adels verstanden sich als Grundbesitzer, die auch in fürstliche Dienste traten, aber im 18. Jahrhundert keine anderen Aufgaben übernahmen. Die Zwierlein hingegen behielten ihren Beruf als Anwälte in Wetzlar und vermehrten derart ihren Reichtum; sie erwarben als ‚Ausländer‘ Güter im Darmstädtischen, wurden aber keine Gutsherren, obwohl ihre Güter dazu einluden. Die Adelssitze dienten nur als Sommer-, Alters- und Witwensitze.

4. Die Ganerbengeschlechter

Vom Gütermarkt ausgenommen waren die Stammgüter von Ganerbengeschlechtern.¹³⁸ Zwar war die herrschende Besitzform eines Adligen ein Familiengut

131 StAD Bestand F 1 Nr. 44/16 1694; StAD Bestand F 2 Nr. 44/1 1712/13 und Nr. 44/2 1802.

132 *Wunder*, S. 700, 703. Wann sie nicht mehr in Hessen lebten, ist unklar. Die von Graß waren bis Mitte des 18. Jahrhunderts auf jeden Fall dort ansässig. Die von Westerfeld saßen bis 1779 in Hessen (*Knodt*, wie Anm. 126).

133 Zwierlein hatte schon 1752 das Gut Bubenrod für 1400 fl. von den Nacherben der Lesch gekauft (*Gustav Ernst Köbler*, *Geschichte von Winnerod, Reiskirchen* 2010, S. 48, 197), sie verkauften es wieder 1819 (Ebd., S. 68). Winnerod umfasste im 17. Jh. über 300 ha (ebd., S. 182).

134 Johann Jacobs Sohn Johann Christian erwarb das Hofgut Langsdorf (*Gustav Ernst Köbler*, *Die Freiherrn von Zwierlein, Aufstieg und Untergang einer Barockfamilie*, Reiskirchen 2002², S. 6).

135 Ebd., S. 6-11.

136 Ebd., S. 13-16.

137 *Köbler*, Winnerod (wie Anm. 133), S. 86; *Köbler*, Zwierlein (wie Anm. 134), S. 16. Das Adelsgeschlecht starb 1972 im Mannesstamm aus (GHFreiherrl. Häuser 79, 1982, S. 522).

138 *Zedler* (wie Anm.12), Band 10, Halle, Leipzig 1735, Sp. 246: „Und ... werden in OberTeutschland Gan-Erben genannt, wenn etliche adeliche Familien unter Kayserlicher Auctorität auf gewisse Bedingungen sich miteinander zusammen verbinden, ein gemeines Schloß, Burg oder Gut zusammen besitzen, und einander die Erb-Folge versprochen haben.“ Auf der Folgespalte erörtert der Verfasser auch Ganerben als Landsassen und

innerhalb des Lehnverbandes seines Geschlechts und unterlag der jeweiligen Samtbelehnung aller Mannesstamm-Nachkommen des Erstbelehnten, die Nutzung des Gutes bis hin zum Verkauf oblag aber dem einzelnen Adligen. Selten wird ein Besitz gemeinsam verwaltet, mit der Folge, dass – jedenfalls später – eine regelmäßige Familienkonferenz für die anfallende Aufgaben wie die Verwaltung der Stammgüter und Handhabung der Gerichtshoheit stattfand. Diese Organisationsform verlangte vom Einzelnen Anpassung an die übrigen Familienmitglieder, gab ihm aber, selbst wenn sein Anteil durch Vererbung klein sein sollte, eine gewisse Sicherheit und den Rückhalt des Geschlechts. Sie war bis zur Epoche Napoleons in der Frühen Neuzeit ein dauerhaftes Gerüst des Zusammenhalts eines Geschlechts. Die Folge war für einen großen Teil des Besitzes Kontinuität des besitzenden Geschlechts sowie Ortsgebundenheit der Mitglieder des Geschlechts, soweit deren Lebensgrundlage ausreichend war. Es wirkt daher nicht zufällig, dass die Riedesel zu Eisenbach das Erbmarschallamt Hessens und die Schenck zu Schweinsberg im 18. Jahrhundert mit acht Angehörige aus sechs Linien Ämter der Ritterschaft inne hatte.¹³⁹ Beide Geschlechter stehen mit dieser Organisationsform allein in Hessen.¹⁴⁰

Die **Ganerbschaft Busecker Tal** hatte einen anderen Charakter: in ihr ging es um die Zulassung zum ‚Ganerbenverband‘ und die Gerichtshoheit. Die Buseck waren das wichtigste Geschlecht, weitere Ganerben waren die Trohe (+1641), die Buseck gen. Münch (+1750) und die Brand von Buseck (+1813). Ihre Mitglieder finden sich in Diensten vieler Fürsten.¹⁴¹ Die Ganerbschaft fällt weniger durch das von ihr zu verwaltende Vermögen auf (1798 ca. 900 Rtl. Einnahmen)¹⁴² als die strengen Regeln der Aufnahme, wonach jeweils vier adlige Ahnen nachzuweisen waren („Receptio ad ganerbinatum“);¹⁴³ sie war im 18. Jahrhundert wohl nicht mehr als ein besonderes Zeichen von Adligkeit. Die Befugnis der Ganerbschaft, an deren Spitze die auf Lebenszeit amtierenden und sich selbst ergänzenden Vierer standen, betraf primär die Jurisdiktionsbefugnis im Busecker Tal einschließlich der

nennt die Buseck. Im *DRW online* wird Ganerbe I als „Miterbe (zur gesamten Hand)“ bestimmt. Zu den Schenck zu Schweinsberg s. *Harald Winkel*, Geschichte der Schencken zu Schweinsberg. Eine Einführung (Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg), Marburg 2012, S. 22-24.

139 *Wunder*, S. 558 f.

140 Das Geschlecht Hatzfeld, das bei *Henning Becker*, Familiensoziologische Untersuchungen hessischer Ganerbenfamilien des 14. bis 17. Jahrhunderts am Beispiel der Schenken zu Schweinsberg und der v. Hatzfeld, Diss. Phil. Berlin 1983, angeführt wird, entfällt in dieser Betrachtung, da Gemeinsamkeiten in Form einer regelmäßigen gemeinsamen Verwaltung mit entsprechenden Konferenzen fehlen.

141 *Wunder*, S. 565-567.

142 Ebd., S. 565 f. Ende des 18. Jahrhunderts besaßen 14 Geschlechter außerhalb des Ganerbenverbandes Güter im Busecker Tal (StADa Bestand 28 Nr. 27 v. Busecksche Freigüter 1798). Schon früh waren viele niederadlige Geschlechter im Busecker Tal mit Besitz vertreten (*Alexander Jendorff*, Condominium, Typen, Funktionsweisen und Entwicklungspotentiale von Herrschaftsgemeinden in Alteuropa anhand hessischer und thüringischer Beispiele (VHKH 72), Marburg 2010, S. 192).

143 Z. B. StADa Bestand F 28 Nr. 130 (1649). Grundlegend zur Busecker Ganerbschaft s. *Jendorff* (wie Anm. 142), S. 190-240.

hohen Gerichtsbarkeit, das den Ganerben als Reichslehen verliehen worden war. Die Bedeutung dieser Ganerbschaft rührte aus ihrer Selbstbehauptung als kaiserlicher Lehensverband gegenüber den Landgrafen von Hessen her, die dennoch die Ganerben zu Landsassen machen konnten.

4.1. Schenck zu Schweinsberg

Das große Geschlecht der Schenck zu Schweinsberg besaß seine Güter mit dem Mittelpunkt Schweinsberg hauptsächlich im Grenzgebiet der beiden Landgrafschaften Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel; ihre herausragende Stellung im oberhessischen Adel rührte von der Zugehörigkeit zu beiden Landgrafschaften her. Der hessische Lehnbrief über das Erbschenkenamt für den Senior des Geschlechts und die Stammgüter umfasste 1740 alle lehnberechtigten Mitglieder des Geschlechts, und zwar insgesamt 14 lehnberechtigte Personen aus 6 Linien.¹⁴⁴ Solche Lehnbriefe waren für viele Geschlechter üblich; das Besondere bei den Schenck war, dass sie durch Familienabmachungen einschließlich eines Burgfriedens¹⁴⁵ gemeinsame Angelegenheiten regelten, insbesondere die Verwaltung und Bewirtschaftung der an Außenstehende unveräußerlichen Stammgüter. Die Leitung des Geschlechts und Besitzes oblag den beiden Baumeistern (der ältere war jeweils der hessische Erbschenk) der Linien Schweinsberg und Hermannstein sowie den jährlichen Familienkonferenzen („GanErbschaftliche SamtConferenz“¹⁴⁶). Die Stammgüter bestanden hauptsächlich aus dem Allodialbesitz Schweinsberg (Städtchen: Haus und Schloss und was dazu gehört) sowie aus den Lehen Eußergericht um Kirtorf (nassau-saarbrück. Lehen in HD, Anteil), Gericht Eigen (Lehen Stift Essen in HK), Gericht Reizberg (nassau-saabr. Lehen in HK), Burg und Dorf Fronhausen (Lehen Stift Essen HK).¹⁴⁷ Die Gerichtshoheit im gesamten Besitz lag beim Gesamthaus, mit der Besonderheit, dass Hermannstein (HD, ½ hessisches Lehen, ½ solms-braunfelsisches Afterlehen als hessisches Lehen) zwar zur Gesamtbelehnung gehörte, aber der Besitz allein bei der Hermannsteiner Linie lag.¹⁴⁸ Die Gesamteinkünfte wurden im Prinzip jeweils auf die einzelnen Mitglieder verteilt; je nach Kopfzahl einer Linie entfiel auf einige Personen viel, auf einige sehr wenig.

144 StAM Bestand L (Lehnbücher) Nr. 24 Bl. 759/760.

145 *Winkel* (wie Anm. 138), S. 70-76.

146 So 1768/69 (StAM Bestand 340 Schenck zu Schweinsberg Samtarchiv Nr. 3326).

147 *Johann Georg Estor*, Abhandlung von denen Erb-Schencken in Hessen, Schencken zu Schweinsberg, in: *Johann Georg Estor*, Auserlesene kleine Schriften, 1. Band, Gießen 1744², S. 1-75, hier S. 47f. § 30: Erbschenkenamt, Zehnt Kirchhain, ¼ Gericht Nieder-Ohmen, Burglehen Homberg, Teil Kirdorfer Eussergericht, Reizberg, Leibeigene um Grünberg und Vogelsberg, Burg und Dorf Fronhausen, Gericht Eigen, ½ Vogtei Wenkbach, Fronhof Fronhausen, Gut Wohnbach, Geld- und Kornlehen Wenkbach und Marburg. – Dass diese Vereinbarung nicht bei jedem Mitglied des Geschlechts auf Verständnis stieß, zeigt die Auseinandersetzung des verkaufswilligen Erbschenken Johann Rolf Schenck zu Schweinsberg mit anderen Mitgliedern des Geschlechts 1698–1727 (StAM Bestand 340 Schenck zu Schweinsberg Samtarchiv Nr. 19).

148 Ebd., § 31.

Außerdem besaßen einzelne Schencken zu Schweinsberg „besondere und privat Güter“¹⁴⁹, die allein ihnen zustanden: davon nenne ich insbesondere den zeitweisen Besitz von Pfandgütern im Herzogtum Köln (Medebach und Hallenberg bis 1572),¹⁵⁰ das hennebergische Gut Sinnershausen (1552– wohl 1620),¹⁵¹ die reichsritterschaftlichen Güter Buchenau (1692 ertauscht gegen das durch Heirat 1616 ererbte Burghaun), Höllerich (1721 ererbt) und Willmars (1721 erkauft) im Kanton Rhön-Werra, in Hessen-Darmstadt den Hof Schmitthof, Kestrich und Wäldershausen (ererbt von den Weiters), Ufleiden, Dorf und Gut Hermannstein (1418 hessisches Lehen).¹⁵² Diese Erwerbungen zeigen dieselbe Mobilität, wie sie bei anderen Geschlechtern festzustellen war, mit dem Unterschied, dass alle Glieder des Geschlechts Teilhaber des Stammbesitzes blieben, wenn auch manchmal eines sehr kleinen. Im 18. Jahrhundert unterstanden die Schenck den Landgrafen von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, zudem eine Hermannsteiner Linie der kaiserlichen Burg Friedberg (Endes des 18. Jahrhunderts), eine andere Hermannsteiner Linie dem Kanton Rhön-Werra (drei Rittersitze, einer seit dem 17. Jahrhundert).

Mitglieder des Geschlechts finden sich sowohl in Militär- wie Regierungspositionen in beiden Landgrafschaften sowie in der Nachbarschaft. Johann der Jüngere (+1506) spielte in Hessen als Marschall und Statthalter eine wichtige Rolle, er erwarb 1481 Hermannstein vom Landgrafen. Auf die schenckischen Äbte zu Fulda und ihre Rolle bei Konversionen wurde bereits eingegangen.

4.2. Riedesel zu Eisenbach

Der hessische Zweig der Riedesel,¹⁵³ ebenfalls eines zahlenmäßig großen Geschlechtes, hatte seit 1432/35 durch Erbe im Vogelsberg, teilweise fuldisch, später reichsritterschaftlich, teilweise darmstädtisch,¹⁵⁴ einschließlich der Stadt Lauterbach, seinen Schwerpunkt dorthin verlegt. Diese Neufundierung des

149 Ebd., § 36.

150 HStAM Bestand 340 Schenck zu Schweinsberg Samtarchiv Nr. 59.

151 *Waldemar Kütber*, Sinnershausen (HB Hist. Stätten Thüringen, Hg. *Hans Patze*, Stuttgart 1989², S. 400); *Schenck* (wie Anm. 65), Tafel II: 1562 Lehen an Philipp Schenck zu Schweinsberg der Schweinsberger Linie in Henneberg und im Stift Fulda, sein Sohn starb etwa 1620, dann wohl vererbt an Marschall von Ostheim.

152 *Estor* (wie Anm. 147), §§ 36-46. Erwerbungen spätestens im 16. Jh. Schmitthof (bei Ermenrod, Burg 1538 erbaut: <http://burgenwelt.org/deutschland/schmitthof/object.php#historie>), im 17. Rülfenrod (Ehringshausener Erbe durch Heirat 1652), Kestrich und Wäldershausen (beides im 17. Jh. von den von Weiters ererbt, diese +1632, *Estor* § 38). Schon im 17. Jh. war Niederofleiden Sitz einer Linie (*Estor* § 41; der darmstädtische Hof ging 1620 in Schenckschen Besitz über: HStAM Bestand Urk. 136 Nr. 30; ein weiterer Hof ebenfalls 1620: HStAM Bestand Urk. 136 Nr. 31; das Hofgut kam 1636 in Schenckschen Besitz: HStAM Bestand Urk. 136 Nr. 32; Besitz gab es schon 1468: HStAM Bestand Urk. 134 Nr. 57).

153 Der Zuname Eisenbach war Folge der Verleihung von Eisenbach am Hermann Riedesel zu Josbach, Burgmann Melsungen (+1463).

154 Das Geschlecht hatte neben dem hessischen Zweig zu Eisenbach auch Zweige im Nassau-Trierischen (zu Camberg) und in der Wetterau (zu Bellersheim), s. *Buttlar-Elberberg* (wie Anm. 41).

Geschlechts am Ende des Mittelalters wurde mit Familienpakten 1586 bis 1686 besiegelt.¹⁵⁵ Jede Linie hatten ihren Ansitz mit nutzbarem Besitz – zeitweise gab es sechs, am wichtigsten wurden im 18. Jahrhundert Hermannsburg/Stockhausen (HD), Ludwigseck (HK), Lauterbach Burg (Kanton Rhön-Werra), Altenburg¹⁵⁶/Eisenbach (HD). Außerdem gab es gemeinsamen Besitz und gemeinsame Rechte, über die seit 1699 die Familienkonferenz entschied (1768: „Herrschaftliche Conferentz oder freyherrliche Geschlechtsconferentz“).¹⁵⁷ Anders als die Schenck hatten die Riedesel keinen Besitz im kasselischen Oberhessen, sondern in Niederhessen (Ludwigseck). Sie gehörten bis zu fünf unterschiedlichen territorialen Formationen an: dem Kanton Rhön-Werra (teilweise ursprünglich Stift Fulda), der Landgrafschaft Hessen-Kassel, einige Riedesel zu Eisenbach auch der Burgmannschaft Friedberg und dem Herzogtum Sachsen-Eisenach.¹⁵⁸ War der Landsassenstatuts in Hessen-Kassel traditionell, so mussten sie ihn in Hessen-Darmstadt nach Verhandlungen 1713 für ihren hessischen Besitz im Vogelsberg (Gerichte Engelrod, Oberohmen und Zent Lauterbach) akzeptieren, auch wenn sie Mitglied des Kantons blieben.¹⁵⁹ Sie hatten selten längere Zeit Besitz außerhalb ihres ‚Landes‘.¹⁶⁰ Eine Ausnahme bildete das vom Oberhofmarschall Adolf Hermann 1704/07 erworbene sachsen-eisenachische Neuenhof (westlich Eisenach).¹⁶¹

Die Bedeutung der Riedesel zu Eisenbach für Hessen lag darin, dass ihr Senior, wie anfangs dargestellt, jeweils das Erbmarschallamt in Hessen innehatte. Wie die Schenck waren die Riedesel in Diensten beider Landgrafen und hatten oft wichtige Ämter inne, mehr als die Schenck aber auch in auswärtigen Diensten. Als Beispiel führe ich den eisenachischen Oberhofmarschall Adolf Hermann Riedesel zu Eisenbach auf Burg Lauterbach (1675–1731), seine Kinder und Enkel an. Sein ältester Sohn Johann Wilhelm (1705–1782) wurde Reichskammergerichtsassessor und dann Geheimrat in Osnabrück; seine Brüder waren Georg Friedrich, österreichischer Generalmajor, Volpert Christian, kursächsischer Generalleutnant, Johann, holländischer Hauptmann, und Ludwig, kasseler Oberst. Einzig Johann Wilhelm, dessen Streit mit den Landgrafen über die Verleihung des Erbmarschallsamts das gespannte Verhältnis zwischen Adel und Landgrafen zeigt,¹⁶²

155 *Becker* (wie Anm. 79), S. 395-406; *Zschaeck* (wie Anm. 79), S. 233.

156 Wiedererwerb 1663/81 (*Becker*, wie Anm. 79, S. 252-254)

157 StADa Bestand F 27 B Nr. 87/5. Zur Konferenz s. *ZSCHAECK* (wie Anm. 78), S. 353 f.

158 Zu den schon erwähnten Lehnsherren der Riedesel zu Eisenbach s. Abschnitt II 2.1

159 *Wunder*, Riedesel (wie Anm. 24), S. 7f.

160 *Zschaeck* (wie Anm. 79) schreibt sowohl ‚Land‘ und ‚Regierung‘ (z. B. 132) wie ‚Kleinstaat‘ (z. B. S. 294) und ‚Ritterschaftsstaat‘ (z. B. S. 352).

161 HStAM Bestand 340 von Geyso Nr. 437; Erbschaft Adolf Hermanns durch Heirat mit Sophie Juliane von Reckrod 1705: Neuenhof, Sallmannshausen, später Kauf Oelleben (Elleben) s. Erfurt (*Karl W. Siegmund Baron von Galéra*, Die Riedesel zu Eisenbach. Die Geschichte des Geschlechts der Riedesel Freiherrn zu Eisenbach, Erbmarschälle zu Hessen, Band 5, Marburg 1961, S. 195f.).

162 *Wunder*, S. 346-358. Johann Wilhelm wurde vom darmstädtischen Landgrafen die Belehnung mit dem Erbmarschallamt verweigert, weil er in ihm den Kopf der Adelsopposition gegen die Akzisessteuer sah; vorgegeben wurde allerdings Riedesels Dienst in Osnabrück.

hatte Kinder, bei ihnen wiederholt sich die territoriale Vielfalt: Wilhelm Hermann, hannoverscher Justizrat, Friedrich Adolf, braunschweigischer Generalleutnant, Johann Conrad, erst österreichischer Offizier, dann ebenfalls braunschweigischer Generalleutnant, schließlich Carl Georg, Reichskammergerichtsassessor, dann württembergischer Geheimer Rat. Johann Wilhelms Stiefschwiegersohn war Johann Hermann Riedesel zu Eisenbach auf Eisenbach (1740–1785): sein Buch über Sizilien begeisterte Goethe und andere Sizilienreisende; er wurde Gesandter Friedrichs II. von Preußen in Wien.¹⁶³

III. Fazit

Der politische Rahmen Oberhessens – eine kurze Zeit der Fürstenstaat Hessen-Marburg (1567–1604), dann Aufteilung an zwei Fürstenstaaten – führte zur Zerteilung auch des oberhessischen Adels, der seine Mitwirkungsrechte über den jeweiligen Landtag wahrnahm, aber durch die gemeinsame Korporation bis 1810 an den Privilegien des Stiftes Kaufungen teilhatte sowie die Spaltung in alten und neuen hessischen Adel 1736/69 mittrug. Gemeinsamkeiten oder Spezifika des oberhessischen Adels sind nicht zu ermitteln. Der wesentliche Unterschied innerhalb des oberhessischen Adels bestand darin, dass der darmstädtische Adel in Oberhessen in Grenzen selbstständig war, wenn er als Adelskorporation Hessen-Darmstadts, z. B. im Landtag, tätig war, der kasselische Adel in Oberhessen aber immer nur ein Teil der gesamthessischen Ritterschaft blieb.

Die oberhessischen Geschlechter gehörten zum (gesamt)hessischen Adel. Ziel der Untersuchung war die Verortung der einzelnen Adelsgeschlechter in Oberhessen. Ihre Rittergüter lagen sowohl in Hessen wie im Ausland, Mehrsitzigkeit von Geschlechtern in unterschiedlichen Territorien war also der Normalfall. Sie waren zumeist schon für ihren hessischen Güter Vasallen mehrerer Fürsten (Mehrfachvasallität). Eine Bindung an die Landgrafschaften ist nicht zu bemerken. Anders war es für die drei Ganerben-geschlechter, die zwar Vasallen unterschiedlicher Herren, aber durch ihre Stammgüter an Hessen gebunden waren; allerdings schloss das Mobilität einzelner Mitglieder durch Gütererwerb und Sitzverlagerung ins Ausland nicht aus. Die Distanz zu den Landgrafschaften zeigt sich auch im konfessionellen Verhalten einiger Geschlechter, die katholisch wurden und damit die protestantische Ausrichtung der Landgrafschaften ‚störten‘. Offensichtlich war der jeweilige staatliche Rahmen für das Handeln eines Adligen nicht konstituierend und gegenüber seinen Lebensinteressen sekundär. Daher sind hessische Adlige auch häufig in Diensten auswärtiger Fürsten zu finden. Die oberhessischen Adelsgeschlechter waren multiterritorial orientiert und sahen das Reich als ihren Lebens-

Da die Riedesel zu Eisenbach dem Landgrafen nicht über den Weg trauten (wegen befürchteter „Unterdrückungen“), musste Johann Wilhelm allein einen Prozess gegen den Landgrafen führen. Durch Vermittlung des Sohnes Carl Georg und nach dem Sturz des ersten darmstädtischen Ministers Moser kam es seit 1780 zur Versöhnung.

163 *Galéra* (wie Anm. 161), S. 386–409; *Cornelia Oelwein*, „Riedesel, Johann Hermann Freiherr von“ in: *Neue Deutsche Biographie* 21 (2003), S. 572 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118884441.html#ndbcontent>.

und Wirkungsort. Pointiert gesagt: jeder Adlige sah sich als sein eigener ‚Herr‘ innerhalb dieses Reiches.¹⁶⁴

164 Da viele ausländische Adlige in hessischen Diensten tätig waren, ist zu vermuten, dass diese Folgerung auch auf viele andere Territorien zutrifft, allerdings fehlen dazu Untersuchungen, vgl. *Wunder*, Der Adel (wie Anm. 32), und *Wunder*, Adel in Diensten (wie Anm. 40).

Anhang 1: Zahl der Adelsgeschlechter in Oberhessen im 18. Jahrhundert
(s. Text I 1, II, II 2 1)

	Althessische Geschlechter			Neuhessische Geschlechter		
	HD	HK	OH	HD	HK	OH
1745/52	23 ¹⁶⁵	13	abzügl. 4: ¹⁶⁶ 32	11	6	17
1769 ¹⁶⁷	21 ¹⁶⁸	13	abzügl. 4: 30			
1810	+Neuaufnahme Seebach (bald Wegzug) und Wrede (+1806) 8	8	13 ¹⁶⁹			

165 Baumbach zu Amönau und Dalwigk zu Viermünden werden als Zweige der kasselischen Geschlechter bei der Analyse nicht berücksichtigt, da es sich nur um Zweige dieser niederhessischen Geschlechter handelt.

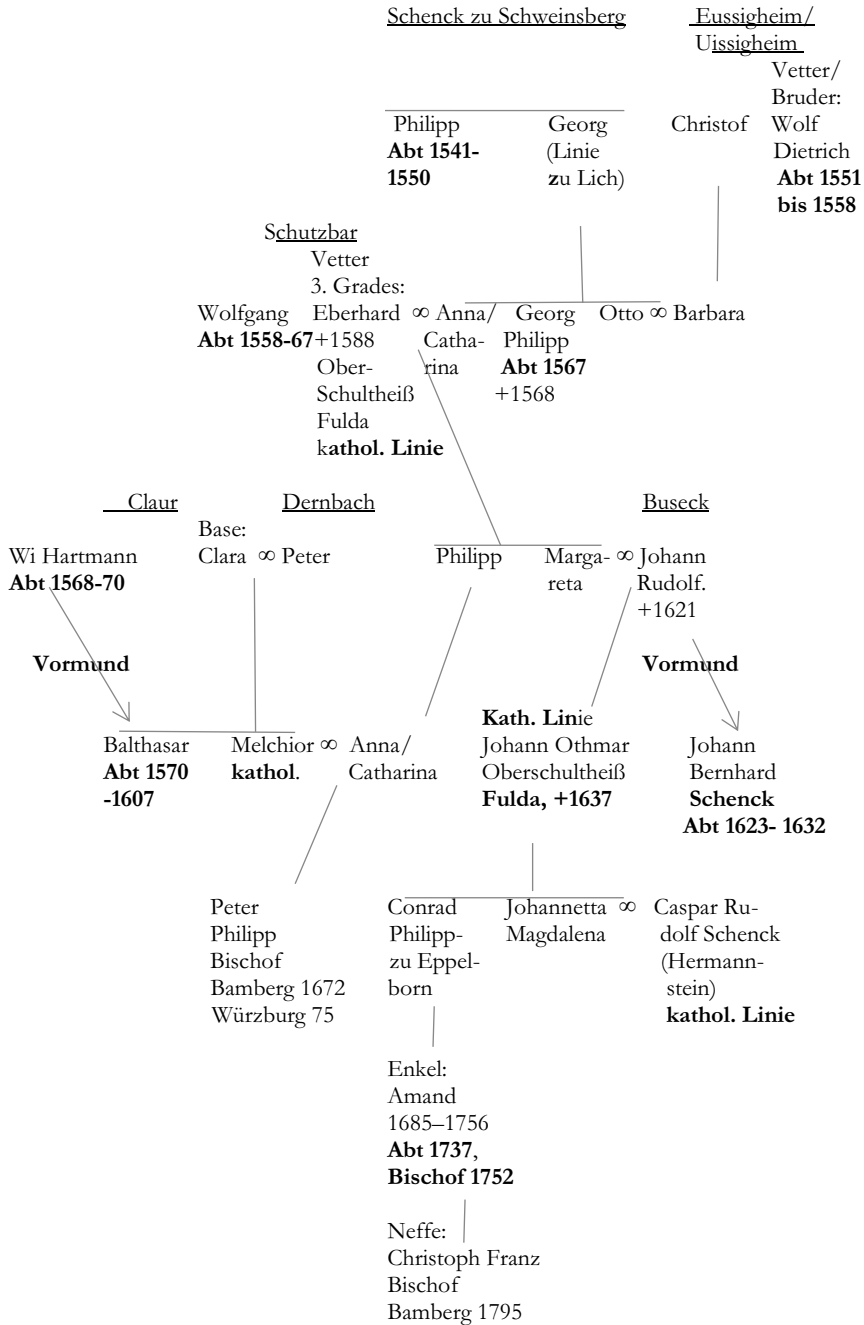
166 Dernbach (ausgewandert Ende 18. Jh.), Rotsman, Schenck zu Schweinsberg, Winter (+1783).

167 Matrikel 1769

168 Zählung wie Anhang 3, aber mitgerechnet Buseck gen. Münch (+1750) und Dernbach.

169 Anm. 21 und 22.

Anhang 2: Die oberhessischen Äbte von Fulda und die katholische Konfession einiger Adliger in Oberhessen (s. Text Teil II 1)



Anhang 3: Mehrsitzigkeit adliger oberhessischer Geschlechter in Hessen und im Ausland¹⁷⁰

(s. Text Teil II Kap. 2.1), + Aussterben im 18. Jahrhundert oder kurz danach

Mehrsitzigkeit nur in Hessen

v. Biedenfeld ¹⁷¹	Berghofen HD, Berneburg HK, zwei Linien
v. Buseck gen. Münch +1750	Busecker Tal HD Hof Bubenrod (Königsberg) 15. Jh. bis 1605 HD ¹⁷²
v. Fleckenbühl gen. Bürgel +1796	Fleckenbühl, Bürgel HK Rodheim v. d. Höhe HK (zum Zeitpunkt des Erwerbs(?), vorher Grafschaft Hanau)
v. Heydwolff	Germershausen HK
v. Lehrbach	Lehrbach HD

Mehrsitzigkeit in Hessen und im Ausland, besonders im 18. Jahrhundert

Name	Besitz Hessen	Besitz Ausland
v. Breidenbach zu Breidenstein	Breidenbach HD Oberurff HK 17/18. Jh.	Waldeck: Billingshausen (nw. Arolsen) 17./18. Jh. Reichsburg Friedberg
v. Breidenbach gen. Breidenstein	Breidenstein HD	Kanton Rhön-Werra: Aura (Singgrund), Gräfendorf (nö. Gemünden) 16./Anfang 18. Jh. ¹⁷³
v. Buseck	Busecker Tal HD	Reichsstadt Frankfurt: Bornheim 15./16. Jh. Herzogtum Lothringen: Eppelborn 1668–1868, dazu Calmesweiler 1734/35 Preußen: Forstlahm (Kulmbach) um 1800 ¹⁷⁴
v. Buseck gen. Brand +1813	Busecker Tal DH	Stift Trier/Kanton Niederrhein: Schönecken sö. Prüm (Eifel) (auch Brand von Byfels) spätestens 1534, zuletzt 1731 ¹⁷⁵

170 Vgl. Anm. 81.

171 Der kasselische Zweig der Biedenfeld war seit Ende des 17. Jahrhundert mit dem Oberstleutnant Johann Christian im Offiziersdienst der Herzogtums Württemberg tätig, er heiratete 1696 die schwäbische Reichsrittertochter Christine Friederike Leutrum von Ertringen. Die Nachkommen seines jüngeren Sohnes starben 1865 im Mannesstamm in Württemberg aus. Sie besaßen dort kein Rittergut.

172 *LAGIS*; <http://www.buseckertal.de/buseck/orte/bubenrod.html>.

173 *Biedermann* (wie Anm. 58), Tafel XXIV.

174 Die Findmitteldatenbank des Staatsarchivs Bayreuth zeigt die Buseck ab 1801 als Besitzer des preußischen Ritterguts Forstlahm.

175 <http://www.archivdatenbank.lha-rlp.de/>. Ein Zusammenhang mit den Buseck gen Brand im Busecker Tal ist wahrscheinlich (*Heimatkundlicher Arbeitskreis Buseck*, Die Stammtafeln der Familie v. Buseck, Tafel II C, in: <http://www.buseckertal.de/buseck/index2.htm>); 1731 wird genannt in <http://www.uni-giessen.de/~gh1075/genealogie/stammt-bu-II-24.5.2011>).

v. Dernbach (Grauellinie +1698)	Dernbach, Wiesefeld, Röddenau, Niedling je HK Heinrichlinie: Kirchvers, Alten- buseck je HD	Kärnten: Wallenstein/ Steiermark: Arnfels, zwischen 1651/72, wohl Kauf Kanton Steigerwald: Wiesentheid durch Heirat 1678
Dersch +1717 in Hessen	Viermünden HK, Ellershausen/ Treisbach HK	Kurköln: Bödefeld als Erbe um 1536, +1777 1564 Trennung der Viermünder und Böde- felder Linie ¹⁷⁶
Diede zum Fürstenstein +1807	Fürstenstein HK Immichenhain HK Ziegenberg HD	Sachsen-Eisenach: Madelungen 1598 Reichsburg Friedberg zeitweise mehrere Linien
v. Döring + 1791	Elmshausen w. Marburg HK Burglehen Biedenkopf HD	Stift Fulda: Gericht Lüder bis 16. Jh.
v. Hatz- feld ¹⁷⁷ +1783 in Hessen	Hatzfeld HD Fleckenbühl HK	Wildenburg w. Siegen 1418 (später Kanton Mittelrhein) ¹⁷⁸ außerdem Kanton Odenwald: Herrschaft Rosenberg, Herzöge von Sachsen: Grafschaft Gleichen, schlesische Standesherrschaft: Trachenberg 17. Jh. verschiedene Linien
Knoblauch zu Hatzbach HK	Hatzbach HK	Kurpfalz: Kettenheim (südl. Alzey), Erbe etwa 1600 bis 1654

176 Johann von Dersch wurde aufgrund eines Mordvorwurfs in Hessen enterbt, behielt aber das väterliche Erbe Bödefeld (*Wunder*, S. 488 f.).

177 Aus diesem Geschlecht kam der kaiserliche Feldmarschall des Dreißigjährigen Krieges Melchior von Hatzfeld (1593–1659), der in den Grafenstand erhoben wurde, einen Teil der Grafschaft Gleichen in Thüringen und die Herrschaft Trachenburg in Schlesien erhielt. Von seinem erbenden Bruder stammen die zu Fürsten erhobenen Hatzfeld ab. Eine Linie blieb aber in Hessen: sie saß zu Biebighausen nahe Hatzfeld (Hessen-Darmstadt), zeitweise auch in Fleckenbühl (Hessen-Kassel). Einer ihrer letzten Vertreter war Heinrich Friedrich, der 1766 als Obervorsteher zu Kaufungen starb. Nach dem Aussterben erhoben Hatzfeld aus dem gräflichen Zweig zu Wien vergeblich Anspruch auf die Erbschaft. Vgl. *Wunder*, S. 536.

178 Die Hatzfeld bemühten sich um die Errichtung einer Standesherrschaft, allerdings auf Dauer erfolglos (vgl. *Wunder*, Konfessionelle Profile, wie Anm. 55, S. 104 Anm. 39).

Lesch von Mühlheim ¹⁷⁹	Rodheim(-Bieber) HD ¹⁸⁰ , Auswanderung etwa 1730 nach Nassau	Nassau-Weilburg: Burgmann Vetzberg, Krofdorf Reichsburg Friedberg
v. Merlau +1748	Merlau HD	Henneberg: Geba 16. Jh. ¹⁸¹
Milchling zu Schönstadt ¹⁸²	Schönstadt (n. Marburg) HK	Waldeck: Helmighausen ö. Marsberg seit 1544, längere Zeit zwei Linien
v. Nordeck zur Rabenau	Rabenau HD	Enklave Mainz: Neustadt (eine Linie)
v. Radenhäusen ¹⁸³ +1786	Seelheim, Kirchhain HK	Waldeck: Burgmann Altwildungen (um 1500 bis 1640), zeitweise zwei Linien
Rau zu Holzhausen	Holzhausen HK Nordeck (nö. Staufenberg) HK	Kanton Mittelrhein: Dorheim, Beienheim (ö. Friedberg) Erbe seit 16. Jh. Reichsburg Friedberg zeitweise zwei Linien
Riedesel zu Eisenbach	Ludwigseck HK Altenburg (endgültig seit 1681) HD	Stift Fulda/Kanton Rhön-Werra: Stockhausen (Hermannsburg), Linie +1756 Kanton Rhön-Werra: Lauterbach Reichsburg Friedberg Sachsen-Altenburg: Altenberga (1585–1760) Sachsen-Eisenach: Neuenhof 1704/11–1854
v. Rodenhäusen +1807	Daubringen HD	Nassau-Weilburg: Kinzenbach Reichsburg Friedberg
v. Rotsmann	Heldenmühl, Dotzelrod HD, Halsdorf HK	Reichsburg Friedberg

179 Bei *Fech* (s. Anm. 18) nicht mehr genannt.

180 Die Lesch wurden immer als zu Hessen gehörig betrachtet. Ob Rodheim oder andere hessische Besitzungen für den hessischen Landsassenstatus maßgebend waren, ist unklar. Die Lesch werden zuerst im Zusammenhang mit Wetzlar erwähnt (Burgmannen Kalsmunt) und hatten ihren Beinamen Mühlheim von dem Ort Mühlheim, der spätestens ab 1395 Hermannstein hieß (*LAVIS*, Ortslexikon).

181 [https://www.heraldik-wiki.de/wiki/Merlau_\(Adelsgeschlecht\)](https://www.heraldik-wiki.de/wiki/Merlau_(Adelsgeschlecht)) 24.8.2019.

182 *Buttlar-Elberberg* (wie Anm. 41).

183 *Laise Lorenz geb. Seucken*, Der Burgmannensitz von Rodenhäusen in Altwildungen, in: *Geschichtsblätter für Waldeck* 70 (1982), S. 39–73. *Lorenz* nennt die Radenhäusen in Waldeck Rodenhäusen (S. 52).

Schenck zu Schweinsberg	Schweinsberg HK Schweinsberger Linie, mehrere Sitze in HK und HD Hermannsteiner Linie: Hermannstein b. Wetzlar HD ab 1481 ... auch zu Fronhausen (HK), Loshausen (HK), Nieder-Ofleiden (HD) Rülfenrod (HD), Schmitthof (HD)	Henneberg: Sinnershausen im 16.Jh. Kanton Rhön-Werra: Höllich ö. Gemünden Anfang 18. Jh. Neustädtles/Willmars Anfang 18. Jh. Buchische Ritterschaft, ab 1656 im Kanton Rhön-Werra: Burghaun, dann Buchenau Stift Köln: Hallenberg bis 1571 dort Burgmannen ¹⁸⁴ kaiserl. Burg Friedberg Ende 18. Jh.
Schutzbar gen. Milchling	Treis a. d. Lumda HK	Kanton Altmühl: Wilhermsdorf w. Fürth 1566 –1656
v. Schwalbach +1771	Burgmann Gießen HD	Nassau-Weilburg: Ganerbe Vetzberg Solms: Erbherr Münchholzhausen (zw. Gießen und Wetzlar)
v. Weitols- hausen gen. Schrauten- bach ¹⁸⁵ + 1809/10	Badenburg n. Gießen HD	Kanton Odenwald: Wenigumstadt 16./17. Jh. Reichsburg Friedberg

184 *Cornelia Knepper*, Hallenberg, in: *Manfred Groten* u.a. (Hg.), *Nordrhein-Westfalen* (HB der Hist. Stätten 273), Stuttgart 2006³, S. 415.

185 Der Stammvater Balthasar Schrautenbach nannte sich 1515 und später von Weitolshausen gen. Schrautenbach (*Karl Ernst Demandt*, *Der Personenstaat der Landgrafschaft Hessen im Mittelalter. Ein „Staatshandbuch“ Hessens vom Ende des 12. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts* (VHKH 46, 2. Teil), Marburg 1981, Nr. 2743, S. 779-82), seine Nachkommen auch abgekürzt ‚von Schrautenbach‘.

Winter +1789	1 Bromskirchen (w. Frankenberg) HD, 2 Kirch- hain/Plausdorf HK	Waldeck: Kappel b. Arolsen, Burgmannen Mengerskirchen +1635, Besitz noch 18. Jh. Grafschaft Sayn-Wittgenstein bis 1611, dann Herzogtum Köln: Züschchen (zw. Broms- kirchen und Winterberg) ¹⁸⁶ Herzogtum Köln: Hallenberg Burgmann ¹⁸⁷
Wolff von Gutenberg	Höringhausen ö. Korbach seit 16. Jh. später HD, Meimbressen seit 1513 später HK	Grafschaft Mansfeld: Helfta, Bischofrode 1584–1594 Kanton Rhön-Werra: Buchenau (sw. Hers- feld), Langenschwarz (nw. Hünfeld). seit 1629/43 als Erbe, 1688 verkauft ¹⁸⁸

186 *Wilfried Reininghaus*, Winterberg-Züschchen, in: *Groten* (wie Anm. 184), S. 1106. Zur Geschichte des Geschlechts Winter s. *Hans Pez*, Zur Geschichte des Geschlechts Winter. Nach urkundlichen Akten des Fürstl. Wittensteinschens Archivs (heute: Vereinigte Westfälische Adelsarchive Berleburg Fürstliches Archiv Akten A zu Winter, http://www.archive.nrw.de/LAV_NRW/jsp/findbuch.jsp?archivNr=451&klassId=547&tekId=84&id=020), in: *Hinterländer Geschichtsblätter* 19: 5 (1930) und 20:1 (1931). *Pez* hält die Winter irrtümlich wegen des Fehlens von ‚von‘ vor ihrem Namen für nicht-adlig; ‚von‘ wird bis ins 18. Jahrhundert nur bei von Ortsnamen abgeleiteten Adelsnamen verwandt, sonst nicht, vgl. den Namen Riedesel.

187 *Knepp* (wie Anm. 184), S. 415. Vgl. a. *Walter Peis*, tiusscene. Spuren und Hintergründe der Entstehung und Fortentwicklung von Ort und Grafschaft Züschchen (in Westfalen), Museumsausgabe Borgsscheune 2018 (www.borgs-scheune.de/app/download/16262570096/2018.31).

188 Adam Herbold Wolff zu Gutenberg, Sohn von Otto Wolff zu Gutenberg in Höringhausen und Anna Barbara von Buchenau, heiratete 1643 Anna Catharina von Buchenau, damit wurde sein Anteil am Gericht Langenschwarz (*Buttlar-Elberberg*, wie Anm. 41) verstärkt; die Familie verkaufte es 1688 (*Jäger*, wie Anm. 58, S. 387).

Bernhard Birkenstock – bedeutender Sohn Erbachs im Rheingau

DORIS MOOS

Der Todestag Bernhard Birkenstocks jährte sich in diesem Jahr am 14. Januar zum 200. Mal.

Sowohl Bernhard Birkenstocks Familie, als auch der ehemalige Abt des Zisterzienserklosters Arnsburg in der Wetterau selbst erwiesen der Heimatgemeinde Erbach große Dienste, übergaben ihr wertvolle Geschenke und finanzielle Unterstützung. Bernhard Birkenstock wurde lange Zeit über seinen Tod hinaus noch sehr geschätzt und verehrt. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts pflegten die Erbacher dieses Andenken und sprachen mit größter Hochachtung und voller Stolz von ihm.¹ Leider zerbrach seine Grabplatte bei der Renovierung des Kirchenfußbodens und er geriet in Vergessenheit. Im Jahr 1998 stiftete das Ehepaar Heinz (†) und



1 Gilbert Wellstein: Eine Erinnerung an den Abt Bernhard Birkenstock von Arnsburg, gestorben am 14. Januar 1819. In: CistChronik 36 (1924), S. 65 u. 68. Gilbert Wellstein, OCist., war Archivar und Hauschronist der Abtei Marienstatt. Er war Anfang des 20. Jh. mehrfach in Erbach und forschte dort im Pfarrarchiv zu Bernhard Birkenstock.

Elsmarie Basting eine Gedenktafel, die sich nun an der südlichen Kirchenwand vor dem Marienaltar befindet.

Die knappe Aufschrift lautet: † Bernhard Birkenstock OCist. *1735 †1819 zu Erbach, 1772–1799 Abt zu Arnburg/Wetterau. Darüber befindet sich sein Wappen. Dennoch ist in seiner Heimatgemeinde nicht viel mehr über ihn bekannt, da auch seine Familie bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts hier in Erbach ausgestorben ist. Aus Anlass des 200. Todestages sollen hier die vorliegenden biographischen Informationen zusammengetragen werden.

Bernhard Birkenstocks Familie

Die Familie Birkenstock war eine einflussreiche und wohlhabende Familie in Erbach. Sie soll im 16. Jh. von Flandern oder Köln aus in den Rheingau eingewandert und dort durch Weinbau und Weinhandel zu großem Wohlstand gekommen sein.² Viele Birkenstocks waren Geistliche oder oft in hohen staatlichen Diensten tätig und heirateten häufig in andere einflussreiche Familien ein. Bernhard Birkenstocks Vater Peter Nikolaus wurde 1701 in Erbach geboren, war Gutsbesitzer und starb 1761. Seine Mutter war Maria Franziska Schumann aus Erbach (1701–1781). Sie heirateten 1724 und hatten neun Kinder, davon zwei Mädchen und sieben Jungen. Drei Kinder, Maria Barbara³ (1725–1725), Georg Friedrich (1730–1730) und Johann Conrad (1731–1737) erreichten das Erwachsenenalter nicht. Drei weitere Kinder wurden Geistliche. Johann Balthasar Heinrich (1728–1779⁴) begann 1742 sein „Grundstudium“⁵ (poeta) an der Universität Mainz, schrieb sich 1747 zum zweijährigen Studium ein und war Hörer der Rechtswissenschaften. 1749 legte er sein Gelübde als Mönch in Kloster Eberbach ab, wurde laut Konventsliste 1759 zum Priester geweiht und promovierte später.⁶ Sein Bruder Jacob Engelbert (1733–1792) schrieb sich 1751 ebenfalls in Mainz zum zweijährigen Studium ein, legte dort 1751 seine Prüfung zum *baccalaureus philosophiae* und 1752 seine Magisterprüfung ab, wurde Priester und lebte als Canonicus in Rees. Auf Bernhard Birkenstock selbst geht dieser Artikel ausführlich ein. Des Weiteren gab es drei Kinder, die heirateten. Johann Josef von Birkenstock (1726–1794) trat 1741 ein Grundstudium in Mainz an, heiratete 1752 Luitgardis Kirn (ca. 1729–1803) in Mainz und hatte neun Kinder, war Kommerzienrat in Erbach und wurde 1778 von

2 Werner Kratz: Erbach im Rheingau. Baudenkmale und Geschichte. Überarb. Von Leopold Bausinger. 2. Aufl. Rüdeshelm, 1970. S. 41.

3 <https://gedbas.genealogy.net/person/show/1008938993>. (22.01.2019) Alle weiteren zeitlichen Angaben zu Bernhard Birkenstocks Familie beziehen sich auf diese und damit verbundene Seiten.

4 Eberbacher Seelbuch. Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (nachfolgend HHStAW) 22/ 627.

5 Poeta bezeichnet eine Art Grundstudium.

6 Vgl.: Die letzten Mönche von Eberbach. Eine Konventsliste von 1751–1803/1818. Bearb. Von Heinrich Meyer zu Ermgassen. In: Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Bd. 103, 1992, S. 100 und Verzeichnis der Studierenden der alten Universität Mainz, Wiesbaden 1979. In: Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz, Bd. 13. S. 74 f.

Kaiser Franz Joseph II. in den Adelsstand erhoben.⁷ Seine Schwester Anna Maria (1741–1808) heiratete 1762 Ferdinand Josef Kesting (ca. 1731–1813), Kanzleirat in St. Goar und später Kurmainzer Hofrat in Erbach. Die Familie lebte ab 1778 im Haus mit der heutigen Bezeichnung Hauptstraße 8. Der letztgeborene Sohn, Melchior Birkenstock (1743–1801) legte 1760 seine Prüfung zum *baccalaureus philosophiae* an der Universität Mainz ab, war später wohlhabender Handelsmann in Köln, heiratete dort 1765 Anna Maria de Bäche und hatte 13 Kinder.

Studium

Bernhard Ludwig Birkenstock wurde als siebtes Kind am 25. August 1735 in Erbach geboren⁸ und einen Tag später in der dortigen Kirche getauft. Mit großer Wahrscheinlichkeit besuchte er die der Kirche gegenüberliegende Elementarschule. Im Alter von 16 Jahren begann er sein Grundstudium an der Universität Mainz und bestand 1753 seine Prüfung zum *baccalaureus philosophiae*. Er schloss sein Studium 1754 mit dem Titel *Magister* ab⁹ und trat im gleichen Jahr im Alter von 19 Jahren in den Zisterzienser-Orden ein und legte fünf Jahre später gemäß dem Eintrag des Pfarrers Theodor Mang in der Erbacher Chronik 1759 in Kloster Arnsburg – einer Tochtergründung von Kloster Eberbach – seine Profess ab.¹⁰ Diese Aussage steht allerdings im Widerspruch zu den Aufzeichnungen der Mainzer Weihbischöfe,¹¹ nach welchen Birkenstock 1757 zum Subdiakon und 1759 zum Diakon geweiht worden sein soll; es sei denn, dass er vor seiner Profess die Hl. Weihen erhalten hätte, was allerdings nach Ansicht Wellsteins sehr unrealistisch erscheint.¹² Laut *Liber Examinis Ordinandorum* legte er am 4.4.1760 sein Examen ab¹³ und wurde gemäß dem Eintrag im Ordinationsbuch am 5.4.1760 zum Priester geweiht.

Zisterzienser in Kloster Arnsburg

1772 wird Bernhard Birkenstock in Kloster Arnsburg in der Wetterau in der Konventsliste als Propst des nahegelegenen Zisterzienserinnenklosters Marienschloss in Rockenberg erwähnt. Dieses Propstamt bekleidete er vermutlich nur kurz,¹⁴ denn bereits am 7. Juli 1772 wurde er zum 52. Abt von Kloster Arnsburg

7 Vgl. Kirchenbuch der katholischen Pfarrei Erbach und HHStAW 210/ 8963.

8 Stadtarchiv Eltville Nr. 1128, Bl. 104/ 105. HHStAW, Personenstandsregister 211/ 18273 von 1820.

9 Verzeichnis der Studierenden Universität Mainz. S. 74 f.

10 Legibus Cisterciensibus anno 1759 sacramentum dixit. Vgl. Wellstein S. 65.

11 Vgl. CistChronik 18 (1906) S. 199.

12 Vgl. Wellstein S. 66. Die Verzeichnisse dieser Weihen sind heute nicht mehr existent.

13 Dom- und Diözesanarchiv Mainz. Liber Examinis Ordinandorum 1732–1796 (Best. Amtsbücher Nr. 3/17) Weiheexamen „pro Presbyterato: Fr. Bernardus Birkenstock Erbacens. Monasterii Arnsburgensis“, S. 365.

14 Noch im Juni 1771 wird ein anderer Mönch von Arnsburg als Spiritual der Rockenberger Nonnen erwähnt. Somit kann Bernhard Birkenstock frühestens im Sommer 1771 dieses Amt übernommen haben.

gewählt.¹⁵ Er hatte das Amt des Abtes 27 Jahre inne. Sein Konvent bestand im Jahr 1774 aus 42 Mönchen und drei Novizen.¹⁶ Nachdem Bernhard Birkenstock gerade mal zwei Jahre in Amt und Würden war, beging sein Kloster 1774 das 600jährige Bestehen. Aufgrund seines erst kurzen Abbatats und der Tatsache, dass es damals nicht üblich war, die Taten des regierenden Abtes aufzulisten und ihn danach zu beurteilen, vermerkte der Verfasser der damaligen Festschrift 1774 lediglich einen kurzen, dennoch beinahe heroisch anmutenden Text über Bernhard Birkenstock als Abt von Arnsburg: „Die Bescheidenheit des hochwürdigsten Herrn gebietet Schweigen über das, was er bereits für uns geleistet hat und über die Taten, die künftig noch von ihm zu erwarten sind. Aber sie werden geschehen, diese Taten, und werden gewisslich in die Annalen der Geschichte eingehen.“¹⁷ Anlässlich dieses Jubiläums ließ Birkenstock das repräsentative und herrschaftliche Pfortenhaus von Arnsburg errichten.¹⁸ Am Mittelbau findet man dort das Wappen Bernhard Birkenstocks, in der Mitte einen Baum – wahrscheinlich eine Birke – und einen Hirsch darstellend.



15 *Paramente - Liturgische Gewänder und Sakralkunst aus den Klöstern Arnsburg und Engelthal. Begleitheft zur Ausstellung in Marienschloß.* Hrsg.: Kultur- und Geschichtsverein Oppershofen e.V. Rockenberg, 2003, S. 25.

16 *Die Mönchs- und Nonnenklöster der Zisterzienser in Hessen und Thüringen.* Jürgensmeier, Friedhelm, Schwerdtfeger, Regina Elisabeth [Bearb.]. St. Ottilien 2011. In: *Germania Benedictina IV*, S. 143 und *800 Jahre Kloster Arnsburg. 1174–1974.* Im Auftrag des Freundeskreises Kloster Arnsburg hrsg. von Willy Zschietzschmann. Lich 1974. S. 70 f.

17 *Paramente* S. 25.

18 *Otto Gärtner: Kloster Arnsburg in der Wetterau. Seine Geschichte - seine Bauten.* Hrsg. vom Freundeskreis Kloster Arnsburg e.V. Königsstein im Taunus 1998. S. 67. Parallelitäten erkennt man zu Kloster Eberbach, wo im gleichen Jahr 1774 mit dem Bau des Hauptportals begonnen wurde.

Diese Elemente wurden für das Wappen von seiner Familie übernommen und sind heute noch als Stifterwappen im südlichen Seitenschiff sowie an der Wange einer Kirchenbank in der katholischen Kirche in Erbach zu finden. Am 19. August 1780 fuhr Abt Birkenstock in seiner Funktion als Abt-Visitor nach Kloster Engelthal und nahm dort an der Beisetzung Äbtissin Benedictas teil.¹⁹ Ein Jahr später wird er in den Quellen als Stifter einer Glocke für die Wickstadter Kirche genannt und weitere fünf Jahre später stiftete er eine Messglocke für die Arnsburger Abteikirche, die sich noch heute im Dachreiter des Bursenbaus befindet. Sie trägt die Inschrift: „*Bernhartus Birckenstock De Erbach Abbas Arnsburgensis Anno 1786*“.²⁰ Außerdem ließ er Salutkanonen gießen, von denen heute noch fünf im Schlossmuseum des Grafen zu Solms-Laubach in Laubach erhalten sind. Sie tragen alle das Wappen und die Initialen FBBAALII *Frater Bernardus Birkenstock Abbas Arnsburgensis* 52 (52. Abt von Arnsburg) und sollten wohl mit abgefeuerten Schüssen an hohen Feiertagen zur Unterstreichung der Festlichkeiten dienen. Durch die intensive Förderung u.a. durch Abt Birkenstock konnte der Buchbestand der Arnsburger Bibliothek im Vergleich zu 1701 um das Siebenfache auf 15.000 Titel vergrößert werden.²¹ Weiterhin errichtete Bernhard Birkenstock 1792 in dem zum Kloster gehörenden Hofgut Wickstadt (bei Friedberg) ein sehr stattliches zweigeschossiges Herrenhaus als repräsentativen Bau im Stil des Spätbarock. Das prächtige Hauptgebäude der Domäne Wickstadt war einst Sommersitz der Äbte von Arnsburg.

Resignation

In den Wirren der Französischen Revolutionskriege ergaben sich viele Änderungen. Bernhard Birkenstock wird als bescheidener und hochbedeutender Mann beschrieben, „der in den furchtbaren Zeiten der französischen Invasion und Brandschatzung der Wetterau“ gegen Ende des 18. Jahrhunderts fest und treu für sein Kloster eintrat und unerschrocken die Herabsetzung der ungeheuren und maßlosen Kontributionssätze verlangte und sich dadurch vermutlich längere Verbannung zuzog, aus deren verschiedenen Orten er jedoch unermüdlich mit seiner Abtei in Verbindung blieb und sich „deren Wohl und Wehe durch treue Fürsorge angelegen sein ließ.“²² 1799 entschied er sich nach 27 Amtsjahren aufgrund der Kriegswirren und die für das Kloster damit verbundenen Aufregungen und Konflikte dazu, als Abt zurückzutreten. Den Antrag dazu stellte er an den Mainzer Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal, der dem „mehrmaligen unterthänigen Bitten“ auf Resignation schließlich stattgab. Der Rücktritt erfolgte am 17. Juni 1799, die Neuwahl des Nachfolgers zwei Tage darauf. Ausdrücklich vermerkt ist, dass für dieses Mal aufgrund der Zeitumstände, nicht zuletzt wegen der militä-

19 Paramente S. 26.

20 Gärtner S. 63.

21 Paramente S. 26. Nach Auflösung des Klosters ging die Bibliothek an die Grafen von Solms-Laubach und ist heute Bestandteil der Gräflichen Bibliothek im Schloss Laubach. *Germania Benedictina* IV, S. 145.

22 HStW Bibliothek X 530. Nachrichtenblatt für die Mitglieder der „Wilinaburgia“ (Verein ehemaliger Angehöriger des Gymnasiums zu Weilburg), Weihnachten 1928, Nr. 20. S. 7.

rischen Verwicklungen, auf alle Handlungen, die Geld, Zeit und Aufsehen erforderten, verzichtet wurde. In einem Schreiben des Geheimen Rats Johann C. L. Fresenius bringt dieser sowohl die allgemeine Ansicht als auch seine eigene Meinung zur Resignation Birkenstocks zum Ausdruck: „Sehnsucht nach Ruhe und nicht zur Vollendung gekommene Vergleichs-Geschäfte sollen der Antrieb zur Resignation gewesen seyn; ich glaube jedoch auch, Ansichten und Befürchtungen herannahender Veränderungen wirkten zum Entschlusse.“²³ Aus dem Protokoll des 17. Juni 1799 geht hervor, dass er dennoch die Würde eines Prälaten sowie seine besonderen Rechte und Vorrechte beibehalten durfte. Seine jährliche Pension sollte sich zusammensetzen aus 2000 Gulden sowie zusätzlichen Zahlungen für seine standesmäßige Verpflegung, die aus den Mitteln der Abtei gezahlt werden sollten. Die zusätzlichen Zahlungen wurden auf rund 1200 Gulden geschätzt, sodass er demnach 3200 Gulden erhalten hätte. Dem Schreiben des bearbeitenden Weihbischofs Valentin Heimes ist jedoch angefügt, es sei zu bedenken, dass er dem Kloster immerhin 27 Jahre mit „viel Ruhm und hervorstechenden auch immer bleibendem Nutzen vorgestanden“ habe. Man möge erwägen, die Pension um eine zusätzliche Taxe aufzustocken insbesondere im Vergleich mit der Abfindung der Äbte der Reichsklöster.²⁴ Letztendlich legte man die Pension auf 3500 Gulden fest.²⁵ Ihm wurde angeboten, weiterhin in der Abtei oder in einem zur Abtei gehörigen Hof seine ständige Wohnung zu beziehen.²⁶ Birkenstock, als resignierter Abt, assistierte 1799 mit dem Eberbacher Abt Leonhard II. Müller von Rüdesheim bei der Benediktion seines Nachfolgers Alexander Weitzels in der Pfarrkirche in Oberwickstadt. Unklar bleibt, ob er nach seiner Resignation noch bis zur endgültigen Aufhebung Arnburgs 1803 als Alt-Abt mit seinen Brüdern ausharrte, oder ob er unmittelbar das Kloster verließ und zurück in seine Heimat nach Erbach im Rheingau ging. Es ist sicher, dass er die letzten Jahre in seiner Heimatgemeinde verbrachte. 1801 war er bei der Taufe seines Neffen und Patenkindes Bernard Ferdinandus Melchior Birkenstock in Erbach anwesend – ob nur kurzzeitig oder schon permanent dort lebend bleibt offen.

Ruhestand in Erbach

Nach seinem Umzug nach Erbach lebte er in einer Wohnung im Anwesen seines Neffen und Patenkindes Bernhard Joseph Birkenstock,²⁷ Canonicus in Hil-

23 Fürstlich Solms-Hohensolmsisches Archiv, Laubach. A LI, 234 Schreiben vom 23.6.1799 und A LI,251 Protokoll vom 17.6.1799

24 Ebenda.

25 Allgemeines genealogisches und Staats-Handbuch. Frankfurt 1811. Bd. 1. S. 230. Sein Nachfolger Abt Alexander Weizel erhielt eine Pension in Höhe von 4500 Gulden. Sein Eberbacher Kollege, der letzte Abt Leonhard II. Müller wurde mit nur 2500 Gulden abgefunden, ein einfacher Mönch musste sich mit 450 Gulden zufriedengeben. Vgl. Vortrag Dr. Hartmut Heinemann anlässlich des Pontifikalamtes am 16.12.2018 in Rüdesheim in der Kirche St. Jakobus zum 200. Todestag von Abt Leonhard II. von Eberbach (unveröffentlicht).

26 A LI, 251.

27 Bernhard Joseph (1779–1820 in Erbach). Sohn von Bernhards Bruder Melchior und Anna Maria de Báeche (Köln).

desheim, im Holzweg zur Miete. Dieses Grundstück ist seit dem 19. Jh. geteilt und hat heute die Bezeichnung Taunusstraße 2–6.²⁸ Dorthin hatte ihn sein treuer Diener Johannes Laturn aus Wickstadt begleitet, der am 25. März 1808 starb und dem Bernhard Birkenstock sehr nachtrauerte.²⁹ Im Gegensatz zu seinem Amtskollegen, dem letzten Abt von Eberbach, der nach der Aufhebung seines Klosters in seiner Heimatgemeinde Rüdesheim lebte und dort an hohen Festtagen in der Pfarrkirche das Hochamt zelebrierte, lebte Bernhard Birkenstock in Erbach sehr still und zurückgezogen, widmete sich ganz der Frömmigkeit und war durch seinen Lebenswandel offenbar Vorbild für andere.³⁰ Auch der damalige Erbacher Pfarrer Theodor Mang bestätigt, dass Bernhard Birkenstock ein vorbildliches, tugend-sames Leben geführt und damit auch Einfluss auf seine Umgebung genommen habe.³¹

Stiftungen

Nachdem Bernhard Birkenstocks Mutter Maria Franziska Birkenstock geb. Schumann bereits Ende des 18. Jahrhunderts 500 Gulden für eine „freie“ Schule gestiftet und somit festgelegt hatte, dass kein Kind mehr wegen Geldmangels vom Besuch der Schule in Erbach abgehalten werden dürfe, sorgte ihr Sohn ab 1814 für weiteren Fortschritt auf diesem Gebiet. Jungen und Mädchen wurden häufig in Ermangelung zusätzlicher Räume zusammen unterrichtet, so auch in Erbach. Allerdings war man mit dieser Situation nicht immer zufrieden. Durch die großzügige Unterstützung durch Bernhard Birkenstock konnte hier eine Änderung herbeigeführt werden. 1814 stiftete er 3500 Gulden, also ein komplettes Jahresgehalt, zur Errichtung einer separaten Mädchenschule in der Schulstraße, heute Albrechtstraße, in Erbach, die durch den gebürtigen Erbacher Vikar Bappert noch um 500 Gulden bereichert wurde. Im Mai 1818 erhöhte Abt Birkenstock diese Dotation nochmals um den Betrag von 1500 Gulden.³² Die Besoldung der Lehrerin wurde ebenfalls von ihm übernommen.³³ Des Weiteren unterstützte er die Frühmesserei großzügig, deren Fundationsgüter sich im Laufe der Zeit sehr stark verringert hatten, sodass sich kaum ein Priester finden konnte, der das Benefizium aufgrund der schlechten finanziellen Ausstattung übernehmen wollte.

Birkenstocks Befürchtung war, dass damit eine Reduzierung der Gottesdienste in der Erbacher Pfarrkirche verbunden sein würde. Aus diesem Grund besserte er diese Pfründe 1808 mit einem Kapital von 1000 Reichstalern auf,³⁴ das sicher angelegt werden und dessen Zinsen dem jeweiligen Inhaber des Benefiziums zufließen sollten. Um den Frühmesser nicht weiter zu belasten, verfügte Birken-

28 Vgl. für die Ortsangaben Stadtarchiv Eltville Nr. 42, HHStAW 101/349 und HHStAW 223/2126 Nr. 17.

29 Vgl. Wellstein S. 66.

30 Ebenda.

31 Vgl. auch Gelehrtenlexikon der katholischen Geistlichkeit Deutschlands und der Schweiz. Hrsg.: Franz Karl Felder, Waitzenegger, Franz Joseph. Landshut 1817. Bd. 1. S. 455.

32 HHStAW Abt. 223/ 2451.

33 Vgl. Doris Moos: Die Elementarschule in Erbach. In: Rheingau-Forum 2, 2018, S. 16-25

34 Kirchenarchiv Erbach Nr. 185.

stock, dass dieser als einzige Verpflichtung ab Januar 1809 monatlich an einem beliebigen Samstag am Marienaltar eine Hl. Messe für Birkenstocks Seelenheil und das seiner Verwandten zelebrieren möge, zu seinen Lebzeiten in Weiß, nach seinem Tod in entsprechender Farbe. Ein Jahr später erhöhte er das Kapital der Frühmesserei um weitere 500 Gulden mit der Auflage, dass ihr Inhaber nach den bereits angesprochenen monatlichen Messen am Grab des Stifters das *Miserere* und das *De profundibus* bete. Solange Birkenstock aber noch lebe, solle der Frühmesser die beiden Psalmen mit den entsprechenden Gebeten am Grab seiner Eltern beten.³⁵

Vermächtnis an die St. Markus Kirche in Erbach

Durch die Wirren der Säkularisation gingen große Teile des Kircheninventars von Arnsburg verloren. Einen Teil nahm der letzte Abt des Klosters Alexander Weitzel mit in den Ruhestand nach Rockenberg und vermachte es der dortigen Pfarrei, u.a. auch ein Pluviale (Rauchmantel) Bernhard Birkenstocks aus Goldbrokat.³⁶ Aber auch der vorletzte Abt, Bernhard Birkenstock, durfte einige liturgische Geräte und Gewänder mitnehmen und so gelangten Schätze, wie kostbare Gefäße, Paramente und andere zum Gottesdienst erforderliche Gegenstände in den Besitz der Erbacher Pfarrkirche. U.a. schenkte Bernhard Birkenstock der Kirche 1803 eine große Monstranz, die heute noch verwendet wird. Am Fuß findet sich die Inschrift: „F. *Antonius Abb. Arnsb. donavit Ecclesia Arnsburgensi An. 1729*“.³⁷ 1804 übergab er ein silbernes und ein goldenes Ziborium, 1805 einen Korkappen mit Messgewand und Leviten, ebenso ein barock gestaltetes Ewiges Licht, das sich heute über dem Altar in der Kirche befindet mit der Aufschrift *BBAA 1810, Bernhard Birkenstock Abbas Arnsburgensis 1810*. Weiterhin schenkte er der Kirche eine feine silberne Platte mit reicher Verzierung für Wein- und Wasserkännchen, auf der Unterseite auch hier die Inschrift *BBAA 1810*. Beides – Ewiges Licht und Silberplatte – ist sehr kostbar und wahrscheinlich älteren Datums und von Bernhard Birkenstock 1810 umgestaltet worden.³⁷ Der Anlass könnte Birkenstocks 75. Geburtstag in diesem Jahr gewesen sein. Ebenso gingen auch Kaseln aus dem Besitz Kloster Engelthals, das ehemals Kloster Arnsburg unterstand, in den Besitz der katholischen Kirche St. Markus über. Die meisten dieser Paramente wurden vermutlich in Kloster Engelthal selbst gefertigt, wo sich eine hervorragende Paramentenwerkstatt befand.

All diese Paramente werden als ausgesprochen kostbare Arbeiten angesehen. Anfang des 20. Jahrhunderts existierten auch noch Birkenstocks Pontifikalschuhe und zwei Mitrén in der Erbacher Sakristei, die sich heute z. T. als Leihgabe im Dommuseum in Limburg befinden.

35 Wellstein S. 66 f.

36 *Germania Benedictina* IV, S. 150.

37 Recherchen Alexander Wissmann und Gilbert Wellstein.



Es wird als ausgesprochenes Privileg gesehen, dass Erbach als kleine Dorfkirche über einen solch reichen Kirchenschatz verfügt.³⁸

³⁸ Vgl. Wellstein S. 67.

Testament und Tod

Insbesondere die letzten drei Lebensjahre Birkenstocks waren von Krankheit und großem Leiden gekennzeichnet, die er bettlägerig, aber mit Geduld ertrug.³⁹ Am 14. Januar 1819, im hohen Alter von 83 Jahren starb er nach Empfang der Sterbesakramente in den Armen seines Neffen Carl Birkenstock Melchior's Sohn „gänzlich gebrochen“ über das Schicksal, das Arnburg durch die Säkularisation ereilt hatte.⁴⁰ Zu dieser Zeit waren Bestattungen innerhalb der Erbacher Kirche nicht mehr gestattet. Nur durch eine besondere Genehmigung vonseiten der nassauischen Regierung gelang es dem Gemeindepfarrer und ehemaligen Mitbruder P. Theodor Mang, dass Bernhard Birkenstock am 16. Januar 1819 dort beigesetzt werden konnte. Er ruht vor dem Marienaltar.⁴¹



39 Vgl. Wellstein S. 68.

40 Paramente S. 27.

41 Kirchenarchiv Erbach Nr. 9.

Dieser Ort ist sicher nicht zufällig gewählt, da die Marienverehrung bei den Zisterziensern einen hohen Stellenwert einnimmt. Zu Lebzeiten verband Birkenstock und Mang sicher neben der Arnsburger Vergangenheit auch das Wohl der Jugend. Mang hatte in Arnsburg acht Jahre in der Besserungsanstalt für Jugendliche gewirkt und diese immer im Blick. So auch, als er 1814 seine mehr als zweistündige Antrittsrede auf der Kanzel der Erbacher Pfarrkirche hielt und u.a. über Sitten, Erziehung und Beispiel sprach und damit ausdrücklich die Jugend als Zukunftskraft fokussierte. Mit der bereits erwähnten Stiftung der Mädchenschule wird deutlich, dass auch Birkenstock die Förderung der Jugend ein großes Bedürfnis gewesen sein muss. Im Übrigen verband die drei Geistlichen Alt-Abt Bernhard Birkenstock, Pfarrer Theodor Mang und den Frühmesser Johann Terentius Hansmann das gleiche Schicksal: alle drei hatten aufgrund der Säkularisation ihren bisherigen Wirkkreis aufgeben und neu anfangen müssen.

Sein ausführliches, „noch bei guten Kräften und vollem Verstande“ selbstverfasstes und gesiegeltes Testament⁴² vom 6. Juli 1815 wird im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden aufbewahrt und wurde einen Monat nach seinem Tod am 11. Februar 1819 eröffnet. Nach Benachrichtigung aller Erben versammelten sich an diesem Tag in Erbach unter dem Vorsitz des herzoglichen Beamten Regierungsrat von Crass aus Eltville in der Wohnung des Canonicus Bernhard Josef Birkenstock dieser selbst, dessen Bruder, der Gutsbesitzer Carl Birkenstock, Melchior Sohn⁴³ und deren Vetter Carl Christian Birkenstock, Sohn von Bernhards Bruder Johann Josef – der im Haus am Markt, heute Markt 1⁴⁴ wohnte.

Bernhard Birkenstocks Geschwister waren 1819 bereits alle verstorben. Von Seiten seines Bruders Johann Josef lebte nur noch ein Kind, Carl Christian, den er als einen der Universalerben einsetzte. Von der Familie seines Bruders Melchior lebten 1819 von 13 Kindern noch sechs, nämlich u.a. der bereits mehrfach erwähnte Canonicus Bernhard Josef und der zweite Universalerbe, Carl, der stets mit dem Zusatz Melchior Sohn erwähnt wird, des weiteren Ferdinand, Theodor Winand, Frau Doctorin Lisette (Maria Johanna Elisabeth) Hensay, geb. Birkenstock und Gottfried. Von seiner Schwester Anna Maria und ihrem Mann, Hofgerichtsrat Ferdinand Josef Kesting wurden bei der Testamentseröffnung sieben (noch lebende) der neun Kinder namentlich erwähnt, so die unverheiratet in Erbach lebende Gertrude Kesting, Luidgard von Lorrang, geb. Kesting in Winkel, Canonicus Konrad Kesting in Rees im Herzogtum Cleve, Katharina Fagemann, geb. Kesting in Karlsruhe, die beiden unverheirateten Schwestern Apollonia und Maria Anna Kesting in Karlsruhe und Maria Francisca Katharina Diepenbrock, geb. Kesting in Bocholt/Westphalen. Letztgenannte und deren Mann Anton Josef Theodor schrieben in ihrem Antwortbrief, dass sie „den beiden Universal-Erben sein [Bernhard Birkenstocks] nachgelassenes übriges Vermögen von ganzem Herzen gönnen, welches denselben als der wohlverdiente Lohn für die Aufopfe-

42 HHHStAW 223/293. Alle Angaben zum Testament, dessen Eröffnung und Übergaben beziehen sich auf diese Akte.

43 Vgl. für die Ortsangaben HHHStAW 223/ 2126 Art. Nr. 17.

44 Vgl. für die Ortsangaben Stadtarchiv Eltville Nr. 42 und HHHStAW 223/ 2126 Art. Nr.16.

rung ihrer Mühe [...] und für die Liebe der unermüdlichen Pflege während seiner langjährigen Krankheit mit vollem Rechte [...] zu Teil geworden ist“.

Sein Testament sah vor, dass sein Leichnam in aller Stille bestattet werden sollte, wofür der Pfarrer für die Stolgebühr, der Frühmesser für Begleitung, wie auch der Schullehrer und der Glöckner das Doppelte der üblichen Bezahlung erhalten sollten. Für sein Seelenheil sollten 50 Heilige Messen jeweils an seinem Begräbnistag gelesen werden und die hiesige Kirche sollte zehn Pfund gutes, weißes Wachs erhalten. Besonders auffallend sind hier die große Menge und die Qualität des Wachses. Es galt damals als besonders wertvolles Material, das sich nur Kirche und Adel leisten konnten. Er bedachte auch die „hiesigen schamhaften und kranken Hausarmen“, die 50 Gulden erhalten sollten. Diesen Betrag erhielt Pfarrer Mang unmittelbar am Begräbnistag von den Universalerben und veranlasste die Auszahlung. Weiterhin legte Birkenstock in seinem Testament fest, dass die Erbacher Kirche all seine Paramente, den Stab ausgenommen, erhalten sollte. Seinen Kelch und ein silbernes Messkännchen sah er für die Frühmesserei vor. Den Frühmesser Johann Terentius Hansmann⁴⁵ selbst, der auch sein Beichtvater war und ihm im Sterben beistehen sollte, bedachte er mit seiner goldenen Sackuhr, also einer Taschenuhr, und seiner Tischuhr zum Andenken. Der Kirche überschrieb er außerdem 500 Gulden, die sicher angelegt werden sollten und deren Zinsen er u.a. für die Bezahlung Heiliger Messen an seinem Begräbnistag für Pfarrer und Glöckner vorsah. Er verfügte weiterhin, dass die jeweilige Lehrerin mit ihren Schülerinnen dieser Messe beiwohnen sollte, wofür sie einen Gulden und die Schülerinnen für zwei Gulden und dreißig Kreuzer Wecken in der Schule erhalten sollten. Außerdem hatte er für die jeweilige Lehrerin zur Verbesserung ihres Gehalts zusätzlich 45 Gulden jährlich vorgesehen, wofür sie wöchentlich eine Extrastunde Nähen und Sticken gratis lehren sollte. Seinem Patenkind Bernhard Joseph hinterließ er als Patenstück seinen blauen Ring und sämtliche Malereien. Seinem Patenkind Bernhard Ludwig von Birkenstock,⁴⁶ Enkel seines Bruders Johann Josef, vermachte er acht silberne Leuchter, zwei Armleuchter, zwei Schüsselchen und vier Lichtputzen, sowie zwei silberne Kredenzsteller. Seinem Patenkind Bernhard Ferdinand Melchior,⁴⁷ Enkel seines Bruders Melchior vermachte er alles übrige Silber. Sein Stab ging an die beiden Universalerben. Weiterhin vermachte er den beiden Hausangestellten zu gleichen Teilen all seine Kleidung, Hemden, Hals- und Sacktücher (Taschentücher) und ihre zwei Betten mit allem Zubehör. Außerdem sollten diese ab seinem Todestag einen halben Jahreslohn erhalten, sein Diener 300 und seine Magd Maria Jungin 200 Gulden. Zu seinen Erben allen übrigen Vermögens setzte er den Sohn seines Bruders Johann Josef, Carl Christian

45 Johann Terentius Hansmann (1758–1833), ehemaliger Kapuziner, wurde 1801 Frühmesser in Erbach. Katholische Kirchengemeinde St. Markus Erbach 1749–1999. Zur 250-Jahrfeier der Kirchen-Erweiterung. Hrsg.: Katholische Kirchengemeinde St. Markus Erbach, 1999, S. 93.

46 Der einzige Nachweis besteht zur Taufe, die am 13. Januar 1810 in Erbach stattfand. <https://gedbas.genealogy.net/person/show/1008939159> (30.11.2018).

47 Bernhard Ferdinand Melchior (1801–1832). Er war verheiratet mit Elisabeth Schmidt († 1879) und hatte eine Tochter Elisabeth.

Birkenstock⁴⁸ und den Sohn seines Bruders Melchior, Carl Birkenstock Melchiors Sohn⁴⁹ ein. Er unterschrieb seinen letzten Willen *manu propria* und siegelte es mit seinem kleinen Petschaft.

Das nicht explizit verfügte Vermögen wurde in einer Liste aufgeführt und den Universalerben zusammen mit dem Prälatenstab am 14. Februar 1819 in den Räumen des verstorbenen Abtes übergeben. Diesen Teil des Hauses wollte der Eigentümer Canonicus Bernhard Josef Birkenstock nun selbst nutzen und bauliche Veränderungen vornehmen. Da er um zeitnahe vollständige Räumung gebeten hatte, wurden die Möbel unmittelbar in ein benachbartes Zimmer transportiert.

Etwa ein Jahr nach Bernhard Birkenstocks Tod setzte die Herzoglich Nassauische Landoberschultheißerei einen Termin im Wohnhaus des Verstorbenen zur Versteigerung seiner nachgelassenen sehr rein gehaltenen Weine fest. Angeboten wurden am 1. Mai 1820 um 14 Uhr zwölf Stück Wein, also etwa 14.000 l. Die Proben fanden auf Verlangen an den Fässern – also vor Ort – statt, „wozu die Herrn Liebhaber höflichst eingeladen“ wurden.⁵⁰



48 Carl Christian (1773–1826) Sohn von Bernhards Bruder Johann Josef und Luitgardis Kirn. Gutsbesitzer in Erbach, heiratete 1796 Maria Gertrudis Therese Ackermann und hatte fünf Kinder. Vgl. HHStAW 210/ 8963.

49 Carl (1775 in Köln–1840 in Erbach). Sohn von Bernhards Bruder Melchior und Anna Maria de Béeche. Gutsbesitzer in Erbach, heiratete 1800 Margarete Josephine Koch.

50 Rheinische Blätter Nr. 63, 1820.

Durch die Sichtung der vorhandenen Quellen ergibt sich nun ein klareres Bild vom Leben und Sterben Bernhard Birkenstocks. Dass wir eine Vorstellung von seinem tatsächlichen Aussehen haben, ist ein Glücksfall. Ein Ölgemälde mit seinem Bild aus dem ausgehenden 18. Jh. war über 200 Jahre verschollen. In den Wirren der Säkularisation kaufte es Familie Birkenstock-Brentano aus dem Frankfurter Raum und brachte es zunächst nach Wien, wo es sich lange im Besitz dieser Familie befand. Nach vielen Irrwegen spürte es der mittlerweile verstorbene Historiker Friedrich Damrath, ehemaliges Vorstandsmitglied des Vereins Freundeskreis Kloster Arnsburg, auf und erwarb es. Seine Witwe Karen Damrath übergab es 2017 diesem Freundeskreis. Es befindet sich nun im Bursenbau in Kloster Arnsburg.⁵¹

51 Gießener Allgemeine vom 22.1.2017, <https://www.giessener-allgemeine.de/regional/kreisgiessen/KreisGiessen-AEbte-kehren-heim;art457,180013> (6.11.2018)

Ein Gießener Schwarzer zwischen Ehrenspegel und Kotzebue-Attentat.

Zur Jugendgeschichte des Gießener Hofgerichtspräsidenten Friedrich Ludwig Klipstein (1799-1862)

ANNA ANANIEVA, ROLF HAASER

Einleitung

Vor etwas mehr als 200 Jahren, am 23. März 1819, ermordete der Jenaer Theologiestudent Karl Ludwig Sand den begnadeten Unterhaltungsschriftsteller und provokativen Feuilletonisten August von Kotzebue.¹ Ort des heimtückischen Anschlags auf das Leben des Schriftstellers war Mannheim. Hier wurde auch der Täter nach einer ausgedehnten Untersuchung der Tathintergründe zum Tode verurteilt und daraufhin am 20. Mai 1820 öffentlich enthauptet.² Während die Ermordung des weltweit gefeierten Theaterdichters eine der wichtigsten historisch-politischen Zäsuren des 19. Jahrhunderts markierte, so stellte die Hinrichtung des Mörders einen Markstein von kaum zu überschätzender Bedeutung für die Herausbildung der studentischen Mentalität und die Entwicklung des Universitätswesens im Vormärz dar.³

-
- 1 Nach einer lang anhaltenden Negativkanonisierung des vielseitigen Schriftstellers in der deutschen Literaturwissenschaft zeichnet sich seit einigen Jahren eine umfassende Wiederentdeckung und Neubewertung ab, siehe: Simone Winko: Negativkanonisierung: August v. Kotzebue in der Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, in: Renate v. Heydebrand (Hg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*. Stuttgart: Metzler 1998, S. 341-364; Pierre Mattern: „Kotzebue's Allgewalt“. *Literarische Fehde und politisches Attentat*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011; Johannes Birgfeld, Julia Bohnengel, Alexander Košenina (Hg.): *Kotzebues Dramen. Ein Lexikon*. Hannover: Wehrhahn 2011; Klaus Gerlach, Harry Liivrand, and Kristel Pappel (Hg.): *August von Kotzebue im Estnisch-Deutschen Dialog. Kotzebue-Gespräch*. (= Berliner Klassik; 22). Hannover: Wehrhahn 2016; Alexander Košenina, Harry Liivrand, Kristel Pappel (Hg.): *August von Kotzebue. Ein streitbarer und umstrittener Autor* (= Berliner Klassik; 25). Hannover: Wehrhahn 2017.
 - 2 Aus der Fülle an zeitgenössischer Literatur über die Untersuchung des Mordfalls und die Hinrichtung Sands seien hier paradigmatisch genannt: [Friedrich Cramer (Hg.):] *Acten-Auszüge aus dem Untersuchungs-Proceß über Carl Ludwig Sand; nebst andern Materialien zur Beurtheilung derselben*. Altenburg und Leipzig: literarisches Comptoir 1821. – [Karl Buchner:] *Ausführliche Darstellung von Karl Ludwig Sand's letzten Tagen und Augenblicke*. Stuttgart: Metzler 1820.
 - 3 Die wichtigsten Sand-Biografien: Günther Heydemann: *Karl Ludwig Sand. Die Tat als Attentat*. Hof: Oberfränkische Verlagsanstalt 1985. - Karl Alexander Müller: *Karl Ludwig Sand*. München: Beck 1925.

Der Mannheimer Kotzebue-Mord – man würde den politisch-moralisch motivierten Anschlag heute als terroristisches Attentat charakterisieren,⁴ – hatte eine internationale Dimension. Der aus Weimar gebürtige Schriftsteller stand seit seinem zwanzigsten Lebensjahr in russischem Dienst und erwarb sich in dieser Zeit neben dem Adelstitel, auch hohe Auszeichnungen sowie den Rang eines russischen Staatsrats. Als Untertan der russischen Krone bekleidete Kotzebue leitende Posten u.a. im Gerichtswesen des Estnischen Gouvernements unter Katharina II. und diente als Generalkonsul in Königsberg in der Regierungszeit Alexander I., als dieser die antinapoleonische Kampagne siegreich anführte. Es verwundert daher nicht, dass nach dem tödlichen Attentat im März 1819 die federführende badische Untersuchungskommission mit besonderer Umsicht und Bedachtsamkeit zu Werke ging.

Gleichzeitig war höchste Eile geboten, da der Attentäter einen missglückten Selbstmordversuch begangen und die Untersuchungskommission vor allem in der Anfangsphase der Untersuchung nahezu täglich mit dem Ableben Sands zu rechnen hatte. Neben den täglichen Verhören des schwerverletzten Täters in Mannheim hatten sich die Ermittlungen unter der Leitung des Staatsrates Levin Karl Freiherr von Hohnhorst⁵ intensiv um grenzübergreifende Amtshilfe bemüht. Es hatte sich schnell abgezeichnet, dass die Anfragen und Antworten der Behörden in anderen Städten, in denen die Fäden von Sands Aktivitäten im Vorfeld der Mordtat zusammenliefen, einen zentralen Bestandteil des Prozesses ausmachen würden.

Zunächst richtete sich die Aufmerksamkeit der badischen Ermittler auf die Universitätsstadt Jena, wo Sand zur Tatzeit als Student immatrikuliert war. Dadurch sah sich die Regierung in Sachsen-Weimar-Eisenach auf den Plan gerufen und setzte eine eigene Untersuchungskommission ein. Dieser waren gleich zu Beginn ihrer Investigationen die intensiven Beziehungen Sands zu dem politisch-radikalen Kreis der Gießener Studentenschaft offenkundig geworden, was nun ebenfalls die Konstituierung einer offiziellen Gießener Untersuchungskommission zur Folge hatte. Dass Hessen-Darmstadt zudem noch eine weitere Untersuchungskommission installierte, die in der Residenzstadt aktiv wurde, lag vor allem daran, dass Sand sich dort unmittelbar vor dem Mordanschlag einige Tage inkognito aufgehalten hatte und die Hilfe mehrerer in Darmstadt ansässiger Personen in Anspruch genommen hatte. Um seine Darmstädter Freunde und Unterstützer aus

4 George S. Williamson: What Killed August von Kotzebue? The Temptations of Virtue and the Political Theology of German Nationalism, 1789-1819, in: *The Journal of Modern History* 72 (December 2000), 4, S. 890-943.

5 Levin Karl Freiherr von Hohnhorst war ein geachteter Richter des Mannheimer Hofgerichts und stieg später zum Präsidenten des Badischen Oberhofgerichts auf. Seine Expertise im Fall Sand nutzte der Stuttgarter und Tübinger Verleger J. F. von Cotta und ließ noch im Jahr der Hinrichtung des Attentäters einen maßgeblichen und aktenbasierten Überblick über den Prozessverlauf erscheinen: Levin Karl von Hohnhorst: *Vollständige Uebersicht der gegen Carl Ludwig Sand, wegen Meuchelmordes, verübt an dem K. Russischen Staatsrath v. Kotzebue, geführten Untersuchung. Aus den Originalakten ausgezogen, geordnet, und herausgegeben.* Stuttgart und Tübingen: Cotta 1820.

den Ermittlungen herauszuhalten, hatte Sand bei seinen Verhören in Mannheim ein ausgeklügeltes Lügengebäude aufzubauen versucht. Dieses war nach und nach in Folge einer engen Zusammenarbeit der badischen Ermittler mit der Darmstädter Untersuchungskommission zusammengebrochen.⁶ Nicht die Verschleierrbemühungen des Attentäters, sondern die Kooperation zwischen den Ämtern hatte sich als erfolgreich erwiesen.

Die Arbeit der Darmstädter Untersuchungskommission liefert die Grundlage für die Ausführungen des vorliegenden Beitrages: Denn ein großer Teil des materialreichen Vorganges um das Kotzebue-Attentat ist erhalten.⁷ Diese Dokumente bilden einen geschlossenen Aktenbestand im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt, der in der Forschung bislang unbeachtet bzw. unberücksichtigt geblieben ist.⁸ Im Folgenden werden einige wichtigen Akteure, sowohl auf der Seite der Ermittler als auch der Komparenten, kurz vorgestellt. Im Mittelpunkt der darauffolgenden Darstellung steht Friedrich Ludwig Klipstein. Die Verhörprotokolle, die die Darmstädter Untersuchungskommission mit dem damaligen Gießener Studenten geführt hatte, erhellen einen bis jetzt weitgehend im Dunkeln gebliebenen Abschnitt der Vorbereitung des Kotzebue-Attentates auf eine bemerkenswerte Weise.⁹ Wie der vorliegende Beitrag zeigt, erlauben die Verwicklungen Klipsteins in diesen Fall, der allgemein als das erste politische Attentat in Deutschland gilt, einen bis jetzt unbekanntem Einblick in die Jugendgeschichte des späteren Gießener Hofgerichtspräsidenten. Zusätzlich zu dem Material der Darmstädter Kotzebue-Akte wurden für diese Studie die Handschriften aus dem Besitz der Geschwister-Klipstein-Stiftung in Laubach ausgewertet, die auch eine neue Quelle im Zusammenhang mit der Geschichte der „Gießener Schwarzen“ darstellen. Unsere Ausführungen fokussieren vorrangig die lokalen Ereignisse, die sich in Mannheim, Darmstadt und Gießen abspielen, dennoch behält der Beitrag ein breites Themen-

6 Siehe dazu ausführlicher: Rolf Haaser: „Karl Ludwig Sand und Wilhelm Martin Leberecht de Wette in ihrer gemeinsamen Frontstellung gegen August von Kotzebue. Bemerkungen anlässlich der Lektüre der Darmstädter Kotzebue-Akte“, in: Thomas Wortmann, Julia Bohnengel (Hg.) *„Die deutsche Freiheit erdolcht“. Beiträge zu Leben, Werk und Tod August von Kotzebues.* Hannover: Wehrhahn [erscheint 2020].

7 Der heutige Bestand des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt (HStAD) enthält nicht mehr die vollständigen seinerzeit angefallenen Akten der Untersuchung. Er wurde zu einem nicht bekannten Zeitpunkt einer Skartierung unterzogen, d.h. einer in der Archivierungspraxis üblichen Verschlankung der Aktenablage durch Verstampfung von nicht mehr nötigen bzw. als nicht mehr relevant erachteten alten Akten oder Aktenteilen. Nur noch vermeintlich sachwichtige oder charakteristische Schriftstücke wurden in dem Konvolut belassen.

8 Sachakte „Kotzebue, August v., russischer Staatsrat und Schriftsteller in Mannheim“ [Acten des Großherzoglich Hessischen Geheimen Cabinets-Secretariats betreffend: den Staatsrath von Kotzebue insbesondere dessen Ermordung]. HLA HStAD D 12 Nr. 28/16. – Digitalisat der Akte: <https://arcinsys.hessen.de/arcinsys/detailAction?detailid=v1957640> [07.11.2019].

9 Die vollständige Transkription der beiden Verhörprotokolle wird erstmals im Anhang zu dem Beitrag veröffentlicht.

feld der radikalisierten Studentenschaft im Blick und öffnet damit eine zusätzliche Perspektive auf das Verhältnis von „Worten und Taten“ der Vormärzzeit.¹⁰

1. Darmstädter Ermittler: Hofgerichtspräsident Minnigerode

Nach der Ermordung von August von Kotzebue setzte die Darmstädter Regierung eine Untersuchungskommission ein, die unter der Federführung des Hofgerichtspräsidenten Ludwig Minnigerode (1771-1839) stand.

Die historische Forschung hat sich bis jetzt noch nicht umfassend mit dem Darmstädter Hofgerichtspräsidenten befasst, der den Verlauf der Darmstädter Untersuchung wesentlich prägte. Daher fließen die Informationen zu Handlungsweisen und Motiven Minnigerodes im Zusammenhang mit seiner Amtsführung spärlich.¹¹ Auch biografische Details bleiben noch weitgehend im Dunklen. In der Forschungsliteratur erscheint der Präsident des Darmstädter Hofgerichts Ludwig Minnigerode vor allem als der Vater des Gießener Studenten Karl Minnigerode, der als Mitglied des Georg-Büchner-Kreises bei dem Versuch festgenommen wurde, eine Anzahl von Drucken des „Hessischen Landboten“ nach Gießen einzuschmuggeln. Die Verhaftung des Sohnes und die damit in Verbindung gebrachte Amtsentlassung des Vaters schlug Wellen in der Presse des Jahres 1834.

Nach der Zwangspensionierung in Folge des Skandals um den „Hessischen Landboten“ verlegte sich Ludwig Minnigerode auf die Schriftstellerei und veröffentlichte 1835 in Darmstadt bei Heyer einen Band, bei dem es sich um ein Resümee seiner juristischen Prinzipien und Maximen zu handeln scheint. In dieser Publikation unter dem Titel „*Beitrag zu Beantwortung der Frage: Was ist Justiz- und was ist Administrativsache?*“ betonte Minnigerode die Prinzipien der Gewaltenteilung nach Montesquieu und die Unabhängigkeit des Richteramtes. Er vertrat die Auffassung, dass es vor allem der Richter sei, der die Rechte des Staatsbürgers und der Gemeinden gegenüber der Verwaltung sichere.¹²

Ein Schlüssel zum Verständnis dieser Haltung liegt möglicher Weise in einem einschneidenden Ereignis, das Ludwig Minnigerode als junger 18-jähriger Student in Gießen in seiner eigenen Familie erlebte. Sein Vater Benjamin Minnigerode (1735-1789), der Stadtsyndikus im oberhessischen Alsfeld war, hatte nach dem Ausbruch der Revolution in Paris 1789 die Zeitumstände für geeignet gehalten, die seit geraumer Zeit außer Kraft gesetzte landständische Mitbestimmung wieder in

10 Vgl. Anna Ananieva, Rolf Haaser: Publizität und Diplomatie: Politische Skandale um August von Kotzebue und Alexander von Stourdza im Kontext ideologischer Radikalisierung nach dem Wartburgfest, in: Joachim Bauer (Hg.), *Das Wartburgfest 1817 als Europäisches Ereignis.* (= Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Jena). Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2019, S. 225-253.

11 Zu den biographischen Eckdaten vgl.: Eckhart G. Franz: Art. „Ludwig Minnigerode“, in: *Stadtllexikon Darmstadt*, hg. v. Historischen Verein für Hessen im Auftrag des Magistrats der Wissenschaftsstadt Darmstadt. Stuttgart: Theiss 2006, <<https://www.darmstadt-stadtllexikon.de/m/minnigerode-ludwig.html>> [07.11.2019].

12 Siehe die Zusammenfassung des Inhalts und den Hinweis auf eine zweite Publikation juristischen Inhalts aus dem Jahr 1836 in: Erich Zimmermann: *Für Freiheit und Recht! Der Kampf der Darmstädter Demokraten im Vormärz (1815-1848)*. Darmstadt: Hessische Historische Kommission 1987, S. 292.

Gang zu bringen. In verschiedenen Schreiben an Bürgermeister und Landtagskollegen forderte er diese auf, ihre überkommenen Privilegien in Anspruch zu nehmen und seinen Vorstoß zur Einberufung der Landstände zu unterstützen. Der Landgraf begriff dieses Vorgehen des Stadtsyndikus, das im Grunde nicht gesetzeswidrig war, dennoch als einen politisch gefährlichen Akt und ordnete die sofortige Verhaftung Benjamin Minnigerodes an. In der Kutsche, die den Häftling von Alsfeld nach Gießen bringen sollte, griff er nach einem verborgenen Terzerol, erschoss sich und fiel daraufhin leblos dem ihn begleitenden Wachmann in den Schoß.¹³

Ludwig Minnigerode, der, wie erwähnt, zur Zeit des tragischen Selbstmordes seines Vaters in Gießen Rechtswissenschaften studierte, blieb nach Abschluss des Studiums als Anwalt zuerst in der Stadt, arbeitete dann als Justiz- und Polizeiamtman in Cleeburg und diente später, zum Zeitpunkt der Kotzebue-Ermordung, als Hofgerichtspräsident in Darmstadt.

Wenig bekannt ist die Tatsache, dass Ludwig Minnigerode vor seiner Richterzeit als Regierungsdirektor und Leiter der Rentkammer in Arnberg von 1803-1815 fungierte. Hier, in der durch den Reichsdeputationshauptschluss 1803 hessisch gewordenen Provinz Westfalen, spielte er bereits eine wichtige administrative Rolle. Ludwig Minnigerode gehörte vor und während der Rheinbundzeit dem Personenkreis an, der maßgeblich an den gesamtstaatlichen Reformprozessen auf mittlerer und unterer Verwaltungsebene beteiligt war.¹⁴ In einer Studie zu den Reformen, die die Eingliederung der Provinz Westfalen zum Ziel hatten, weist Uta Ziegler darauf hin, dass Minnigerode die Zentralisierung der Souveränitätsrechte in der Hand der Administration sehr kritisch betrachtet und die fragwürdige Verwaltungsjustiz sowie eine fehlende Verwaltungskontrolle moniert habe.¹⁵ Minnigerodes politische Haltung in diesen Fragen habe ihn zu einem frühen Befürworter der Gewaltenteilung und der historischen Vertragslehre werden lassen.¹⁶ So gilt Minnigerode u.a. als der Verfasser zweier Organisationsedikte aus dem Herbst 1803, in denen sich insofern eine bewusste Orientierung an einem modernen Staatsgedanken spiegelte, als ihre Bedeutung weit über die notwendige Verwaltungsneuorganisation hinausreichte.¹⁷ Der führende hessische Reformbeamte strebte auch eine neuartige Gewerbepolitik an, indem er beispielsweise im Jahr 1809 in Arnberg als Mitbegründer einer Gesellschaft zur *Beförderung der Landes-*

13 Vgl. Rolf Haaser, *Spätaufklärung und Gegenklärung. Bedingungen und Auswirkungen der religiösen, politischen und ästhetischen Streitkultur in Gießen zwischen 1770 und 1830.* (= Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte; 114). Darmstadt: Hessische Historische Kommission 1997, S. 87 und die dort auf S. 308 angegebene weitere Literatur.

14 Siehe: Uta Ziegler (Hg.), *Regierungsakten des Großherzogtums Hessen-Darmstadt 1802-1820.* München: Oldenbourg 2002, S. 18.

15 Ebd.

16 So jedenfalls die Einschätzung von Eckhart G. Franz, Peter Fleck und Fritz Kallenberg in: Walter Heinemeyer (Hg.), *Handbuch der hessischen Geschichte.* 4. Band, 2. Teilband, 3. Lieferung. (Hessen im Deutschen Bund und im neuen Deutschen Reich (1806) 1815 bis 1945). Marburg: Elwert 2003, S. 696.

17 Ebd., S. 697.

Kultur und des bürgerlichen Wohlseyns, tätig war. Diese Gesellschaft sollte nicht nur die Landwirtschaft fördern, sondern auch das Gewerbewesen, etwa indem man technische Innovationen mit Prämien belohnen wollte.¹⁸

Im Jahr 1815 wechselte Ludwig Minnigerode schließlich nach Darmstadt und übernahm das nächste Amt nun als Präsident des Hofgerichts für die Provinz Starkenburg. Inzwischen war er bereits auch privat in die Hessendarmstädtische Elite hervorragend eingebunden. Seine Frau Marianne Wilhelmine war die Tochter des Präsidenten der Finanzkammer und Geheimen Staatsrats Ernst Wilhelm Zimmermann in Darmstadt. Minnigerodes älterer Bruder Georg war Hofmedicus in der Residenzstadt, seine Schwester Sophie mit Johann Ernst Christian Schmidt, einem der angesehensten Theologen des Landes, verheiratet. Seine Schwester Charlotte war die Gattin des Burg-Kanzleirat Julius Siegfrieden in Friedberg in der Wetterau. Sie war auch die Mutter von Gottlieb Siegfrieden (1792-1854), einer der treibenden Kräfte der „Darmstädter Schwarzen“, wie sich die Vertreter der Verfassungsbe-
wegung in Hessen-Darmstadt nannten.

Nach dem Kotzebue-Attentat in Mannheim nahm Ludwig Minnigerode am 17. April 1819 seine Ermittlungen offiziell auf. Er legte vom ersten Tag an ein „General Protocoll“ an, in dem er die einzelnen Verfahrensschritte laufend, d.h. von Untersuchungstag zu Untersuchungstag, festhielt und durch Beilegung der jeweils entstandenen „Special Protocolle“ dokumentierte.¹⁹

2. Darmstädter Komparten: Karl Ludwig Kraus

Noch bevor Minnigerode seine Untersuchungsakte anlegte, spätestens nachdem die ersten Mannheimer Nachrichten über die Ermordung Kotzebues Darmstadt erreichten, war dem engeren Kreis der Darmstädter Freunde Karl Ludwig Sands klar, dass sie sich in einer heiklen Situation befanden. Schwer vorzustellen, dass sie sich womöglich Hoffnung machen konnten, unbehelligt aus der Sache herausgehalten zu werden. Dazu hätte Sand in Mannheim wenigstens seinen Wunden erliegen müssen, bevor sich die Untersuchungsrichtung auf Darmstadt kaprizieren konnte. Stattdessen sickerte durch, dass Sands Gesundheitszustand sich eher verbesserte als verschlechterte. Immerhin verblieben dem Darmstädter Freundeskreis mehr als drei Wochen Zeit, sich auf den Ernstfall vorzubereiten und ihre etwaigen Aussagen aufeinander abzustimmen.

Von zentraler Bedeutung für alle Beteiligten waren die Aussagen des Akzesisten Karl Ludwig Kraus, der aufgrund der Mannheimer Vorgaben als erster ins Visier der Darmstädter Untersuchungskommission geriet. Dreh- und Angelpunkt war dabei der Umstand, dass Sand in Mannheim ohne Reisegepäck angekommen war und erklärt hatte, dass er seinen Reisetornister in den Rhein geworfen habe. Dabei hatte er sich aber in Widersprüche verstrickt und schließlich schweren Herzens zugeben müssen, dass er sein „Ränzchen“ in seiner Unterkunft bei Kraus in Darmstadt zurückgelassen hatte. Seine hartnäckige Weigerung, weitere Personen

18 Ebd., S. 717.

19 Beginn des von Minnigerode fortlaufend geführten Generalprotokolls, in: Akte „Kotzebue“, HLA HStAD D 12 Nr. 28/16, Bl. 28 (Digitalisat Nr. 44).

zu nennen, mit denen er in Darmstadt zusammengetroffen war, erwies sich in der Folge als wirkungslos. Die Darmstädter Untersuchungskommission unter Minnigerode hatte nämlich keine Probleme, Kraus ausfindig zu machen und, ausgehend von seinen Aussagen, nach und nach das komplette Umfeld Sands in Darmstadt aufzurollen.

Nach seinen eigenen Angaben zur Person, die er während der Befragung gemacht hatte, war Karl Ludwig Wilhelm Gottlieb Kraus,²⁰ ein Sohn des Pfarrers von Raunheim²¹ und zum Zeitpunkt seiner Vernehmung 23 Jahre alt. Im Jahr 1814 hatte er als Mitglied des hessen-darmstädtischen freiwilligen Jägercorps am Feldzug gegen Frankreich teilgenommen und von 1814-1817 in Gießen Kameralwissenschaften studiert. Nach einem Zwischenaufenthalt bei seinem Vater in Raunheim arbeitete er ab Pfingsten 1818 im Büro des Regierungsrats Eckhardt²² in Darmstadt und erledigte nebenher Arbeiten für die Darmstädter lithographische Anstalt.

Aus den Akten geht weiterhin hervor, dass Kraus mit einem engen Freund Sands, dem damals als Lehrer in Wetzlar angestellten Karl Christian Sartorius verwandt war und in der Wohnung von dessen Mutter in Darmstadt ein Zimmer bewohnte. Sehr wahrscheinlich handelt es sich bei Kraus also um dieselbe Person, die Walter Grab in seiner Biographie über Wilhelm Schulz als „Postbüro-Assistenten“ unter den Mitgliedern des formlosen Vereins der „Darmstädter Schwarzen“ für das Jahr 1818 namhaft machen konnte.²³ Erich Zimmermann führt ihn in seiner Studie über die Darmstädter Demokraten im Vormärz als Ludwig Kraus und gibt an, dass er wie sein Vetter Sartorius den „Gießener Schwarzen“ angehört habe. Kraus' Name figurierte laut Zimmermann auch auf Adressenlisten der Gießener und Freiburger „Schwarzen“.²⁴ Über seinen Werdegang nach 1819 ist nichts bekannt.

Während des Verhörs durch die Untersuchungskommission am 18. April 1819 gab Kraus zu Protokoll, dass er mit dem sich derzeit in Darmstadt aufhaltenden Gießener Jurastudenten Friedrich Ludwig Klipstein befreundet sei, der ihn am 17. März 1819 bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße gebeten habe, dem aus

20 Namensvarianten: Krauss; bzw. Krause; in der Gießener Universitätsmatrikel erscheint er als Karl Ludwig Kraus. Vgl. Franz Kössler: *Register zu den Matrikeln und Inscriptionsbüchern der Universität Gießen WS 1807/08 - WS 1850.* (= Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek Giessen; 25). Gießen: Universitätsbibliothek 1976, S. 102

21 Nicht Naunheim, wie Kössler aus dem Immatrikulationseintrag vom 1.11.1814 irrig herausgelesen hat. – Ebd.

22 Christian Leonhard Philipp Eckhardt (1784-1866) hatte in Gießen Jura, Mathematik, Physik und Astronomie studiert. Er war seit 1806 Lehrer für Mathematik und Physik am Gymnasium Darmstadt und trat 1809 in die Steuerverwaltung ein. 1818 übernahm er die Leitung der Katastervermessung und erstellte in dieser Funktion geodätische Karten des Großherzogtums Hessen-Darmstadt und des Herzogtums Nassau. 1829 wurde er Abgeordneter des Hessischen Landtags. Wie lange Kraus bei Eckhardt angestellt blieb, hat sich nicht feststellen lassen.

23 Walter Grab: *Dr. Wilhelm Schulz aus Darmstadt. Weggefährte von Georg Büchner und Inspirator von Karl Marx.* Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg 1987, S. 39.

24 Zimmermann, *Für Freiheit und Recht!*, S. 40, 283.

Jena in Darmstadt angekommenen Studenten Sand in seinem Zimmer Unterkunft zu gewähren. Sand sei dann am Abend desselben Tages bei ihm eingezogen und habe bis zu seiner Abreise am Morgen des 22. März mit ihm zusammengewohnt.²⁵ Damit hatte Kraus durch seine Aussage vor dem Darmstädter Untersuchungsrichter den entscheidenden Hinweis auf die Beteiligung seines Freundes und Verwandten Friedrich Ludwig Klipstein gegeben, der bereits am darauffolgenden Tag zur Vernehmung vorgeladen war.

3. Friedrich Ludwig Klipstein und die ‚Causa Sand‘

Zwei Tage nach der Eröffnung der Untersuchungsakte erwies sich die Vernehmung des in Darmstadt beheimateten Gießener Jurastudenten Friedrich Ludwig Klipstein (1799-1862) als das wichtigste Tagesereignis für die Darmstädter Untersuchungskommission. Denn tags zuvor hatte Kraus ausgesagt, dass Klipstein den Kontakt zu dem Attentäter hergestellt und ihm Sand als Logiergast zugeführt hatte:

„Den 17n Merz begegnete mir der Sohn des Obristen Klipstein, welcher, diesen Winter über, sich hier aufgehalten, vorher aber in Gießen studirt hat, auf der Straße, und sagte mir, daß ein Student, Namens Sand, der von Jena komme, hier sey, und hat mich angesprochen, ob Sand nicht bey mir logiren könne; Klipstein versicherte, daß er den Sand kenne, und weil ich ein vollkommenes Vertrauen zu Klipstein habe und ein Zimmer für mich allein bewohne; so nahm ich keinen Anstand, den Sand bey mir aufzunehmen. Klipstein sagte mir dieses Nachmittags, etwa nach 12 Uhr; und brachte des Abends, etwa gegen 6 Uhr, den Sand zu mir, welchen ich vorher persönlich nicht gekannt habe, auch nicht einmal seinem Nahmen nach.“²⁶

Aus der Sicht Minnigerodes war Klipstein also als eine neue Schlüsselfigur des Untersuchungsprozesses zu betrachten, nicht zuletzt, weil Sand sich in der Mannheimer Untersuchung beharrlich geweigert hatte, anders als im Fall von Kraus, diesen Namen preiszugeben. Seine Identifizierung und Befragung war daher die erste wesentliche Erweiterung des Untersuchungshorizontes, die Minnigerode beisteuern konnte.

Zu Beginn der Vernehmung gab Klipstein an, dass er im 20. Jahre stehe und der Sohn des Obristen Klipstein sei. Er habe seit Herbst 1816 in Gießen zwei Jahre lang Jurisprudenz studiert und werde, nachdem er sich seit dem Herbst des vorigen Jahres im elterlichen Hause in Darmstadt aufgehalten habe, im bevorstehenden Sommersemester wieder nach Gießen gehen.²⁷

25 Protokoll über das Verhör des Kameralpraktikanten Kraus in Darmstadt, 1819 [Spezialprotokoll des Verhörs des Kameralpraktikanten Kraus], in: Akte „Kotzebue“, HLA HStAD D 12 Nr. 28/16, Bl. 30-35 (Digitalisat Nr. 47-58).

26 Ebd., Bl. 30 (Digitalisat Nr. 48).

27 Vgl. die Transkription des Verhörprotokolls im Anhang 1 dieses Beitrages.

In seinem Fall waren die Angaben zur Person jedoch reine Formsache. Denn anders als der Komparent Kraus, der als Pfarrersohn aus der am Main zwischen Frankfurt und Mainz gelegenen Provinzgemeinde Raunstadt stammte und im öffentlichen Leben in Darmstadt kaum wahrnehmbar war, gehörte Friedrich Ludwig Klipstein einer traditionsreichen, hochangesehenen Honoratiorenfamilie der Residenzstadt an. Er war nicht nur Enkel des ehemaligen leitenden Staatsministers Jakob Christian Klipstein (1715-1786), sondern auch sein Vater, der Obrist und Militärschriftsteller Friedrich Leopold Klipstein (1752-1833), zählte als Mitglied des Oberkriegskollegiums zur politischen Elite des Großherzogtums Hessen-Darmstadt. Letzterer spielte als Meister vom Stuhl der Darmstädter Freimaurerloge auch eine wichtige Rolle im geselligen Leben der Stadt.²⁸ Der junge Studiosus Klipstein gehörte zum Zeitpunkt seines Verhörs ebenfalls seit einem Jahr dieser geheimen Gesellschaft an und hatte sich durch sein rhetorisches Talent bereits zum zukünftigen Redner der Loge empfohlen.²⁹

Mit großer Detailtreue schilderte Friedrich Ludwig Klipstein in dem Verhör vom 19. April 1819, seiner ersten von insgesamt zwei Vernehmungen, wie der Advokat Heinrich Karl Hofmann am 17. März 1819, dem Tag der Ankunft Sands in Darmstadt, zu ihm gekommen sei und ihm gesagt habe, „daß ein Student von Jena, Namens Sand, bey ihm sey, der mich zu sprechen wünsche“.³⁰ Wurüber dieser mit ihm reden wollte, habe Hofmann ihm nicht mitgeteilt. Daraufhin sei er mit Hofmann in dessen Wohnung gegangen, wo der Student Sand ihm die Hand reichte und ihn zu dem genannten Gespräch ins Nebenzimmer bat, welcher Aufforderung er auch Folge geleistet habe. Erschien die ganze Anbahnung der Begegnung mit Sand nach diesen ersten Schilderungen Klipsteins bereits höchst geheimnisvoll, so setzte sich dies in dem nun folgenden Gespräch in der Wohnung Hof-

28 Zur Rolle der Mitglieder der Familie Klipstein in der Loge „Johannes der Evangelist zur Eintracht“ im Orient Darmstadt vgl. Winfried Dotzauer: Zur Freimaurerei im Großherzogtum Hessen (1815- 1830), in: *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde* 36 (1978), S. 301-328. – Friedrich Ludwig Klipstein findet allerdings bei Dotzauer keine Erwähnung. Klipstein war Anhänger des humanitären Prinzips innerhalb der Freimaurerschaft, d.h. er wollte auch Nichtchristen den Zugang zu den Logen offenhalten. Sein Toleranzbegriff hatte sich offensichtlich seit seiner Mitgliedschaft im „Ehrensiegel“ (siehe dazu den letzten Abschnitt dieses Beitrages) wesentlich erweitert. Einem Artikel in einer Freimaurerzeitung ist zu entnehmen, dass Friedrich Ludwig Klipstein in der Loge aktiv war, bis zu einem Zeitpunkt, an dem sie das „christliche Princip“ einführte. Klipstein habe daraufhin seine Mitgliedschaft gedeckelt, d.h. ruhen lassen. Vermutlich war er aber in der Folgezeit mit der Gießener Loge „Ludwig zur Treue“ in Verbindung. Als diese nämlich am 8. Januar 1860 der Darmstädter Großloge affiliert wurde, sei es, so berichtet der Artikel weiter, eine freudige Überraschung gewesen, dass Bruder Klipstein bei dieser Gelegenheit zum ersten Male wieder erschien. – Vgl.: Art. „Giessen“, in: *Die Bauhütte* Nr. 4 (21. Januar 1860), S. 31.

29 Manuskript „Jacob Christian Klipstein und seine Voreltern aus Familienpapieren, Documenten und mündlichen Überlieferungen gesammelt und geordnet von seinem Sohn Philipp Engel Klipstein 1787“ [Familienchronik], 367 Seiten, Geschwister-Klipstein-Stiftung Laubach, ohne Signatur. Im Folgenden zitiert als: Familienchronik.

30 Protokoll über das Verhör des Studenten Klipstein in Darmstadt, 1819 [Verhör des Jurastudenten Friedrich Ludwig Klipstein], in: Akte „Kotzebue“, HLA HStAD D 12 Nr. 28/16, Bl. 43 (Digitalisat Nr. 68).

manns durchaus fort. Sand habe ihm gesagt, dass er von der Reise ermüdet sei und sich unwohl fühle. Sehr herzlich und dringend habe er ihn gebeten, ihm freundlich gesonnen zu sein und ihn recht zu lieben. Er habe ihm eröffnet, dass er sich in Darmstadt unbekannt und unbemerkt aufhalten wolle, und habe ihn gefragt, ob er bei ihm logieren könne. Um eventuelle Vorbehalte auf Seiten Klipsteins zu zerstreuen, habe Sand ihn versucht zu überzeugen, dass er nichts Schlechtes getan habe und solches auch nicht vorhabe zu tun. Er habe also seinetwegen nichts zu fürchten.

Aus dem Verhörprotokoll geht hervor, dass Klipstein daraufhin Sand mitteilte, dass seine häuslichen Umstände eine solche Unterbringung nicht erlaubten, dass er aber versuchen wolle, ihn bei Bekannten unterzubringen. Er machte sich auch gleich auf die Suche nach einer passenden Unterkunftsmöglichkeit, was sich zuerst als schwierig erwies. Schließlich begegnete er Kraus auf der Straße, der sich dazu bereiterklärte und mit dem zusammen er daraufhin zurück in die Wohnung Heinrich Karl Hofmanns ging, um Kraus mit Sand bekannt zu machen.

Aus den Ausführungen Klipsteins gewinnt man den Eindruck, dass Sand sehr schnell festgestellt haben muss, wie ungünstig der Aufenthalt bei Hofmann für die Wahrung seines Inkognitos war, denn in dem Haus des Führers der damals in Hessen-Darmstadt sehr aktiven und erfolgreichen Verfassungsbewegung ging es offensichtlich zu wie in einem Taubenschlag. Klipstein erwähnt, dass Sand sich mehrmals genötigt fühlte, sich im Nebenzimmer zu verbergen. Abends, offensichtlich im Schutz der Dunkelheit, habe Klipstein dann Sand und Kraus in dessen Wohnung begleitet. Auch am darauffolgenden Vormittag begab sich Klipstein zu Kraus, um Sand zu treffen. Nachdem Kraus wegen seines Berufes den größten Teil des Tages außer Hauses war, kam es zu einem längeren Gedankenaustausch zwischen Klipstein und Sand, die sich vor dem Eintreffen Sands in Darmstadt persönlich nicht gekannt hatten. Lediglich während seines Studiums in Gießen habe ihm ein dort sich aufhaltender Student aus Jena namens Leo von Sand erzählt.

Auch am Nachmittag des 18. März 1819 begab sich Klipstein nach eigener Aussage in Sands Unterkunft. Als Heinrich Karl Hofmann dazukam, entspann sich ein Gespräch, das sich u.a. um die Person August von Kotzebue drehte. Sand habe die Meinung vertreten, dass Kotzebue ein Schandfleck für Deutschland und ein russischer Spion sei.³¹ Sowohl Hofmann als auch Klipstein hätten Sand zwar widersprochen, seinen in den Raum gestellten Äußerungen aber keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt.

31 Sand reproduzierte mit diesen Unterstellungen ein damals gängiges Muster der Wahrnehmung Kotzebues in bestimmten Teilen der deutschen Öffentlichkeit. Es handelte sich, wie man heute weiß, um eine vor allem aus Kreisen Jenaer Publizisten und Zeitschriftenredakteuren lancierte, sehr wirksame Rufschädigungskampagne. Gerade der Spionageverdacht, der einer der Kernvorwürfe gegen Kotzebue war, ist mittlerweile wissenschaftlich widerlegt. Franziska Schedewie: Die Bühne Europas: russische Diplomatie und Deutschlandpolitik in Weimar, 1798–1819, Heidelberg: Winter 2015, S. 319–353; Dies.: „Simple voyageur, employé Russe. August von Kotzebue und die russische Deutschlandpolitik zwischen Weimar und Wien, 1817 bis 1819“, in: Olaf Breidbach, Klaus Manger, Georg Schmidt (Hg.): Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800, Paderborn: Fink 2015, S. 89–113.

Am Abend desselben Tages bat Sand Klipstein, ihm eine größere Summe Geldes zu leihen, und zwar 6 Carolins (68 Gulden). Dieser verfügte zwar nicht über so viel Geld, versprach aber, dass er versuchen wolle, es aufzutreiben. Es dauerte zwei Tage, bis er über den Betrag verfügen konnte. Außerdem hatte Sand ihn gebeten, für die bevorstehende Reise einen kleinen Spiegel und eine Schere zu verschaffen, was dann ebenfalls geschah. Klipstein gab zu Protokoll, dass Sand ihm über den Zweck der Reise nichts mitgeteilt habe. Er habe sich auch nicht danach erkundigt, weil Sand ihn sehr dringend und herzlich gebeten habe, ihn über seine Verhältnisse nicht weiter zu fragen. Als Grund für die verschiedenen Freundschaftsdienste, die er Sand während dessen Aufenthalts in Darmstadt leistete, gab Klipstein etwas unbeholfen an, Sand sei äußerlich sehr schön und einnehmend gewesen und da er ihn so herzlich und liebevoll bat, ihn unbekannt unterzubringen, habe er ihm das nicht abschlagen können.

Erklärungsbedürftig erschien dem Untersuchungsrichter weiterhin, dass Klipstein nach Bekanntwerden von Sands Täterschaft seinen Eltern geflissentlich verschwiegen, dass er mit ihm in Darmstadt den von ihm beschriebenen engen Umgang gepflogen hatte. Offensichtlich vertraute Klipstein den Ausführungen Sands vorbehaltlos. Die Nachricht von der Ermordung Kotzebues habe er erst aus dem Munde seines Vaters erfahren. Zuerst habe er sich nicht getraut, diesem zu gestehen, dass er vor der Tat Umgang mit Sand gehabt habe. Als Begründung gab er an, dass er vor allem aus Sorge um die Gesundheit seiner Mutter darüber geschwiegen habe. Klipstein gesteht schließlich, dass es leichtsinnig von ihm gewesen sei, zu glauben, seinen Eltern den Kontakt mit dem Täter auf Dauer verheimlichen zu können.

Fünf Tage später, am 24. April 1819, wurde Klipstein erneut vernommen. Gleich in seiner ersten Aussage versuchte er dabei den Verdacht abzuwehren, Sand könne Komplizen seiner Tat gehabt haben.³² Als Beleg dafür referierte er ein Gespräch, das er mit dem Täter über dessen Mitgliedschaft in einem Studentenbund geführt habe. In dessen Verlauf habe Sand sich dahingehend geäußert, dass er inzwischen jegliche Mitgliedschaft in einem Bund ablehne, da solche Verbindungen das Grab für jedes unabhängige Handeln seien. Sand habe behauptet, dass er zwar mit seinen engsten Freunden über alles in seinem Leben gesprochen und sich verständigt habe, dass sein Handeln aber einzig aus sich selbst heraus bestimmt sei. Mittelbar bezogen auf den Mord an Kotzebue, so darf man wohl folgern, würde das bedeuten, dass Sand das Postulat der Alleintäterschaft für sich in Anspruch nehmen konnte, dass er aber eine unbeteiligte Mitwisserschaft unter seinen „herzlichen Bekannten“ im Grunde eingestand. Dies scheint jedenfalls die Schlussfolgerung zu sein, die Klipstein seinem Untersuchungsrichter gegenüber insinuierte. Leider lässt sich aus den Akten nicht ersehen, ob Minnigerode den Ball aufnahm und in irgendeiner Form im Spiel hielt. Für die von ihm verhörten Darm-

32 Bericht über das Verhör des Studenten Klipstein in Darmstadt, 1819 [Zweite Vernehmung Friedrich Ludwig Klipsteins (Ergänzung einiger Details)], in: Akte „Kotzebue“, HLA HStAD D 12 Nr. 28/16, Bl. 84-86 (Digitalisat Nr. 132-137). Vgl. die Transkription des zweiten Verhörs in Anhang 2 zu diesem Beitrag.

städter Komparenten schloss er aber jegliche passive Mitwisserschaft aus. Dies legte jedenfalls sein noch am selben Tag dem Ministerium vorgelegter Abschlussbericht nahe, in dem er die derzeitigen Resultate der Untersuchung zusammenfasste und die Auflösung der Kommission vorschlug.³³

Weitere Einlassungen Klipsteins in seinem zweiten Verhör bezogen sich auf die Klärung einiger Detailfragen, die sich vor allem auf den Umgang mit den von Sand in Darmstadt zurückgelassenen Gegenständen und Papieren bezogen. Im Zentrum des Interesses stand vor allem das „Reiseränzchen“ Sands, d.h. die von dem Attentäter mitgeführten Papiere und Gegenstände. Ansonsten brachte Klipstein aber keine nennenswerten Ergänzungen zu seinem ersten Verhör mehr vor.

4. Familienchronik Klipstein und der Gießener „Ehrenspiegel“

Im Besitz der Laubacher Klipstein-Stiftung befindet sich eine handschriftliche Familienchronik, die über mehrere Generationen hinweg von wechselnden Verfassern geführt wurde. Der Zeitabschnitt, der sich auf Friedrich Ludwig Klipstein bezieht, wurde von dessen Vater, dem bereits erwähnten Darmstädter Obristen Friedrich Leopold Klipstein geführt. Friedrich Ludwig Klipstein selbst ergänzte nach dem Tod seines Vaters die Fragment gebliebene Lebensbeschreibung durch einige Daten und Fakten.³⁴ Die in der Familienchronik enthaltenen Aufzeichnungen sind u.a. auch von einem gewissen studentenhistorischen Interesse, als sie in dem Abschnitt über die Studienzeit des in die „Causa Sand“ verwickelten Friedrich Ludwig Klipstein eine bislang unbekannte Quelle zum Gießener „Ehrenspiegel“ enthält.

Aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive war die Gießener Ehrenspiegelsburschenschaft als spezifische Erscheinungsform der allgemeinen burschenschaftlichen Bewegung nach den Befreiungskriegen von 1813/1814, als „Ergebnis und Ausdruck einer studentischen Reform- und Emanzipationsbewegung“³⁵ zu betrachten. Wolfgang Hardtwig hat mit seinen Studien diese Ansicht geprägt und die Umbildung des studentischen Ehrbegriffs als den Kulminationspunkt beschrieben, der das „ganze Bemühen um Selbsterziehung, Übung der eigenen Soziabilität, Vergeistigung der unmittelbaren Triebregungen“³⁶ einbezog. Mit der Niederschrift des „Ehrenspiegels“ der Gießener Burschenschaft im Laufe des Jahres 1816 gewann die Auseinandersetzung über die studentische „Ehre“ ein neues theoretisches Niveau.³⁷

33 Berichte über die Ermittlungen des Hofgerichts in Darmstadt, 1819 [Unterthänigster Bericht der in Untersuchungs Sachen wegen Ermordung des Kaiserlich Russischen Staats Raths von Kotzebue angeordneter Special Commission], in: Akte „Kotzebue“, HLA HStAD D 12 Nr. 28/16, Bl. 79-82 (Digitalisat Nr. 124-131). Blattzählung ungeordnet.

34 Vgl. den Auszug aus der Familienchronik im Anhang 3 zu diesem Beitrag.

35 Wolfgang Hardtwig: *Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500-1914. Ausgewählte Aufsätze*. Göttingen 1994, S. 108

36 Ebd., S. 93.

37 Ebd., S. 116.

Wenn Friedrich Leopold Klipstein in der von ihm handschriftlich geführten Familienchronik dem Kapitel über seinen Sohn Friedrich Ludwig einen längeren Abschnitt dem „Gießener Ehrenspiegel“ widmet, dann hat dies einen besonderen Grund, der zweifellos darin liegt, dass der Gießener Jurastudent in die Untersuchung wegen des Mordes an August von Kotzebue hineingezogen wurde. Rückwirkend erschien dem Vater die aktive Mitwirkung Friedrich Ludwig Klipsteins am Zustandekommen des „Ehrenspiegels“ offensichtlich als ein sicherer Beleg dafür, dass die studentische Ehre seines Sohnes keinen Tadel verdiente.

Die von Karl Follen während seiner Gießener Zeit zwischen 1816 und 1818 forcierte Selbstdisziplinierung der Studentenschaft³⁸ fand in den von ihm als Ehrenspiegel entworfenen Statuten ihren besonderen Ausdruck.³⁹ Der Gießener „Ehrenspiegel“ stellte sich unter die moralische Maxime des Ringens um persönliche Vervollkommnung und forderte u.a. „die Menschlichkeit voll und rein auszubilden“⁴⁰, womit er auf eine „Erweiterung und Kultivierung der Individualität in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft“ abzielte.⁴¹ Die Anzeichen eines durchgreifenden studentischen Mentalitätswandels, der bei Friedrich Ludwig Klipstein anscheinend nahtlos in seine Arbeit in der Darmstädter Freimaurerloge überging, belegen eine Annäherung des Studenten an das im Entstehen begriffene neue Wertesystem der bürgerlichen Gesellschaft.⁴²

Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, wenn man die Aktivitäten der Ehrenspiegler allein an den hochtrabenden Zielsetzungen ihrer Statuten bewerten wollte. Die studentische Wirklichkeit in Gießen war eine andere. Als Karl Follen und seine Freunde ihren Entwurf einer Gießener Burschenschaftsordnung in einer allgemei-

38 Friedrich Ludwig Klipsteins Studienzeit fiel exakt in diese Umbruchphase, wie seine Immatrikulation am 5. November 1816 belegt. - Vgl. Kössler: Register zu den Matrikeln Universität Gießen, S. 95.

39 Karl Follen selbst beschreibt die Entstehung des Entwurfs als eine konzertierte Aktion mehrerer Studenten, unter denen sich vermutlich auch Friedrich Ludwig Klipstein befand: „Aus eigenem Antrieb oder eingeladen, wie es sich gerade traf, versammelten sich auf verschiedenen Stuben Einzelne, besprachen und verständigten sich, brachten das Ergebnis der Verständigung als Entwurf zu Papier; darauf sammelten sie die Entwürfe, und fügten alle in ein Ganzes, welches sie unter dem Namen *Ehrenspiegel* zur früher festgesetzten allgemeinen Versammlung brachten.“ Karl Follen: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Samstagschulen seit dem Freiheitskriege 1813*. Teutschland 1818. Zitiert nach dem Wiederabdruck in: Frank Mehring: *Between Natives and Foreigners. Selected Writings of Karl/Charles Follen (1796-1840)*. New York u.a.: Peter Lang 2007, S. 19-44; hier S. 25

40 Carl Walbrach (Hg.): *Der Gießener Ehrenspiegel*. Beiträge zur Geschichte der deutschen Samstagschulen seit dem Freiheitskrieg 1813. Teutschland 1818. (= Beihefte der Quellen und Darstellungen; 1). Frankfurt am Main 1927, S. 57.

41 Vgl. Wolfgang Hardtwig: „Zivilisierung und Politisierung. Die studentische Reformbewegung 1750-1818“, in: Klaus Malettke (Hg.): *175 Jahre Wartburgfest 18. Oktober 1817 – 17. Oktober 1992* (= Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im 19. und 20. Jahrhundert; 14). Heidelberg 1992, S. 31-60; Hardtwig: *Nationalismus und Bürgerkultur*, hier S. 93.

42 Da dieses Phänomen noch nicht erforscht ist, lässt sich zum derzeitigen Zeitpunkt nicht sagen, ob der gleitende Sozietätswechsel Friedrich Ludwig Klipsteins einen Einzelfall darstellt oder als Paradigma aufzufassen ist.

nen Studentenversammlung zu unterbreiten versuchten, verließ ein offensichtlich nicht unbeträchtlicher Teil der Anwesenden unter Protest den Saal.⁴³ Als daraufhin die Zurückgebliebenen sich dieses Widerstandes zum Trotz als „christlich-teutsche Burschenschaft“ konstituierten und den Alleinvertretungsanspruch der Studentenschaft behaupten wollten, waren die Konflikte vorprogrammiert. Eine theoretisch auf Inklusion⁴⁴ ausgerichtete Sozietät war damit gezwungen, sich mit ihrer faktischen Exklusivität zu arrangieren.

Die Opponenten des „Ehrensiegels“ ließen eine Namensliste derjenigen Ehrensiegler zirkulieren, die sie mit der studentischen Ehrenstrafe des Verrufs belegten. Auf der Liste mit den „Namen der Verschissenen“ war u.a. auch Friedrich Ludwig Klipstein aufgeführt.⁴⁵ Die Versuche, die Gießener Burschenschafter und Anhänger des „Ehrensiegels“ zu isolieren und zu stigmatisieren, führten dann unter Anspielung auf ihre altdeutsche Tracht zu der ursprünglich verächtlich gedachten Bezeichnung der „Gießener Schwarzen“.

Als Gipfelpunkt dieser Zuspitzung der Widersprüche innerhalb der Gießener Studentenschaft darf man wohl eine Denunziation wegen Hochverrats betrachten, die von einer Person aus den Reihen der Opponenten bei den Universitätsbehörden gegen den „Ehrensiegel“ lanciert worden zu sein scheint.⁴⁶ Die daraufhin angesetzte Untersuchung zog sich über Wochen hin und die Gefahr des Universitätsverweises bedrohte mehrere Beteiligte der Auseinandersetzung, vor allem aber die Anhänger des „Ehrensiegels“. Der Umstand, dass der „Ehrensiegel“ sich inzwischen aufgelöst hatte, könnte den Ausschlag dafür gegeben haben, dass der Senat schließlich mehrheitlich von einer Bestrafung absah. Gleichwohl entschied man sich, die Akten an das Ministerium in Darmstadt zu senden und diesem die

43 Friedrich Arnecke: Drei zeitgenössische Quellen aus den Tagen der Gießener Schwarzen, in: *MOHG*, 21 (1914), S. 54-65, hier 54. Digitalisat in der Gießener Elektronischen Bibliothek: <<http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2017/13302/>> [07.11.2019]; Herman Haupt: *Karl Follen und die Gießener Schwarzen. Beiträge zur Geschichte der politischen Geheimbünde und der Verfassungs-Entwicklung der alten Burschenschaft in den Jahren 1815-1819*. Gießen: Töpelmann 1907, S. 28-29.

44 Wie die stark christliche Ausprägung dieser Burschenschaft bereits in ihrer Namensgebung implizierte, galt die propagierte Gleichstellung aller Studenten nicht für Nichtchristen und Ausländer. – Zur „mystischen Frömmigkeit“ der Gießener Schwarzen vgl. Haupt: *Karl Follen und die Gießener Schwarzen*. S. 14-15

45 Arnecke: *Drei zeitgenössische Quellen*, S. 56

46 Dies erzählt jedenfalls Karl Follen als unmittelbar Betroffener und daher voll subjektiver Leidenschaft, die die Atmosphäre der damaligen Streitigkeiten unter den Studenten widerspiegelt: Ein glücklicher Zufall habe den Freunden des Ehrensiegels ein Denunziations schreiben zur Kenntnis gebracht, „ein Blatt, von der Hand eines Häuptlings jener Landsmannschaften, eines Verräters, geschrieben, eines Menschen, der späterhin, als durch öffentliche Meinung gebrandmarkter Betrüger, verbannt, die Samtschule verlassen mußte. In diesem Blatt waren die Freunde des Ehrensiegels geradezu als Hochverräter denunziert, und der Rektor aufgefordert, in Gemäßheit seines Amtes sogleich zu untersuchen, weil sonst auch ihn der Verdacht der Connivenz treffe. Daher war schon auf den nächsten Morgen frühe der Ausbruch förmlicher Untersuchung festgesetzt.“ – Karl Follen, *Beiträge zur Geschichte der deutschen Samtschulen*, zitiert nach dem Wiederabdruck in: Mehring: *Between Natives and Foreigners*, hier S. 34.

letzte Entscheidung zu überlassen. Schließlich wurde die auf dem „Ehrenspiegel“ basierende Burschenschaft, der ca. 70 Personen angehörten, vom Staatsministerium verboten.⁴⁷

Noch ein zweites Mal tauchte der Name Klipsteins auf einer Studentenliste dieser Zeit auf. Als im Juli 1817 ein Kommilitone in der Lahn erkrankte und die Beerdigung unter großer Beteiligung der Studentenschaft stattfand, fungierte Klipstein als einer der vier Marschälle unter den 26 Chargierten, die die Trauerfeierlichkeiten anführten.⁴⁸ Dass Klipstein unter den „Schwarzen“ eine gewisse Rolle gespielt haben muss, lässt sich aus der Tatsache schließen, dass er im Januar und im März 1818 Mitunterzeichner einiger von den „Schwarzen“ an die Jenaer Burschenschaft geschriebenen Briefe war.⁴⁹ Allerdings war er kein Teilnehmer des Wartburgfestes im Oktober 1817.

Da der „Gießener Ehrenspiegel“ bei der Beratung über eine allgemeine Burschenschaftsordnung im Mai und Oktober 1818 in Jena zugrunde gelegt wurde, wurde das Dokument in der burschenschaftlichen Geschichtsforschung als ein bedeutender Markstein in der Entwicklung des studentischen Verbindungswesens aufgefasst. Dieser Umstand hat Herman Haupt sogar dazu bewogen, eine exakte philologische Analyse der zu seiner Zeit bekannten Versionen des im Original verschollenen Textkorpus vorzunehmen.⁵⁰ In der bis jetzt als Quelle unberücksichtigten, handschriftlich überlieferten „Familienchronik“ fasst der Darmstädter Obrist Friedrich Leopold Klipstein die Tendenz des „Ehrenspiegels“, der ihm nach seiner Aussage von seinem Sohn zur Durchsicht vorgelegt worden war, in vier ausnahmslos legalistischen Hauptpunkten zusammen.⁵¹ An erster Stelle steht die Wahrung der persönlichen rechtlichen Freiheit, die durch keinen Eintritt in eine Landsmannschaft oder Orden eingeschränkt werden darf. Hinter dieser Maxime verbirgt sich wohl die Ablehnung der von den Landsmannschaften erhobenen Forderung, die Ehrenspiegler sollten sich ihrem Comment unterwerfen. Die drei übrigen Punkte, fleißiges Studieren und regelmäßige Teilnahme an den Vorlesungen, Behandlung wissenschaftlicher und gemeinnütziger Themen in privaten Versammlungen und die Aufforderung zu einem absolut reinen moralischen Lebenswandel, entsprechen der Verfeinerung der Gesittung und dem für den „Ehrenspiegel“ typischen Aufforderung zur Selbsterziehung.

Schluss

Friedrich Ludwig Klipstein verließ im Winter 1818/1819 die Universität Gießen für ein Semester und begab sich in sein Elternhaus nach Darmstadt. Ob es sich dabei möglicherweise um eine disziplinarische Maßnahme gehandelt hatte oder ob

47 Karin Luys: Die Anfänge der deutschen Nationalbewegung von 1815 bis 1819. Münster: Nodus 1992, S. 137.

48 Arnecke, Drei zeitgenössische Quellen, S. 57.

49 Ebd., S. 59; Haupt: Karl Follen und die Gießener Schwarzen, S. 50.

50 Herman Haupt, Zur Geschichte des Gießener *Ehrenspiegels*, in: Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, Band 2. Heidelberg 1911, S. 202-214.

51 Vgl. den Auszug aus der Familienchronik im Anhang 3.

Klipstein einer solchen zuvorkam, hat sich nicht feststellen lassen. Jedenfalls wurde Klipstein durch seinen zwischenzeitlichen Heimataufenthalt zum Bindeglied der „Gießener Schwarzen“ zu den „Darmstädter Schwarzen“, was sich besonders in der „Causa Karl Sand“ zeigte. Nach seiner unfreiwilligen Verwicklung in Sands Attentat auf Kotzebue scheint Klipstein sich nicht mehr an den politischen Aktivitäten der Gießener Studentenschaft beteiligt zu haben. Zwar tauchte sein Name noch einmal in den Untersuchungsakten der nach den Karlsbader Beschlüssen installierten Mainzer Zentraluntersuchungsbehörde auf, doch scheinen sich die Ausführungen ausschließlich auf das von der Darmstädter Untersuchungskommission gesammelte Aktenmaterial zu beziehen.

Seiner weiteren beruflichen Karriere tat der Fall Sand keinen Abbruch, es sei denn, man wollte seinen konsequenten Durchmarsch durch verschiedene Positionen an kleineren Provinzgerichten (nacheinander Assessor an den Landgerichten in Umstadt, Lorsch und Zwingenberg, dann provisorischer Landgerichtsdirektor in Zwingenberg und ab 1829 Landrichter in Zwingenberg) als eine gezielte Behinderung seitens der vorgesetzten Behörde werten. Seit 1848 bekleidete Klipstein das Amt des Hofgerichtspräsidenten in Gießen.

Die politischen Ereignisse der Revolution 1848/49 scheinen sein Interesse an der Politik wieder entfacht zu haben. Von 1849 bis 1850 war er Mitglied und zweiter Präsident der Ersten Kammer des Landtags des Großherzogtums Hessen als gewählter Abgeordneter für den Wahlbezirk 11 Bensheim und Zwingenberg. Von 1851 bis zu seinem Tode 1862 war er dann Mitglied der Zweiten Kammer des Landtags des Großherzogtums Hessen. Dabei vertrat er bis 1856 den Wahlbezirk Oberhessen 1 Gießen, ab 1856 den Wahlbezirk Stadt Gießen, und fungierte von 1851-1859 als Zweiter Präsident und von 1859-1862 als Erster Präsident der Zweiten Kammer des Landtags des Großherzogtums Hessen.⁵²

Noch im Juli 1862, wenige Monate vor seinem Tod, konnte Friedrich Ludwig Klipstein bei der ersten Versammlung des von ihm in Zusammenarbeit mit dem Juristen Rudolf von Jhering mitbegründeten Juristenvereins für das Großherzogtum Hessen als Vorsitzender des Ausschusses die rund 150 Teilnehmer mit einer Rede begrüßen. In dem mit Fichtenbäumen und Fahnen ausgezierten Versammlungssaal im Busch'schen Garten, „worunter das schwarzrothgoldne Banner nicht fehlte“, betonte der Hofgerichtspräsident, dass er wie alle Mitglieder des Vereins begeistert sei für eine allgemeine deutsche Gesetzgebung, die im Sinne und Geiste des Volkes wurzeln sollte.⁵³ Bemerkenswerterweise befand sich während der Gründungsphase des Vereins unter den rund 200 Mitgliedern neben Klipstein kein weiterer Angehöriger des obersten Gerichtes im Großherzogtum.⁵⁴

Friedrich Ludwig Klipstein verstarb am 30. Oktober 1862 in Gießen.

52 „Klipstein, Friedrich Ludwig“, in: Hessische Biografie <<https://www.lagis-hessen.de/pnd/1104853388>> (Stand: 27.6.2017)

53 „Juristen-Verein für das Großherzogthum Hessen“, in: Süddeutsche Zeitung 46 (25. Juli 1862).

54 National-Zeitung Nr. 331 (19. Juli 1862).

Anhang 1

„Protokoll über das Verhör des Studenten Klippstein in Darmstadt, 1819“ [Verhör des Jurastudenten Friedrich Ludwig Klippstein, den Kraus tags zuvor in seinem Verhör als denjenigen angegeben hatte, der ihm Sand als Logiergast zugeführt hatte].

Sachakte „Kotzebue, August v., russischer Staatsrat und Schriftsteller in Mannheim“ [Acten des Großherzoglich Hessischen Geheimen Cabinets-Secretariats betreffend: den Staatsrath von Kotzebue insbesondere dessen Ermordung].

Hessisches Landesarchiv, Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, D 12 Nr. 28/16, Blatt 43-52 (Digitalisat Nr. 67-86).

Copia.

Geschehen Darmstadt den 19. April 1819.

In Gegenwart des Ghl. Geh. Raths u. Hofgerichts-Directors Minnigerode u. des Actuarii Subscripti.

Auf Vorladung erschien der Studiosus Klippstein, und gab, auf allgemeinen Vorhalt und unter der Verwarnung, seine Aussagen dergestalt einzurichten, daß er die Wahrheit derselben, erforderlichen Falls, mit einem feierlichen Eid bekräftigen könne, zu vernehmen, wie folgt: Ich heiße Friedrich Ludwig Klippstein, stehe im 20ten Jahre, bin der Sohn des Ghl. Obristen Klippstein; ich habe seit Herbst 1816. in Gießen 2. Jahre lang Jurisprudenz studiert; seit dem Herbst vorigen Jahres war ich hier in Darmstadt im älterlichen Hause, und werde in dem jetzt angehenden Sommerhalbjahr wieder nach Gießen gehen. Den Cammeral Practicanten Kraus, welcher bisher auf dem lithographischen Bureau gearbeitet hat und welcher ein weitläufiger Verwandter von mir ist, kenne ich von Jugend auf. Ich bin mit ihm in das hiesige Pädagog gegangen, und habe noch 1/2 Jahr in Gießen mit ihm studiert. Er ist ein genauer Freund von mir und ich achte und liebe ihn sehr.

An dem Mittwochen, der vor dem 23. März fällt, an dem der Studiosus Sand die gräßliche That des an dem Staatsrath v. Kotzebue verübten Mords begangen hat, kam der Advokat Hofmann VI. zu mir, u. sagte, daß ein Student von Jena, Namens Sand, bey ihm sey, der mich zu sprechen wünsche.

Worüber derselbe mit mir sprechen wolle, hat Hofmann nicht gesagt. Ich ging sogleich mit Hofmann in seine Wohnung; daselbst traf ich einen Fremden, ich glaube, daß es der Rathsverwandte Lachmann von Großgerau war, u. den Studenten Sand an. Sand reichte mir die Hand, und sagte, daß er mit mir etwas zu sprechen habe; ich ging daher mit ihm in ein Nebenzimmer. Er sagte mir, daß er von der Reise ermüdet, u. nicht ganz wohl sey; auch bat er mich sehr, herzlich und dringend, ihm freundlich zu seyn und ihn recht zu lieben. Er eröffnete mir, daß er hier sich unbekannt u. unbemerkt aufhalten wolle, bat mich, überzeugt zu seyn, daß er nichts schlechtes gethan habe und nichts schlechtes thun wolle u. fragte, ob er nicht bey mir logiren könne.

Auch bemerkte er mir, daß ich seinetwegen nichts zu befürchten habe.

Da die Häusliche Einrichtung meiner Eltern nicht erlaubte, daß Sand bey mir logiren konnte, derselbe übrigens, durch sein bewegtes herzliches Bemühen, u. durch sein angenehmes Äußere, mich sehr eingenommen u. interessirt hatte; so

sagte ich ihm, daß ich sehen wolle, bei einem meiner Bekannten ihn unterzubringen.

Ich ging nun mit Sand wieder in das Zimmer, wo Hofmann, so viel ich mich erinnern kann, sich allein befand. Wir sprachen über die Sache und Hofmann bemerkte: daß er, wegen augenblicklicher häuslicher Verhältnisse, Sand nicht beherbergen könne.

Ich sprach daher mit ihm, daß ich sehen wolle, ob ich ihn bei dem Advocaten Bopp unterbringen könne u. begab mich sogleich zu demselben. Weil Advocat Bopp 2. Zimmer bewohnt; so glaubte ich, daß Sand sich dort werde aufhalten können, allein Bopp erklärte: daß er ihn nicht aufnehmen könne. Als ich von diesem wegging, begegnete ich auf der Straße dem KammeralsPractikanten Krauß, ich bemerkte demselben, daß ein Student von Jena, Namens Sand, hier sey u. sich einen, oder einige Tage, unbekannt hier aufhalten wolle, u. ob Kraus ihn nicht bey sich aufnehmen könne. Derselbe bezeigte sich hierzu bereit u. nun gingen wir mit einander zum Advocaten Hofmann.

Als wir zu Hofmann kamen, trafen wir bei demselben den ältesten Sohn des Bäckers Kahl an. Ich bemerkte nun dem Sand, daß Kraus ihn bei sich aufnehmen wolle. Sand, der, so viel ich weiß, vorher mit Kraus gar keine Bekanntschaft gehabt hat, dankte demselben recht sehr, u. erklärte: daß es ihm lieb sey, daß er ihn bey sich aufnehmen wolle. Ich habe den Sand vorher auch gar nicht persönlich gekannt, u. war mir vorher von ihm weiter nichts bekannt, als daß, während meines Aufenthalts in Gießen ein Student, Leo, aus Jena, daselbst war, den ich kennen lernte, der mir, außer andern seiner Bekannten, einen Namens Sand nannte, ohne jedoch etwas besonderes von ihm zu sagen. Während wir bei dem Advocat Hofmann zusammen waren, kamen andere Personen, von denen ich mich, nur des, bei dem Postbureau angestellten Practicanten Bauer zu erinnern gaube. Als Sand Fremde kommen hörte, ging er in ein Nebenzimmer.

Nachdem diese Fremden eine Zeitlang dageblieben und weggegangen waren u. es Abend geworden war, so begleitete ich den Sand zum Kraus, u. ging dann gleich weg u. nach Hause. Ich muß hier noch bemerken, daß, als ich mit Sand bei dem ersten Zusammenkommen im Nebenzimmer war, er mir auch sagte, daß er außer dem, daß er hier unbekannt bleiben wolle, mich noch um etwas anderes zu bitten habe. Den andern Tag, Donnerstag den 18. März ging ich zu Kraus, um den Sand zu besuchen; Kraus ging bald darauf weg, auf das lithographische Bureau. Sand u. ich sprachen nun über allerley Gegenstände. Er erzählte mir, weitläufig, daß ein Freund von ihm, Namens Dittmar, vor seinen Augen beim Baden ertrunken sey. Er erzählte dieses mit tiefem Gefühl u. Schmerz. Wir sprachen über allerley Gegenstände in wissenschaftlicher, philosophischer u. moralischer Beziehung. Es schien, als ob er zu vermeiden suche, mit mir über dasjenige zu sprechen, worum er mich zu bitten, sich vorbehalten hatte. Wir sprachen über den Charakter von mehreren Personen, die wir beide kannten. Wir stritten namentlich auch mit einander darüber, daß er behauptete, die Überzeugung, die man, nach ernstlich mit sich selbst gekämpften Kampfe, als wahr befunden habe, und in welcher Ueberzeugung man sich, wie er sich ausdrückte, seelig fühle, dieses seye recht u. müsse auch jedem recht scheinen.

Wir sprachen auch über die Verhältnisse in Beziehung der Kirche mit dem Staat, über Einheit der Kirche u. dergl. Er führte für seine Meynung ein Buch von De Wette an, das er bey sich habe. Es schien mir, als liege dem Sand daran, durch seine Aeußerungen u. Grundsätze mich zu überzeugen, daß er kein böser Mensch sey und Vertrauen verdiene u. daß er auch meine Gesinnungen kennen lernen wolle. Er sprach viel darüber, daß er dem Kraus, der etwas trocken u. ruhig ist, wohl lästig falle und bat mich, ihn desfalls zu beruhigen. Auch klagte er, daß er sich noch nicht wohl befinde.

Seine Unterhaltung war sehr angenehm u. die Zeit verfloß sehr schnell. Nachmittags ging ich wieder zu Kraus, die jüngeren Brüder desselben waren bei ihm u. es fiel weiter nichts bemerkenswerthes vor. Nach 4. Uhr kam der Advocat Hofmann. Das Gespräch kam unter andern auch auf den Staatsrath v. Kotzebue. Die Aeußerungen von Sand über denselben gingen dahin, daß er durch seine Schriften nachtheilig auf das Volk wirke u. die Immoralität befördere, daß er ein Spion sey, daß er ein Schandfleck für Deutschland in der Geschichte seyn werde, daß man einen solchen Menschen nicht einmal auf dem gerichtlichen Wege aus Deutschland wegbringen könne. Zum Beweise las er aus einer Zeitschrift, ich glaube es war das litterarische Wochenblatt von Kotzebue, etwas vor, was, soviel ich mich erinnere, eine Vertheidigung der Schrift von Sturdza war. Er äußerte unter andern, daß es ein Schandfleck für Deutschland sey, daß Kotzebue, der, soviel er wisse, 12000 Rubel von Rußland erhalte, dieses Sündengeld in Deutschland verzehre, was nichts anderes, als eine Belohnung dafür sey, daß er den Spion in Deutschland mache. Hofmann u. ich bemerkten ihm: daß Kotzebue in der öffentlichen Meinung bereits so gesunken sey, daß seine Schriften nicht viel Schaden mehr anrichten könnten, u. sein Spioniren sey unschädlich, indem er, wenn nichts Böses geschehe, auch nichts Böses berichten könne. Sand schwieg darauf stille, u. ich glaubte, daß er entweder von diesem Gespräch abbrechen wolle, oder unserer Meynung sey. Ueberhaupt habe ich dieses Gespräch nicht für besonders wichtig gehalten.

Des Abends, als ich mit ihm allein war, erinnerte ich ihn daran, daß er mir noch etwas habe sagen wollen. Nach einer kurzen Einleitung, daß ich ihn nicht für schlecht oder faul halten möge, eröffnete er mir, daß es ihm an Reisegeld fehle. Mir diese Eröffnung zu machen, kostete ihn viele Ueberwindung. Er fragte, ob ich ihm nicht etwas vorschießen könne. Als ich ihm erwiderte, wie viel er etwa brauche, sagte er: Ich brauche 6 Carolins. Ich bemerkte ihm, daß ich so viel nicht habe, indessen zusehen wolle, ob ich von meinen Bekannten so viel geliehen bekommen könnte.

Ich ging zu dem Advocaten Bopp u. wollte von diesem für Sand die 6. Carolins vorgeschossen haben. Dieser erklärte aber: daß er dieses nicht könne. Ich sprach darauf mit dem jungen Bäcker Koch, den ich aus Bekantschaft mit den Söhnen des Bäckers Kahl kenne, ob er mir nicht 6. Carolins vorschießen könne. Ich sagte ihm nicht, für wen, u. zu welchem Behufe ich es brauche, sondern bemerkte nun ihm, daß ich es ihm für jetzt nicht sagen könne. Er gab mir darauf das Geld, u. zwar unverzinslich, und u. nahm auch den Schein nicht an, welchen ich ihm darüber geben wollte. Auch hatte mich Sand gebeten, ihm zur vorhabenden Reise ein

kleines Spiegelchen u. ein Scheerchen zu verschaffen. Ich kaufte dieses freitags morgens u. brachte es ihm, bemerkte ihm aber wegen des Geldes, daß ich noch nicht wisse, ob ich es ihm verschaffen kann.

Den Freitag, Abends, sagte mir Koch das Geld zu, Sonntags Morgens erhielt ich es von ihm, und brachte es dem Sand. Den Freitag habe ich den Sand weiter nicht gesprochen, indem ich des Nachmittags mit meinen Eltern auswärts war, als daß ich Abends zwischen halb sechs u. sechs Uhr, einen Augenblick bey Sand war.

Den Sonntag, des Morgens, brachte ich dem Sand die 6. Carolins in Silber. Er wünschte, es in Gold zu haben, welches ich ihm aber nicht zu verschaffen wußte, und weswegen ich ihm anrieth, desfalls mit Kraus zu reden; ob er dieses gethan u. ob ihm Kraus Gold für das Silber geschafft, weiß ich nicht.

An demselben Tag, Nachmittags, war ich nochmals bey Sand, um von ihm Abschied zu nehmen, weil ich den andern Morgen mit meinem Vater nach Mainz reisen wollte. Von Mainz kam ich Montags Mittags zurück u. als ich bei Kraus nach Sand fragte, erfuhr ich, daß an demselben Morgen Sand von hier weggegangen sey, u. nur Kraus u. Sartorius, der gegenwärtig in Wetzlar angestellt ist, u. der Sonntag bei seiner Mutter, wo Kraus logirt, angekommen war, begleitet worden sey, u. zwar von Kraus bis nach Eberstadt, von wo dieser wegen seiner Arbeiten im lithographischen Bureau zurückgegangen, Sartorius aber bis in die Bickenbacher Tanne ihn begleitet habe. Sand wollte mir über die 6. Carolins eine Anweisung an seinen Bruder geben, ich nahm diese aber nicht an, u. erklärte dem Sand, dieß sey nicht nöthig, indem ich ihm genugsam vertraue. Während Sand hier war, habe ich bei ihm niemand angetroffen, als Kraus u. dessen beide jüngern Brüder u. den Advocaten Hofmann.

Sand erzählte mir: daß er von Frankfurt komme, daß er sich in Frankfurt aufgehalten, daselbst bei einem Bekannten, Namens Wetzstein, der Commis in einer Handlung sey, deren Firma ich nicht kenne, logirt habe.

Wann er von Jena weggereist sey, hat mir Sand nicht erzählt. Ich sprach mit ihm über meine Bekannten in Jena, den vorhin schon erwähnten Leo, Dr. Follenius, Student Eigenbrodt von hier, u. Graf Bochholz, der früherhin in Marburg u. nachher in Jena studierte. Das Gespräch betraf die Charakteristik dieser Personen. Es war mir interessant, daß in dieser Hinsicht Sand mit meinem Urtheil übereinstimmte. Was Sand für einen Zweck bei seiner Reise hatte, darüber habe ich ihn nicht gefragt, weil er mich sehr dringend u. herzlich bat, ihn über seine Verhältnisse nicht weiter zu fragen. Vom Advocat Hofmann hörte ich, dass er diesem gesagt habe; Er gehe über den Rhein, um dort eine Hofmeisterstelle anzunehmen. Sand hatte einen Reiseranzen bei sich, den er bei Hofmann abgelegt hatte u. den er mit zu Kraus nahm. Er hat diesen Ranzen hier gelassen, wie ich von Kraus erfuhr, der mir sagte, daß er ihm hinterlassen habe, wenn er nicht binnen 4. Wochen desfalls schreiben werde, den Ranzen an den Ort, wo seine Eltern wohnten, zu schicken. Soviel ich mich erinnere, habe ich auch von Kraus gehört, daß Sand eine Adresse zu dem Ranzen hinterlassen hat.

Als mir Kraus von dem Ranzen sagte, lag er auf der Stube von Kraus in einer Ecke, u. ich habe mich auch nicht weiter darum bekümmert, habe ihn auch die Zeit über nicht wieder gesehen. Ueberhaupt war ich, die Zeit über, sehr wenig bei Kraus.

Ad instantiam

Sand ist körperlich sehr schön und einnehmend, u. da er mich so herzlich u. liebevoll bat, ihn hier unbekannt unterzubringen, so konnte ich ihm das nicht abschlagen.

Ich glaubte auch, desfalls nichts unrechtes zu begehen.

Wenn ich meine Meynung sagen soll, so muß ich gestehen, daß ich vermuthete, Sand habe ein unglückliches Duell gehabt. Darüber weiter nachzuforschen, that ich um deswillen nicht, weil er mich sehr herzlich gebeten hatte, ihn über seine Verhältnisse nicht weiter zu fragen.

Ad instantiam

Was in dem Reiseränzchen gewesen, weiß ich nicht. Ich vermuthete nur, daß das Buch von de Wette, von dem Sand sprach, sich darin befand.

Ad instantiam

Die Nachricht von der That des Sand in Mannheim erhielt ich zuerst von meinem Vater. Ich sagte aber weder ihm, noch meiner Mutter etwas davon, daß Sand hier gewesen, u. ich ihn gesehen habe, u. ich that dieß vorzüglich um der letztern willen, weil diese sehr schwächlich ist und dieses auf ihre Gesundheit übel würde eingewirkt haben.

Mit andern Personen habe ich hier über die Ermordung von Kotzebue gesprochen u. natürlich sagte mir Adcocat Hofmann, daß er die Nachricht bei seiner Anwesenheit in Mainz erfahren habe u. er darüber fast zusammengesunken sey.

Ich hatte vergessen, dem Advocat Bopp zu bemerken, daß Sand hier unbekannt u. unbemerkt seyn wolle. Daher ist es gekommen, daß derselbe einigen andren Personen gesagt hat, daß Sand hier gewesen sey, namentlich dem Advocaten Rühl.

Ich hatte den Wunsch, daß meine Eltern u. namentlich meine Mutter von der Sache nichts erfahren möchten, weil es für ihre Gesundheit nachtheilig gewesen wäre, wenn sie erfahren hätte, daß ich den Sand hier gesehen habe.

Ich sehe ein, daß ich in so fern leichtsinnig gehandelt, daß ich geglaubt habe, meinen Eltern könne für immer verborgen bleiben, daß Sand auf einige Tage hier aufgehalten, daß ich davon Mitwisserschaft gehabt habe."

Dem Studiosus Klippstein wurde das Protocoll deutlich vorgelesen u. von demselben genehmigt.

Er wurde darauf vorläufig entlassen, nachdem ihm sehr ernstlich u. unter nachdrücklicher Ahndung empfohlen worden war, über seine Aussagen ein strenges Stillschweigen zu beobachten u. darüber mit niemand zu communiciren, u. nachdem ihm aufgegeben worden war, sich zu etwa weiter nöthigem Verhör einheimisch zu halten.

In fidem

Merck

Anhang 2

„Bericht über das Verhör des Studenten Klipstein in Darmstadt, 1819“ [Zweite Vernehmung Friedrich Ludwig Klipsteins (Ergänzung einiger Details)]

Sachakte „Kotzebue, August v., russischer Staatsrat und Schriftsteller in Mannheim“ [Acten des Großherzoglich Hessischen Geheimen Cabinets-Secretariats betreffend: den Staatsrath von Kotzebue insbesondere dessen Ermordung].

Hessisches Landesarchiv, Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, D 12 Nr. 28/16, Blatt 84-86 (Digitalisat Nr. 132-137).

Auszug aus dem Protocoll die Vernehmung den Stud: Klipstein betrf.

Fortgesetzt Darmstadt den 24 Apr. 1819

In Gegenwart

des Hl. Geh. Raths Minnigerode

des Hl. Hofg. A. Hombergk

u. des Act. Subscr.

Erschien, auf Vorladung, der Student Klipstein und erklärte, auf weiteren allgemeinen Vorhalt:

Es ist mir noch verschiedenes eingefallen, was vielleicht, als zu vorliegendem Zweck gehörig, anzusehen ist, welches ich hiermit angebe:

Sand erzählte mir, soviel ich mich erinnere, bei einer Unterhaltung über Litteratur, daß nächstens von einem gewissen Dr. Köster ein Buch herausgegeben werden würde, worin derselbe, nach mancherlei Nachforschungen, besonders in den Schriften der Kirchenväter, merkwürdige Aufschlüsse über Verbindungen in Bundessachen, die schon in älterer Zeit existiret hatten, bekannt machen werde. Dieses veranlasste mich, den Sand zu fragen, ob er in einem Bund sey, und ob überhaupt jetzt wieder neue Spaltungen unter den Studenten in Jena seyen. Er antwortete mir darauf, daß er in keinem Bunde sey, daß gewiß kein solcher existire, welches er mit Gewissheit versichern könne, indem er sich um dergleichen Studentensachen genugsam herumgetrieben und bekümmert habe. Er äußerte sich sehr stark gegen jeden Bund und bemerkte: daß solche Verbindungen das Grab für jedes Handeln seyen, indem man ohne den Bund zu fragen nicht für sich handeln könne und, durch jedes Handeln, Gefahr laufe, den Bund zu verrathen. Derselbe äußerte dabei, daß er zwar mit seinen herzlichen Bekannten in seinem Leben über alles gesprochen und sich verständiget, daß er aber, was das Handeln betrifft, solches für sich allein gethan habe.

Auch ist mir noch beigefallen, als ich einen in der Zeitung abgedruckten Brief des Sand gelesen habe, daß ich solchen bereits hatte vorlesen hören und zwar in dem Wirthshaus zum Hirsch dahier in einer Gesellschaft, wo ihn der älteste Sohn des Bausecretär Schmitz vorgelesen hat. Wer all dabei zugegen war, erinnere ich mich nicht mehr genau. Soviel erinnere ich mich aber bestimmt, daß Adv. Hofmann VI daselbst anwesend war. Nachher habe ich von Schmitz es erfahren, daß er diesen Brief von Sartorius erhalten, welcher gesagt: daß Sand ihn dafür zurückgelassen.

Ad. inst:

Ob ihm über das Reise-Ränzchen des Sand etwas Näheres, als er in dem Protocoll vom 19. Apr., welches vorgelesen wurde, angegeben, bekannt sey.

R. Nein.

[Einschub:] Beim Vorlesen bemerkte Komparent, daß er sich auch noch erinnere, daß die Rede davon gewesen, ob das Ränzchen an die Polizei oder an die Verwandten des Sand abzuschicken sey. Adv. Rühl meinte es sei nicht nöthig, das Ränzchen an die Polizei zu geben, sondern man müsse den Wunsch des Sand erfüllen u. es an dessen Eltern schicken.

Ad inst.

Ob er sich nicht erinnere, was Sand in seiner Gegenwart auf eine Frage des Adv. Hofmann: "was Sand vorhabe?" geantwortet hätte.

R. Nein

Es geschah dem Comparenten Vorhalt aus der Vernehmlassung des Adv. Hofmann pag. 11. Derselbe erklärte daß er nichts davon wisse, daß Sand dem Hofmann geantwortet habe: Es ist besser, wenn Ihr es nicht wisst.

Ad. inst.

Was für Geräthschaften er bei Sand bemerkt habe?

R. Außer einem Stock, den er, soviel ich weiß bei Adv. Hofmann stehen gelassen, außer seinem Ränzchen, seiner Kleidung, wovon ich mich namentlich eines schwarzen teutschen Rocks u. eines blauen Fuhrmannskittels erinnere, habe ich nichts bei ihm bemerkt, als einige Papiere, woraus er namentl. etwas von Kotzebue vorlas.

Nach geschehener That ist mir eingefallen, daß Sand wohl einen Dolch bei sich gehabt haben muß. Ich habe aber davon gar nichts bemerkt. Sand hatte, während seines Aufenthalts bei Kraus, immer den blauen Fuhrmannskittel an, und seine Brust ganz offen. Ob an der Kleidung von Sand, als ich ihn bei Hofmann antraf, etwas bemerklich gewesen, daß er Waffen bei sich habe, darauf habe ich gar nicht Acht gegeben.

Ad inst.

Wozu Sand das Spiegelchen und Scheerchen, das er ihm gekauft gebraucht habe.

R. Zu seiner Reise; wenigstens hat er keinen anderen Zweck angegeben. Soviel ich mich erinnern kann, sagte er noch spaßhaft, er wolle sich schön putzen.

Das Protocoll wurde dem Comparenten vorgelesen, von demselben genehmigt und er nach auferlegtem Stillschweigen entlassen.

In fidem

Merck.

Anhang 3

„Friedrich Ludwig Klipstein“.

Auszug aus: „Jacob Christian Klipstein und seine Voreltern aus Familienpapieren, Documenten und mündlichen Überlieferungen gesammelt und geordnet von seinem Sohn Philipp Engel Klipstein 1787“. [Familienchronik]. Manuskript, 367 Seiten, Geschwister-Klipstein-Stiftung Laubach, ohne Signatur, S. 337-341.

Mein Sohn Friedrich Ludwig wurde zu Darmstadt den 29 Juny 1799 geboren. Seine Pathen waren Stallmeister Huth dahier und seine Tante Rath Rayß zu Gießen.

Nachdem ihn ein privat Lehrer gehörig vorbereitet hatte, frequentirte er das hießige Gymnasium.

Ohngefähr in Seinem 9^m Jahr wurde er von einer Krankheit heimgesucht, welche die Ärzte Entwicklungs-Krankheit nannten, die ihn ein volles Jahr hindurch abhielt das Gymnasium zu besuchen. Nach seiner Genesung holte er jedoch das Versäumte bald wieder ein, so daß er schon in Seinem 17^m Jahr zur Universität reif war.

Im Herbst 1816 bezog er die Universität Gießen, wo er den 5^m Nov. inscribirt wurde und sich den Rechtswissenschaften widmete.

Unter den Studirenden herrschten damalen rohe, verderbliche Sitten, welche meistens durch die Landsmannschaften und Studenten Orden erzeugt und Unterhalten wurden. Klipstein und mehrere junge Studenten mißfiel diese Lebensweise und beschloßen, sich in keine dieser Verbindungen einzulassen und ihre Zeit zweckmäßiger zu benutzen, zu diesem Zweck entwarffen sie, gewisse Lebensregeln, denen sie den Namen Ehrenspiegel beylegten.

Die Hauptartikel dieses Ehrenspiegels enthielten.

- a.) Ihre gesetzliche Freyheit zu bewahren und sie durch den Eintritt in eine Landsmannschaft oder Orden nicht beschränken zu lassen.
- b.) Fleißig zu studiren und ohne Noth kein Kolleg zu versäumen.
- c.) Über wissenschaftliche und gemeinnützliche Gegenstände ihre Ansichten aufzusetzen und solche in ihren Versammlungen vorzutragen
- d.) Endlich mehrere dringende Aufforderungen zur reinsten Moralität. pp

Diesem Ehrenspiegel den mir mein Sohn zur Durchsehung vorlegte, konnte ich meinen Beifall nicht versagen.

Kaum hatten mehrere Wohldenkende zu diesen löblichen Zwecken sich vereinigt, so wurden sie von den Landsmannschaften auf's äusserste gehaßt und verfolgt; besonders wurden sie von diesen, der Verbreitung demagogischer Grundsätze beschuldigt, welches weitläufige Untersuchungen veranlaßte, und damit endigten, daß sowohl die Landsmannschaften als der unschuldige Ehrensiegel unterdrückt wurden.

Ein weiterer Zufall machte seinen Eltern vielmehr Sorgen und Kummer.

Es kam nämlich zu Zeit der Ferien, wo die Studenten bei ihren Eltern zum Besuch waren, der berühmte Meuchelmörder Sand hier an. Er gabe vor, er wolle in der Schweiz ein Unterkommen als Hofmeister suchen. Bei einem Studenten den er kannte war er eingekehrt, da ihm dieser aber kein Nachtlager geben konnte, so wurde Klipstein darum ersucht, der ihn jedoch nicht selbst beherbergte, sondern zu einem dritten führte. Nach verübter Schandthat, gab Sand in den Verhören an, daß er hier übernachtet habe, worauf eine strenge Untersuchung erfolgte, welche jedoch ausser unserm Schrecken, Angst und Sorgen keine üble Folgen hatte.

Im Jahr 1818 äusserte er den Wunsch, in den Orden der Freymaurer aufgenommen zu werden, wozu ich ihm gerne behülflich war und ihn selbst einweihete. Durch seine Redner-Gabe, durch sein Talent zur Dichtkunst, noch mehr aber seinen moralischen Lebenswandel erwarb er sich bald die Achtung und Liebe der Brüder. Im Frühling 1820 kehrte er mit guten Zeugnissen versehen, von der Universität zurück und erhielt.

1820 d. 24^m Juli den Acceß beym hießigen Landgericht

1821 d. 29^m Jan. den Acceß beym Hofgerichts-Secretariat

1822 d. 5 Jan. wurde derselbe, nachdem er im Examen wohl bestanden war, zum Assessor beim Landgericht Umstadt mit 400 rth Gehalt angestellt.

1823 d. 1^{ten} Jan. erhielt er das richterliche Votum.

1824 d. 23 Dec. wurde er als erster Assessor mit 600 rth Gehalt nach Lorsch versetzt.

1826 d. 2^{ten} Merz als Assessor mit 150 rth jährlicher Zulage, nach Zwingenberg versetzt.

1826 d. 2^{ten} Sept. dem Tage der Verheurathung seiner Eltern, vermählte er sich mit Sidonie hinterlassene Tochter des Fürstl. Löwensteinischen Regierungs-Rath Camesasca zu Habitzheim, geboren d. 6^{ten} Dec. 1806.

1827 d. 29 Juny dem Tage seiner Geburt beschenkte ihn seine Gattin mit einer wohl gebildeten Tochter, welche von seiner Mutter, Schwiegermutter und seinem Jugendfreund Jörgens zur Taufe gehalten und die Namen Johanne Eleonore, Raimunde erhielt.

1828 d. 24 Aprill wurde ihm als Landgerichts-Vicar, die Direction des Landgerichts Zwingenberg mit einer Zulage von 488 rth und freyer Wohnung übertragen.

1829 d. 26 Merz beschenkte ihn seine Gattin mit einem Sohn welchen ich und sein Schwager Augustin Camesasca zur Taufe hielt, wovon er den Namen Leopold Augustin erhielt.

1829 d. 3^{ten} August wurde er Landrichter zu Zwingenberg

1831 d. 22 Januari wurde ihm seine zweite Tochter geboren, welche seine Schwester, Oberauditor Schenck und seine Fr. Schwägerin, Rentammann Bergsträßer, zur Taufe hielten, von denen sie die Namen Anna Theodora erhielt.

1833 d. 18^{ten} Februar erfreute ihn seine Gattin mit Zwilling's Schwestern. Sie wurden Sonntag d. 24^{ten} getauft. Die Paten waren Frau Professor Nebel zu Giesen und die Tochter seiner Gattin Oheim, des v. Tautghäus, ebenfalls ein Zwilling'skind, von der Ersten erhielt das Kind den Namen Theodore, von der Andern Luitgarde, erhielt. [sic]

Vorstehenden Notizen setze ich

Friedrich Ludwig Klipstein die folgenden bei

Am 12^{ten} September 1834 starb meine Tochter Johanna nach langem Leiden Morgens zwischen 2 u. 3 Uhr

Am 30^{ten} October wurde mir eine Tochter geboren Josepha Margarethe

Am 10^{ten} Dzber 1835 starb meine Zwilling's Tochter Theodore Johanna Morgens zwischen 8 u 9 Uhr

Am 6^{ten} Januar 1838 Morgens zwischen 2 Uhr [sic] starb mein Sohn Leopold nach zweijähriger Krankheit und nachdem er $\frac{3}{4}$ Jahre zu Bett hatte zubringen müssen

Am 6^{ten} August 1838 wurde meine Tochter Mathilde Theodore Betty geboren

Am 12^{ten} October 1840 wurde mein Sohn Karl Friedrich geboren

Am 12^{ten} September 1842 wurde mein Sohn, Augustin Heinrich Leopold geboren

Am 11^{ten} Dezember 1842 starb mein Sohn Karl Friedrich nach längerem Unwohlsein

Am 20^{ten} August 1843 starb meine liebe Mutter geboren am 19^{ten} Mai 1759

Am 12^{ten} November 1843 wurde meine Tochter Eleonore geboren.

Am 3^{ten} Juni 1846 starb mein Sohn Augustin

Am 22 April 1849 wurde mir dahier in Gießen, mein Sohn, Ernst Reinhard Peter geboren

Am 7^{ten} November 1853 starb meine arme Frau nach sehr langen Leberleiden

Am 23^{ten} Spbr 1857 starb meine Tochter Josephine nach 10^{tägig}. Unwohlsein, an Nervenfieber

Am 16^{ten} Dzber 1858 starb mein Sohn Ernst, ebenfalls an Nervenfieber, nach kurzem Krankenlager

Der Wetzlarer Landschaftsmaler Reiner mann (1764–1835) weit gereist, der Heimat verbunden

ANGELIKA MÜLLER-SCHERF

Seit nunmehr einigen Jahren beschäftige ich mich mit den Landschaftsbildern des Wetzlarer Malers. Anlass für die Recherche war eine große Ausstellung in Wetzlar, die sich ab Dezember 2015 dem Leben und Werk Reiner manns widmete. Die Retrospektive im Stadt- und Industriemuseum fand zum 180. Todestag des Künstlers statt.

I. Einleitung

Reiner mann war Maler, Zeichner, Kupferstecher und Radierer, aber auch Kunst- händler und Verleger. Im Folgenden möchte ich den persönlichen und künstlerischen Werdegang von Reiner mann aufzeigen. Stilistische und ikonographische Aspekte runden die Betrachtung ab. Große politische, gesellschaftliche und künstlerische Umbrüche ereigneten sich zu Reiner manns Schaffenszeit und wirkten sich auf alle Lebensbereiche aus. Es sind vor allem die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege, die Reiner manns persönliche und künstlerische Entwicklung beeinflusst haben.

Der Adel und die Kirche verloren als Auftraggeber für Kunstwerke in dieser Zeit an Bedeutung, während das Bürgertum als Sammler und Kenner stärker in Erscheinung trat. Am Ende des 18. Jahrhunderts haben klassizistische Strömungen die höfische Welt des Rokokos weitgehend abgelöst.

Am Beginn des 18. Jahrhunderts sorgte die Aufklärung für eine Abkehr von Aberglauben und Religion und stellte die Vernunft an erste Stelle. Künstlerisches Ideal bildete nun die Klassische Antike. Als Gegenbewegung folgte Ende des Jahrhunderts die Rückbesinnung auf die eigene Geschichte, insbesondere das Mittelalter und die Aufwertung des Gefühls. Die neue Ausrichtung, für die sich die Stilbezeichnung „Romantik“ etabliert hat, umfasste alle Bereiche der bildenden Kunst und der Literatur.

II. Leben und Werk

1. Die Anfänge in Wetzlar, Frankfurt und Weilburg (1764 – 1789)

Reiner mann kam am 8. Oktober 1764 in Wetzlar zur Welt. Sein Vater war von Beruf Posamentierer, der Verzierungen für die Roben der Richter und die Livreen der Bediensteten am Reichskammergericht fertigte. Nebenbei war er Küster und Glöckner der reformierten Gemeinde in Wetzlar. Nachdem Reiner manns künstlerisches Talent bereits während seiner Schulzeit zutage trat, kam er zu einem Por-

traitmaler in Wetzlar in die Lehre. Danach wechselte Reinermann zu Johann Andreas Benjamin Nothnagel (1729-1804) nach Frankfurt. Nothnagel war ein vielseitiger Künstler und Unternehmer. Er war Maler, Zeichner, Kunsthändler und Tapetenfabrikant. In seiner Werkstatt arbeiteten mehr als fünfzig Schüler und Gehilfen an der Produktion von gemalten Papier- und Leinwandtapeten. Drucktechnische Verfahren wie Kupferstich und Radierung, sowie Kolorieren lernte Reinermann ebenfalls hier kennen.

Seine Ausbildung wollte er durch eine Wanderschaft nach Holland abschließen, denn die Werke der großen Meister des 17. Jahrhunderts waren in Frankfurt sehr beliebt und es gab viele Anhänger der sogenannten „Holländermode“. Die Reise kam aber nicht zustande.

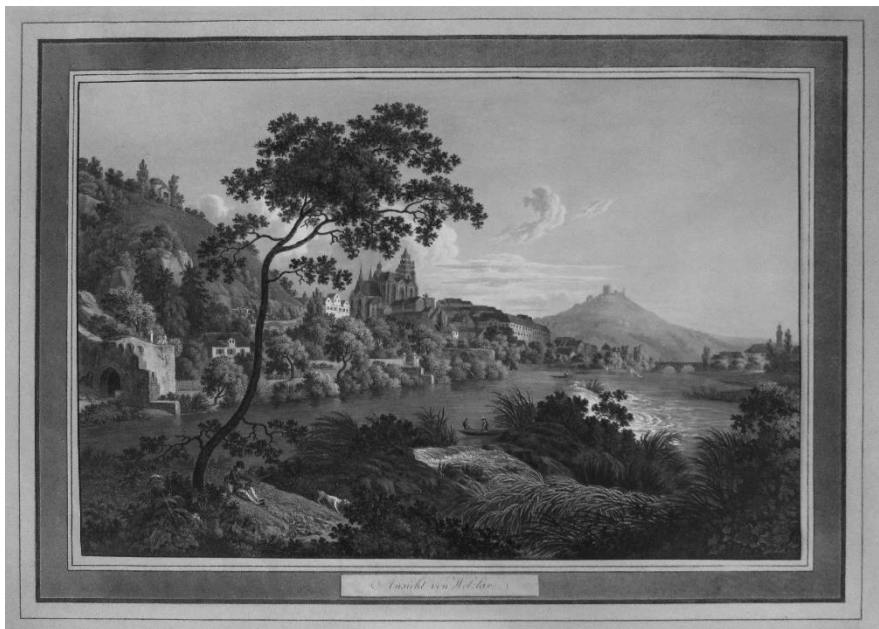


Abb. 1: Wetzlar an der Lahn, kolorierte Aquatintaradierung, aus: 18 Ansichten von der Lahn 1815, Städtische Museen Wetzlar, Dauerleihgabe der Sparkassen-Kulturstiftung Hessenthringen, Inv. Nr. 18/645

Stattdessen kehrte Reinermann in seine Vaterstadt zurück. Vermutlich ab 1786 war Reinermann bei Fürst Carl Christian (1735-1788) von Nassau-Weilburg als Zimmermaler angestellt. Die illusionistische Architekturdarstellung im Südflügel der Oberen Orangerie im Schloss zu Weilburg wird Reinermann zugeschrieben und auf 1788 datiert. Die Scheinarchitektur stellt eine klassizistische Gliederung in kanelierte Pilaster und halbrunde Nischen vor, in die ebenfalls gemalte Kanonenöfen eingefügt sind. Auf den Öfen und über der großen Eingangstür sind emblematische Darstellungen der Musik, der Wissenschaft und der bildenden Kunst zu sehen.

Ebenfalls 1788 datiert und mit dem Monogramm F.C.R. signiert sind die ersten beiden überlieferten Gemälde. Es handelt sich um zwei Supraporten, die aus dem Schloss in Weilburg stammen: die eine mit Tier-, und die andere mit Figurenstaffage.¹ Es handelt sich um komponierte Flusslandschaften, die Elemente aus unterschiedlichen, nicht genau lokalisierbaren Regionen vereinen. Das gestreckte Querformat der Supraporten bleibt eine Ausnahme in Reinermanns Werk.

Die anderen Kompositionsmerkmale und Motive kehren hingegen auch in späteren Arbeiten wieder: Die Vorliebe für Felsformationen und Wasserfälle, die Beibehaltung der drei Gründe und ihre farbliche Abstufung in Zonen von Braun, über Grün bis Blau im Hintergrund sowie die pittoresken Solitärbäume, die im Gegenlicht vor hellem Himmel stehen.

2. Von Kassel nach Italien, die Jahre 1789 bis 1790

1789 begab sich Reinermann zum Selbststudium nach Kassel. Möglichkeiten zum Studium berühmter Gemälde boten sich in der Kasseler Gemäldegalerie und dem Museum Fridericianum. Hier konnte er die bewunderten Werke der niederländischen Landschaftsmaler des 17. Jahrhunderts und die idealen Landschaften von Claude Lorrain im Original studieren.

Eine Serie von Ansichten aus dem Park Wilhelmshöhe mit der berühmten Herkulesäule hat Reinermann zu einem späteren Zeitpunkt herausgegeben.²

In Kassel machte Reinermann Bekanntschaft mit dem Maler Philipp Ludwig Strack (1761-1836), der gerade ein Stipendium für eine Italienreise (1789-1794 Rom und Neapel) erhalten hatte. Er ermunterte Reinermann, mit ihm zu kommen. Reinermann, der keine finanzielle Unterstützung hatte, ließ sich von seinem Freund Strack zusichern, dass dieser ihm zur Not 50 Gulden für die Heimreise leihen würde. Nach dessen Bestätigung konnte die Reise im Oktober 1789 beginnen.

Rom und Umgebung hat Reinermann vor allem in Zeichnungen festgehalten. Es handelt sich um Ansichten antiker Ruinen, typischen Landschaftsausschnitten mit Pinien und Zypressen und Architekturdetails.

Diese Studien verarbeitete er später zu großen komponierten Ideallandschaften in Ölmalerei. Besonders eindrucksvoll ist Reinermanns Darstellung der berühmten „Wasserfälle in Tivoli“. Naturphänomene wie imposante Wasserfälle, die starke Gefühle beim Betrachter hervorrufen, gehörten zu den beliebten Motiven der Romantik. In seinen Lebenserinnerungen schildert der Maler Heinrich Wilhelm Tischbein sehr anschaulich seinen Besuch in Tivoli:

„Wir stiegen bei dem Wirte ab, hinter dessen Haus der berühmte Sibyllentempel steht. Der freundliche Mann nannte sich Vater der Künstler und nahm uns auch als seine Söhne auf. Sogleich eilten wir in den Sibyllentempel, wo gerade gegenüber der große Wasserfall in den Abgrund stürzt.

1 Sie befinden sich heute in Bad Homburg v. d. Höhe, Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen.

2 Sie befinden sich in der Graphischen Sammlung des Hessischen Landesmuseums Darmstadt. Siehe Katalog Wetzlar 2015, S. 54/55.

Mit Schauern sah ich die Felsen umher, welche in so mancherlei Gestalten übereinanderhängen, die Klüfte, die sich in die Spalten hineinziehen, das Gebüsch, das sie lockig umhängt, und den Strom, der sanft und ruhig aus dem Gebirge schleicht, sich flach in kieseligem Bette ausbreitet, dann im schönen Spiegel sich den Berg hineinstürzt und mit Gebrüll unten wieder herauskommt und das Gebirge erschüttert, als wolle er es mit sich fortreißen.³



Abb. 2: Christian Haldenwang (nach Friedrich Christian Reinermann), Chalcographische Gesellschaft zu Dessau: Die Wasserfälle von Tivoli, Aquatintaradierung in Sepia, 1798, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/646

Die Wasserfälle von Tivoli wurden von zahlreichen Künstlern, insbesondere den sogenannten Deutschrömern wie Joseph Anton Koch, Philipp Hackert und Christian Reinhart gestaltet.⁴ Reinermanns Gemälde bildete auch die Vorlage für eine Druckgrafik in Sepia-Farbgebung, die Christian Haldenwang herausgab.⁵

Arbeit fand Reinermann auf Vermittlung des Schweizer Landschaftsmalers Peter Birmann (1758-1844) in der Werkstatt von Louis Ducros (1748-1810) in Rom. Hier lernte Reinermann die Aquarellmalerei kennen, die er in seinen späteren Landschaftsserien zur Perfektion brachte. Ducros gilt als Förderer des Aquarells

3 Zit. n.: Heinrich Wilhelm Tischbein, *Aus meinem Leben*, Hg. Kuno Mittelstädt, Berlin 1956, S. 140.

4 Das Gemälde von Johann Christian Reinhart ist 1813 entstanden und befindet sich in der Sammlung Schäfer in Schweinfurt. Siehe Katalog Wetzlar 2015, S. 26, Abb. 8.

5 Siehe Katalog Wetzlar 2015, S. 56 ff., Abb. S. 58 und 59.

als eigenständige Kunstgattung und somit als Vorläufer William Turners. Auch wenn der Aufenthalt in Ducros' Werkstatt nur kurz war, bildete er doch eine wichtige Etappe in Reinermanns künstlerischem Werdegang.

Als Gründe für die Abreise aus der ewigen Stadt am 1. Mai 1790 kamen vermutlich mehrere Faktoren zusammen. Ducros war wohl kein angenehmer Chef und die Auswirkungen der Französischen Revolution machten sich überall in Europa bemerkbar. Das Reisen wurde unsicherer und kauffreudige Kundschaft blieb aus. Dadurch wurde auch die Erwerbslage für Künstler schwieriger. Reinermann verließ Italien zusammen mit zwei Freunden und erreichte über die Schweiz seine Heimatstadt Wetzlar im Herbst 1790.

3. Wetzlar und die Jahre in Basel und der Schweiz von 1790 bis 1802

Die Rückkehr nach Wetzlar war nur von kurzer Dauer, denn schon 1792 begab sich Reinermann erneut in Richtung Süden. 1790 hatte Reinermann Margarethe Helene Waldschmidt geheiratet, doch die junge Frau starb bald nach der Hochzeit. Nach diesem Schicksalsschlag folgte er dem Ruf des Kupferstechers und Kunstverlegers Christian von Mechel (1737-1817) nach Basel und blieb dort zehn Jahre.

Von Mechel vertrieb Reproduktionen von Werken berühmter Künstler und Kupferstiche mit Schweizer Motiven, die im Zuge der Begeisterung für die alpine Gebirgswelt sehr gefragt waren. Die Druckgraphiken mit verblüffendem Originalcharakter waren besonders bei Touristen beliebt, die gezielt die Schweizer Bergwelt aufsuchten, oder auf dem Transitweg nach Italien waren.

Ein besonders schönes Beispiel ist „La Roche an der Birs im Münsterthal“. Ein Exemplar befindet sich in der Graphischen Sammlung im Städel in Frankfurt, ein weiteres im Landesmuseum Mainz.⁶

Reinermann unternahm jeden Sommer Reisen in andere Gegenden der Schweiz und fertigte Studien der unterschiedlichen Landschaften an. Das Ergebnis schlug sich in mehreren Serien graphischer Blätter mit schweizerischen Ansichten nieder, darunter beliebte Motive wie den Grindelwaldgletscher und den Staubbachfall, die in Zusammenarbeit mit Peter Birmann entstanden, den Reinermann in Rom kennengelernt hatte.⁷

Den berühmten Reichenbachfall hat Reinermann wiederholt aus unterschiedlichen Blickwinkeln und mit unterschiedlicher Staffage dargestellt. Auf einer Zeichnung erkennt man in einem Rundtempel und einer Leier spielenden antiken Figur noch einen Widerhall des Italienaufenthalts.⁸ Die gedruckte Ausführung zeigt aber ein landestypisch gekleidetes Paar, das sich in die schweizerische Landschaft harmonisch einfügt und sicher dem Geschmack der Käufer eher entsprach.

6 Siehe Katalog Wetzlar 2015, S. 78, Abb. S. 79.

7 Ebd. S. 86/87.

8 Siehe Katalog Wetzlar 2015 S. 75.



*Abb. 3: Die Reichenbachfälle bei Bern, Feder in Braun, laviert und weiß geböhrt
(Vorlage für die Aquatintaradierung), Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/618*

Darüber hinaus ist eine Sepia-Zeichnung mit der Darstellung des Rhonegletschers erhalten, die vermutlich als Vorlage für ein Gemälde dienen sollte. Das 45 x 65,7 cm große Blatt stellt die gewaltigen Eismassen des Gletschers dar. In dem unwirtlichen Gelände oberhalb der Baumgrenze steht links ein Mann, der gegen den Wind ankämpft und mit einer Hand seinen Hut festhält.



*Abb. 4: Der Rhonegletscher, Feder in Braun (Sepia), laviert, weiß geböhrt,
Städtische Museen Wetzlar, Inv.-Nr. 18/610*

Reinermanns Blatt wirkt wie die Illustration einer Schilderung Goethes, der den Gletscher bei seiner Furka-Überquerung im November 1779 sah und in seinen Briefen aus der Schweiz veröffentlichte:

„Es ist der ungeheuerste (Gletscher), den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. ... Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften lässt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar“.⁹

Das Weiß der spitzen Eisschollen in Reinermanns Zeichnung ist übrigens nicht durch Farbauftrag entstanden, sondern als Aussparung im Zeichenblatt.

Von der Beliebtheit der Gletscher als Bildmotiv zeugen zahlreiche Gemälde. Der Maler Johann Heinrich Wüst gibt in seiner Darstellung aus dem Jahr 1795 winzige Personen vor den gewaltigen Eismassen wieder.¹⁰ Er versinnbildlicht auf diese Weise ein Gefühl, das viele Menschen im Gebirge ergreift, und zwar die Kleinheit des Menschen im Verhältnis zur Erhabenheit der Natur.

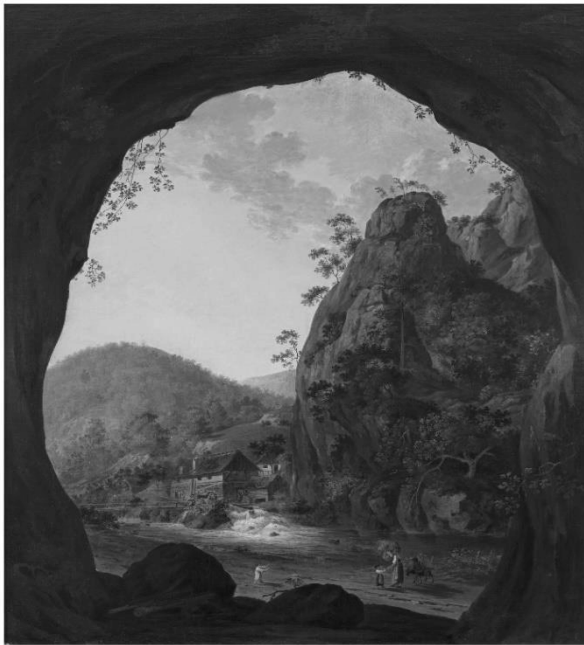


Abb. 5: Die Mühle von St. Martin im Münstertal, um 1806, Öl auf Leinwand, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/642

9 Das Furka-Abenteuer. Goethes Reise durch die Schweiz 1779: von Martigny bis zum Gott-hard, herausgegeben von: Goethe-Gesellschaft Schweiz, Einsiedeln 2004, S. 33.

10 Das Gemälde befindet sich im Kunsthaus Zürich.

Viele Zeichnungen mit alpinen Motiven hat Reinermann erst Jahre nach seiner Rückkehr aus der Schweiz in Gemälde umgesetzt. Dies gilt auch für „Die Mühle von St. Martin im Münsterthal“. Der Aufbau dieses Gemäldes ist besonders interessant. Das 1806 entstandene Werk gibt den Blick aus einer dunklen Höhle auf eine im hellen Licht liegende Mühle wieder. Das Faszinierende und Geheimnisvolle der Höhle bildet einen starken Kontrast zu der sonnenbeschiedenen Landschaft und der idyllischen Szene im Vordergrund. Man sieht eine Mutter, die mit ihren Kindern Holz sammelt.

Gemälde dieser Art fanden die Zustimmung seiner Zeitgenossen und der Kunstkritiker. 1809 schreibt Reinermanns Biograf Johann Georg Meusel:

„Auf jener Reise ins Münsterthal hat er im Sommer 1806 eine grosse herrliche Ansicht bey der Mühle von St. Martin in Oel gemalt, die ihm einen nicht unbedeutenden Rang unter den Landschaftsmählern anweisen müsste. Denn in diesem Bilde ist dem Künstler ganz der Ton und das Kolorit von Ruysdael gelungen.“¹¹

Der Vergleich mit Ruisdael dürfte für Reinermann ein besonderes Lob dargestellt haben.

Die Basler Jahre waren eine äußerst produktive Zeit für Friedrich Christian Reinermann. Weshalb er seinen gesicherten Arbeitsplatz aufgab, kann nur vermutet werden. Die Unselbständigkeit und Routine bei von Mechel konnten auf Dauer für den ehrgeizigen Künstler nicht befriedigend sein. Vielleicht zog es ihn auch zurück in seine Heimat.

4. Die Frankfurter Jahre und die Erste Lahnserie, die Jahre 1802 bis 1811

Um 1802 kehrte Reinermann nach Deutschland zurück. Ein zunächst für sechs Monate geplanter Besuch in Frankfurt entwickelte sich durch seine Heirat mit der Bürgertochter Anna Margaretha Hollerbach zu einem dauerhaften Aufenthalt. Im Juni 1802 wandte sich Reinermann an den Rat der Stadt Frankfurt und bat um eine Arbeitserlaubnis, denn er habe sich „entschlossen, die Rhein- und Mayn-Gegenden zu besuchen und mehrere Kupferplatten davon zu fertigen“.¹²

Nach bildwürdigen Motiven suchte Reinermann in den nächsten Jahren nicht nur an Rhein und Main, wie er in seinem Antrag schreibt, sondern vor allem an der Lahn, später auch an der Mosel, in der Pfalz und dem Taunus.

Zwischen 1809 und 1811 erschien die erste Lahnserie, die zu Reinermanns Hauptwerk zählt. Die ersten Studien für die „Folge von zwölf Blättern der schönsten Lahngegenden“¹³ wie er sie nennt, sind 1803 datiert. 1809 hat Reinermann sein Projekt so weit verwirklicht, dass er das Erscheinen der Serie im „Herzoglich Nassauischen allgemeinen Intelligenzblatt“ zur Subskription ankündigen kann.

11 Johann Georg Meusel in: Teutsches Künstlerlexikon oder Verzeichnis der jetztlebenden Künstler, Lemgo 1809, S. 190.

12 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Ratssupplikationen 1802, Bl. 510/511.

13 Herzoglich Nassauisches allgemeines Intelligenzblatt, Num. XXIV den 3. Juni 1809.



Abb. 6: Vetzberg und Gleiberg, kolorierte Aquatintarädierung, aus: 18 Ansichten von der Lahn 1815, Städtische Museen Wetzlar, Dauerleihgabe der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, Inv. Nr. 18/696

Die Blätter „der allerschönsten und interessantesten Gegenden“, wie er schreibt, konnten in Farben oder Braun geordert werden. Jeweils zwei Ansichten davon sollten in Abständen von 4 Monaten erscheinen, so dass im Lauf von zwei Jahren die komplette Folge ausgeliefert sein würde. Die erste Lahnfolge beginnt in der Nähe von Gießen und folgt der Lahn bis zur Mündung in den Rhein bei Unterlahnstein. Es handelt sich um folgende Motive:

1) Die verfallenen Schlösser Fetzberg und Kleyberg (sic) bei Gießen, 2) Eine Ansicht der Stadt Wetzlar, 3) Ansicht des Klosters Altenburg (sic), 4) Das Residenzschloß Weilburg, 5) Eine Felsenpartie nahe bei Weilburg, 6) Runkel und das Schloß Schadeck, 7) Ansicht von Limburg an der Lahn, 8) Ansicht von Balduinstein, 9) Ansicht von Laurenburg, 10) Die ehemalige Abtey Arnstein, 11) Ansicht von Nassau, 12) Lahneck und Unterlahnstein.

Da Reinermann die Lahnansichten zu einer Zeit schuf, als er in Frankfurt lebte, führte dieses Unterfangen zu ausgedehnten Reisen. Vielleicht zog er aus diesem Grund 1811 wieder nach Wetzlar. Hier kam ein Jahr später auch sein einziges Kind zur Welt, der Sohn Johann Philipp Reinermann.



Abb. 7: Lahnck und Unterlahnstein, Aquarell, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/791

5. Die Zeit in Wetzlar: Zweite Lahnserie (1811 – 1818)

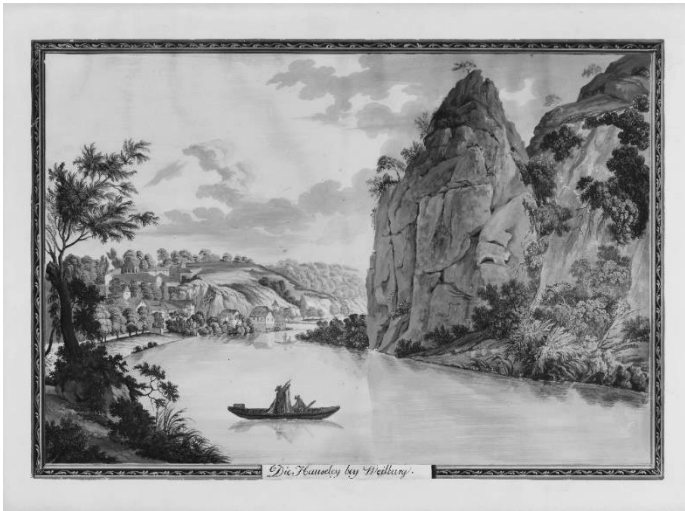
In die Wetzlarer Jahre fällt die Erweiterung der Lahnfolge um sechs Blätter. Aufgenommen wurden Orte, die beginnend mit der Quelle im Rothargebirge der Lahn entlang bis Wetzlar liegen:

1) Forsthaus Lahnhof, 2) Schloß Wittgenstein und Laasphe, 3) Ansicht von Biedenkopp (sic), 5) Marburg, 6) Gießen. Eine Ausnahme bildet die topographisch zwischen Runkel und Limburg gelegene Ansicht von 4) Dietkirchen und Dern.

Die Lahnansichten Reinermanns sind in erster Linie Veduten bestimmter Orte, Burgen, Schlösser und Ruinen, die am Ufer und den umgebenden Bergen der Lahn liegen. Reinermann dokumentiert sorgfältig die von Menschen gestalteten Kulturlandschaften mit Feldern, Wiesen und Weinbergen. Die Staffage bilden dementsprechend meist Bauern, Hirten und Schiffer, die ihrer Tätigkeit nachgehen. Die Natur ist nicht wild und urwüchsig wie bei den Schweizer Ansichten, sondern sanft und kultiviert. Die Lahn ist ein ruhig fließendes Gewässer, belebt durch Fähren oder Fischerboote.

Die Druckgraphiken wurden sorgfältig durch Skizzen und teilweise aquarellierte Zeichnungen vorbereitet. Als Beispiele sind „Lahnck und Unterlahnstein“ und „Eine Felsenpartie nahe bei Weilburg“, die sogenannte Hauseley zu nennen. Die gemalte, ornamentale Einfassung deutet darauf hin, dass diese Blätter,

die sich unter Glas in originalen Kirschbaumrahmen befinden, ehemals als Wand-
schmuck dienten.



*Abb. 8: Die Hauseley bei Weilburg, Aquarell, Städtische Museen Wetzlar,
Inv. Nr. 18/643/790*



*Abb. 9: Ansicht von Gießen, kolorierte Aquatintaradierung, aus: 18 Ansichten
von der Labn 1815, Städtische Museen Wetzlar, Dauerleihgabe der Sparkassen-
Kulturstiftung Hessen-Thüringen, Inv. Nr. 18/612*

Die Ansicht von Gießen ist hier vor Ort von besonderem Interesse. Reinermann
präsentiert die Stadt als helle Silhouette vor den Burgen Vetzberg und Gleiberg im
Hintergrund. Im Vordergrund evozieren elegant gekleidete Spaziergänger, die sich

zwischen Blumengärten in Grünanlagen bewegen, eine sonntägliche Stimmung. Der Blick von Süden auf die Stadt lässt markante Gebäude wie den Turm der Stadtkirche oder das Alte Schloss gut erkennen. Bis 1803 hatten die Stadtmauern diese Ansicht behindert. Anstelle der alten Wallanlagen entstanden nun Promenaden, die aus der Stadt hinausführten. Im Vergleich zu den übrigen Darstellungen der Lahnserie fällt auf, dass Reiner mann der Stadt Gießen einen heiteren, zeitgenössischen Charakter verleiht. Dazu tragen wesentlich das helle Grün der neu angelegten Wiesen über den verfüllten ehemaligen Gräben bei sowie die zarte Farbgebung der Blüten und der modischen Empirekleider der Damen im Vordergrund bei.

Der liebevolle Blick auf Gießen könnte die Vermutung nahelegen, dass Reiner mann sich noch intensiver mit der Stadt beschäftigt hat. Dies konnte bei Nachforschungen, auch im Oberhessischen Museum, nicht bestätigt werden.¹⁴ Weitere Motive von Gießen hat Reiner mann nicht geschaffen.

Seine Gießen-Ansicht steht in der Nachfolge des Merian-Stichs aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Der Blick von Süden aus recht großer Distanz auf das Stadtpanorama vor der Bergkulisse mit den Burgen Vetzberg und Gleiberg sind vergleichbar. In der Druckgraphik des 19. Jahrhunderts wird Gießen überwiegend aus der gleichen Perspektive und, wie bei Reiner mann, mit den Grünanlagen und Gärten vor der Stadt im Vordergrund dargestellt. Man kann Reiner mann als Vorreiter für die Gestaltung des Vordergrunds mit Gärten und städtischem Freizeitvergnügen bezeichnen. Als Beispiele sei auf die Stahlstiche von Robert Geißler (1840) oder Paul Weber (1844) verwiesen. Ernst Bieler erweitert seine Ansicht von Gießen nach Westen und fügt im Vordergrund unterschiedliche Personen paarweise oder in Gruppen ein. Sie spiegeln das bürgerliche und studentische Leben der Stadt zur Biedermeierzeit.¹⁵

Es ist das Verdienst Reiner manns, die Lahngenden erstmals künstlerisch erfasst zu haben. Die nachfolgenden Malergenerationen haben sich weitgehend an ihm orientiert.

6. Reiner manns Blick auf Wiesbaden und den Taunus

Ab 1818 bis zu seinem Tod lebte Reiner mann in Frankfurt. Von dort aus erkundete er auch Wiesbaden und den Taunus. Eine Gesamtansicht von Wiesbaden in großem Format (35,5 x 47,7cm) zeigt den beliebten Blick von der Bierstadter Höhe auf die Stadt.¹⁶ Sie ist in Reiner manns Verlag gedruckt, aber von seinem Neffen Albrecht Ludwig Reiner mann gestochen worden. Die charakteristischen Gebäude der aufstrebenden Kurstadt Wiesbaden, die hier nur sehr klein abgebildet sind, hat Reiner mann auch in gezeichneten Einzelansichten festgehalten. Es handelt sich

14 Das Oberhessische Museum besitzt u. a. zwei Aquatinta-Radierungen von Gießen aus der Lahnserie, eine kolorierte und seine in Sepia.

15 Oberhessisches Museum Gießen, Inv. Nr. LG 122. Siehe Abb. in: Stadtlabor Gießen, Über das Ansehen der Stadt – Gießener Ansichten aus fünf Jahrhunderten, Gießen 2018, S. 5.

16 Stadtmuseum Wiesbaden.

um Vorlagen für Druckgrafiken, die als Souvenir-Artikel für Badegäste vertrieben werden sollten.

Neben dem florierenden Kurbetrieb sorgte auch das Haus Nassau in der neuen Residenzstadt für rege Bautätigkeit. Eine Gouache-Zeichnung aus der Werkstatt von Reinermann, zeigt „Jagdschloß Platte bei Wiesbaden“.¹⁷ Es ist im Stil einer palladianischen Villa 1826 für den nassauischen Herzog Wilhelm I. errichtet worden.

„Ansicht von Wiesbaden“ heißt ein kleines Ölgemälde, das wiederum ein neu errichtetes Gebäude als Hauptmotiv aufweist.¹⁸ Von erhöhtem Standpunkt sieht man, von Bäumen fast verdeckt, die Parkseite des Alten Kurhauses und dahinter das Erbprinzenpalais.

Rechts am Hang zur „Schönen Aussicht“ erblickt man das Hagen'sche Palais mit seinen Nebengebäuden. Im Hintergrund liegt das Nerotal; der Vordergrund ist durch eine kleine Viehherde und einen Mann mit Eselskarren belebt. Das Gemälde dürfte kurz nach der Erbauung des Hagen'schen Palais' (1824 bis) um 1827 entstanden sein. Das Palais des Herzoglich Nassauischen Kammerherrn von Hagen (oberhalb des Sonnenberger Wegs) war die erste Villa in Wiesbaden.

Die Ruine Sonnenberg im gleichnamigen Ort, gehört heute zu Wiesbaden. Erhalten sind zwei unterschiedlich kolorierte Drucke, die demonstrieren, wie stark die Farbigkeit ein Motiv verändern kann. Einmal sieht man eine Winterlandschaft in Pastelltönen, zum anderen eine Gewitterstimmung in dramatischer Beleuchtung.¹⁹

Nicht weit von Wiesbaden entfernt liegt der Kurort Schlangenbad im Taunus. Die warmen Quellen waren seit Mitte des 17. Jahrhundert bekannt und bereits im 18. Jahrhundert stark frequentiert. Reinermann zeigt in seiner „Ansicht von Schlangenbad“ die Gebäude, die nach den Napoleonischen Kriegen neu errichtet worden waren vor der Kulisse des engen, bewaldeten Tals. Die Abgeschiedenheit des Ortes wird durch die idyllische Vordergrundszone mit Feldern und Tieren auf Wiesen unterstrichen. Am rechten Bildrand leiten rahmende Bäume den Blick auf die Badeanstalten im Mittelgrund und auf ein rastendes Paar, das sich, wie der Bildbetrachter, an ebendieser Aussicht erfreut. Dieser große Kupferstich ist in Zusammenarbeit mit dem Maler und Stecher Johann Bachtta (1782-1856 Koblenz) entstanden.²⁰

Für den Verkauf seiner Landschaften war der Wiedererkennungswert der Orte oder Sehenswürdigkeiten besonders wichtig. Ein typisches Beispiel dafür findet sich unter den Darstellungen aus dem Taunus, die im Verlag Reinermann erschienen sind. Die Ansicht von Königstein gibt als Hauptmotiv die Burgruine in der Mitte in Untersicht wieder.²¹ Charakteristisch für Veduten dieser Art sind die ge-

17 Stadtmuseum Wiesbaden.

18 Stadtmuseum Wiesbaden.

19 Beide Blätter befinden sich in den Städtischen Sammlungen Wetzlar.

20 Städtische Sammlungen Wetzlar.

21 Städtische Sammlungen Wetzlar.

naue Ausgestaltung der Topografie des Ortes, die gefällige Figurenstaffage und der rahmende Laubbaum am rechten Bildrand.

Diese Kompositionsmerkmale gelten auch für die Ansicht von Eppstein, die der Neffe ganz im Stil Reinermanns ausgeführt hat.²² Im Unterschied dazu gibt ein originales Gemälde Reinermanns einen vollkommen anderen Bildausschnitt wieder. Nicht der romantische Ort mit seiner markanten Burg fesselte Reinermanns Interesse, sondern eine „Mühle im Felsengrund bei Eppstein“.²³ Das kleine Gemälde mit dem eher unscheinbaren Motiv gelangte in die berühmte Sammlung Prehn in Frankfurt. Der Konditormeister Johann Valentin Prehn (1749-1821) trug über viele Jahrzehnte eine Universalsammlung zusammen. Darunter befand sich das „Kleine Gemäldekabinett“, das über 800 Miniaturgemälde in 32 Laden in kunstvoller Anordnung zeigt.²⁴ Prehn lebte wie Reinermann auf der Zeil in Frankfurt und vermutlich kannten sich die beiden Männer auch persönlich.

7. Rheinansichten

Reinermann hat auch eine Folge von Rheinansichten geplant, aber nur in Teilen herausgegeben. Die meist als Ruinen überlieferten Zeugnisse einer vergangenen Epoche rufen Erinnerungen an die eigene Geschichte wach, die zu Reinermanns Zeit in Dichtung und Kunst eine starke Wiederbelebung erfuhr. Besonders das Gemälde „Burg Stolzenfels am Rhein“ wird durch die Überhöhung des Motivs aus starker Untersicht und der dramatischen Beleuchtung als geschichtsträchtiger Ort charakterisiert.

Darin ist noch das Vorbild der vorangehenden Malergeneration spürbar, wie ein Vergleich mit einer „Rheinlandschaft mit Burg“ von Christian Georg Schütz d. Ä. (1718-1791) belegt.²⁵

Einige Burgen, die der Künstler noch als Ruinen sah, wurden im Zuge der Mittelalterbegeisterung des 19. Jahrhunderts wenig später wiederaufgebaut oder restauriert. Als erste ist Burg Rheinstein zu nennen, die sich bei allen Malern der Rheinromantik großer Beliebtheit erfreute. Freiherr vom Stein aus Nassau gehörte zu denen, die die Bewahrung und Wiederherstellung von Geschichtszeugen anregten und organisierten. Sein Schloss in Nassau, das heute noch besteht, ließ er mit einem Anbau im gotischen Stil erweitern.²⁶

22 Städtische Sammlungen Wetzlar.

23 Siehe Katalog Wetzlar 2015, Abb. S.100.

24 Einen Blick in das Privatmuseum gibt Carl Morgenstern in seinem 1829 entstandenen Gemälde wieder, das sich im Historischen Museum Frankfurt befindet. Auf der Staffelei im Vordergrund sieht man die kleinen Gemälde in den Schaukästen. Teile des Prehn'schen Gemäldekabinetts können in der neuen Aufstellung des Historischen Museums in Frankfurt besichtigt werden.

25 Siehe Katalog Wetzlar 2015, Abb. 9, S. 27.

26 Vgl. ebd. Abb. 2, S. 37. Am linken Bildrand der Ansicht von Nassau von Johann Jakob Diezler ist zwischen Schloss und Kirchturm der Anbau im gotischen Stil erkennbar.



Abb. 10: Burg Stolzenfels am Rhein, Öl auf Leinwand, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/789

8. Die Moselreise (1827/28)

Zwischen 1827 und 1828 suchte Reinermann von Frankfurt aus die immer mehr geschätzte Moselgegend auf, um eine Serie von „24 Ansichten der Mosel von Coblenz bis Trier“ vorzubereiten. Besonders viele Zeichnungen mit Motiven von der Untermosel haben sich erhalten, darunter Burg Eltz und die Ansicht von Traben-Trarbach. Die Drucke erschienen in kleinem Format schwarzweiß oder koloriert mit deutscher und französischer Beschriftung.



Abb. 11: Mosellandschaft bei Trier-Pallien mit Blick zur Villa Weißhaus, Öl auf Leinwand, 1828, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/643

Das breit ausgedehnte Moseltal bei Trier stellte Reiner mann von den Sandsteinfelsen oberhalb des Ortes Pallien in zwei Ölgemälden dar, die als Pendants aufgebaut einen Blickwinkel von 180° wiedergeben.²⁷ Als einer der vielen Engländer hatte William Turner (1775-1851) die Mosel bereits 1824 bereist und eine vergleichbare Ansicht von Trier in Richtung der alten Römerbrücke gemalt. Turner kam es in seinen Landschaften weniger auf topografische Genauigkeit an, als auf atmosphärische Erscheinungen, die er in Farbe und Malweise einzufangen wusste.

Der Überblick über die vielen graphischen Folgen zeigt, wie sehr sich Reiner mann bemühte, seine Leidenschaft für die Landschaftsmalerei durch die Verbreitung als Graphik nutzbringend anzuwenden. Nicht immer waren seine Bemühungen von Erfolg gekrönt. Reiner manns Briefe werfen ein Licht auf das recht mühselige Subskriptionsverfahren. Erst wenn er genügend Vorbestellungen hatte, konnte er mit dem Druck beginnen. Die Anzeigen in den gängigen Zeitschriften und seine Korrespondenz lassen ahnen, wie groß der Aufwand allein für das Anwerben der Kundschaft und den Vertrieb seiner „Erzeugnisse“ war.

Während der Wetzlarer Jahre 1811 bis 1818 erhielt Reiner mann als Künstler Anerkennung durch drei wichtige Auszeichnungen. 1812 ernannte ihn der Landesherr Karl Theodor von Dalberg zum „Professor der bildenden Künste“. 1818 schenkte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen Reiner mann eine goldene Tabakdose als Ehrengabe für seine Kunstfertigkeit. Im gleichen Jahr erfolgte Reiner manns Anstellung als Lehrer an der Städelschen Kunstschule in Frankfurt. Vielleicht steht seine Rückkehr nach Frankfurt in diesem Zusammenhang.

9. Die Einrichtung einer Kunsthandlung (1818) und einer Stein druckerei (1831) in Frankfurt

Reiner mann war nicht nur Künstler, sondern auch Kunsthändler und Verleger. Bereits in Rom hatte er bei Ducros später bei Christian von Mechel in Basel die Kombination von künstlerischer und kommerzieller Begabung kennengelernt. Diese Erfahrungen nutzte Reiner mann und eröffnete 1819 eine Kunsthandlung in Frankfurt auf der Zeil, Ecke Hasengasse. Der Verkauf seiner Arbeiten im eigenen Laden brachte deutlich mehr Gewinn als bei anderen Händlern. Die Geschäftsadresse in Frankfurts Prachtstraße war sicher vorteilhaft, denn hier pulsierte schon damals das Leben.

1831 erweiterte Reiner mann seine unternehmerische Tätigkeit durch die Einrichtung einer Steindruckerei. Die noch junge Technik der Vervielfältigung mittels Kreide oder Tuschzeichnungen auf lithographischen Steinen ermöglichte neue künstlerische Ausdrucksformen. Anders als die aufwendigen Ätz- und Radierverfahren, zeichnete sich der Flachdruck der Lithographie durch seine Unmittelbarkeit, Schnelligkeit und hohe Auflagenzahl aus. Auf diese Weise konnten preiswerte Drucke für den Andenkenhandel hergestellt werden.

27 Beide Trier-Ansichten befinden sich in den Städtischen Sammlungen Wetzlar. Das Stadtmuseum Simeonstift in Trier besitzt eine große Anzahl von Originalzeichnungen und Graphiken Reiner manns.

Unterstützt wurde Reiner mann in seinem Unternehmen von seiner Frau, die ebenfalls Malerin war, seinem Sohn Johann Philipp und dem Neffen Albrecht Ludwig.

10. Reiner manns Studienreisen – Lust und Last des Landschaftsmalers

Zur Vorbereitung seiner Landschaftsbilder musste Reiner mann die Gegend, die er darstellen wollte, erst einmal selbst erkunden. Ein solches Unterfangen war nicht nur zeit- und kostenintensiv, sondern auch sehr anstrengend.

Einen Eindruck von der Last, die der Künstler auf seinen Exkursionen zu tragen hatte, bietet die Darstellung der „Reichenbachfälle bei Bern“.



Abb. 12: Die Reichenbachfälle bei Bern, Feder in Braun (Sepia) über Bleistift, laviert und weiß gebohrt, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/795

Auf der rechten Seite sitzt ein zeichnender Maler auf einem Feldhocker. Neben ihm befindet sich eine große Umhängetasche für seine Skizzenblätter und ein Sonnenschirm, der bei Bedarf vor allzu heller Sonne oder Regentropfen schützt.

Wer waren die Auftraggeber und Sammler von Reiner manns Arbeiten?

Die wohlhabenden Bürger, Bankiers und Kaufleute der Stadt Frankfurt waren sehr kunstinteressiert und sammelfreudig. Private Kunst- und Gemäldesammlungen wurden über Generationen mit Sachverstand und nicht unerheblichen Geldmitteln aufgebaut und erweitert.

Der Künstler verkaufte nicht nur an Privatkunden, sondern auch an Museen. Viele seiner Werke gelangten schon früh in Museumsbesitz, darunter bedeutende

Sammlungen wie das Städel in Frankfurt oder das Kupferstichkabinett in Berlin. Einen reichen Bestand an Aquarellen weist das Stadtmuseum Wiesbaden und das Historische Museum Frankfurt auf. Am stärksten ist Reinermanns Oeuvre im Stadt- und Industriemuseum in Wetzlar vertreten. Neben Gemälden, Handzeichnungen und Grafikblättern haben sich auch Skizzenbücher erhalten.

Käufer seiner Arbeiten waren auch verschiedene Fürstenhäuser. Im Nachlass der Prinzessin Elisabeth von England, die nach Bad Homburg verheiratet war, befanden sich mehrere Arbeiten von Reinermann.²⁸

Auch der Großherzog von Hessen-Darmstadt zählte zu seinen Kunden. Darüber hinaus schuf Reinermann Widmungsblätter für die Adelshäuser zu Nassau-Weilburg, zu Solms-Braunfels und für Carl Ludwig Kronprinz von Bayern. Mit solchen Ehr- und Dankbarkeitsbekundungen verband der Künstler die Hoffnung auf Förderung und Aufträge durch das Herrscherhaus sowie der Steigerung seiner Bekanntheit in höfischen und finanzkräftigen Kreisen.

Reinermanns Bemühungen waren nicht vergeblich. Die Angesprochenen orderten Bestellungen, doch nicht immer wurde gleich bezahlt. 1825 wendet er sich zum Beispiel an den Haushofmeister in Braunfels und bittet um Begleichung einer Schuld von 32 Florin und 18 Kreuzer.

Käufer für seine Landschaftsveduten fand Reinermann darüber hinaus in den Kurorten Wiesbaden, Bad Homburg und Bad Ems, wo er sogar ein eigenes Atelier unterhielt.

Reinermann zeigt in einem Aquarell das Innere einer Trinkhalle in Bad Ems, in der ein Künstler einen Stand mit Graphikblättern aufgebaut hat.²⁹ Als Souvenir an den Aufenthalt im Bad, wie man damals sagte, oder als Geschenk für die Daheimgebliebenen waren Drucke sehr beliebt, zumal als Lithographie, da sie preiswert und gut zu transportieren waren.

Besonders durch den florierenden Graphikhandel erwarb sich Reinermann einen gewissen Wohlstand. Er lebte in Frankfurt zuletzt in der Bleichstraße, einer guten Wohngegend. Reinermann starb am 7. Februar 1835 „Mittags 12 Uhr“, wie im Totenbuch der Stadt Frankfurt zu lesen ist.

II. Schlussbetrachtungen - Ikonographie und Stil im Werk Reinermanns

Bei den hier vorgestellten Landschaften Reinermanns liegt der Fokus meist auf der genauen topografischen Darstellung eines Ortes oder einer Gegend. Es gibt darüber hinaus aber auch Werke, die einen über das reine Abbilden hinausgehenden Aspekt aufweisen. Das Einfügen von historischer, mythologischer oder religiöser Staffage konnte Landschaften bedeutungsvoll aufwerten.

28 Aquarellierte Zeichnungen mit Ansichten von Schloss Homburg befinden sich im Historischen Museum Frankfurt. Darüber hinaus befinden sich Gemälde und graphische Werke im Besitz der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen, Bad Homburg v. d. Höhe.

29 Siehe Katalog Wetzlar 2015, Abb. S. 91.



Abb. 13: Das Goldene Zeitalter (Arkadische Landschaft), 1811, Öl auf Leinwand, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/641

Bäume spielen in Reinermanns Landschaften naturgemäß eine große Rolle. Sie treten meist als Bildrandbegrenzung auf, aber dem Baum kommt auch große symbolhafte Bedeutung zu. In dem Gemälde „Das Goldene Zeitalter“ erkennen wir in dem prächtigen Baum auf der linken Seite den Baum des Lebens. Unter ihm haben sich einige Menschen versammelt, die die unterschiedlichen Lebensalter verkörpern. Zusammen mit der Widergabe von unterschiedlichen Tieren in üppiger Vegetation entsteht der Eindruck einer arkadischen oder paradiesischen Gegend. Mensch und Tier sind in Einklang mit der Natur dargestellt.

Eine vergleichbare Darstellung schuf der Maler Jacob Philipp Hackert mit seiner italienischen Ideallandschaft. Das 1793 datierte Gemälde befindet sich im Herzog-Anton-Ulrich Museum in Braunschweig.³⁰ Der Lieblingsmaler Goethes war äußerst produktiv und seine Werke Reinermann sicherlich bekannt. Arkadien ist für ihn und viele Zeitgenossen identisch mit Italien – dem Land der Sehnsucht.

Darüber hinaus gibt es aber auch Bäume, die Beschädigungen aufweisen, die durch Sturm- und Blitzschlag oder schlicht durch ihr Alter aufgetreten sein können. Ein frühes Beispiel befindet sich im Vordergrund der Ansicht der Burgruinen „Vetzberg und Gleiberg“ von 1803.³¹ Neben Büschen und verdorrten Ästen ragt ein gespaltener Baumstumpf wie ein Zeigefinger in das Bild hinein. Der Eindruck von Verfall und Vergänglichkeit wird hier zusätzlich verstärkt durch die dramatische Beleuchtung der Turm- und Mauerreste.

30 Siehe Katalog Wetzlar 2015, Abb. 11, S. 29.

31 In der Graphischen Sammlung des Städels in Frankfurt befindet sich ein Aquarell mit der Ansicht von Vetzberg und Gleiberg mit kleinen Abweichungen zur gedruckten Fassung.



Abb. 13: Ansicht von Wetzlar, 1829, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/617

Reinermann hat zahlreiche Ansichten seiner Heimatstadt Wetzlar geschaffen. In der späten Gemäldefassung „Wetzlar von der Haarbachbrücke aus“ aus dem Jahr 1829 ordnet Reinermann einen Baum in der Bildmitte an, dessen gespaltenen Stamm wie eine offene Wunde wirkt. Der beschädigte, alte Baum tritt auch in Landschaften von Jacob van Ruisdael als Symbol für die Brüchigkeit des Lebens auf. Als Beispiel nenne ich die „Hügellandschaft mit großer Eiche“.³² Der diesen Darstellungen zugrundeliegende Aufruf „Memento mori“ (Gedenke des Todes) gibt den Landschaftsbildern eine tiefere Bedeutung.

Andere Künstler wie Johann Christian Reinhart, fügen in arkadische Szenen antike Sarkophage mit der Inschrift „Et in Arcadia Ego“ ein, womit die Allgegenwärtigkeit des Todes gemeint ist.

Staffage als Stimmungsträger – Mensch, Natur und Architektur

Reinermann bevölkert seine Landschaften gerne mit Figuren, die den Charakter der entsprechenden Gegend unterstreichen. Im Vordergrund der Ansichten aus der Schweiz beispielsweise „Gyswil im Kanton Unterwalden“ sieht man Frauen und Männer in landestypischer Tracht bei bäuerlichen Tätigkeiten.

Figuren erzeugen darüber hinaus unterschiedliche Stimmungen in den Landschaftsbildern. Sie können durch Schäferszenen idyllisch, durch sonntäglich gekleidete Spaziergänger heiter oder durch einen betenden Mönch einen besinnlichen Charakter ausstrahlen

32 Siehe Katalog Wetzlar 2015, Abb. 5, S. 23.

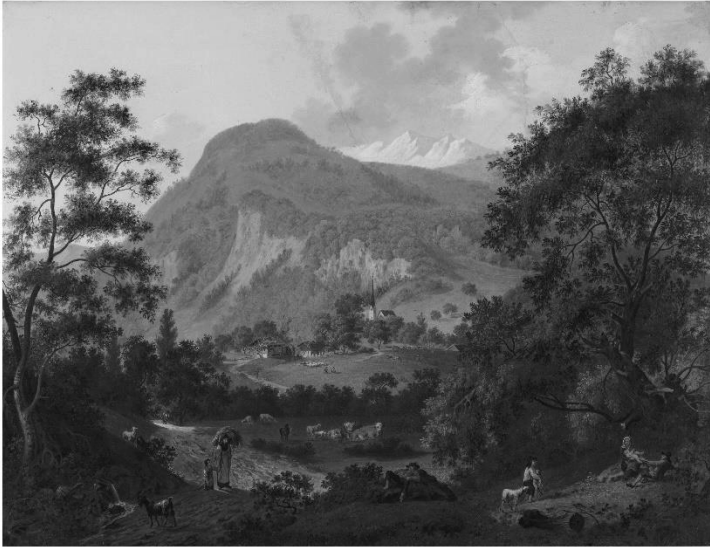


Abb. 15: Gyswil im Kanton Unterwalden, Öl auf Papier, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/611

Eine auffallende Vorliebe für Rückenfiguren ist bei Reiner mann zu konstatieren. Einzeln oder zu zweit laden sie den Betrachter dazu ein, sich ebenfalls in das vor ihren Augen befindliche Bild zu versenken.

Caspar David Friedrich, der Hauptvertreter der deutschen Romantik, zeigt Menschen ebenfalls vorzugsweise als Rückenfiguren. Es handelt sich meist um Einzelfiguren in größerem Maßstab in Betrachtung von Naturscheinungen, wie in dem um 1818 entstandenen berühmten Bild „Der Wanderer über dem Nebelmeer“. Seine unkonventionellen Bilderfindungen spiegeln Seelenzustände des Menschen, die weit über das hinausgehen, was man in Reiner manns Werken erkennen kann.

Architekturzitate können ebenfalls die Stimmung einer Landschaftsdarstellung beeinflussen. Tempel und antike Ruinen vermitteln zusammen mit südlicher Vegetation und antik gewandeten Personen eine Idealisierung der Landschaft. Kirchen verwendet Reiner mann ebenfalls als Motive für seine Bilder. Auch wenn sie topographisch im Zusammenhang mit Dorfansichten stehen, kann man sie doch als Symbol für den christlichen Glauben werten. Reiner mann, der durch seine Herkunft reformiert evangelisch geprägt war, fügte Wege- und Gipfelkreuze, Bildstöcke oder einen betenden Mönch wie nebenbei in seine Landschaften ein.

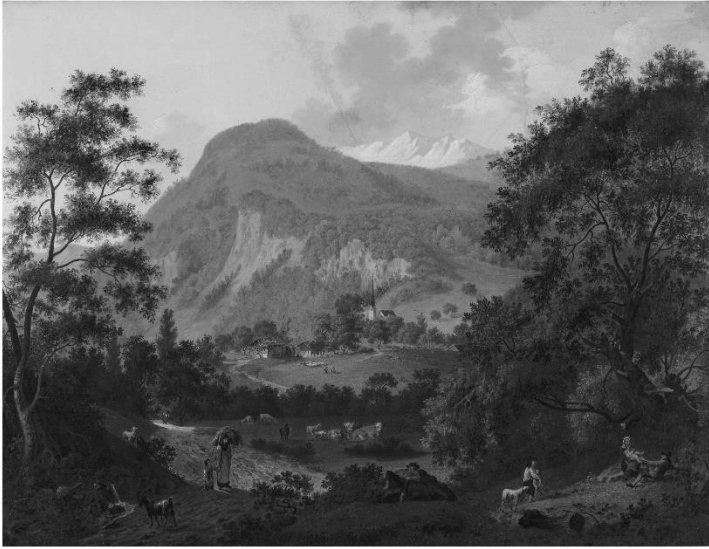


Abb. 16: Schweizerische Gebirgslandschaft mit Bergdorf und Regenbogen, Öl auf Leinwand, Städtische Museen Wetzlar, Inv. Nr. 18/638

Deutlich erkennbar ist die biblische Botschaft aber in einer Landschaft, die einen herrlichen Regenbogen über einem Ort zeigt. Der Regenbogen als Sinnbild für die Verbindung von Himmel und Erde, als Zeichen für die Versöhnung zwischen Gott und den Menschen nach dem Ende der Sintflut, gehört zur christlichen Ikonographie. Als prominentes Beispiel ist die 1805 entstandene „Heroische Landschaft mit dem Regenbogen“ von Joseph Anton Koch (1768-1839) zu nennen.³³

„Anleitung zum Landschaft zeichnen“ 1797

1797 gab Reinermann eine „Anleitung zum Landschaft zeichnen“ in Buchform heraus, die in der „Bibliothek der redenden und bildenden Künste“ allen Liebhabern der Kunst zum Preis von 9 Livres, 12 Sous empfohlen wird.

Das Titelblatt stellt eine gebirgige Landschaft mit einer Schäferszene im Vordergrund dar.³⁴ Im Schatten eines alten Laubbaumes sitzt ein Hirte mit Hut und Stab und blickt auf die Inschrift, die in einen Felsblock gehauen ist:

„WESSEN GEFÜHL
ERWECKST DU NICHT
BEIM ANBLICK DEINER
SCHÖNHEIT
NATUR“

³³ Kunsthalle Karlsruhe. Siehe Katalog Wetzlar 2015, Abb. 12, S. 29.

³⁴ Siehe Katalog Wetzlar 2015, Abb. 14, S. 31.

Diese Zeilen können als Devise für Reinermanns Oeuvre gelten. Er möchte in seinen Darstellungen von Naturschönheiten mehr als die reine Wiedergabe von Vegetation und Topographie vermitteln. Das Wissen um diese tiefere Bedeutungsebene stellt eine Bereicherung bei der Betrachtung von Landschaftsgemälden dar. Sie sind zwar stets ein Spiegel ihrer Entstehungszeit, können aber auch allgemeingültige Phänomene ansprechen, die den Menschen seit jeher berühren.

Indem Reinermann durch seine Malerei im Betrachter Emotionen auslösen möchte, erfüllt er ein wesentliches Kriterium der Kunst der Romantik.³⁵

35 An dieser Stelle möchte ich eine Korrektur vornehmen, die das Portrait von Friedrich Christian Reinermann betrifft. Im Katalog der 2015 in Wetzlar gezeigten Retrospektive befindet sich eine Abbildung auf S. 22, die damals als Brustbild Reinermanns galt. Tatsächlich handelt es sich bei diesem Bildnis um Jean-Baptiste de Boissieu, das ein Verwandter, Jean-Jacques de Boissieu, 1781 gezeichnet hat. Es befindet sich heute in der Graphischen Sammlung des Städel in Frankfurt. Die Identifizierung verdanken wir Dr. Stephan Brakensiek, Leiter der Graphischen Sammlung der Universität Trier.

Zwischen Trauer und Revanche – Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkrieges in Gießen¹

LUDWIG BRAKE

Am Schluss des Jahres 1918 war der Erste Weltkrieg zu Ende, zumindest was die Kampfhandlungen in Westeuropa anging. Und die europäischen Nationen begannen zurückzublicken, zogen für sich Bilanz und nun setzte auch verstärkt Trauer- und Erinnerungsarbeit ein, die den Opfern des Krieges galt. Fast überall entstanden Kriegerdenkmäler.

Deutschland ist, was Kriegszerstörungen angeht, von diesem Krieg zwar kaum betroffen gewesen und es fehlen hier auch die großen Kriegsfriedhöfe, wie sie unter anderem in Frankreich und Belgien zu finden sind.

Oft scheint dieser Krieg hier sogar vergessen. Das liegt vielleicht daran, dass er in der Bundesrepublik überdeckt und überlagert wurde durch die Schrecknisse und das ungleich viel größere Ausmaß der Folgen des Zweiten Weltkrieges. Und so muss man heute teilweise schon genauer hinschauen, um Spuren oder Erinnerungszeichen des Ersten Weltkrieges bei uns zu entdecken, weil sie nicht mehr ganz offensichtlich sind und teilweise überformt wurden durch das Gedenken an die Toten des Zweiten Weltkrieges.

Ein weiterer Aspekt kommt hinzu. Insbesondere in Deutschland mischte sich mit dem Totengedenken recht bald die Erinnerung an eine als unverdient und schmachvoll empfundenen Niederlage, mit der inneren Ablehnung des Versailler Friedensvertrages und dem Ruf nach Revanche, nach Wiedergutmachung für die erlittene Demütigung.

Mit wachsender zeitlicher Distanz zum Kriegsende kommt dieser Revanche-gedanke immer stärker auch bei der Gestaltung der Kriegerdenkmäler zum Ausdruck. Und genau dieser Umstand macht es für heutige Zeitgenossen oft schwer, sich mit den Erinnerungszeichen des Ersten Weltkrieges zu identifizieren.

In den vergangenen Jahrzehnten sind Denkmäler, vor allem Kriegerdenkmäler, immer wieder in der Diskussion gewesen. Dies gilt vor allem für jene Denkmäler, die in der Zeit des Nationalsozialismus errichtet wurden. Für Gießen hat es z. B. einige Auseinandersetzungen um das „Greifdenkmal“ an der Gabel Grünberger-Licher Straße gegeben.

Diese Aktionen betrafen auch andere Denkmäler, z. B. das am Landgraf-Philipp-Platz und das Denkmal in Kleinlinden für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Bei diesen Auseinandersetzungen und Diskussionen geht es nicht um den künstlerischen Ausdruck, sondern es geht eigentlich immer um die politische Aussage und um den jeweiligen Entstehungszusammenhang. Denn diese Denkmäler sind eben immer auch Zeugnisse und Quellen für historische Situationen und Ent-

1 Dem Beitrag liegt das Manuskript eines Vortrags zugrunde, der am 27. 02.2019 beim Oberhessischen Geschichtsverein gehalten wurde.

wicklungen, weil in ihrer Gestaltung die Vorstellung und die historische Erfahrung derjenigen zum Ausdruck kommt, die sie errichtet haben. Somit sind bei der historischen Betrachtung von Denkmälern immer auch die zeitgenössischen Diskussionen und Entscheidungsprozesse über Standort und Gestalt des Denkmals einzubeziehen.²



Abb. 1: Gießener Kriegerdenkmal auf dem Marktplatz (Stadtarchiv Gießen)

2 Loretta di Libero, *Rache und Triumph. Krieg, Gefühle und Gedenken in der Moderne*, München 2014, S. 1-17.

Erste Denkmäler

Das Gedenken an Kriegstote, an Gefallene, über die Errichtung von Denkmälern im öffentlichen Raum, begann allgemein erst am Ende des 18. Jahrhunderts, nach der französischen Revolution und in den Befreiungskriegen. Denn in diesen Auseinandersetzungen trafen erstmals Volksheere aufeinander, die durch die allgemeine Wehrpflicht aufgeboten worden waren. Damit wuchs das Bedürfnis, Erinnerungszeichen an die Gefallenen aus dem Volke zu errichten.

In Deutschland entstanden nach den Kriegen des 19. Jahrhunderts, insbesondere nach dem deutsch-französischen Krieg, zahlreiche Denkmäler, die im öffentlichen Raum an die Siege der deutschen Truppen erinnerten.³

So wurde in Gießen das Denkmal zum deutsch-französischen Krieg von 1870/71 im Jahre 1900 auf dem belebten und verkehrsreichen Marktplatz, direkt vor dem alten Rathaus, in Form einer Brunnenanlage gestaltet. Auf dem Sockel dieser Anlage stand eine triumphierende Kriegergestalt mit Schwert und erhobener Reichskrone. An diesem zentralen Ort erinnerte das Denkmal an „die nationalen Errungenschaften des Jahres 1870/71“ und an die „Söhne der Stadt Gießen, welche an diesem Feldzuge teilgenommen haben“.

Auf Betreiben der Bürgerschaft, insbesondere der Krieger- und Veteranenvereine, und mit Beiträgen der Einwohner wurde dieses Denkmal von der Stadt errichtet.⁴



Abb. 2: Einweihung des Gießener Kriegerdenkmals auf dem Marktplatz (Stadtarchiv Gießen)

3 Loretta di Libero, *Rache und Triumph*, S. 1-17.

4 Stadtarchiv Gießen, L 4, L 6a, L 6c.

Stand bei dieser Figur der Triumph der Sieger im Vordergrund, so gibt es zwei wesentlich ältere Denkmäler hier in Gießen, die an einem anderen Ort an die Toten des Deutsch-Französischen Krieges erinnern.

Auf dem Gießener Alten Friedhof ist das Deutsche und Französische Denkmal für die Gefallenen des Krieges 1870/71 (die gefallenen Gießener Bürger und die in Gießen gestorbenen französischen Kriegsgefangenen) direkt nebeneinander platziert. Hier, im räumlichen Zusammenhang des Friedhofes, steht ganz deutlich die Trauer um die gefallenen Gießener Bürger und um die in deutscher Kriegsgefangenschaft in Gießen verstorbenen französischen Soldaten im Vordergrund.



Abb. 3: Denkmal für die deutschen Soldaten auf dem Alten Friedhof Gießen (Foto Brake)



Abb. 4: Denkmal für die französischen Soldaten auf dem Alten Friedhof Gießen (Foto Brake)

Denkmäler des Ersten Weltkrieges

Mit dem Ersten Weltkrieg ändert sich einiges, unter anderem deshalb, weil die meisten Denkmäler erst nach dem Krieg entstanden und, weil sie durch die politische Situation nach Kriegsende emotional besonders aufgeladen wurden.

Durch das ungeheure Ausmaß des anonymen Massensterbens nahm die Bevölkerung dies sehr viel intensiver wahr als dies früher je der Fall gewesen war. Nahezu jede Familie hatte den Verlust eines Angehörigen zu beklagen.

Durch den Einsatz moderner Waffentechnologie spricht man für den Ersten Weltkrieg geradezu von einer Industrialisierung des Tötens. Ca. 2 Millionen Menschen sind auf deutscher Seite in diesem Krieg umgekommen.



Abb. 5: Verschüttet (Stadtarchiv Gießen)

Anonym wurde das Sterben dadurch, dass die meisten Menschen, die auf deutscher Seite umgekommen waren, dort begraben wurden, wo sie fielen. Die wenigsten Toten kehrten heim: Gefallenen im Ausland und auch dort begraben. Den Angehörigen fehlte ein Ort der Trauer, denn die Kriegerfriedhöfe waren nur schwer erreichbar. Gerade deshalb vielleicht ist das Bedürfnis so groß gewesen, überall Erinnerungszeichen für die eigenen Toten zu errichten.

Durch die militärische Niederlage und die folgende Revolution von 1918/19 wurde zudem der Sinn des Sterbens so vieler Soldaten mit einem Fragezeichen versehen. Ausgezogen in der Uniform des Kaisers, kämpfend für das Vaterland, kehrten sie geschlagen zurück. Das Kaiserreich war zur Republik geworden. In der Weimarer Republik lag die Wirtschaft am Boden, es mangelte an allem. Wer den Dank des Vaterlandes erwartet hatte, sah sich getäuscht. Daher konnten oder wollten viele in der neuen Staatsform, der Republik, keine Heimat finden. Es blieb nur die Erinnerung an die früheren und vermeintlich besseren Zeiten.

Es blieb aber auch der Wunsch, die Gefallenen zu ehren und so entstanden überall in Deutschland Kriegerdenkmäler. fast in jedem Dorf gibt es ein Denkmal und in jeder Stadt sind oft mehrere Denkmäler oder auch Heldenhaine entstanden, um der Kriegstoten dauerhaft zu gedenken.

Es gibt vermutlich über 100 000 Kriegerdenkmäler in der Bundesrepublik, die an den Ersten Weltkrieg erinnern. Dazu gehört sicher neben den Monumenten im öffentlichen Raum auch die große Anzahl von Gedenktafeln, die im nichtöffentlichen Raum, bei Vereinen, in Schulen oder Verbindungshäusern angebracht sind.

Sie sind Teil unserer Alltagswahrnehmung geworden und fallen uns nicht mehr auf. Meistens gehen wir an ihnen vorüber ohne sie wahrzunehmen und an den Zweck zu denken weswegen sie aufgestellt worden sind. Erst, wenn man nach ihnen sucht, wird klar welches Ausmaß diese Erinnerungsakte an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges angenommen haben.

Je nachdem wie viel Zeit nach dem Ende des Krieges und der Errichtung der Denkmäler verstrichen war, veränderte sich die Erinnerung an das Geschehene und dies wiederum spiegelte sich in der Bildsprache der Denkmäler. Triumphale Siegeszeichen, wie noch nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71, verboten sich angesichts der Niederlage.

Es entstanden breit gefächerte Angebote von spezialisierten Firmen die quasi für jeden Geschmack und jeden finanziellen Rahmen Angebote aus Katalogen zu liefern bereit waren. Doch recht bald wurde der Anspruch formuliert „Dutzendware“ zu vermeiden. So wurde auch für den Kreis Gießen der Anspruch formuliert, die Denkmäler sollten Unikate sein, heimische Materialien bevorzugen und die Wünsche der Künstler und Stifter widerspiegeln. Auch aus dieser Perspektive lohnt der Blick durch die regionale Brille.⁵

Ein weiterer Grund, weswegen den regionalen Denkmälern und somit auch denen in Gießen eine besondere Qualität als Erinnerungsorte zukommt, liegt daran, dass es in der Weimarer Republik nicht gelungen ist, ein nationales, ein allgemeines Denkmal für den Krieg, zu errichten.

Die Bemühungen scheiterten unter anderem an den vielen verschiedenen Vorstellungen und Interessen, die die einzelnen Parteien und Institutionen in die Diskussion einbrachten.

Daher bildet die Summe der einzelnen lokalen und regionalen Denkmäler die einzige monumentale Ausgestaltung des kollektiven Erinnerns an den Weltkrieg. So könnte die Gesamtheit aller Kriegerdenkmäler als „nationales Denkmal dieser Jahre“ bezeichnet werden.⁶

Der Erste Weltkrieg hat eine so große Zahl von Kriegsopfern gefordert und eine so große Anzahl von Kriegerdenkmälern hervorgebracht, dass fast in jedem Dorf und in jeder deutschen, französischen und englischen Stadt Opfer zu beklagen waren und in Folge dessen ein oder mehrere Denkmäler oder auch Heldenhaine entstanden sind, um der Kriegstoten dauerhaft zu gedenken und so den Todesopfern nachträglich noch einen Sinn zu geben.

Die Errichtung von Denkmälern begann bereits im Krieg und sogleich mit Kriegsende wurden weitere Kriegerdenkmäler errichtet. Ihre Form und Gestaltung wandelte sich, je mehr Zeit zwischen Kriegsende und der Denkmalserrichtung verstrich.

Zunächst stand der Aspekt der Erinnerung an das Leid und die Trauer um die Toten im Vordergrund. Oft wurden Gedenkstätten in unmittelbarer Nachbar-

5 Heinrich Walbe, Kriegerdenkmäler im Kreise Gießen, in: HiB 30/1925.

6 Vgl. Neil Oliver, Not Forgotten. The Great War and Our Modern Memory, London 2018, S. 65 ff. Oliver legt diesen Gedanken für Großbritannien nahe; man könnte ihn aber auch auf die Bundesrepublik übertragen.

schaft zu Kirchen oder Friedhöfen errichtet. Ab Mitte der zwanziger Jahre wandelten sich die inhaltlichen und formalen Aussagen immer mehr zur Leugnung der Niederlage im Krieg („im Felde unbesiegt“) und zum Ausdruck einer revanchistischen Haltung.⁷ Damit kam die Diskussion über diese Gedenkstätten mitten in die angespannte politische Situation hinein.

Die deutsche Gesellschaft war hier vermutlich tief gespalten. Ein Kennzeichen für die Gespaltenheit in der Frage der Kriegerdenkmäler ist die Tatsache, dass es hier nicht möglich gewesen ist, auf nationaler Ebene, eine Gedenk- und Erinnerungsstätte für den Ersten Weltkrieg zu schaffen.



Abb. 6: Kenotaph, nationales Erinnerungszeichen Großbritanniens, London (Foto Brake)

Auch die Bemühungen in der Stadt Gießen um ein gemeinsames „Erinnerungszeichen Weltkrieg“ scheiterten.⁸ Das heißt jedoch nicht, dass es hier in und um Gießen keine Kriegerdenkmäler gäbe.

7 L. Brake, Zwischen Trauer und Revanche – Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkrieges, in: Zwischen Kriegseuphorie und Kriegsmüdigkeit. Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Kommunalarchive des Landkreises Gießen, Gießen 2016, Begleitheft zur Ausstellung. Vgl. Philipp Kobusch, Kriegerdenkmäler der Zwischenkriegszeit in Gießen, in: MOHG NF 90/2005, S. 1-44., S. 21 ff.

8 Vgl. Ph. Kobusch, Kriegerdenkmäler der Zwischenkriegszeit in Gießen, in: MOHG NF 90/2005, S. 1-44.

Wir wissen, dass im Landkreis fast jedes Dorf ein Denkmal hat, mit dem an die Toten des Ersten Weltkrieges erinnert wird. In allen Gießener Ortsteilen gibt es Denkmäler, die an die Gefallenen der Weltkriege erinnern.⁹ Und auch in der Stadt Gießen selbst fanden sich Erinnerungszeichen an den Ersten Weltkrieg an mehreren Stellen. Einige sind mittlerweile verschwunden, andere wurden jedoch erhalten.



Abb. 7: Denkmal im ehemaligen Realgymnasium (Stadtarchiv Gießen)

Und wohl auch jedes der Gießener Verbindungshäuser hat eine Erinnerungsstätte oder eine Erinnerungstafel für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges.

Das chronologisch wohl erste Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges in der Region um Gießen wurde am 8. August 1915, also noch mitten im Kriege im Nordhof des Reservelazarets Windhof bei Heuchelheim eingeweiht. Das Denkmal wurde von den Patienten in Eigenleistung geschaffen. Auch der Entwurf stammte von einem der ihnen.¹⁰

-
- 9 Gemeindebrief Sommer 2016, Evangelische Kirchengemeinde Allendorf, Erinnerung an die Allendorfer Gefallenen beider Weltkriege, von Manfred Blechschmidt. Die Denkmäler in Allendorf, Lützellinden und Rödgen sind in den Zusammenhang von Trauer und Gedenken eingebettet. Unterlagen über die Diskussionen zur Errichtung der Denkmäler sind bisher nicht bekannt.
 - 10 Heimatmuseum Heuchelheim: Broschüre „Zur Erinnerung an die Einweihung des Denksteins auf dem Windhof bei Gießen – 8. August 1915“. Heimatmuseum Heuchelheim: Broschüre „Zur Erinnerung an die Einweihung des Denksteins auf dem Windhof bei Gießen – 8. August 1915“.

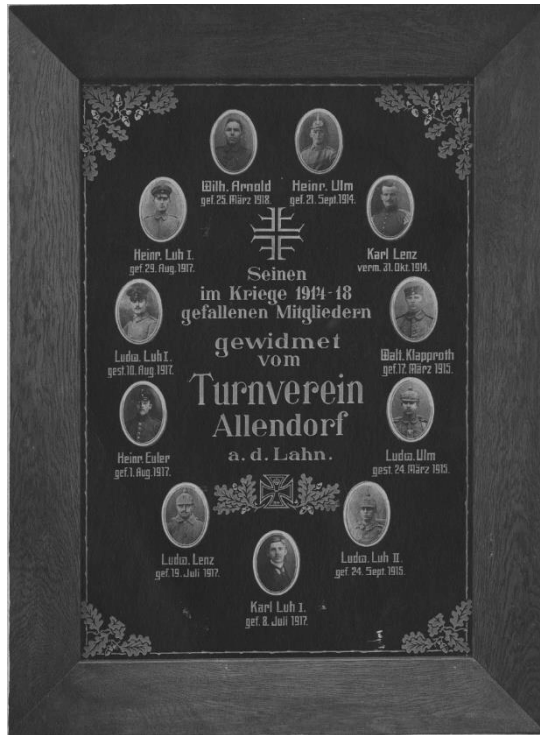


Abb. 8: Erinnerungstafel für die Gefallenen des Turnvereins Allendorf (Stadtarchiv Gießen)

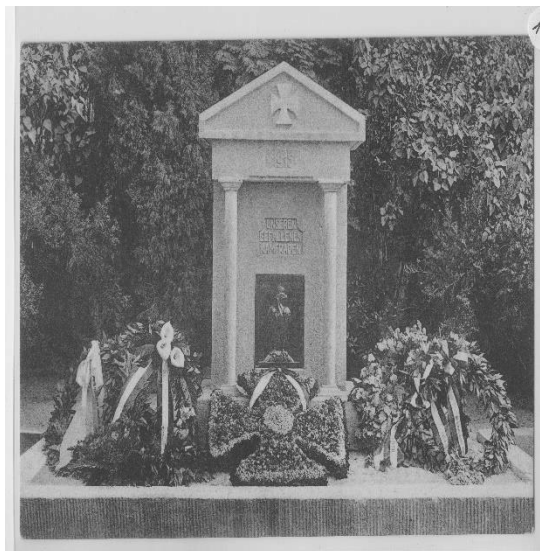


Abb. 9: Einweihung des Gedenksteins auf dem Windhof (Heimatemuseum Henchelbeim)

Auch die Internierten des Gießener Kriegsgefangenenlagers gestalteten 1917 ein Denkmal für ihre in Gefangenschaft verstorbenen Kameraden. Hier war eine Diskussion vorausgegangen, in deren Verlauf zunächst noch die Errichtung einer gemeinsamen Gedenkstätte für alle „gefallenen Helden“, Freund wie Feind, erwogen wurde. Auf dem gemeinsamen Gräberfeld für die gefallenen deutschen Soldaten und für die in Gefangenschaft verstorbenen ausländischen Kriegsgefangenen war ein Platz für ein Denkmal vorgesehen.

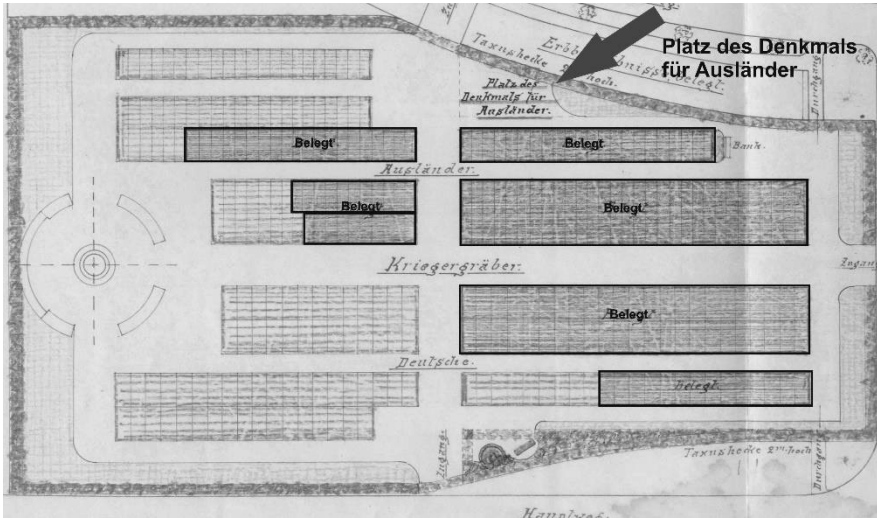


Abb. 10: Heldenfriedhof Gießen bearbeitet (Stadtarchiv Gießen)

Da die Stadtverwaltung die Realisierung jedoch hinausschob, und sie schließlich erst für die Zeit nach Kriegsende in Planung nahm, begannen die Kriegsgefangenen des Lagers Gießen eigene Pläne umzusetzen. Mit Genehmigung der Stadtverwaltung wurde ihr Denkmal auf dem Neuen Friedhof errichtet. Entworfen, gestaltet, finanziert und ausgeführt wurde es von den Kriegsgefangenen selbst.¹¹ Das Denkmal befand sich ursprünglich am zunächst vorgesehenen Platz, was heute etwa dem Gräberfeld für die deutschen Kriegsgefallenen entspricht. Später hat man das Denkmal in das heutige Feld für die verstorbenen ausländischen Kriegsgefangenen umgesetzt.

Ein Kriegerdenkmal der Stadt, ein Erinnerungszeichen an die gefallenen Gießener des Ersten Weltkrieges, konnte während des Krieges nicht errichtet werden. Planungen zu Monumenten dieser Art gab es zwar - unter anderem wurde die Gestaltung einer „Gedächtnishalle zu Ehren der gefallenen Krieger“ in der ehemaligen Ohrenklinik (ehemaliges Wachgebäude der alten Kaserne in der Liebigstraße) erwogen – doch wurden sie nicht realisiert.¹²

11 Kobusch, Kriegerdenkmäler, S. 21 ff.

12 Gießener Anzeiger, 11.5.1916 und 13.5.1916.



Abb. 11: Bestattung eines Kriegsgefangenen am Denkmal für die in Gießen verstorbenen Kriegsgefangenen. Aus der Lage des Denkmals zum Gebäude der Friedhofskapelle erkennt man, dass das Denkmal heute einen anderen Standort hat.

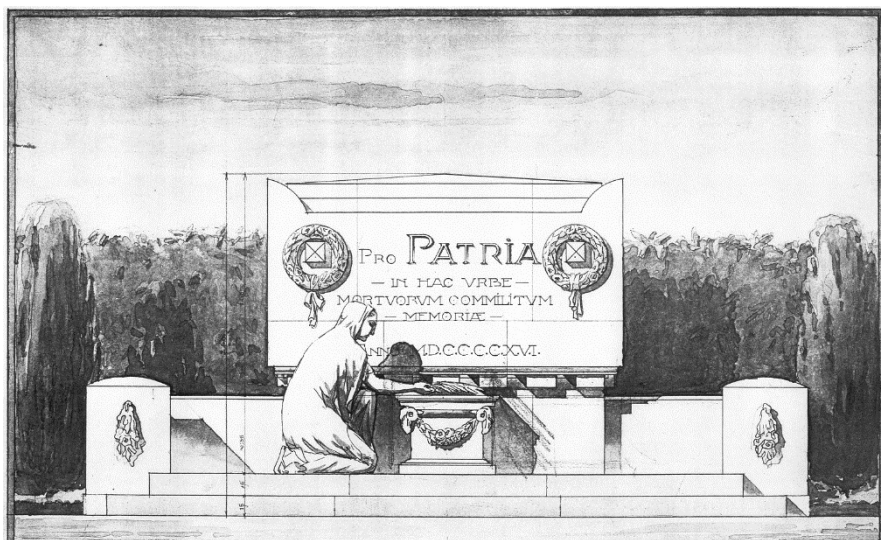


Abb. 12: Gießener Denkmal der Kriegsgefangenen (Stadtarchiv Gießen)



Abb. 13: Wache Obrenklinik (Stadtarchiv Gießen)

Das 116er Denkmal auf dem Landgraf-Philipp-Platz

Die Anstöße zu einem Kriegerdenkmal kamen nicht von der Stadtverwaltung. Bald nach dem Ende des Krieges wurde in Gießen insbesondere von Ehemaligenverbänden und Kriegervereinen ein Erinnerungszeichen für alle Kriegsgefallenen gefordert. Die Stadt selbst als neutrale Stelle sollte diese Gedenkstätte errichten.

In der Folge wurden zwar Pläne gemacht. Verschiedene Standorte wurden untersucht - unter anderem für eine Gedenkanlage gegenüber der Kaserne, am Lutherberg, zwischen Schillereiche und Luthereiche –, doch konnten diese Planungen nicht umgesetzt werden.¹³

¹³ Kobusch, Kriegerdenkmäler, S. 22.

Obwohl bereits seit Kriegsbeginn das Vorhaben bestand, ein Denkmal für die Kriegsgefallenen zu errichten, dauerte es bis 1921, ehe es erste Fortschritte gab. Im Oktober 1921 beantragte das Reserve Infanterie Regiment 222, das Denkmal am Windhof auf den Gießener Friedhof umzusetzen. Die Stadt reagierte auf diesen Antrag nur zögernd und stellte die Entscheidung zurück. Zu einem Beschluss in dieser Angelegenheit kam es nicht, und das Denkmal vom Windhof muss heute wohl als verschollen gelten.¹⁴ Weitere Initiativen gingen in Gießen erneut nicht von der Stadt, sondern von den lokalen Kriegervereinen aus. Sie baten den Oberbürgermeister, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen, „um Zersplitterung und Sonderbestrebungen vorzubeugen“.¹⁵

Nach weiteren Eingaben berief Oberbürgermeister Keller schließlich eine Sitzung ein, zu der neben Vertretern der Stadt, auch Delegierte verschiedener Kriegervereine zugezogen wurden.

Die Diskussion sollte auf folgender Grundlage stattfinden:

1. Das Denkmal wird nicht auf dem Friedhof aufgestellt.
2. Aufstellungsort soll ein Platz in der Stadt sein.
3. Es findet kein Wettbewerb statt, sondern ein Künstler wird direkt beauftragt.
4. Eine Kommission befasst sich mit der Angelegenheit.

Konsens gab es nur im ersten Punkt: Der Friedhof als Aufstellungsort des Denkmals, also die unmittelbare Herstellung einer Beziehung zu Tod und Trauer, wurde nicht weiterverfolgt.

Unterschiedliche Vorschläge gab es für Standorte und Gestaltung des Denkmals: Unter anderem der Plan, im Philosophenwald einen rechteckigen, von Hecken begrenzten Hain zu pflanzen. Sternförmig sollten Wege zu seinem Zentrum, einer Halle mit steinerner Tafel führen. Auf dem Podest des Denkmals war ein sterbender Krieger vorgesehen.¹⁶

Ein ganz anderer Vorschlag - er kam vom Gießener Mieterverein - propagierte die Errichtung von Heimstätten für Kriegsversehrte, in deren Mitte, in einem Ehrenhof, sollte ein Gedenkstein errichtet werden. Der Mieterverein legte als einziger mehr Wert auf ein soziales Projekt, bei dem das direkte Erinnern durch das Denkmal erst an zweiter Stelle stand.¹⁷

Allein an den beiden letztgenannten Vorschlägen lässt sich das Auseinanderklaffen der Vorstellungen über ein angemessenes Erinnern in Gießen feststellen. Das ist aber wohl typisch für die Zeit. Die reale Machtverteilung in Gießen zeigte sich darin, dass die Idee des Mietervereins in der weiteren Diskussion keine Rolle mehr spielte. Über das Konzept des Heldenhains dagegen wurde mehrfach debattiert. Da sich keine Einigung ergab, vertagte man die Entscheidung.

14 Kobusch, Kriegerdenkmäler, S. 13.

15 StdtAG N 221, 11.10.1921. Offizier-Verein Gießen 1914.

16 StdtAG N 221.

17 StdtAG N 221.

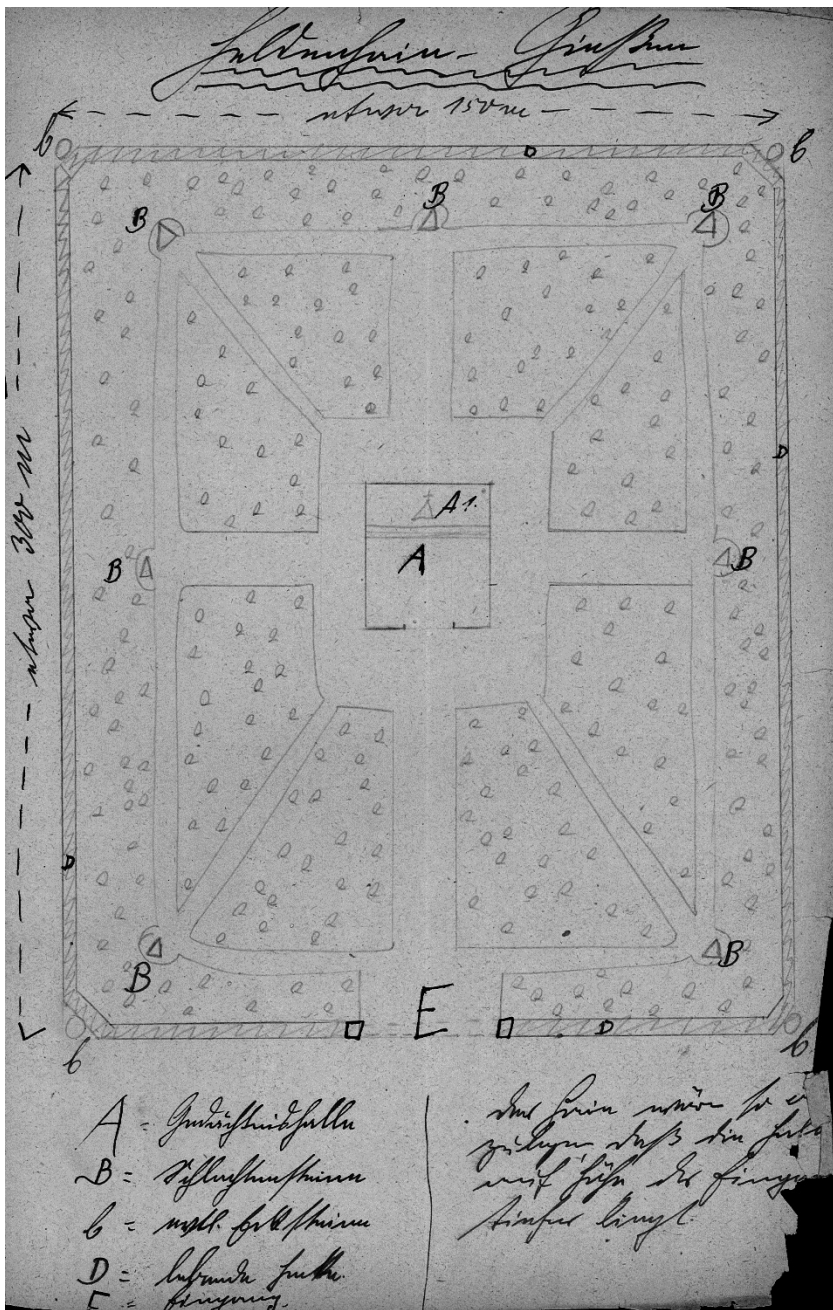


Abb. 14: Plan zu einem Heldenbain (Stadtarchiv Gießen)

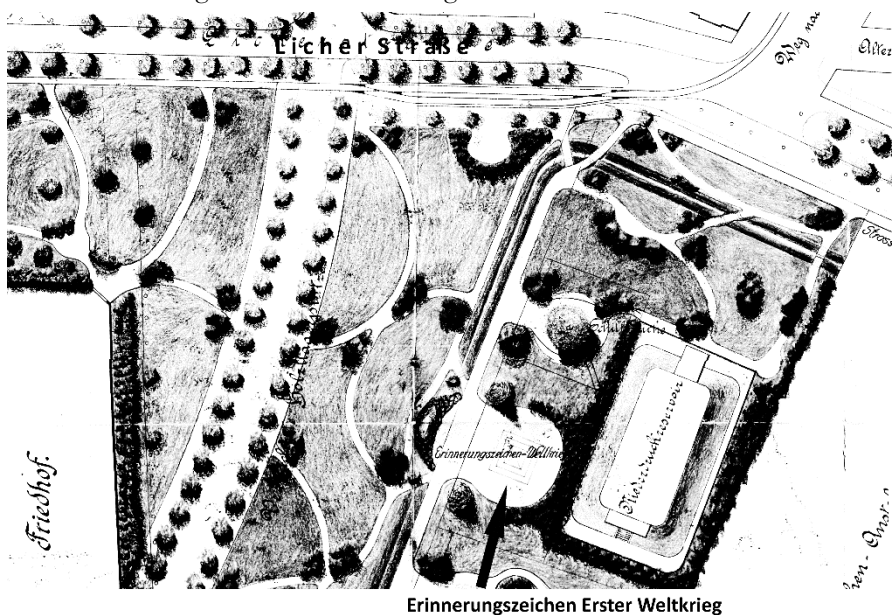
Für den Aufstellungsort war ebenfalls eine ganze Reihe von Orten in der Diskussion: der Landgraf-Philipp-Platz, die Senckenbergstraße (vor der alten Kaserne) oder die Plockstraße. Einig war man sich lediglich, dass ein Platz in der Stadt befürwortet werde.

Sonst gab es keine Einigung. Man beschloss, sich um die Finanzierung zu kümmern. Einen Teil der Kostenübernahme sagte die Stadt zu, der Rest des Geldes sollte durch die Einbeziehung der Bevölkerung mit Sammlungen und Spenden aufgebracht werden.

Trotz städtischer Mittelzusagen trat das Projekt auf der Stelle. Der Hauptgrund hierfür wird in der schlechten Wirtschaftslage zu Beginn der zwanziger Jahre zu sehen sein. Die Inflation bewirkte, dass die bereits bewilligten Mittel wertlos wurden.

Immerhin wurde der Aufstellungsort neu erörtert. Nun kam der Lutherberg, gleich neben dem alten Friedhof, in die Diskussion.

Das Denkmal sollte zwischen der Schiller- und Luthereiche errichtet werden. Zur damaligen Zeit wäre dies zwar noch außerhalb der Stadt gewesen, doch verwies man auf die gute landschaftliche Lage.



Erinnerungszeichen Erster Weltkrieg

Abb. 15: Plan des Lutherbergs mit Einzeichnung des Platzes für das geplante Erinnerungszeichen für den Weltkrieg (Stadtarchiv Gießen)

Es gab erneut keine Entscheidung, obwohl kein größerer Widerspruch gegen den Lutherberg laut wurde. Eine ganze Zeit lang geschah nichts. Die Stadt blieb bei ihrer Hinhaltenaktik. Nun erhöhte die Arbeitsgemeinschaft der Krieger- und Veteranenvereine, der über 3000 Mitgliedern angehörten, den Druck. Sie forderte ein definitives Mitspracherecht, drückte ihre Verärgerung über das Zögern der

Stadt aus und kritisierte nun auch den geplanten Aufstellungsort. Er sei viel zu weit außerhalb der Stadt. Sie betonte: „Die Feldzugsteilnehmer haben nach unserer Ansicht (...) ein Recht darauf, daß für die Tausende [Gefallenen] ein Ehrenmal gesetzt wird und die Kameraden der Gefallenen einen Einfluss auf die Ausgestaltung dieses Ehrenmals erhalten.“¹⁸

Die Stadtverwaltung reagierte zunächst nicht. Auch auf den weiteren Sitzungen des Denkmalausschusses blieben die Fronten verhärtet. Alle weiteren Bemühungen waren erfolglos. Das gemeinsame Denkmal wurde nie errichtet.

Als sich dieses Ergebnis schon während der Verhandlungen abzeichnete, verfolgte der „Verein ehemaliger 116er, Regiment Kaiser Wilhelm in Gießen“ parallel dazu seine eigenen Interessen. Noch während der Diskussion um das allgemeine Erinnerungszeichen, begann der Verein mit Planungen zu einem eigenen Kriegerdenkmal.

1923 beschloss er einen Gedenkstein vor der Kaserne, am Lärchenwäldchen, zu errichten.



Abb. 16: Bergkaserne (Stadtarchiv Gießen)

In Anlehnung an die Heldenhain-Diskussion sollte ein „Baum-Dom“ entstehen, unter welchem der Stein stehen solle.¹⁹ Die Stadt genehmigte den Aufstellungsort, ebenso stimmte sie der Übernahme der gärtnerischen Arbeiten zu.

18 StdtAG N 221.

19 StdtAG N 5085.

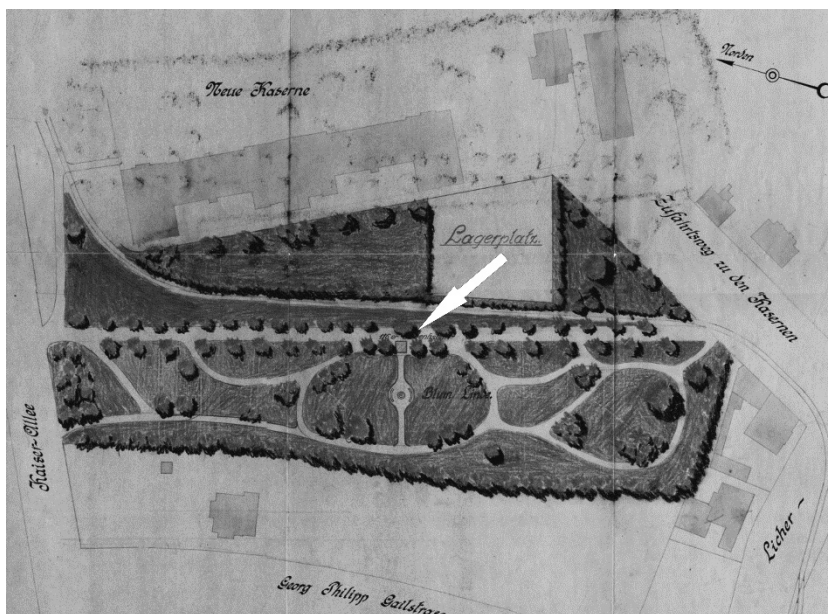


Abb. 17: Platz für den Gedenkstein am Lärchenwäldchen (Stadtarchiv Gießen)

Den eingereichten Entwurf lehnte sie jedoch ab. Daraufhin suchte der Verein nach einem neuen Aufstellungsort und schlug unter anderem den Landgraf-Philipp-Platz vor.

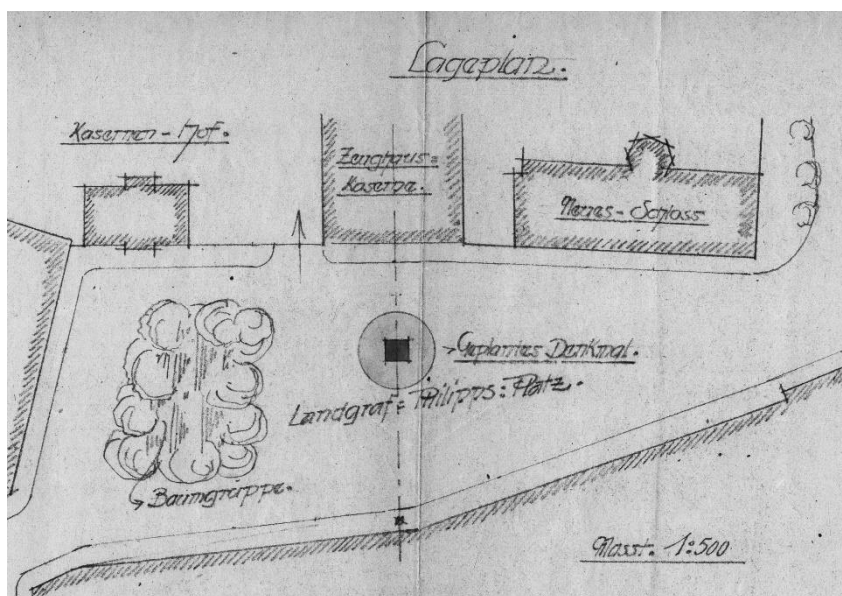


Abb. 18: Standortvorschlag für Landgraf-Philipp-Platz aus dem Jahr 1924 (Stadtarchiv Gießen)

Ein Wettbewerb wurde ausgeschrieben, in dem die ehemaligen 116ern, jetzt mehr nicht nur von einem Stein, sondern von einem „Denkmal“ sprachen. Von den Wettbewerbsbeiträgen ist besonders ein Entwurf von Karl Huber aus Offenbach hervorzuheben. Er schlug einen schlafenden Helden auf quadratischem Sockel in einem runden Wasserbecken vor. Das Preisgericht lobte ausdrücklich die Form, „der Gedanke jedoch, einen schlafenden „Helden als Vorbild für das deutsche Volk“ vorzusehen (...) wurde nicht empfohlen.²⁰

Zu diesem Zeitpunkt hatte man sich mit der Stadt auf den Landgraf-Philipp-Platz als Standort verständigt. Die 116er hatten sich auf einen Entwurf des Allendorfer Künstlers, Heidwolf Arnold festgelegt, und Ende Mai 1925 begannen die Arbeiten am Denkmal.

Das Monument aus Muschelkalk steht vor dem Zeughaus, in einer mit Bäumen umrahmten Anlage. Dargestellt ist, auf einem Sockel, der in einem runden Wasserbecken steht, ein mit einem Lendentuch bekleideter Mann.



Abb. 19: 116er Denkmal (Stadtarchiv Gießen)

Der Mann kniet mit dem linken Bein auf der Erde, während das rechte angewinkelt ist und mit der Sohle aufliegt. Die linke Hand liegt auf einem Stahlhelm, die Rechte ist zur Faust geballt. Der Körper ist sehr. Die Inschrift „Aufwärts“, die auf der Basis angebracht ist, schreibt muskulös der Figur eine aktive Rolle zu, eine Bewegung.²¹

Dieses Denkmal ist später unterschiedlich interpretiert worden. Es wurde in seiner Form und Aussage als zwiespältig eingeordnet. Seine Darstellung schwankt

20 StdtAG N 221

21 Vgl. Kobusch, Kriegerdenkmäler, S. 29.

„zwischen Trauer und Heroismus“,²² es hat weder einen offen aggressiven noch einen deutlich mahnenden Charakter.

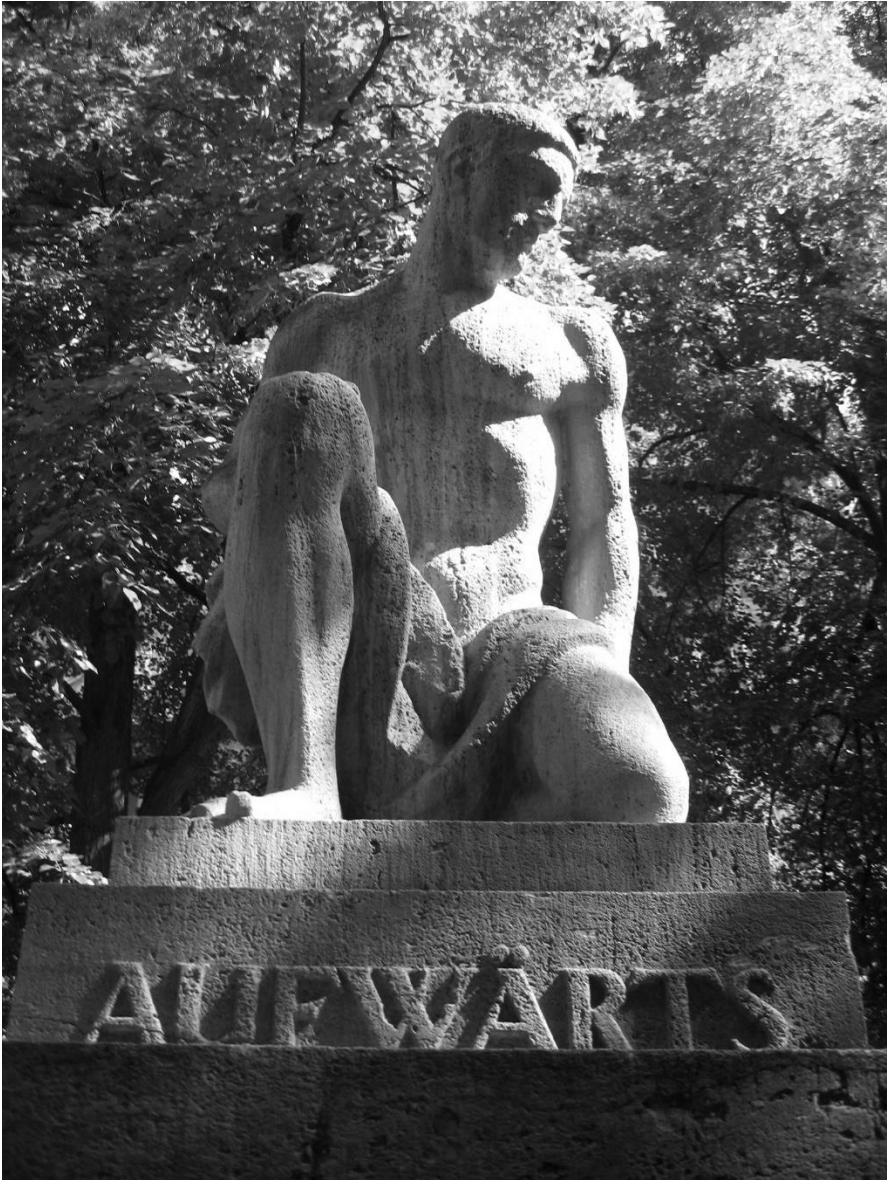


Abb. 20: Aufwärts (Foto Thimm, Stadtarchiv Gießen)

²² Vgl. Kobusch, Kriegerdenkmäler, S. 29.

Doch die zeitgenössischen Interpretationen sind relativ einheitlich. Die Presse deutete den Krieger noch vor der Enthüllung des Denkmals als Sinnbild für Deutschland. Der Journalist des Gießener Anzeigers beschreibt das Denkmal: „Als Abbild des wehrhaften Deutschlands (...), das erst vor wenigen Jahren auf die Knie gedrückt und fast vernichtet, auch heute noch von seinen Feinden in allen denkbaren Fesseln gehalten wird. (...) Wenn (...) die Hülle des Denkmals fallen wird, dann sehen wir unser Deutschland vor uns, wie es, (...) bereits wieder alle Kräfte anspannend und in unerschütterlichem Selbstvertrauen den Blick in die Zukunft richtet: Vorwärts! - Aufwärts!“²³ Ein Mitglied des städtischen Kunstbeirats, betonte: „Im nächsten Augenblick wird er aufrecht dastehen, allen Widersachern zum Trotz“²⁴

Folgt man der Interpretation, dass die Figur ganz Deutschland verkörpern soll, erhält das Stützen, bzw. das sich Abstoßen mit Hilfe des Stahlhelms, - eines allgemeinen Symbols für das Militär -, eine direkt drohende Haltung und einen revanchistischen Zug gegenüber den Siegern des Krieges: Der Aufstieg Deutschlands soll sich demnach auf das Militär stützen.

Das Denkmal wurde also nicht so sehr als ein Gedenkstein für die Verstorbenen verstanden, sondern vielmehr als Vermittler von national-politischen Aussagen angesehen. Es sollte zwar einerseits an den Krieg erinnern, andererseits jedoch die Zukunft eines starken, wehrhaften Deutschlands darstellen.²⁵



Abb. 21: Einweihung 116er Denkmal (Stadtarchiv Gießen)

23 GA 9.9.1925.

24 GA 9.9.1925.

25 GA 9.9.1925.

Dieses Denkmal fand allmählich innerstädtisch Akzeptanz. Es wandelte sich zu einem Zeichen, mit dem sich große Teile der übrigen Bevölkerung identifizieren konnten. In gewisser Weise ersetzte es so ein allgemeines Erinnerungszeichen der Stadt. Schließlich wurde es feierlich der Stadt übergeben, die sich seitdem um die Instandhaltung und Pflege kümmert.

Das Kriegerdenkmal für die Gefallenen der 116er in Gießen war 1926 das erste größere Denkmal, das im öffentlichen Raum im Gießener Stadtgebiet an die Toten des Ersten Weltkrieges erinnerte. Vom Beginn der Diskussion bis zur tatsächlichen Errichtung des Gießener Denkmals hatte es einige Jahre gedauert, bis klar war, welche Denkmal-Lösung es geben würde. Zeitlich danach wurde das Denkmal in Kleinlinden (1934) und zwei Jahre später (1936) das in Wieseck errichtet.

Der Krieger in Kleinlinden

Ähnlich wie in Gießen dauerte es auch in Kleinlinden Jahre, bis man sich auf ein Denkmal verständigt hatte. Auch hier stand dieses Thema bereits zu Beginn der zwanziger Jahre auf der Tagesordnung. Von den 42 Gefallenen aus Kleinlinden wurden fünf auf dem heimischen Friedhof beigesetzt und für sie ein eigenes Gräberfeld definiert. Alle anderen konnten nicht in Kleinlinden begraben werden.

Der Gemeinderat diskutierte 1920 zunächst über die Einrichtung eines Ehrenfriedhofes für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges.²⁶ Pläne wurden erstellt und Kostenvoranschläge aufgestellt. Das Ergebnis dieser Planung lag im April 1920 als Entwurf des Gießener Kreisbauamts für das Gelände des neuen Friedhofs vor.

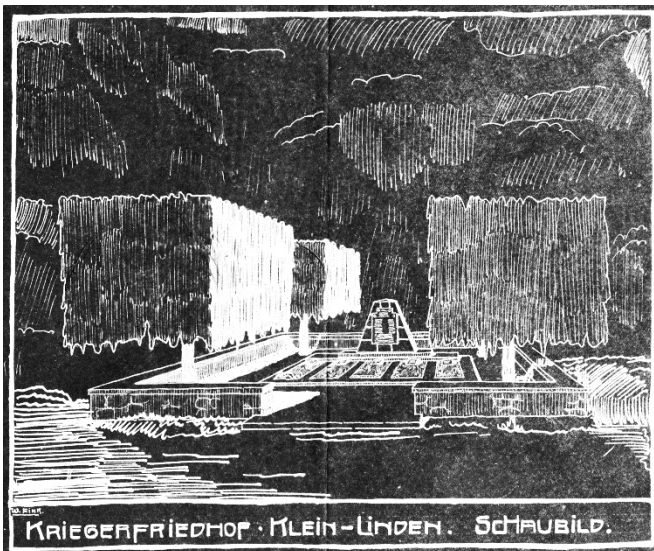


Abb. 22: Entwurf für einen Ehrenfriedhof in Kleinlinden 1920 (Stadtarchiv Gießen)

26 StdtAG, A-KI-6-b, Gemeinderat 22. 3. 1920, To 5, Anlegung eines Ehrenfriedhofs gefallener Krieger.

Der Gemeinderat stimmte dem Entwurf zu, jedoch mit der Einschränkung, die Umsetzung „zunächst von dem Ergebnis einer Ortssammlung (...) abhängig zu machen.“²⁷ Diese Spendensammlung scheint jedoch den Erwartungen nicht entsprochen zu haben, denn es kehrte eine Zeit lang Stille ein in der Frage des Ehrenfriedhofs. Die Diskussionen gingen zwar weiter. Standorte wurden erwogen: am Kircheneingang oder auf dem Friedhof. Fortschritte gab es jedoch nicht.

Erstmals ist diese Sache danach wieder im Jahr 1928 in den Akten der Gemeinde Kleinlinden greifbar. Nun geht es nicht mehr um die Gestaltung eines Ehrenfriedhofes, sondern um die Errichtung eines Kriegerdenkmals. Mittlerweile ist ein Denkmalausschuss eingesetzt und der Hauptdiskussionspunkt ist nun die Standortfrage. Die Mehrheit im Gemeinderat und wohl auch in der Bevölkerung hätte das Denkmal gerne auf dem neuen Friedhof gehabt. Dem standen jedoch Auseinandersetzungen der politischen Gemeinde mit dem Kirchenvorstand im Wege, bei denen es um Nutzungsrechte auf dem Gelände des neuen Friedhofs ging.²⁸

Auch das Gelände des alten Friedhofs war als Aufstellungsort im Gespräch, doch wurde diese Variante vom Gemeinderat mit knapper Mehrheit abgelehnt.²⁹ Stattdessen sprach sich der Gemeinderat dafür aus, bei der Erweiterung des neuen Friedhofs „einen entsprechenden Geländecomplex zur Errichtung des Kriegerdenkmals“ zu reservieren.³⁰ Bis zum Ende der Gemeinderatsprotokolle im Juni 1931 änderte sich an dieser Haltung nichts.

Dennoch ist es anders gekommen, denn in den folgenden Jahren geriet diese Diskussion immer stärker unter den Einfluss der Nationalsozialisten. Spätestens seit 1933, als die den Sozialdemokraten und den bürgerlichen Parteien zuneigenden Gemeinderatsmitglieder durch linientreue NS-Gefolgsleute ersetzt worden und der Bürgermeister ausgetauscht worden war, konnten sie ihre eigenen Vorstellungen durchsetzen und planten etwas völlig anderes.³¹

Sie wandelten die Erinnerung an die Gefallenen, die Trauer und das Gedenken an die Toten, das bisher fast immer im räumlichen und inhaltlichen Zusammenhang des Andachtsortes Friedhof gesehen worden war, um in eine Machtdemonstration an einem öffentlichen Ort.

Das Denkmal wurde räumlich zwischen Kirche und Friedhof an den Schulgärten, direkt an der Durchgangsstraße aufgestellt. Der Blick der Figur ist nach Süden, stadtauswärts gewandt und somit insbesondere für den hereinkommenden Verkehr sichtbar.

27 StdtAG, A-Kl-6-b, Gemeinderat 23.4.1920.

28 StdtAG, A-Kl-6-b, Gemeinderat, 25.7.1928.

29 StdtAG, A-Kl-6-b, Gemeinderat, 20.10.1928.

30 StdtAG, A-Kl-6-b, Gemeinderat, 20.10.1928.

31 StadtAG Kl 62b. Wie es zu dem Meinungsumschwung gekommen ist, lässt sich mit den derzeit zur Verfügung stehenden Unterlagen nicht mehr rekonstruieren. Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass die neuen Planungen erst ab November 1933 (Zeitpunkt der Umbesetzung des Gemeinderats) begonnen haben sollen. Dies bedeutet, dass die bürgerlichen Kräfte und die Sozialdemokraten (sie verfügten über die Hälfte der Stimmen im Gemeinderat) diese Entscheidungen mitgetragen haben.

Die Gießener Denkmaltopographie charakterisiert das Denkmal folgendermaßen: „Von einer sorgfältig gearbeiteten Natursteinmauer mit integrierter Sitzbank symmetrisch hinterfangen und auf einen blockhaften, mehrfach gestuften Sockel gestellt, präsentiert sich in trutziger, heldenhafter Pose (über dem Gewehr verschränkte Arme, Blick nach vorne) eine naturalistisch aufgefaßte, durch Stahlhelm, Koppel und Mantel als Soldat des Ersten Weltkrieges gekennzeichnete Kriegerfigur.“ Sie erscheint als „charakteristisches Beispiel eines weniger auf Mahnung als auf unkritische Verherrlichung zielenden Kriegerdenkmals.“³²

Die neue Anlage an der Frankfurter Straße wurde vom Gießener Architekten Heinrich Fischer geplant und bildhauerisch gestaltet von Ludwig Güngerich, einem Gießener Kunstbildhauer. Trauer und Besinnung wurden verdrängt, Heldenverehrung und der Gedanke der Revanche in den Mittelpunkt gerückt.

Dies kam massiv in der Einweihungsfeier am 15. Oktober 1934 zum Ausdruck.³³



*Abb. 23: Das Denkmal war bei der Enthüllung zunächst noch verdeckt
(Orts- und Vereinsarchiv Kleinlinden)*

Nun war vom „Heldenehrenmal“ die Rede. Ein vollständig von den NS-Parteiorganisationen dominierter Ablauf unterstrich die gewandelten Vorstellungen. Der Ortsgruppenleiter, Rektor Dr. Christoph Crößmann, begrüßte die Anwesenden aus den Parteiorganisationen, der Verwaltung, des Militärs und betonte in seiner Ansprache: „daß der heutige Tag kein Tag des Leides, sondern ein Tag des Stolzes

32 Lang, K. Kulturdenkmäler in Hessen – Universitätsstadt Gießen, hg. v. Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden 1993, S. 505.

33 GA 15.10.1934.

sein solle. Heute, nachdem unser Führer Adolf Hitler dem Volke die Ehre wieder-gegeben habe, könnten wir mit Stolz der Taten unserer Helden gedenken“.³⁴

Die „Weiherede“ des NSDAP-Kreisleiters, Alfred Klostermann, hob ebenfalls den „Aufbruch der Nation“ hervor und distanzierte sich von der Weimarer Republik: „In den vergangenen (...) Jahren des marxistischen Systems konnten Verräter unsere Helden ungestraft beschimpfen“. Es gelte nicht den „Gefallenen nachzutruern“, das Denkmal sei eine „Mahnung in die Zukunft vorwärtszuschreiten“.³⁵ Bürgermeister Heinrich Fischer übernahm das Denkmal in die Obhut der Gemeinde, worauf die anwesenden Organisationen Kränze niederlegten.



*Abb. 24: Enthülltes Denkmal bei der Feier am 15. Oktober 1934
(Orts- und Vereinsarchiv Kleinlinden)*

Die Kreuze an der Wiesecker Friedhofsmauer

Auch in Wieseck verlief die Diskussion um die Errichtung eines Kriegerdenkmals nicht problemlos und auch hier dauerte es Jahre, bis eine Entscheidung getroffen wurde. Bereits am Totensonntag 1919 wurde mit Fotos der Gefallenen auf „künstlerischen Gedächtnisblättern“ gedacht. Wieseck wollte mit dem Gedenken an die Weltkriegstoten eine Vorreiterrolle spielen und ein Beispiel für andere Kommunen geben.

Erste Diskussionen um die Errichtung eines Denkmals begannen 1923, es soll sogar ein Ausschuss zur Errichtung eines Denkmals gebildet worden sein, doch

34 GA 15.10.1934.

35 GA 15.10.1934.

waren diese Bemühungen überschattet, weil die Kirchengemeinde und insbesondere der Pfarrer in die Diskussionen nicht einbezogen worden waren.

Der Vorschlag des Ausschusses sah vor, das Denkmal auf dem Friedhof in der Nähe des Denkmals für die Gefallenen des deutsch-französischen Krieges 1870/71 zu errichten, und es soll sogar eine Plan- und Entwurfszeichnung gegeben haben.³⁶ Zu einer Einigung ist es in der Denkmalfrage zu diesem Zeitpunkt nicht gekommen. In Wieseck gab es in den ersten Jahren der Weimarer Republik sehr starke sozialdemokratische und kommunistische Kräfte, gegen die nichts durchzusetzen war.

Zu Beginn der Überlegungen stand auch der Vorschlag, eine Gedenkstätte zusammen mit gerahmten Photographien der Gefallenen in der Turnhalle zu errichten auf der Tagesordnung. Dies wurde von der Kirchengemeinde abgelehnt, weil in der Turnhalle auch Vergnügungsveranstaltungen stattfänden. Zweck sei ja die Schaffung einer „Stätte der Sammlung und des Gedenkens an die Toten“.³⁷ Zudem wurde eingewendet, „eine solche Ehrung, sozusagen unter Ausschluss der Öffentlichkeit, wäre für Vereine angebracht und ist ja auch von solchen hier für ihre gefallenen Mitglieder schon“ realisiert worden. Für die offizielle Totengedenkstätte wurde jedoch ein ständig ungehinderter öffentlicher Zugang gefordert.³⁸ Die „Platzfrage wäre in der hier allein möglichen und so würdigsten Weise auf dem Friedhof in der Nähe des Denkmals von 1870/71 gelöst“, meinte der Kirchenvorstand.

Nach dieser anfänglichen Auseinandersetzung ist einige Jahre Stille eingetreten und erst 1929 wurde die Diskussion wieder aufgenommen, vermutlich ging die Initiative von der Kirchengemeinde aus, die sich im Januar 1929 mit der Frage an den Gemeindevorstand wandte, „ob nicht endlich etwas geschehen soll, dass auch ... [die Gemeinde Wieseck L.B.], wie viele kleinere Gemeinden der Umgebung schon lange vorher, eine würdige Kriegerehrung erhalte“.³⁹

Anfang 1930 lag auch eine Eingabe des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen auf dem Tisch des Gemeinderates, der dann tatsächlich eine 15köpfige Kommission einrichtete, „die sich mit der Schaffung einer Kriegsgefallenengedenkstätte“ beschäftigen sollte. Sie bestand zunächst aus fünf Gemeindevetretern, drei Vertretern des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, drei Delegierte des Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Ortsgruppe Wieseck, zwei Vertretern aus dem Schulvorstand sowie zwei Vertretern aus dem Kirchenvorstand.⁴⁰ Bürgermeister Schomber erhielt den Auftrag mit den Körperschaften zu verhandeln, und dem Gemeinderat dann [weiter] Vorlage zu machen.

Eine Wendung nahm die Diskussion seit 1934 als unter dem nationalsozialistischen Bürgermeister Karl Euler mittlerweile auch der Gemeinderat politisch gleichgeschaltet war.

36 StdtAG 4Wi 168, Januar 1929 Ev. Pfarramt, Pfarrer Karl für den Reichsbund der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen Wieseck an Gemeindevorstand.

37 StdtAG 4Wi 168, Januar 1929 evangelisches Pfarramt an Gemeindevorstand.

38 StdtAG 4Wi 168, 12. Dezember 1929.

39 StdtAG 4Wi 168, Januar 1929 evangelisches Pfarramt an Gemeindevorstand.

40 StdtAG A-Wi-7c, 13.1.1930.



Abb. 25: Bürgermeister Karl Euler (Stadtarchiv Gießen)

Um an Geld für das Denkmal zu kommen, löste Euler den noch bestehenden Turnhallenfonds in Höhe von 5758,- M., mit der Bemerkung auf: dieses Geld sei „durch eine marxistische Mehrheit seinem ursprünglichen Zweck, der Errichtung eines Kriegerdenkmals, durch Gemeinderatsbeschluß entzogen“ worden und werde nun „wieder seiner alten Bestimmung als Kriegerdenkmalsfonds“ zugeführt.⁴¹

Mittlerweile hatte es Erlasse des hessischen Staatsministeriums gegeben, die Wildwuchs und nationalen Kitsch verhindern sollten. Vor allem wollte man in Serienfertigung hergestellte Produkte vermeiden und stattdessen heimische Künstler und Naturmaterialien bevorzugt verwenden lassen. Wenn eine Kommune diese Anforderungen nicht erfüllte, konnte das Ehrenmal verboten werden.⁴² Dieses Risiko gingen die Wiesecker nicht ein. Die Gemeinde kooperierte eng mit der Stadt Gießen. Und Ende 1934 lag ein akzeptierter Entwurf vor. Zudem war man sich über den Standort einig geworden und hatte die Bauleitung an das Bauamt der Stadt Gießen vergeben.⁴³

Folgende Vorstellungen waren entwickelt und schließlich akzeptiert worden. Man war sich einig, dass nur die Friedhofsecke Rabenauer Straße/Alten Busecker Straße und Badenburger Hohl für das Denkmal geeignet wäre. Wegen der erhöhten Lage käme es hier gut zur Geltung und es „wäre ganz besonders der Blick vom Friedhof aus auf die gegenüberliegende Straßenfront mit dem alten Torturm und dem Denkmal im Vordergrund von außerordentlichem Reiz“.⁴⁴

41 StdtAG A-Wi-7-c, 1. 2 1934.

42 StdtAG 4Wi 168, Kreisamt Gießen 17.9.1934.

43 StdtAG 4Wi 168, 1934 12.19., Auftrag zur Bauleitung an Hochbauamt erteilt.

44 StdtAG 4Wi 168, Hochbauamt Gießen, 5.12.34. „Die Lage des Denkmals an der vorgeschlagenen Stelle“ gäbe jedoch „unter allen Umständen der architektonischen Ausge-

Mit dem Vorschlag wurde gleichzeitig auch die Frage angeschnitten, ob denn auch wie beispielsweise „auf den Namenstafeln des Denkmals in Großen-Buseck auch israelitische Mitkämpfer u. Gefallene Platz“ finden sollten. Zumindest ist diese Frage in Wieseck wohl diskutiert worden. In der Tat gab es einen jüdischen Bürger Wiesecks, Julius Baum, der am 18. 10. 1918 im Alter von 20 Jahren in einem Lazarett bei Straßburg noch kurz vor Ende des Ersten Weltkrieges gestorben ist.⁴⁵ Namen stehen nicht auf dem heutigen Denkmal. Der VdK Wieseck hat jedoch in den 1960er Jahren ein Gedenkbuch mit den Gefallenen des Ersten und Zweiten Weltkrieges zusammengestellt. Dort sind die Namen der Gefallenen überliefert.

Vom Sommer 1935 liegt uns eine Mitgliederliste der Denkmalkommission vor, die nun unter den geänderten politischen Vorzeichen auch anders besetzt war. Den Vorsitz hatte der NS-Bürgermeister Karl Euler. Mitglieder waren weitere Gemeinderatsmitglieder, Vertreter von NSDAP-Organisationen, die Kirchengemeinde, die Kriegsopferversorgung, Kriegerverein, zwei Gesangsvereine, der Turnverein, Radfahrerverein und die Freiwillige Feuerwehr sowie zu guter Letzt auch noch drei Kegelvereine (Alle Neun, Gut Holz und Kegelkranz Vorwärts).⁴⁶

Man ist sich in dieser Konstellation, unter nationalsozialistischen Vorzeichen, wohl recht rasch einig geworden und genehmigte den Entwurf des Gießener Hochbauamtes und die dazugehörige Kostenschätzung von 9-10.000 Mark. Das verfügbare Budget wies einen Fehlbetrag von 3-4000 Mark auf, welcher aber durch Spendenaufrufe aufgebracht werden sollten.⁴⁷

Dies ist wohl ohne große Probleme möglich gewesen, denn nur ein Jahr später, im Herbst 1936 konnte das Denkmal am 29. November eingeweiht werden.⁴⁸ Die Einweihungsfeier stand, wie bereits in Kleinlinden, ganz unter nationalsozialistischen Vorzeichen, wie die Steinmetzarbeiten an der Denkmalfassade zur Straße hinzeigen.

staltung den Vorrang, während die evtl. bildhauerische Arbeit den Schmuck oder die Bekrönung des Ganzen“ bilden müssten, also „nicht Selbstzweck sein könnte“

45 Hanno Müller, Juden in Gießen 1742-1942, Gießen 2012, S. 728. Julius Baum ist in Wieseck bestattet worden. Sein Grab ist heute noch erhalten.

46 StdtAG Wi 168, 1935 08.02., Zusammensetzung der Denkmalkommission: A-Wi-7-c, S. 250, 30. Juli 1935, Tagesordnungspunkt 3, Erweiterung der Kommission zur Erbauung eines Kriegerehrenmals. „Dieselbe setzt sich nun wie folgt zusammen: Für die Gemeinde Bürgermeister Euler, die Gemeinderäte Karl Weller V. und Wilhelm Rodenhausen, letzterer für den auf Grund der Deutschen Gemeindeordnung ausgeschiedenen Michael Becker, für die Kirchengemeinde Dekan Sattler, Alfred Schwarz, Michael Becker, Für die Kriegsopferversorgung: Karl Hammel, Gießen, Hugo Stützing, Kriegerverein Wieseck: Ludwig Weller V., Ernst Jung, Freiwillige Feuerwehr: Wolf Schäfer, Gesangsverein Eintracht: Karl Werner. Kegelclub „Alle Neune“: Willy Weller, Kegelklub „Gut Holz“: Friedrich Weller, Kegelkranz „Vorwärts“: Heinrich Wagner, Radfahrerverein 1900: Wolf Schäfer, Sängervereinigung 1905: Ludwig Schäfer VII., Turnverein 1862 e. V.: Karl Kupert, Hitlerjugend: Walter Wentz.

47 Wi 168, 1935 09.11.

48 Wi 168, 1936 11.23. Einladung zur Weihe des „Krieger-Ehrenmals der Gemeinde Wieseck“ am 29.11.1936



Abb. 26: Bauarbeiten am Denkmal in Wieseck (Stadtarchiv Gießen)



Abb. 27: Steinmetzarbeiten am Denkmal, außen (Stadtarchiv Gießen)

Innen, an der vom Friedhof aus sichtbaren Seite des Denkmals war eine martialischesoldatenfigur des Gießener Künstlers Ludwig Güngerich angebracht.⁴⁹ Auf die Anbringung der Namen der Gefallenen hatte man verzichtet.



Abb. 28: Steinmetzarbeiten am Denkmal innen (Stadtarchiv Gießen)

In einem Festgottesdienst am Morgen nutzte Dekan Karl Sattler seine Predigt-Ansprache dazu, noch einmal mit den Verhältnissen des Jahres 1919 abzurechnen. Die Zeit sei überwunden, „als man systematisch ans Werk ging, die große Dinge des großen Krieges klein zu machen, wo ein Stahlhelm auf dem Entwurf eines

49 Im Bericht des Gießener Anzeigers steht zwar Hermann Güngerich, doch handelt es sich eventuell um eine Verwechslung des Vornamens. Es existiert in Gießen ein Bildhauer Ludwig Güngerich, jedoch kein Hermann Güngerich.

Ehrenmals den Schrei ‚Militarismus‘ auslöste [und] ein gutes Projekt im Ortsparlament zerredet“ wurde.⁵⁰

Die Namen der 98 Kriegstoten aus Wieseck wurden unter Glockengeläut verlesen, und Dekan Euler drückte den Wunsch aus, dass diese Namen bald ihren Platz am Denkmal finden würden.⁵¹

Die weiteren Feierlichkeiten ab dem frühen Nachmittag fanden unter großer Anteilnahme der Bevölkerung statt, und waren maßgeblich von NSADP-Gruppierungen geprägt: „Politische Leiter, SA, HJ, BDM, JM und die Frauenschaft hatten Aufstellung genommen, die Wehrmacht war durch Offiziere und Mannschaften vertreten, man sah ferner den Arbeitsdienst, die Kameraden des Kyffhäuserbundes, der Feuerwehr, der Vereine des Ortes und viele Volksgenossen“.⁵²



Abb. 29: Einweihung des Wiesecker Denkmals (Stadtarchiv Gießen)

Der NSDAP-Bürgermeister Karl Euler begrüßte die Versammlung und Regierungsbaurat Friedrich Kuhlmann vom Hochbauamt Gießen richtete Dankesworte an die Mitwirkenden Handwerker, den Künstler Hermann Güngerich, an Steinbildhauermeister Kling und an den Bauleiter Erich Klaus. Er hob die „ideale Lage des Denkmals“ in der Nachbarschaft des Torturmes, der Kirche und des Friedhofes hervor. „Den Hinterbliebenen [so führte Kuhlmann weiter aus] als Zeichen, dass sie nicht umsonst fielen. Unter solchen Gedanken sei das Denkmal errichtet und unter solchen möge es immer betrachtet werden“.⁵³ Zum Abschluss der Weihe des Denkmals kündigte Bürgermeister Euler eine Ausstellung mit den Bildern der

50 GA 30.11.1936 Weihe des Kriegerdenkmals in Wieseck.

51 GA 30.11.1936 Weihe des Kriegerdenkmals in Wieseck.

52 GA 30.11.1936 Weihe des Kriegerdenkmals in Wieseck.

53 GA 30.11.1936 Weihe des Kriegerdenkmals in Wieseck.

Gefallenen an und gab bekannt, dass der Platz vor dem Friedhof ab sofort „Hindenburgplatz“ heiße.⁵⁴

Damit war das seit Kriegsende 1919 diskutierte Gefallenendenkmal errichtet. Die lange Dauer der Diskussion hatte wie in Kleinlinden dazu geführt, dass die endgültige Gestaltung und Einweihung unter den Vorzeichen des Nationalsozialismus stattfanden.

Wandlungen und Umgestaltungen

Am Beispiel der Entstehungsgeschichte dieser drei Kriegerdenkmäler, des 116er Denkmals in Gießen, des Kriegerdenkmals in Kleinlinden und des Denkmals in Wieseck, kann man verfolgen, wie sie vermehrt an zentralen Orten, abseits von Kirchen errichtet wurden. Damit wurde das „Heldengedenken“ von christlichen Traueraspekten gelöst und stärker ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt.

Der Weg wird sichtbar, von der Konzentration auf die Trauer um die Toten und Gefallenen, sehr oft im Rahmen der Friedhfe⁵⁵ oder in besonderen Ehrenhainen gedacht, hin zur Demonstration der inhaltlich-politischen Aussagen der Denkmäler an öffentlichen Orten, ohne Bezug zu Trauer und Besinnung. Diese Denkmäler, obgleich sie scheinbar unverrückt am Platze stehen, blieben dennoch nicht unverändert.

Viele Kriegerdenkmäler erfuhren vermutlich noch in der Zeit des Nationalsozialismus Veränderungen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in den fünfziger und sechziger Jahren kam es zu Veränderungen, weil man das Bedürfnis verspürte, auch der Toten dieses Krieges zu gedenken.



Abb. 30: Wieseck außen mit Hakenkreuz (Stadtarchiv Gießen)

54 GA 30.11.1936 Weihe des Kriegerdenkmals in Wieseck.

55 Das Wiesecker Denkmal bildet hier eine Ausnahme. Es hat zwei Seiten. Beide zeigten eindeutig die politisch aufgeladenen Symbole des Nationalsozialismus.



Abb. 31: Wieseeck Außen ohne Hakenkreuz (Stadtarchiv Gießen)

In vielen Fällen wurden bereits bestehende Anlagen erweitert und z. B. durch die Namen der Gefallenen aus dem Zweiten Weltkrieg ergänzt. In der Regel sind aus bestimmten Anlässen Anpassungen vorgenommen worden. Dies war insbesondere direkt nach dem Zweiten Weltkrieg ein Bedürfnis, als man die Symbole des Nationalsozialismus entfernte.

So wissen wir, dass am Wieseecker Denkmal das Hakenkreuz entfernt wurde, und auch die Kriegerfigur ist heute nicht mehr sichtbar.

Diese Denkmäler sind oft auch Gegenstand von politischen Aktionen gewesen. Weil sie inhaltlich für etwas standen, das mit dem jeweiligen zeitgenössischen Totengedenken nicht in Einklang zu bringen war. Verstärkt seit den siebziger Jahren, fanden solche Auseinandersetzungen statt. So hat es um den Krieger auf dem Sockel in Kleinlinden öfter Diskussionen gegeben, und es fanden auch Farbschmierereien statt.

Der Gemeinderat rang sich schließlich 1990 dazu durch, den Charakter des Denkmals durch eine Text-Einordnung abzumildern. Zusätzlich wurden die Sätze des Bundespräsidenten Richard von Weizsäckers angebracht: „Die Toten mahnen die Lebenden. Lernen wir miteinander zu leben, nicht gegeneinander. Ehren wir die Freiheit, arbeiten wir für den Frieden. Nie wieder Krieg“.⁵⁶

Damit wurde die bei der Errichtung intendierte kriegerische und revanchistische Stoßrichtung des Denkmals umgekehrt; und tatsächlich haben die Auseinandersetzungen seither an Schärfe verloren.

56 GAZ 2.9.1993.



Abb. 32: Wieseck Innenansicht ohne Krieger (Stadtarchiv Gießen)

Zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen, Teil III

Die Rolle der Heil- und Pflegeanstalt Gießen bei den „T4-Morden“

HERWIG GROB

Einleitung

Im Dritten Reich erfolgte die ideologisch, dann bald auch ökonomisch motivierte Ausscheidung der „Minderwertigen“¹ in drei Schritten: Durch Zwangssterilisation, durch Minderung des Betreuungsaufwandes in den Anstalten, die dann zu einer erhöhten Sterblichkeit führte und schließlich durch das „Euthanasie“-Mordprogramm. Kennzeichen der nationalsozialistischen Psychiatriepolitik in den 1930er Jahren war – neben den seit 1934 durchgeführten Zwangssterilisationen – eine noch drastischere Kostenreduzierung in den Anstalten, als sie schon in der Weimarer Republik angestrebt worden war. Zum einen wurden Patienten, deren Kostenträger die öffentliche Hand war und die sich in privaten Einrichtungen befanden, in staatliche Anstalten zurückgeholt, zum anderen wurden die Ausgaben für die Verpflegung noch weiter gesenkt.

Dies führte zu einer Überfüllung der staatlichen Anstalten, zu einer Reduzierung der medizinischen Betreuung, durch die Erhöhung der Anzahl der Patienten pro Arzt bzw. Pflegekraft und zu einer deutlich verminderten Qualität der Ernährung, kurz zur spürbaren Verschlechterung der Lebensverhältnisse für die Patienten.

Erhöhung der Sterblichkeit

Dabei nahm man bewusst eine daraus folgende Erhöhung der Sterblichkeit in Kauf. Während des Krieges wurde die Überbelegung der Anstalten ein weiteres Mal erhöht und die Verpflegung war vielfach nur noch eine Hungerkost, von einer ärztlichen Versorgung oder pflegerischen Betreuung konnte oft nicht mehr die Rede sein. Infolgedessen stiegen die Sterblichkeitsraten weiter deutlich an.² Die flächendeckende psychiatrische Versorgung der Bevölkerung im Großherzogtum und späterem Volksstaat Hessen oblag seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts vier Landes-Heil und Pflegeanstalten, die sich auf die drei Provinzen des Landes verteilte: Alzey in der Provinz Rheinhessen, Goddelau und Heppenheim in der Provinz Starkenburg sowie Gießen in der Provinz Oberhessen. Gemessen an der Zahl der Plätze belegte Gießen 1936 mit 538 Betten nach Goddelau mit 1.100 und Alzey

1 Martin Staemler, Rassenpflege im völkischen Staat, München 1934, S. 91-100.

2 Heinz Faulstich, Hungersterben in der Psychiatrie 1914-1949. Mit einer Topografie der NS-Psychiatrie, Freiburg i. Br. 1998.

mit 650 Betten Rang 3 vor Heppenheim mit 400 Betten.³ Hessen schloss sich so der restriktiven nationalsozialistischen Anstaltspolitik an, wie allein an den Sterberaten ablesbar ist.⁴

Sterberaten in % der Anstalten im Land Hessen

Sterberaten	1935	1936	1937	1938	1939	Durchschnitt
Alzey	3,1	2,7	3,9	4,4	5,0	3,8
Gießen	5,4	5,0	5,3	6,8	8,1	6,1
Goddelau	3,8	3,1	4,5	4,3	5,0	4,1
Heppenheim	4,1	5,3	8,0	5,2	7,2	6,0
Im Gesamtdurchschnitt	4,1	4,0	5,4	5,2	6,3	
Eichberg	6,1	5,1	7,5	4,8	6,6	6,0
Hadamar	-	4,6	4,1	4,8	4,1	4,4
Herborn	6,2	3,2	6,0	5,3	6,8	5,3
Weilmünster	-	6,0	-	-	-	
Im Gesamtdurchschnitt	6,1	4,7	5,9	5,0	5,8	
Haina	3,6	3,3	4,1	3,6	5,4	4,0
Marburg	7,0	7,6	9,3	7,6	10,2	8,3
Merxhausen		5,2	5,1	9,4	8,6	7,1
Im Gesamtdurchschnitt	5,3	5,4	6,2	6,9	8,1	

Zwischen 1935 und 1939 erhöhte sich die Sterblichkeit in den Anstalten Hessens von 4,1% auf 6,3%. Sie blieb damit unter dem Niveau der Anstalten in der preußischen Provinz Hessen-Nassau, dies könnte ein Indikator dafür sein, dass im Land Hessen die Sparpolitik in den ersten Jahren nicht so drastisch durchgeführt wurde, wie im hessisch-nassauischen Nachbarland. Dafür spricht auch, dass in Heppenheim in den 30er Jahren der einfachste Pflegesatz bei 3,50 Reichsmark lag, während er z. B. im Regierungsbezirk Wiesbaden von 2,80 Reichsmark (1933) auf 2,50 Reichsmark (1935) abgesenkt worden war.⁵

3 Ebenda, S. 153.

4 Sterberaten in % der Anstalten im Land Hessen und in der preußischen Provinz Hessen-Nassau 1935-1939.

5 Ebd., S. 154, S. 118.



Ärztekonferenz in der Gießener Heil- und Pflegeanstalt 1937, vor Kopf Herr Direktor Dr. Hermann Schneider, hinten rechts Dr. Clemens Frank (LWV-Archiv, Fotosammlung).

Genauso konnten die Patienten in Heppenheim 1937 noch auf Rosshaarmatratzen schlafen, während sie sich in Hessen-Nassau bereits mit Strohsäcken begnügen mussten. Jedoch zeichnete sich auch in den Anstalten Hessens, zwei Jahre später als in Hessen-Nassau, eine Verschärfung der Sparmaßnahmen ab. 1938 begannen hier ebenfalls die Wirtschaftlichkeitsprüfungen, in der Anstalt Gießen wurden z. B. Vorerhebungen über eine „eventuelle Pflegegeldherabsetzung“ im März 1938 vorgenommen.⁶ Rücksichtslos durchgeführte Sparmaßnahmen in den Anstalten erhöhte die Sterblichkeit der Patienten, die zumindest billigend in Kauf genommen wurde. Die Trübung des Bewusstseins der Fürsorgepflicht für Anstaltspatienten, besonders auch für diejenigen, die als unheilbar und nutzlos galten, und die Einbindung ihrer Überlebenschancen in das planerische Kalkül staatlicher Instanzen, stellen die Bindeglieder zu den „Euthanasie“-Verbrechen dar, deren Organisation ab Sommer 1939 vorbereitet wurde.

Aktion „T4“

In Hessen nahm die Gasmordphase ihren Anfang, als die „T4“-Zentrale – benannt nach ihrem Standort in der Tiergartenstraße 4 in Berlin – im Sommer 1940 Schreiben an die vier Anstalten schickte, mit der Aufforderung, beiliegende Meldebogen

6 Bettina Winter, Die Heil- und Pflegeanstalt Heppenheim von 1914 bis 1945. Von der Krise in die Katastrophe, in: Landeswohlfahrtsverband Hessen (Hg.), Psychiatrie in Heppenheim. Streifzüge durch die Geschichte eines hessischen Krankenhauses 1866 bis 1992 = Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Quellen und Studien (Bd. 2), Kassel 1993, S. 63-96, hier S. 81.

innerhalb einer vorgegebenen Frist auszufüllen und zurückzuschicken. Mit ihnen sollten Patienten einzeln erfasst werden, die an bestimmten Geisteskrankheiten litten, sich seit mindestens 5 Jahren in dauernder Anstaltsbehandlung befanden, als „kriminelle Geisteskranke“ eingewiesen worden waren oder „nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder nicht deutschen oder artverwandten Blutes sind, unter Angabe von Rasse und Staatsangehörigkeit“.⁷ -Der letzte Passus diente dazu, jüdische Patienten in einer reichsweiten Sonderaktion auszusondern und zu ermorden. Die Anstalt Gießen war für jüdische Patienten aus Nordhessen und Westfalen als Sammelanstalt bestimmt, am 1. Oktober 1940 wurden 126 jüdische Frauen und Männer aus Gießen mit „unbekanntem“ Ziel verlegt. Offizielle Sterbemitteilungen aus der ehemaligen Anstalt in Cholm in der Nähe von Lublin im Generalgouvernement sollten verschleiern, dass diese Menschen getötet worden waren, und zwar in der Gasmordanstalt Brandenburg.⁸

Die jüdischen Kranken waren die ersten Opfer der „Euthanasie-Morde“ aus der Anstalt Gießen. Bei ihnen genügte allein die Feststellung, dass sie Juden im Sinne der nationalsozialistischen Gesetzgebung waren.

Die Masse der nicht jüdischen-Patienten wurde mit einem speziellen Verfahren selektiert. Die in den Anstalten ausgefüllten Meldebogen wurden in der „T4-Zentrale“ kopiert und drei ausgesuchten Ärzten zur Begutachtung übergeben. Sie entschieden anhand der auf dem DIN A 4-Blatt angegebenen Antworten über Leben und Tod der jeweiligen Patienten. Wenn es widersprüchliche Wertungen gab, entschied ein Obergutachter.⁹ Die „T4-Zentrale“ war in vier Bereiche gegliedert, die den Eindruck selbständiger Institutionen erwecken sollten. Für Versand und Bearbeitung der Meldebogen war die „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten“ zuständig. Sie reichte die Namen von Patienten, deren Tod beschlossen worden war, an die „gemeinnützige Krankentransportgesellschaft GmbH“ (Gekrat) weiter. Hier wurden die Namen zu Transportlisten zusammengestellt und an die Tötungsanstalten geschickt. Die Heimatanstalten erhielten Durchschriften, sie mussten entsprechend den Listen die Patienten für die Verlegung „in eine andere Anstalt“ zu einem bestimmten Termin bereithalten. Die Gekrat führte auch den Transport in die Tötungsanstalten durch. Um die Verlegungswege zu verschleiern und die Auslastung der Tötungsanstalten zu optimieren, wurden die Patienten nicht direkt, sondern über sogenannte „Zwischenanstalten“ verlegt. Für die Tötungsanstalt Hadamar übten die Anstalten Andernach, Eichberg, Galkhausen, Herborn, Kalmenhof-Idstein, Scheuern, Weilmünster, Weinsberg und Wiesloch diese Funktion ausl.

7 Ebd., S. 86.

8 Uta George, Die Heil- und Pflegeanstalt Gießen im Nationalsozialismus, in: Uta George/Christine Haug/Rainer Kah (Hg.), Die andere Perspektive. Ein historischer Rückblick auf Gießen im 20. Jahrhundert, Gießen 1997, S. 136 f. S. auch zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen Teil 2, MOHG 103. Band, Gießen 2018.

9 Ernst Klee, „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, Frankfurt am Main 1982, S. 116-118; Henri Friedlander, Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung, Darmstadt 1997, S. 128 f.

Die „gemeinnützige Stiftung für Anstaltspflege“ war für die Errichtung und Wartung der insgesamt 6 Tötungsanstalten zuständig. Sie stellte außerdem das Personal ebenso wie die Berliner Zentrale und die Tötungsanstalten ein. Die Pflegekosten bis zum Tod wurden von der „Zentralverrechnungsstelle Heil- und Pflegeanstalten“ abgerechnet. In aller Regel wurde hier ein falscher Sterbetag, der mindestens zwei bis drei Wochen später als der tatsächliche, festgesetzt und beurkundet worden war, zur Grundlage genommen. Auf diese Weise verschaffte sich die T4-Zentrale massive zusätzliche Einnahmen.¹⁰

Zwei bis drei Wochen vor dem in Berlin festgelegten Verlegungstermin erhielten die Heimatanstalten die Transpostlisten von der Gekrat zugesandt. Sie beruhen auf dem Stand der im Vorjahr nach Berlin zurückgeschickten Meldebogen der Kranken. Von daher kam es vor, dass zum Abtransport vorgesehene Patienten inzwischen gestorben, verlegt oder entlassen worden waren. Die Anstaltsleitungen hatten die Möglichkeit, Patienten von den Verlegungslisten zu streichen und ihnen damit – zumindest vorläufig – das Leben zu retten. Gießen erhielt die ersten Listen vermutlich Ende Januar 1941; da sie nicht überliefert sind, lässt sich die Frage der Zurückstellung von Patienten nicht klären.

Am 19. Februar trafen erstmals die berüchtigten grauen Omnibusse der Gekrat mit den verhängten Scheiben in Gießen ein. In der Gasmordphase wurden insgesamt 265 Patienten und Patientinnen der Heil- und Pflegeanstalt Gießen, darunter 39 aus dem Alters- und Pflegeheim mit 5 Transporten nach Weilmünster abgeholt. Sie wurden alle ausschließlich über diese Zwischenanstalt zu ihrem letzten Bestimmungsort, der Tötungsanstalt Hadamar, gebracht. Dort in Hadamar wurde ein normaler Anstaltsbetrieb vorgetäuscht. Die eingetroffenen Patienten mussten sich mit Hilfe des Pflegepersonals ausziehen und für eine ärztliche Aufnahmeuntersuchung bereithalten. In Wirklichkeit aber nahm der Arzt nur eine kurze Inspektion vor, um eine Todesursache aus einer von der T4-Zentrale vorbereiteten Liste für die amtliche Sterbebescheinigung auszusuchen, die nicht im Widerspruch zur Krankengeschichte stand.

Er merkte außerdem wissenschaftlich interessante Krankheitsfälle für eine Sektion vor. Anschließend wurden die Patienten in den Keller geführt, angeblich zum Duschen. Die weitgehend luftdichten Stahltüren schlossen sich hinter ihnen und der für diesen Mordprozess verantwortliche Arzt ließ eigenhändig das Gas einströmen. Nach ca. 1 Stunde wurden die Leichen aus der Gaskammer in den benachbarten Kellerraum gebracht, wo sie in den beiden Krematorien über einen längeren Zeitraum verbrannt wurden. Man hatte ihnen zuvor die Goldzähne herausgebrochen und in den für die Wissenschaft interessanten Fällen die Hirne entnommen. Wenige Stunden nach ihrer Ankunft in Hadamar waren die Patienten tot, es brauchte etwas länger, die Leichen zu verbrennen. Auch die Bevölkerung

10 Zur Organisationsstruktur siehe das Schema in: Landeswohlfahrtsverband Hessen (Hg.), Euthanasie in Hadamar. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in hessischen Anstalten (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbands Hessen, Katalog Bd. 1), Kassel 1994, S. 62, Abb. 18.

von Hadamar hatte den Rauch, der aus dem Schornstein stieg und dessen Geruchsintensität je nach Wetterlage mehr oder weniger schwankte, wahrgenommen.

Verlegung aus der Heil- und Pflegeanstalt Gießen 1941¹¹

nach Weilmünster				von dort nach Hadamar			
Männer Frauen zusammen				Männer Frauen...zusammen			
19.02.1941	38			18.03.1941	17		
				21.03.1941	21		
21.02.1941		34		20.03.1941		23	
				25.03.1941		10	
				24.04.1941		1	
19.03.1941	69			03.04.1941	65		
21.03.1941		76		24.04.1941		76	
25.04.1941	3	6		23.05.1941	3	6	
	110	116	226		106	116	222

Aus der Zwischenanstalt Weilmünster wurden die Gießener Patienten nach drei bis vier Wochen nach Hadamar weiterverlegt. Dies geschah insgesamt in sieben Transporten, die zwischen 32 und 98 Personen zählten. Von dem Gießener Transport, der mit 69 Patienten am 19. März 1941 in Weilmünster eingetroffen war, wurden am 3. April nur 65 Patienten nach Hadamar weitergeleitet, einer der vier fehlenden Männer war am 1. April in Weilmünster verstorben und 3 waren dort aus unbekanntem Gründen zurückbehalten worden. Mitte September kamen sie wieder in ihre Ursprungsanstalt Gießen zurück, wo dann ein Patient wenige Monate später verstarb.

Die 76 Patientinnen., die am 21. März nach Weilmünster verlegt worden waren, wurden zusammen mit 20 vorwiegend aus dem Altersheim Gießen stammenden Frauen am 24. April nach Hadamar transportiert. Von insgesamt 226 aus Gießen nach Hadamar verlegten Patienten entkamen nur vier der Gaskammer, von denen wiederum nur zwei das Kriegsende erlebten.¹²

In dieser Liste nicht enthalten sind die insgesamt 39 Männer und Frauen aus dem Altersheim Gießen in der Licher Straße 106, welches damals organisatorisch zur Landesheil- und Pflegeanstalt Gießen gehörte.

Nicht unerwähnt bleiben soll, dass eine weitere Gruppe Gießener Patienten Opfer der Gasmorde wurde, obwohl sie sich 1941 nicht mehr in Gießen aufgehalten hatten. Kurz nach Kriegsausbruch wurden 29 Kranke, überwiegend Kinder und Jugendliche, in die Heil- und Pflegeanstalt Goddelau verlegt. Mehrere von

¹¹ Diese umfasst 126 Männer und Frauen, dazu kamen aber noch 39 Pfleglinge aus dem Alters- und Pflegeheim in der Licher Straße 76.

¹² Ermittelt nach den Angaben im Aufnahmebuch Gießen und im Aufnahmebuch Weilmünster.

ihnen wurden auf dem ersten Transport von Goddelau in eine Zwischenanstalt am 20. Februar 1941 zusammen mit 17 anderen Leidensgenossen nach Weilmünster mitgeschickt, am 20. März wurden sie nach Hadamar weiterverlegt, wo sie noch am selben Tage ermordet wurden.

Neben der gezielten Überbelegung und der Reduzierung der Pflegekosten – im September 1939 wurde der Pflegesatz für über zwei Drittel aller Gießener Patienten halbiert – beeinträchtigte der Krieg die Versorgung in den Anstalten zusätzlich. Die Sterbefälle in den Anstalten des Landes Hessen – also auch in Gießen – nahmen ab 1940 merklich zu. Zwar sank die Sterblichkeit in Gießen 1941 durch den Abtransport eines großen Teils ihrer Patienten in die Tötungsanstalt Hadamar, doch durch weitere starke Überbelegung und großer Mangelversorgung; blieb sie anschließend bis 1945 auf bis dahin nicht gekannte Höhe. 1945 lag die Sterberate bei knapp 26%, jeder 4. Gießener Patient starb durch Mangelversorgung und vernachlässigte Pflege, die 262 in Hadamar Ermordeten sind hier nicht hinzugerechnet. Eine weitere Verschärfung für die Lebenssituation der Gießener Patienten war die von 1940 bis Kriegsende eingerichtete neurologisch-psychiatrische Beobachtungsstation der Waffen-SS für eben sog. nervenranke Angehörige der Waffen-SS. Sie war die einzige Einrichtung ihrer Art im damaligen deutschen Reich; bis zu ihrer Schließung im März 1945 wurden mindestens 5.000 Waffen-SS-Männer in Gießen aufgenommen. Ab Ende 1942 kam dann noch eine Sanitätsausbildungskompanie der Waffen-SS hinzu, dafür wurden von einer Außenstelle des Konzentrationslagers Buchenau mit ca. 70 Häftlingen 12 große Baracken errichtet.¹³

Für diese Fremdnutzung musste die Anstalt ab April 1941 insgesamt vier Gebäude mit über 150 Betten abgeben. Dieser Verlust war beträchtlich und konnte nur durch Überbelegung ausgeglichen werden.¹⁴

Die Patientenzugänge blieben auf einem hohen Niveau, dies beruhte u. a. darauf, dass mit Beginn des Frankreich-Feldzuges Heil- und Pflegeanstalten in Frontnähe zu Frankreich in Reservelazarette umgewandelt wurde. Auch diente Gießen im selben Jahr als Sammelstelle für über 100 jüdische Patienten und Patientinnen aus nordhessischen und westfälischen Anstalten. Diese wurden am 1. Oktober 1940 in die Mordanstalt Brandenburg weiter verlegt.

Die erhebliche Zunahme der Sterblichkeit bis Kriegsende war in erster Linie durch Überbelegungen, ungenügende Lebensmittelversorgung und mangelnde Hygiene und mangelnder medizinischer Betreuung geschuldet. In den Gewichtsbögen von Patientenakten auf der „Männer-Seite“ findet man ab 1940 einen steti-

13 Siehe Dauerausstellung „Vom Wert des Menschen“ Kapitel 11, bearbeitet von George, Gross, Putzke.

14 Uta George und Michael Putzke, Die neurologisch-psychiatrische Beobachtungsstation der Waffen-SS, in: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangsterilisation, Protokoll der Herbsttagung 19. bis 21. November 1999 in Gießen, Kassel 2000, S. 12-15, hier S. 13 f.

gen Verlust an Körpergewicht. So wiegt z. B. ein 1938 aufgenommenener Patient bei Aufnahme 78 kg., 1943 sind 42 kg. eingetragen.¹⁵

Jahr	Patientenstand am 1. Januar	Zugänge	Gesamtpatientenzahl	Sterberate in %
1936	482	183	665	5,0
1939	565	402	967	8,1
1940	673	585	1258	13,5
1941	589	257	846	6,7
1942	430	468	898	11,9
1943	429	376	805	11,2
1944	439	335	774	16,8
1945	489	380	869	25,1

Ab Mitte 1941 verließen keine Sammeltransporte mehr die Anstalt Gießen, Zu- und Abgänge von Patienten beruhten überwiegend auf Einzelpersonen oder kleineren Gruppen. Auffallend ist, dass sich unter ihnen zahlreiche Zwangsarbeiter befanden. Hinweise für eine aktive Tötung der Patienten, wie sie für andere hessische Anstalten, z. B. Eichberg, vorliegen, gibt es nicht. Der Grund, warum die Anstalt Gießen offensichtlich keine ausgesprochene aktive Sterbeanstalt war, ist unbekannt: Vielleicht spielt die Einstellung der Anstaltsleitung eine Rolle, vielleicht lag die Anstalt aber auch nur im anstaltspolitischen Schatten des SS-Lazaretts.



*Die „T4“-Anstalt Hadamar von der Stadt aus fotografiert
(LWV-Archiv, Fotosammlung)*

15 Dauerausstellung „Vom Wert des Menschen“ Kapitel 10, bearbeitet von George, Groß, Putzke.

Zur Praxis der Vernichtung sog. lebensunwerten Lebens in der Gießener Heil- und Pflegeanstalt

Auch wenn in der Anstalt Gießen nicht unmittelbar gemordet wurde, gingen viele Patienten an den lebensfeindlichen Verhältnissen zugrunde. Die nationalsozialistische Psychiatrie war nicht an Hilfe für ihre Patienten interessiert. Sie folgte vielmehr der rassenhygienischen Doktrin der Ausmerzung „Minderwertiger“, die in der Praxis von der Zwangssterilisierung zur „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ führte.

Dieser Radikalisierungsprozess, der auch von dem Sparwillen der in Politik und Verwaltung Verantwortlichen vorangetrieben wurde, kann durch das Schicksal von Paula S. beispielhaft illustriert werden.¹⁶ Nachdem sie ein Kind erwartete, musste sie mit 18 Jahren heiraten, die junge Familie lebte bei den Schwiegereltern, da der Ehemann arbeitslos war. Erste Krankheitszeichen mit Erregungszuständen traten im Sommer 1934 auf. Eine stationäre Behandlung wurde notwendig vom November bis Februar 1935, Hintergrund der Veränderung könnte eine Fehlgeburt gewesen sein, von der sie dem untersuchenden Arzt in der Psychiatrischen und Nerven-Klinik Gießen 1942 berichtete. Weder schenkte der Arzt dieser Aussage Beachtung, noch hatte die Patientin bei früheren ärztlichen Befragungen darauf aufmerksam gemacht. Wegen der ungünstigen häuslichen Verhältnisse wurde Paula S. auf Antrag des behandelnden Arztes am 4. März 1935 „zur Kräftigung und Heilung“ in die Heil- und Pflegeanstalt Hadamar eingeliefert. Die Medizinalbehörde hatte aber ein ganz anderes Motiv für den Anstaltsaufenthalt. Der Kreisarzt hatte nämlich die Sterilisierung wegen Schizophrenie beantragt, womit der Ehemann aber nicht einverstanden war. Es sollte also ein Gutachten erstellt werden, Paula S. war also nur zur Beobachtung und Begutachtung in Hadamar aufgenommen worden. Nach ca. 4 Wochen stand die endgültige Diagnose fest: Angeborener Schwachsinn mit schizophrener Psychose.

In seinem Schreiben an das Erbgesundheitsgericht Limburg kommentierte der Anstaltsarzt, Dr. Adolf Wahlmann, den Befund mit den Worten: „Schon allein wegen des bestehenden Schwachsinnns wäre Sterilisation geboten“. Nachdem das Erbgesundheitsgericht in diesem Sinne entschieden hatte, wurde Pauls S. am 10. Mai 1935 aus Hadamar entlassen und noch am selben Tag im Diakonissen-Krankenhaus Bad Ems sterilisiert. Der Ehemann hatte seine Einwilligung zum Eingriff gegeben unter der Bedingung, dass seine Frau nach der Operation zu ihm nach Hause entlassen würde, dort lebte sie die nächsten Jahre. Einen weiteren Krankheitsschub erlitt sie 6 bis 7 Jahre später, sie musste im September 1942 in die Psychiatrische und Nerven-Klinik Gießen eingewiesen werden. Die Diagnose wurde jetzt mit „Anfang schizophrener Defektzustand“ angegeben. Am 10. Oktober vermerkte der ärztliche Bericht: „Kann, wenn der Ehemann will, nach Hause entlassen werden“. Diese Möglichkeit der Entlassung bestand wohl nur theoretisch, denn der Ehemann war im Herbst 1939 zur Wehrmacht eingezogen worden und stand jetzt an der Ostfront. Der Verbleib von Paula S. in der Anstaltspflege glich einem

16 So Paula S., Patientenakte Hadamar, LWV-Archiv, Bestand K 12 Nr. 1420.

vorweg genommenen Todesurteil. Weil sie kein Akutfall mehr war, wurde sie am 11. November in die Heil- und Pflegeanstalt Gießen verlegt. Der ärztliche Bericht vom 18. November beschreibt sie negativ: „Fällt wenig auf, ziemlich versandet, indolent, affekt- und initiativlos, beim Arbeiten keine Ausdauer.“ Auf Veranlassung des Kostenträgers, eines Fürsorgeverbandes, wurde sie dann am 29. Dezember 1942 „ungebessert“ nach Weilmünster entlassen. Was den Kostenträger zu diesem Schritt bewog, ist unbekannt. Mit einem Transport von 148 weiteren Kranken traf Paula S. am 29. September 1944 in Hadamar ein. Die wahre Todesursache verschleiern vermerkt der erste Eintrag im Krankenbericht am 14. Oktober: „Kam im schlechten Zustand hier an“. Bereits 3 Tage später, am 17. Oktober, verstarb sie angeblich an „Marasmus“¹⁷ als Folge von chronischer Unterernährung.

Verantwortlich für ihren Tod und den Tausender anderer Patienten in Hadamar zwischen 1942 und 1945 war Dr. Wahlmann, derselbe Arzt, der knapp 10 Jahre zuvor ihre Sterilisierung veranlasst hatte. Obwohl mit der Unfruchtbarmachung die rassenhygienische Forderung einer Verhinderung der Weitergabe „minderwertiger“ Erbanlagen erfüllt war, bedeutete sie im Zuge der Radikalisierung der Psychiatriepolitik keinen Schutz vor der Selektion zum Tod. Der Ehemann war arglos, erst nach ihrem Tod, am 24. Oktober, erhielt er die Mitteilung von der Verlegung. Noch am selben Tag schrieb er von der Front nach Hadamar und erkundigte sich voller Anteilnahme seiner Frau: „... bitte ich Sie um genaue Auskunft über das jetzige Befinden und den Grund der Verlegung, ist denn mit einer Besserung zu rechnen?“ Seine Fragen wurden beantwortet mit dem Verweis auf die am 17. Oktober verfasste Todesnachricht. Angesichts dieser skrupellosen Täuschung erhebt sich die Frage: Wie hätte er reagiert, wenn er erfahren hätte, dass dieselbe Staatsführung, die ihn als Soldat an die Front schickte, um für „Führer, Volk und Vaterland“ sein Leben zu riskieren, in der Heimat seine Ehefrau ermorden ließ?

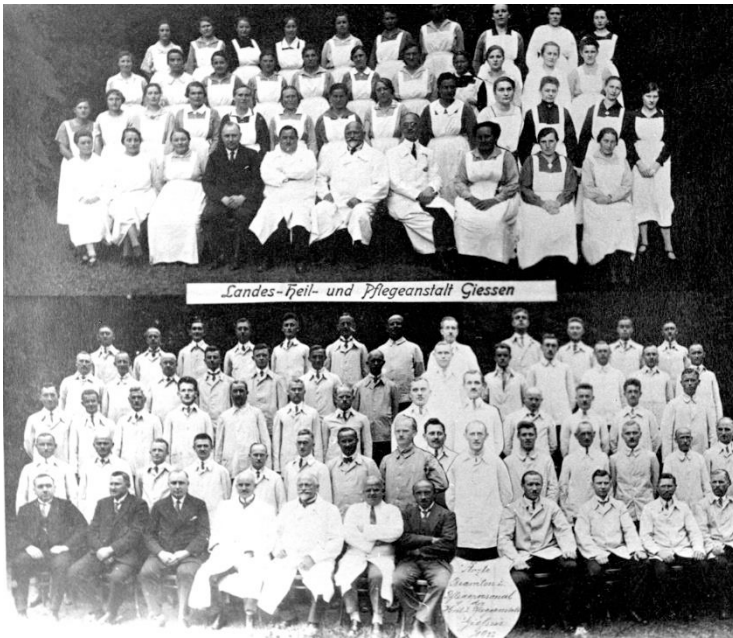
Das Personal der Heil- und Pflegeanstalt Gießen in der Zeit des Nationalsozialismus

Da die Gießener Heil- und Pflegeanstalt vor allem der Versorgung von Langzeitpatienten diene und entsprechend für rund 100 Pfleglinge nur ein Mediziner eingestellt wurde, kam dem Pflegepersonal eine zentrale Bedeutung im Anstaltsalltag zu. Für die Kranken waren Wärter und Wärterinnen zweifellos die wichtigsten Bezugspersonen.¹⁸ Neben der Krankenversorgung im engeren Sinne standen Verwaltung und Versorgungsbetriebe (z. B. Koch- und Waschküche, Handwerksbetriebe und Landwirtschaft). Wie auch andernorts in psychiatrischen Einrichtungen üblich, lebte ein großer Teil des Personals auf dem Anstaltsgelände, der ärztliche

17 Fortschreitende Entkräftung.

18 Alle Angaben zur Personalsituation in der Gießener Heil- und Pflegeanstalt basieren auf der Ausstellung „Vom Wert des Menschen. Die Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen von 1911 bis 1945“. Leitung und Konzeption: Uta George/Hervig Groß/Michael Putzke. Im Jahr 1912 kamen auf 420 Patienten und Patientinnen 2 Ärzte und 70 Pfleger und Pflegerinnen, im Jahr 1929 auf 463 Pfleglinge 5 Ärzte und 113 Schwestern und Pfleger.

Direktor, Oberärzte und Verwalter sowie Oberwärter bewohnten mit ihren Familien eigene Häuser, während das Pflegepersonal in den Dachgeschossen der einzelnen Krankengebäude untergebracht war. Durch diese Verbindung von Leben und Arbeit war auch unter den Beschäftigten ein relativ enger Zusammenhalt gegeben. Allerdings war das alltägliche Leben in der Anstalt in hohem Maße hierarchisch geregelt. So wurde z. B. die Verpflegung des Personals nach drei Tischklassen unterschieden, Pfleger und Pflegerinnen, Bürogehilfen, Handwerker und Heizer erhielten wie die meisten Patienten eine Verpflegung der dritten Klasse. Besseres Essen war entsprechend nicht nur ein Zeichen höherer Entlohnung, sondern auch der Stellung, die jemand in der Anstaltshierarchie einnahm.



*Ärzte, Beamte und Pflegepersonal der Heil- und Pflegeanstalt Gießen um 1927
(LWV-Archiv, Fotosammlung)*

Die Pflegekräfte arbeiteten bis zu 60 Stunden in der Woche und diese lange Arbeitszeit sowie Wohnung und Verpflegung vor Ort hatten zur Folge, dass sie ebenso wie die Ärzte praktisch immer im Dienst waren. Trotzdem war die Bezahlung des Pflegepersonals im Vergleich zu Industriearbeit sehr gering. Auch das außerdienstliche Leben des Personals wurde von den Vorgesetzten überwacht; ein Stadtausgang setzte selbst in dienstfreien Stunden die Erlaubnis des Direktors voraus. Die Ausgangszeiten sowie korrekte Kleidung wurden vom Pförtner kontrolliert. Nur die männlichen Pfleger durften, die Zustimmung des Direktors vorausgesetzt, heiraten, während die Schwestern gleichzeitig mit ihrer Eheschließung den Dienst quittieren mussten. Entsprechend dieser wenig attraktiven Arbeitsbedingungen war es zumeist schwierig, überhaupt Pflegepersonal für die

Landes-Heil- und Pflegeanstalten zu gewinnen und dieses auch für längere Zeit halten zu können. Anders stellte sich die Situation in den Zeiten der Arbeitslosigkeit dar, so nach Ausbruch der Weltwirtschaftskrise, als auch die Arbeitsplätze in der Gießener Heil- und Pflegeanstalt sehr begehrt waren.

Nach der sog. nationalsozialistischen Machtübernahme traten wie in anderen öffentlichen Einrichtungen bei der Einstellung von neuem Personal allgemeine politische Erwägungen in den Vordergrund. Die Grundlage bildete das sog. Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. So konnte z. B. Ludwig P. nicht nur deshalb Anspruch auf eine Stelle als Installateur stellen, weil er die entsprechenden Prüfungen bestanden hatte, sondern vor allem wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP, die bereits seit 1930 bestand. Als Begründung verwies er auf die „besondere Anordnung unseres Führers, wonach Parteigenossen in die hierfür entsprechenden Stellen unterzubringen seien“.¹⁹ Obwohl sich die Gießener Heil- und Pflegeanstalt für einen anderen Bewerber entschieden hatte, musste Herr P. nach Intervention des Arbeitsamtes eingestellt werden; im Jahre 1939 wurde er sogar aufgrund eines Erlasses, der die bevorzugte Verbeamtung von „alten Kämpfern“ ermöglichte, zum Beamten auf Lebenszeit ernannt.²⁰



*Personal der Heil- und Pflegeanstalt Gießen bei den -Feierlichkeiten zum 1. Mai 1936
(LWV-Archiv Fotosammlung).*

Während alle neuen Beschäftigten ab 1933 beim Dienstantritt ein Treuegelöbnis auf den „Führer“ ablegen mussten und die meisten unter ihnen nationalsozialisti-

19 LWV-Archiv, Bestand 11, Personalakte Ludwig P., Schreiben von Ludwig P. an die Direktion der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Gießen (02.01.1935).

20 Ebd., Schreiben des Direktors des Landespersonalamtes Hessen an Ludwig P. (29.3.1935).

schen Organisationen angehörten, entschieden sich aber auch viele ältere Beschäftigte der Heil- und Pflegeanstalt nach dem Machtwechsel Parteimitglieder zu werden. Oberpfleger F. z. B., der sich nach 1945 als stiller Kritiker des nationalsozialistischen Regimes präsentieren sollte, arbeitete bereits seit 1911 in der Anstalt. In der Weimarer Zeit war er noch ein Anhänger der Zentrumspartei, aber schon im Mai 1933 trat er der NSDAP bei.²¹

Andere Mitarbeiter, die auch nach dem Machtwechsel zu ihrer politischen Gesinnung standen und sich dem nationalsozialistischen Staat nicht bedingungslos unterordnen wollten, verloren dagegen ihre Stellen. Dr. Hechler wurde z. B. 1933 wegen seiner Mitgliedschaft in der SPD aus der Anstalt entlassen und kehrte erst nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges dorthin zurück. Zu dieser Zeit löste er den langjährigen Anstaltsdirektor Dr. Hermann Schneider (1875-1954) ab, Schneider war bereits 1932 zum Leiter der Heil- und Pflegeanstalt ernannt worden, obwohl nicht Mitglied der NSDAP, verhielt er sich nach 1933 in seinen dienstlichen Entscheidungen jedoch so konform im Sinne des Nationalsozialismus, dass er im Amt bleiben konnte. Er tolerierte die Einbindung der Heil- und Pflegeanstalt in die „Euthanasie“-Verbrechen des NS und leistete keinen Widerstand gegen den Abtransport von Patienten in Tötungseinrichtungen. Er war auch bereit, einen Teil der Anstalt im Jahr 1940 als sog. Sammelanstalt für jüdische Patienten zur Verfügung zu stellen und unterschrieb auch den Vertrag, der es der Waffen-SS ermöglichte, von 1940 bis 1945 nervenkrankte Angehörige der Waffen-SS in der Heil- und Pflegeanstalt Gießen behandeln zu lassen.²²

Dass ärztliche Karrieren eng mit der Durchsetzung nationalsozialistischer Gesundheits- und Sozialpolitik gegen sog. minderwertige oder unwerte Menschen verbunden waren, macht das Zeugnis eines medizinischen Praktikanten deutlich. Dr. L. hatte sich „mit den Untersuchungsmethoden des psychiatrischen Faches und der Behandlung Geisteskranker sowie mit der Bearbeitung von Entwürfen für Sterilisationsgutachten mit großem Eifer und Pflichtbewußtsein vertraut gemacht.“²³ Da er sich dergestalt bewährt hatte, bat die Direktion die Landesregierung darum, seine Ernennung zum Assistenzarzt baldmöglichst zu genehmigen; es wäre „von großer Wichtigkeit, daß diese Gelegenheit, guten Nachwuchs für den ärztlichen Anstaltsdienst zu bekommen, nicht versäumt wird.“²⁴ Die Ernennung zum Assistenzarzt und die Übernahme eines Großteils der Männerabteilung verhinderte jedoch nicht, dass trotz eines Gesuchs des Direktors Dr. Schneider, Dr. L. im Juli 1940 zum aktiven Wehrdienst eingezogen wurde.²⁵

21 LWV-Archiv, Bestand 11, Personalakte Johann F., eidesstaatliche Erklärung von Johann W. (20.11.1945) und Erklärung über die Zugehörigkeit zur NSDAP, deren Gliederungen und angeschlossenen Verbände (22.2.1937).

22 Dauerausstellung „Vom Wert des Menschen“.

23 LWV-Archiv, Bestand 11, Personalakte Dr. L., Zeugnis (15.12.1938).

24 Ebd., Schreiben der Direktion an den Reichsstatthalter in Hessen – Landesregierung – Abteilung III. (innere Verwaltung) (22.12.1938).

25 Ebd., Schreiben des Direktors der Heil- und Pflegeanstalt an das Wehrbezirkskommando (8.2.1940); Einberufungsbefehl (24.6.1940).

Wie in den meisten anderen psychiatrischen Einrichtungen wurde auch das Gießener Personal allmählich auf seine unterstützende Rolle bei den Verbrechen des NS-Regimes an kranken und behinderten Menschen vorbereitet. Es wurden Informationen über die Hintergründe und Folgen der gewünschten rassehygienischen Zugriffe auf Patienten gegeben, man beteiligte sich an den permanenten Verschlechterungen der Lebensbedingungen in der Gießener Heil- und Pflegeanstalt und die Ärzte beteiligten sich aktiv an der Einleitung und Durchführung von Zwangssterilisationsverfahren. Später füllten Ärzte die Meldebogen aus, auf deren Grundlage die Opfer der Mordaktion ausgewählt wurden.

Pfleger und Schwestern bereiteten die zur Ermordung bestimmten Patienten und Patientinnen zum Abtransport in die sog. Zwischenanstalt vor, in diesem Fall Weilmünster, und brachten sie selbst dorthin oder übergaben sie fremdem Begleitpersonal. Die Erledigung der notwendigen bürokratischen Abläufe, welche diese Transporte kennzeichneten, besorgten wiederum die Verwaltungsbeamten der Gießener Einrichtung.

Die Personalakten aus dieser Zeit geben keinen Aufschluss darüber ab, warum das Personal der Gießener Heil- und Pflegeanstalt keinen organisierten Widerstand gegen die Verschlechterung der Lebensbedingungen und die spätere Mordaktion geleistet hat. Hintergrund könnte sein, dass nach 1933 alle kommunistischen, sozialdemokratischen und gewerkschaftsnahen Personalangehörigen durch eine sog. Abbaukommission aus dem Dienst entfernt wurden.²⁶

Wiedereinstellungsgesuche in den Nachkriegsjahren

Zwischen Oktober 1945 und Februar 1946 wurden insgesamt 76 Beschäftigte des bei Kriegsende etwa 110 Personen umfassenden Personals der Heil- und Pflegeanstalt durch die amerikanische Militärregierung mit sofortiger Wirkung vom Dienst suspendiert. Gründe dafür bildeten Mitgliedschaften in SS, SA und NSDAP oder einer ihrer Gliederungen. Wenn es kein Ersatz gab, so gestaltete die Militärregierung – vornehmlich für Schwestern und Pfleger – eine befristete Weiterbeschäftigung. Die sog. Weihnachts- und Jugendamnestie der amerikanischen Besatzungszone ermöglichte jedoch ab Ende 1946 bereits vielen zuvor Belasteten eine erneute Arbeitsaufnahme, eventuell auch an einer anderen Anstalt in Hessen.

Bei der Beurteilung des Einzelfalles sahen sich die Behörden veranlasst, die Schwere der Belastung einer Parteizugehörigkeit einzuschätzen. Die erhaltenen Personalakten zeugen auch von den häufigen Einsprüchen der Betroffenen bzw. ihrer Angehörigen gegen Entlassungsverfahren der Militärregierung. Dr. L. z. B. wurde im Herbst 1945 rückwirkend zum 1. April des Jahres entlassen. Kurz darauf wurde seine Frau von der Direktion aufgefordert, die seit April 1945 erhaltenen Bezüge zurückzuerstatten. Alle Einsprüche gegen Entlassungen ebenso wie Gesuche um eine Weiterbeschäftigung zielten darauf hin, die frühere Zugehörigkeit zur NSDAP als reine Formsache abzutun, viele Betroffene zögerten auch nicht, auf Einzelheiten einzugehen, um sich zu entlasten.

²⁶ Ausstellung „Vom Wert des Menschen. Die Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen von 1922 bis 1945“, Leitung und Konzeption Uta George/Herwig Groß/Michael Putzke.

Erläuterungen zu den Fragebogen nachfolgender Personen
die auf Grund ihrer Tätigkeit oder Stellung abzubauen sind:

- S [REDACTED], Hoh. Siehe Anhang. Sehr aktiv.
S [REDACTED], Karl Siehe Anhang. Ausschuß schließt sich beigefügten Bestätigungen an.
A [REDACTED], Wilhelm. Aktivist.
F [REDACTED], Valentin. Gehörte 1933 zur erweiterten Abbaukommission.
L [REDACTED], Hoh. Starker Aktivist. (Gilt für die ganze Familie)
D [REDACTED], Friedrich. Starker Aktivist bis zum Schluß.
F [REDACTED], Gg. Angehöriger der politischen Staffel.
O [REDACTED], Gustav. Scharführer ~~(Wirklichstarkaktiv)~~
K [REDACTED], Valentin. Sehr aktiv bis zum Schluß.
R [REDACTED], Hoh. Gehörte 1933 zur engeren Abbaukommission. Sehr aktiv.
L [REDACTED], Anna-Luise. War trotz keiner Parteizugehörigkeit sehr nationalsozialistisch eingestellt. Stand in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu dem ehemaligen S.S.-Standartenführer Klein. Auch ihr jetziges Verhalten berechtigt nicht ein Verbleiben im Dienst.
D [REDACTED], Otto. Stark aktiv.
A [REDACTED], Emil. Wir verweisen auf den Fragebogen.
B [REDACTED], Wilhelm. Betriebsobmann-Bleckleiter. Siehe Fragebogen.
H [REDACTED], Karl. Bleckleiter-Betriebsobmann. Sehr aktiv bis zum Schluß.
W [REDACTED], Friedrich. Ortsobmann der D.A.F. (Keine Aktivität)
A [REDACTED], Christian. Aktiv.
F [REDACTED], Theodor. Ortsgruppenkassenwarter der D.A.F.
R [REDACTED], Otto. Alter Kämpfer.
S [REDACTED], Wilhelm. Kassenwarter der D.A.F. Sehr aktiv.
M [REDACTED], Gustav. Als Parteimitglied von Direktion neu eingestellt

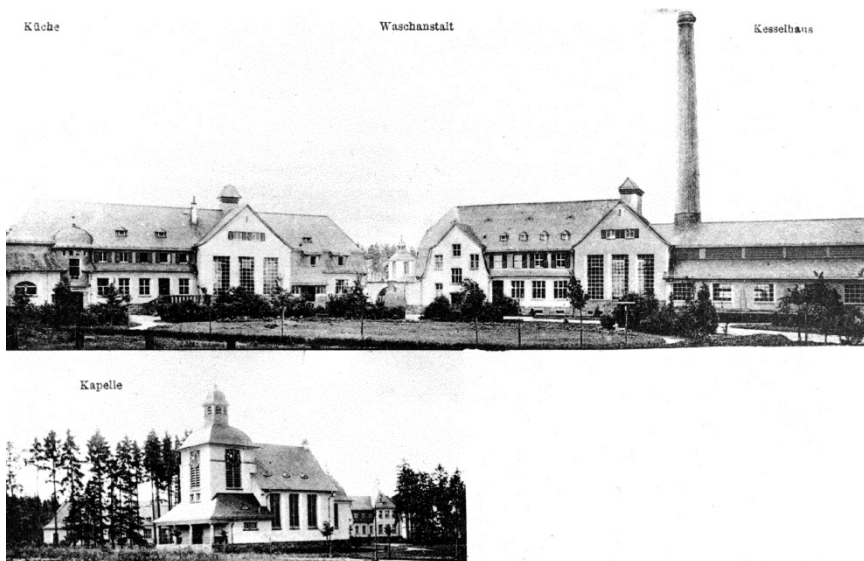
Für die Richtigkeit:

Johannes [REDACTED] Pfleger
Friedrich [REDACTED] Pfleger
Peter [REDACTED] Pfleger

Entnazifizierungsliste der Heil- und Pflegeanstalt Gießen (LWV-Archiv, Bestand 11)

Andere Gnadengesuche beriefen sich auf den Zwang unter dem NS-Regime, der Partei beizutreten. In eidesstattlichen Erklärungen gab z. B. der Oberpfleger Johann F. an, er habe mit seiner Entlassung rechnen müssen, wenn er die Parteimitgliedschaft verweigert hätte. Besonders vorteilhaft war es für Betroffene, wenn sie sog. „Persilscheine“ einflussreicher dritter Personen vorlegen konnten. Der Oberpfleger F. reichte eine Erklärung des neuen Direktors Dr. Hechler ein, der angab, ihn seit 1922 zu kennen. F. sei nach Meinung von Dr. Hechler glaubwürdig,

er sei nur nominell ein Nazi gewesen und habe „stets innerlich im ausgesprochenen Gegensatz zur Nazipartei gestanden.“ Letztlich hat sich dann der Entnazifizierungsprüfungsausschuss für eine weitere Beschäftigung des Oberpflegers F. ausgesprochen, dazu dürfte auch beigetragen haben, dass beide Söhne im Krieg gefallen seien. Letztlich wurde er aufgrund der Weihnachtsamnestie vom 5. Februar 1947 amnestiert.²⁷



*Versorgungsbetriebe und Kirche der Heil- und Pflegeanstalt Gießen, um 1911
(LWV-Archiv, Fotosammlung).*

Viele der Beschäftigten in den Heil- und Pflegeanstalten kehrten schon wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wie Oberpfleger Johann F. zu ihrem gewohnten Berufsalltag zurück. Der Grad ihrer Verstrickung in die Naziverbrechen bleibt aufgrund der begrenzten Fragestellungen der damaligen Untersuchungsausschüsse zumeist ungeklärt. Ungeklärt bleiben auch die Gedanken, die ihr damaliges Verhalten bestimmt haben. Da viele der Beklagten in erster Linie versuchten, sich und ihre Kollegen zu entlasten, sind ihre Aussagen zu diesem Thema oft fragwürdig und äußerst schwierig auszuwerten. Inwieweit rassenhygienische Überlegungen, Opportunismus, Gleichgültigkeit und fehlende Zivilcourage die (Mit-)Täterschaft der psychiatrischen Mitarbeiter prägen, bleibt eine der weiteren wichtigen Fragen der NS-Forschung.

²⁷ Ebd., Schreiben der Landesregierung an die Heil- und Pflegeanstalt (19.2.1946) und Spruch der Gießener Spruchkammer (8.4.1947).

Zivile Zwangsarbeitskräfte im NS als Patienten und Patientinnen der Heil- und Pflegeanstalt Gießen

In Kontext der Erforschung der NS- Psychiatrie und der NS-„Euthanasie“-Verbrechen ist bekannt, dass psychisch und an TBC erkrankte Zwangsarbeitende ab September 1944 systematisch ermordet wurden, weniger bekannt ist jedoch deren medizinische Versorgung, die zur Wiederherstellung der Arbeitskraft führen sollte.²⁸ Aus den Aufnahme- und Entlassungsbüchern der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Gießen, geht hervor, dass 1942/43 polnische und russische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in großer Zahl aufgenommen worden waren.

Die Gebäude der Heil- und Pflegeanstalt Gießen wurden ab 1940/41 teilweise fremdgenutzt, das heißt, sie waren entweder durch externe Institutionen oder aber durch eine Klientel belegt, die originär nicht zum Aufgabenfeld einer Heil- und Pflegeanstalt gehörte, nämlich auch somatisch erkrankte Patienten und Patientinnen. So wurden im bereits seit Juli 1940 auf dem Gelände ansässigen SS-Lazarett ab April 1941 zwei weitere Gebäude zur Verfügung gestellt; ab Juni 1941 belegte die Universitätskinderklinik ein Gebäude mit 30 Betten und mit Beginn des Jahres 1942 begann die gezielte Aufnahme von Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen. Diese Aufnahmen wurden regulär im Aufnahme- und Entlassungsbuch der Heil- und Pflegeanstalt Gießen dokumentiert.

Zwangsarbeitskräfte waren während des Krieges für die deutsche Wirtschaft zu einer wichtigen und notwendigen Stütze geworden, je länger der Krieg dauerte, umso wichtiger wurden die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen. Sie wurden vornehmlich in Rüstungsbetrieben, in der Landwirtschaft, aber auch in Privathaushalten eingesetzt, ihr Hauptanteil kam vor allem aus Polen und der Sowjetunion, allerdings auch aus westeuropäischen besetzten Ländern. Im Herbst 1944 arbeiteten über 7,5 Millionen ausländische Arbeitskräfte auf dem Gebiet des großdeutschen Reiches. Knapp 2 Millionen waren Kriegsgefangene, ungefähr 5,5 Millionen zivile Arbeitskräfte. 2,8 Millionen von ihnen stammten aus der Sowjetunion, 1,7 Millionen aus Polen, 1,3 Millionen waren französische Zwangsarbeitende, etwa 600.000 italienische.²⁹

Auch aufgrund der ruinösen Arbeits- und Lebensbedingungen, die oftmals denen von Sklavenarbeitern und -arbeiterinnen gleich,³⁰ waren die Lebensumstände von harter Arbeit und schlechtester Versorgung geprägt. Viele erkrankten daran; jede Krankheit, sei es eine Verletzung, eine Folge der Mangelernährung oder gar

28 Vgl. Mattias Hamann, Die Morde an polnischen und Zwangsarbeitern in deutschen Anstalten, in: Verein zur Erforschung der nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik e.V. (Hg.), Auswanderung und Tod. Die klinische Hinrichtung der Unbrauchbaren (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, 1), Berlin 1985, S. 121-187.

29 Vgl. Ulrich Herbert, Der „Ausländereinsatz“, Fremdarbeit und Kriegsgefangene in Deutschland 1939-1945 – Ein Überblick, in: Götz Aly/Jochen August u.a. (Hg.), Herrenmensch und Arbeitsvölker. Ausländische Arbeiter und Deutsche 1939-1945 (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, 3), 2. Auflage, Berlin 1989, S. 13-54.

30 Vgl. der Arbeitseinsatz im Deutschen Reich, Jg. 1938-1944, hg. von den Beauftragten für den Vierteljahresplan der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz.

eine psychische Erkrankung, wurde sofort unter der Maßgabe „lohnen sich die Kosten für die Genesung?“ überprüft. Überstiegen die Kosten für die Genesung den erwarteten Nutzen, das heißt, die angenommene zukünftige Leistung der Arbeitskraft, so wurden zwangsrekrutierten Menschen bis Mai 1943 in ihre Heimat zurückgeschickt, ab diesem Datum zunächst vereinzelt, später regelhaft ermordet, z. B. in den Landesheilstätten Eichberg und Hadamar.

Nach einem Erlass vom September 1944 wurden Zwangsarbeitende aus dem Gebiet Kurhessen, Nassau und Landhessen bei prognostizierter dauernder Arbeitsunfähigkeit bzw. Tuberkulose nach Hadamar geschickt und dort wenige Tage später ermordet.³¹

Aus Sicht des NS-Systems handelt es sich bei Zwangsarbeitenden um „fremdvölkische Arbeitskräfte“. Ihnen wurde von vornherein „Artfremdheit“ und politische Feindschaft gegenüber dem Deutschen Reich unterstellt. Darum unterlagen sie ausschließlich einer Kranken- und Unfallversicherung, sonstige Leistungen der deutschen Sozialversicherung und des Sozialsystems wurden ihnen nicht zugestanden. Diese Reduktion verweist darauf, dass es den deutschen Behörden vornehmlich um die Arbeitsfähigkeit der Betroffenen ging, nämlich auf die baldige Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit oder Transportfähigkeit.³²

Der Status der sowjetischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen war noch einmal um einiges niedriger als der ihrer polnischen Leidensgenossen und -genossinnen. Den Sowjetbürgern und -bürgerinnen wurde zunächst überhaupt keine Krankenversicherung zugestanden, sie wurden konsequent aus dem deutschen Sozialrecht ausgeschlossen.³³

Im Laufe des Jahres 1942 wurde deutlich, dass die deutsche Kriegswirtschaft längerfristig auf die Zwangsarbeitenden angewiesen und der Nachschub dieser Zwangsarbeitenden nicht unbegrenzt sein würde. Aber August 1942 wurden dann Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen nicht mehr sofort in ihre Heimat zurückgeschickt, sondern sie wurden zu anderen möglicherweise auch leichteren Tätigkeiten herangezogen.

Erkrankte Zwangsarbeitende in der Heil- und Pflegeanstalt

Erkrankte Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen wurden von einem Lagerarzt, einem Amtsarzt oder einem niedergelassenen Arzt je nach Schweregrad der Erkrankung in ein Krankenhaus eingewiesen. Das Gros der in die Heil- und Pflegeanstalt Gießen eingewiesenen Zwangsarbeitenden litt nicht an psychischen Erkrankungen; offensichtlich wurde der Heil- und Pflegeanstalt in der damaligen Provinz Oberhessen die Aufgabe zugewiesen, somatisch erkrankte Zwangsarbeitende zu pflegen und zu versorgen. Hierzu kooperierte die Anstalt eng mit den

31 Vgl. Hamann (Anm. 29).

32 Vgl. Michael Dahl, „... werden die Ostarbeiter in Zweifelsfällen erneut auf ihren Arbeitswillen und ihre Arbeitsfähigkeit überprüft.“ Zwangsarbeiten und Krankheit aus der Perspektive der staatlichen Behörden sowie der Krankenkassen, in: Rückverschickung (Anm. 14), S. 105 (Hervorhebung im Original!).

33 Verordnung über die Einsatzbedingungen der Ostarbeiter (30.6.1942), in: Reichsgesetzblatt, 1942 Teil I, S. 419-424, hier S. 420.

in Gießen ansässigen Krankenhäuser und Kliniken und mit Ärzten in ganz Oberhessen. Bisher ließ sich nicht klären, welches Gebäude für die Zwangsarbeitenden zur Verfügung gestellt wurde, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wurde diesem Klientel ein eigenes Gebäude zugeordnet.

In der Zeit von April 1940 bis März 1945 wurden insgesamt 333 Zwangsarbeitende als Patienten und Patientinnen aufgenommen, davon 224 Männer und 109 Frauen. Die meisten davon in der Zeit zwischen Januar 1942 und Mai 1943. Der überwiegende Teil kam aus Polen und der Sowjetunion, darunter viele Ukrainer und Ukrainerinnen. Nur vereinzelt fanden Zwangsarbeitende aus Frankreich, Italien, Litauen, Tschechien, Belgien oder Rumänien in der Anstalt Aufnahme.³⁴ Auffällig ist, dass die Aufenthaltsdauer der Zwangsarbeitenden sich immer mehr verlängerte, offensichtlich hatte die Anstalt die Funktion, über den weiteren Weg, das heißt, erneuter Einsatz an der Arbeitsstelle, Überweisung zur Behandlung oder Rücktransport in die Heimat, zumindest ein beratendes Votum abzugeben, wenn nicht gar zu entscheiden. Knapp 60% der zwischen Januar 1942 und Mai 1943 Aufgenommenen wurden „geheilt“ an ihre Arbeitsstelle zurückgeschickt, knapp 30% über das Arbeitsamt zurück in die Heimat. Ca. 10% schickte die Heil- und Pflegeanstalt an andere Gießener Kliniken oder Krankenhäuser.³⁵

Die Behandlung und vor allem „Weiterempfehlung“ eines Zwangsarbeiters war besonders stark vom behandelnden Arzt/Ärztin abhängig. Diese war teilweise fürsorglich oder neutral, teilweise entsprach sie auch den ideologischen Vorgaben des NS-Staates bezüglich der Zwangsarbeiter.

Nach heutigem Erkenntnisstand ist den Ärzten und Ärztinnen, Schwestern und Pflegern der Anstalt, die für die Zwangsarbeitenden zuständig waren, nur teilweise nachzuweisen, dass ihre medizinischen bzw. pflegerischen Handlungen regelhaft von nationalsozialistischer Ideologie durchdrungen gewesen wäre.

Schlussbemerkung

Die Ausdehnung der potentiellen Opfergruppen für die „Euthanasie“-Maßnahmen erreichte gegen Ende des Krieges auch Wehrmachts- und SS-Angehörigen. Die „Sorgenkinder“ der Wehrmacht, die die Militärpsychiatrie bereits aus den Zeiten des Ersten Weltkrieges kannte, wurden im Falle diagnostizierter „Kriegsuntauglichkeit“ wegen körperlicher Defekte oder psychischer Auffälligkeiten „ausgesondert“ in die Mordanstalten der „Euthanasie“ überführt.³⁶

Der Einbezug von kranken SS- und Wehrmachtangehörigen in den „Euthanasie“-Komplex macht deutlich, wie sehr die Erfassungs- und Vernichtungspläne des nationalsozialistischen Regimes durch die Umstände des Kriegsverlaufs beeinflusst und radikalisiert wurden: Von Patienten psychiatrischer Anstalten, die sich bereits mehrere Jahre in dauernder Verwahrung befanden, die nahezu arbeitsunfähig waren und zudem keine Aussicht auf Heilung versprochen, über „leichtere

34 LWV-Archiv, Bestand 11, Aufnahme- und Entlassungsbücher.

35 LWV-Archiv, Bestand 11, Aufnahme- und Entlassungsbücher.

36 Brieler (1988), S. 51 ff.; Siemen (1982), S. 137 ff.; Bröckling (1997), S. 261 ff. Zu Hadamar siehe auch die Aufstellung von Lilienthal (2006), S. 171.

Fälle“, „Asoziale“, Alte, Fürsorgezöglinge, ausländische Zwangsarbeiter bis hin zu „kriegsuntauglichen“ Soldaten und SS-Angehörigen. Jede im Sinne des NS-Herrschaftssystems unproduktiv oder störend gewordene und staatliche Kosten verursachende Person – selbst, wenn sie dem Herrschaftssystem angehörig war – hat im nationalsozialistischen Staat ihr Lebensrecht verwirkt.³⁷

Die genannten Darlegungen zur zweiten „Euthanasie“-Phase zeigen, dass eine exakte Bezifferung unmöglich ist. Die Sterberaten in den deutschen Anstalten bis 1949 blieben auf einem viel zu hohen Niveau. Nach jetzigen Forschungsergebnissen sind in der zweiten Phase der „Euthanasie“ annähernd 90.000 Menschen über die „normale“ Sterblichkeit hinaus zu Tode gekommen. Nimmt man die Opfer der ersten Phase einschließlich der Sonderaktionen hinzu, so kommt die Schätzung von Heinz Faulstich auf knapp 200.000 „Euthanasie“-Opfer „unter den Deutschen oder in deutschen Anstalten befindlichen Patienten“.³⁸ Faulstich hat sich am akribischsten mit den Todesfällen in deutschen Anstalten zwischen 1914 und 1949 befasst und gibt seine Schätzung als „vorsichtig“ aus. Demnach „starben“ in Bayern zwischen 1940 und 1945 mindestens 43,8%, in Sachsen und Thüringen allein von 1940 bis 1942 53% und im Saarland zwischen 1933 und 1945 75% der Psychiatriepatienten. Insgesamt wurden mehr als die Hälfte der etwa 340.000 Patienten, die 1939 in deutschen Heil- und Pflegeanstalten lebten, bis 1945 ermordet. Zumindest teilweise hinzuaddieren muss man die etwa 20.000 Opfer der „Sonderbehandlung 141113“.³⁹

Weiter hinzurechnen muss man in die „Euthanasie“-Mordaktionen eine nicht genau bezifferbare Zahl von Psychiatrie-Patientinnen und -Patienten in den überfallenen und besetzten Gebieten, sowohl im Westen als auch besonders im Osten, die man verhungern und verdursten ließ, um schlicht Kosten zu sparen oder die durch mobile Gaswagen, besonders in Polen und der Sowjetunion von der Wehrmacht, Polizeieinheiten und der SS aktiv ermordet wurden. Auch Erschießungen zigtausender Psychiatrie-Patientinnen und -Patienten wurden von ihnen ausgeübt. Diese Todesopfer waren bis vor kurzem völlig aus dem Blickfeld der Forschung verschwunden bzw. überhaupt nicht aufgetaucht, auch denen schulden wir Erinnerung und Anteilnahme, ihre Zahl wird sicherlich sechsstellig sein.⁴⁰

Was die Gießener Heil- und Pflegeanstalt betrifft, so ist nach heutigem Erkenntnisstand davon auszugehen, dass ab 1940 bis 1945 ca. 400 Patientinnen und Patienten in mehreren Mordanstalten des „Euthanasie“-Programms umge-

37 Glänzel (1948), S. 171, berichtet zudem von ermordeten Blinden während der zweiten „Euthanasie“-Phase.

38 Faulstich (2000), S. 227.

39 „Sonderbehandlung 141113“ wurde vermutlich auf Anweisung des Reichsführers SS, Heinrich Himmler, Anfang des Jahres 1941 damit begonnen, dass vor allem körperlich entkräftete und psychisch kranke Konzentrationshäftlinge in den Gaskammern der „Euthanasie“-Anstalten Bernburg, Hartheim und Sonnenstein ermordet wurden, in: Armin Trus, „Die Reinigung des Volkskörpers“, Eugenik und „Euthanasie“ im Nationalsozialismus, Metropol-Verlag 2019, S. 173 f.

40 Armin Trus, siehe Anm. 40, S. 178 ff.

bracht wurden, Mitte 1945 starb jeder vierte Patient in Gießen an Entkräftung, Mangelernährung und aktiv verweigerter Fürsorge.

Meldebogen 1
Lfd. Nr.

ist mit Schreibmaschine auszufüllen!

**Name der Anstalt:
in:**

Vor- und Zunahme des Patienten:..... geborene:
Geburtsdatum Ort..... Kreis
Letzter Wohnort:..... Kreis
ledig, verh., verw., gesch.:Konf.:..... Rasse:*).....
früherer Beruf:.....Staatsang.: Kriegsteilnehmer: ja
nein
Kriegsbesch. (auch wenn nicht mit Geisteskrankh. in Zusammenhang stehend).....ja
nein
Wodurch ist Kriegsbesch. erwiesen und worin besteht sie?
Anschrift d. nächsten Angeh.:.....
Regelmäßig Besuch und von wem (Anschrift):.....
Vormund oder Pfleger (Name, Anschrift):
Kostenträger:..... Seit wann in dortiger Anstalt:
Woher und wann eingeliefert:..... Seit wann krank:.....
In anderen Anstalten gewesen, wo und wie lange:
Zwilling ja nein Geisteskranke Blutsverwandte:.....

Diagnose:

Klinische Schilderung (Vorgeschichte, Verlauf, Zustandsbild, in j e d e m Falle ausreichende Angaben über Geisteszustand)

Sehr unruhig?..... ja bettlägerig ja
nein nein

Körperl. unheilb. Leiden: ja (welches?)
nein

Bei Schizophrenie: Frischfall Endzustand gut realisierend.....

Bei Schwachsinn, debil: imbezil..... Idiot.....

Bei Epilepsie: psych. verändert durchschnittliche Häufigkeit der Anfälle.....

Therapie (Insulin, Cardiahol, Malaria, Galvarfan ufw, wann?)..... Dauererfolg:..... ja
Nein

Eingewiesen auf Grund § 51, 42b Gtr23. ufw..... Durch.....

Delikt: Frühere Straftaten:

Art der Beschäftigung (ins einzelne gehende Bezeichnung der Arbeit):

Dauernde Beschäftigung/selbständiger Arbeitet ja
Nein

Wert der Arbeitsleitung (nach Möglichkeit verglichen mit Durchschnittsleistung Gesunder):

Dieser Raum ist frei zu lassen.

..... Ort, Datum



.....
Unterschrift des ärztlichen Leiters oder seines
Vertreters. (fragte, bis nicht psychiatrisch-neurologische
Fachärzte sind, haben ihre zu vermitteln)

* Deutsche oder artverwandten Blutes (deutschblütig), Jude, Jüdischer Mischling I. oder II. Grades, Neger (Mischling).

Genealogie der 1942 aus Angenrod deportierten weiblichen Shoah-Opfer

INGFRIED STAHL

Die über 205-jährige Geschichte der einstmals florierenden und bedeutenden Israelitischen Gemeinde Angenrod wurde bereits ausgiebig in mehreren und teils auch umfassenden Monografien,¹ historischen Fachzeitschriften oder Festschriften,² Mitteilungen in der OZ-Heimat-Chronik,³ Presseberichten⁴ und auch in öffentlichen Vorträgen⁵ dokumentiert.

-
- 1 Ursula Wippich, *Memorbuch von Klein-Jerusalemern in Angenrod*, Romrod, 1981/82; Helmuth Riffer, *Die jüdische Gemeinde zu Angenrod in Angenrod – Bilder und Texte zur Geschichte eines Ortes*, Ehrenklau Druck und Verlag, Alsfeld 1989, S. 68-72; Ursula Wippich, <http://juedische-geschichte-vogelsberg.de/memorbuch-klein-jerusalemern-in-angenrod/> (abgerufen am 31.03.2016); Mathilda Wertheim Stein (Tilly), *The Way It Was: The Jewish World of Rural Hesse*, Frederick Max Publications, Atlanta 2000; Ingfried Stahl, *Opfer der NS-Ideologie – Angenrods letzte Israeliten*, selbstgestaltete erweiterte Dokumentation auf Basis des offiziellen Textbeitrags in den „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen“, 95. Band, Gießen, 2010, S. 183 – 263, Selbstverlag, I. Stahl (Hrsg.), Angenrod 2012; Ingfried Stahl, *Angenrod vor 1945 – Band 1 - Vom Vormärz bis zum Ende der Weimarer Republik*, Verlag F. Ehrenklau, Alsfeld 2014; <http://d-nb.info/1067251693> (abgerufen am 02.03.2015); Ingfried Stahl, *Angenrod vor 1945 – Band 2 - Vom Anfang bis zum Ende der NS-Diktatur*, Selbstverlag, Alsfeld 2017; <http://d-nb.info/1067251693> (abgerufen am 02.03.2015).
 - 2 Richard Jung, Angenrod – Vergangenheit und Gegenwart in *50 Jahre Männergesangverein „Harmonie“ Angenrod*, Angenrod 1961; Ingfried Stahl, *Die Israelitische Religionsgemeinde Angenrod*, MittGMVA, Heft 1, Juni 2007; Ingfried Stahl, *Online-Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen (MOHG digital)*, Gießen 2010, URL: http://www.ohg-giessen.de/mohg/95_2010/13-stahl-opfer-out.pdf (abgerufen am 11.04.2016); Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen“, 95. Band, Gießen, 2010, S. 183 - 263.
 - 3 Ingfried Stahl, *Heimatchronik der „Oberhessischen Zeitung“*, 22. Jahrgang, Heft 4, April 2006, Heft 5, Mai 2006, Heft 6, Juni 2006.
 - 4 OZ-Archiv „Viele israelitische Familien wanderten in die Region ein“: 15.08.2005; OZ-Archiv: „Eine der ältesten jüdischen Ruhestätten der Region“: 10.11.2005; OZ-Archiv „Dorfgeschichte ist von jüdischen Bewohnern untrennbar“: 19.01.2006; Alsfelder Allgemeine „Geschichte darf keine weißen Flecken haben“: 19.01.2006; OZ-Archiv „Auch nach 60 Jahren noch ein schwieriges Thema“: 15.03.2007; OZ-Archiv „Dorfgeschichte ohne weißen Fleck“: 29.03.2006; „Alsfelder Allgemeine“ „Alte Wüstungen und dunkle Flecken in der Geschichte“: 04.04.2006.
 - 5 Ingfried Stahl: „Die Israelitische Religionsgemeinde Angenrod“, Vortrag im Regionalmuseum Alsfeld am 29.01.2006; dsgl. Vortrag am 15.08.2005 im Pfarrgemeindezentrum Ruhlkirchen vor polnischen Jugendlichen aus Anlass ihres Besuches des XX. Weltjugendtags 2005 (16. – 21.08.2005) in Köln; Ingfried Stahl: Kurzvortrag aus Anlass des Jahrestags der Pogrome vor der Konferenz der evangelischen Pfarrer des Dekanats Alsfeld am 09.11.2005 im Dorfgemeinschaftshaus Angenrod; vorausgegangen war eine Führung über den israelitischen Gemeinschaftsfriedhof Angenrods; Ingfried Stahl: „Angenrod unterm Hakenkreuz“, Vortrag mit Leseabend im Dorfgemeinschaftshaus Angenrod am 15.03.2007; Ingfried Stahl:

Aus statistischer Sicht bemerkenswert ist der ausnehmend hohe Anteil der jüdischen Bevölkerung Angenrods an der örtlichen Gesamtbevölkerung. So waren in 1861 41,92 Prozent der Bewohner Angenrods Israeliten,⁶ und noch im Jahr der Machtergreifung der Nationalsozialisten mit ihrem Führer Adolf Hitler wohnten in dem Dorf an der Antrift, allerdings durch Auswanderung schon erheblich reduziert, 63 Bürger jüdischer Glaubenszugehörigkeit (12,2% von insgesamt 518 Bürgern).⁷

Im Jahr 1942, nachdem sich durch Wohnsitzveränderungen zum Beispiel nach Frankfurt und Kassel - dies in der Hoffnung, den NS-Verfolgungen und -Abtransporten zu entgehen - weitere ihrer Glaubensgenossen und -genossinnen aus ihrem Heimatort verabschiedeten, lebten in Angenrod nur noch acht Israeliten, zwangszusammengeführt im „Ghetto-Haus Speier“, Leuseler Straße 3: zwei Ehemänner und deren Frauen, zwei Frauen, davon eine verwitwet und eine ledig, und noch zwei Kinder. Alle Angenröder Israeliten waren konfessionell gesehen orthodoxe Gläubige, dem Provinz-Rabbinat Gießen unterstehend.

Die für alle im Deutschen Reich, aber auch im damals von der Deutschen Wehrmacht besetzten Ausland lebenden aus Angenrod emigrierten Israeliten – so in Frankreich (Elsass-Lothringen) und auch Belgien – letztlich nicht abzuwendenden Deportationen der Gestapo in die Konzentrations- und Vernichtungslager im Osten bedeuteten dann für alle erfassten und deportierten Angenröder jüdischen Glaubens den sicheren Tod: durch qualvolles Sterben im Zwischenlager Theresienstadt, vor allem aber dann durch deren grauenhafte Ermordung in den Vernichtungslagern wie Auschwitz, Sobibor und auch Treblinka.

Die Bilanz des Holocausts der Angenröder Juden ist erschreckend und – wie auch für das gesamte Deutsche Reich – ein in der Weltgeschichte einzigartiger Völkermord, basierend auf der wahnsinnigen NS-Rassenlehre und hier insbesondere des Reichsführers Adolf Hitler.

Insgesamt verzeichnet Angenrod nach aktuellem Stand der archivischen Recherchen des Verfassers 55 Shoah-Opfer, darunter 41 Menschen jüdischen Glaubens, die in Angenrod geboren wurden, aber auch später aufgrund von Eheirat oder beruflicher Tätigkeit in Angenrod wohnenden Israeliten.

Einschließlich der beiden mutmaßlichen indirekten Opfer des NS-Rassenwahns, Sigmund Hecht und Moritz Schaumberger, die Zeitzeugenangaben zufolge

„Die Israelitische Religionsgemeinde Angenrod“, Vortrag in der Albert-Schweitzer-Schule Alsfeld am 26.06.2009.

6 Pinkas Hakehillot, Encyclopedia of Jewish Communities from the foundation till after the Holocaust. Germany Vol. III Hesse – Hesse-Nassau – Frankfurt, Yad Vashem, Jerusalem, 1992. Uziel Schmelz in „Die jüdische Bevölkerung Hessens. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1933“ (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck-Instituts 51), Tübingen, Mohr-Siebeck 1996. Die Zahl der Israeliten dieser Statistik zufolge betrug 1861 247 Personen.

7 http://www.alemannia-judaica.de/angenrod_synagoge.htm#Zur%20Geschichte%20der%20j%C3%BCdischen%20Gemeinde (abgerufen am 18.09.2019).

– im ersten Fall in Frankfurt, im zweiten in Kassel – Suizid begangen hätten, sind es insgesamt 57 Opfer der NS-Ideologie mit Bezug zu Angenrod.⁸

In ihrem Heimat- beziehungsweise Wohnort Angenrod lebten bis 1942 noch acht Israeliten, zunächst noch in ihren eigenen Häusern, dann in dem noch nicht der Arisierung zum Opfer gefallenen Familienwohnhaus um Leopold Speier, das von den Nazis als „Judenhaus“, also im heutigen Sprachgebrauch „Ghettohaus“, für die Zwangszusammenführung der in Angenrod verbliebenen acht Israeliten fungierte.



Abb. 1: Das ehemalige Wohnhaus der Familie Speier, retrospektiv das „Ghettohaus“, von dem aus am 07.09.1942 die letzten in Angenrod verbliebenen Israeliten deportiert wurden. (Aufnahme aus dem Jahr 2012) Foto: Ingfried Stahl

Angenrods Nachkriegsbürgermeister W. Müller bestätigte diese Zusammenhänge in einem offiziellen Schreiben an den Landrat des Kreises Alsfeld vom 15.06.1951: „... Vertreibung der hier verbliebenen Juden aus ihren Anwesen und Zusammenpferbung von 4 Parteien (Familie Leopold Speier, Eheleute Sally und Minna Wertheim, Friederike Abt und

8 Eine ausführliche Zusammenstellung der Angenröder Shoah-Opfer im Hinblick auch auf ihre Persönlichkeiten findet sich in der gesonderten und dieser Dokumentation vorausgegangenen Publikation: Ingfried Stahl, *Opfer der NS-Ideologie – Angenrods letzte Israeliten, Die Israelitische Religionsgemeinde Angenrod (1736 – 1942), Selbstgestaltete erweiterte Dokumentation auf Basis des offiziellen Textbeitrags in den Mitteilungen des Oberbessischen Geschichtsvereins, Gießen, 95. Band, Gießen 2010, S. 183 – S. 263*, Selbstverlag (book on demand), Ingfried Stahl (Herausg.), Angenrod 2012; Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind erhältlich unter <http://dnb.de>.

*Bertha Oppenheimer, d. Verf.) in einem Hause (Wohnhaus Familie Leopold Speier, Leuseler Str. 3, d. Verf.) ...*⁹

Von der Familie Speier waren dies Vater Leopold Speier, Mutter Johanna Speier geb. Weisenbach, deren beide Kinder Alfred und Lieselotte, dazu noch die Eheleute Sally und Minna Wertheim geb. Löwenthal, die damalige Witwe Frieda Abt und die ledige und in Angenrod geborene Bertha Oppenheimer („Bules“).

Die Deportation der acht Verbliebenen aus Angenrod aus dem „Haus Speier“, der künftigen Gedenkstätte an der Bundesstraße, durch die Gestapo erfolgte am 7. September 1942 gegen 14 Uhr mit einem planenbedeckten Opel-Blitz. Stationen ihres Weitertransports waren zunächst Gießen, dann Darmstadt und Theresienstadt. Von hier aus erfolgten schließlich die Güterzug-Verschleppungen in die einzelnen SS-Vernichtungslager im Osten. Keiner der Deportierten sollte Angenrod je wiedersehen. Sie alle wurden Opfer der Shoah.



Abb. 2: Das Wohnhaus der Familie Speier (Leuseler Straße 3), künftige „Gedenkstätte Speier“, nach erfolgter Außenrestauration. (Aufnahme aus dem Jahr 2018), Foto: Ingfried Stabl

Während in den bisherigen Publikationen zu den vielen Angenröder Shoah-Opfern der persönliche Fokus der Biografien in erster Linie auf den in Angenrod beheimateten Männern lag, wird in dieser Mitteilung auch die bislang nicht recher-

9 Schreiben des Angenröder Nachkriegs-Bürgermeisters: HStAD, Best. H 13 Giessen, Nr. 510/1-2; HStAD, Best. H 13 Giessen, Nr. 734.

chierte Genealogie der deportierten Ehefrauen, die nach Angenrod einheirateten und hier wohnten, dokumentiert.

Vier der Deportierten und schließlich grausam Ermordeten waren Frauen: die drei Ehefrauen Frieda Abt geb. Bauer (Merlau), Minna Wertheim (Hösbach/Aschaffenburg), Johanna Speier geb. Weisenbach (Leihgestern) und die unverheiratete Angenröderin Bertha Oppenheimer. Über die Familienherkunft der weiblichen Shoah-Opfer war bislang nur relativ wenig bekannt. Gezielte Spurensuche, jetzt in den Zeiten zunehmender Digitalisierung und Archivierung Online vereinfachter möglich, beleuchtet nun auch die familiäre Herkunft der nach Angenrod Einheiratenden.

Friederike Frieda Abt geb. Bauer, ermordet 1944 in Auschwitz, wurde am 04.04.1874 um 4 Uhr morgens als Tochter des Israeliten und Merlauer Ortsbürgers Löb Bauer (geb. 17.10.1833) und dessen Ehefrau Friederike geb. Blumenfeld (1843 – 15.04.1874), Tochter des Meier Blumenfeld aus Kirchhain, geboren. Es war eine Zwillingengeburt. Ihr etwas früher geborener Bruder war Moses Bauer, der jedoch schon nach zehn Wochen verstarb. Das Zwillingspärchen war das vierte und fünfte Kind dieser Ehe.

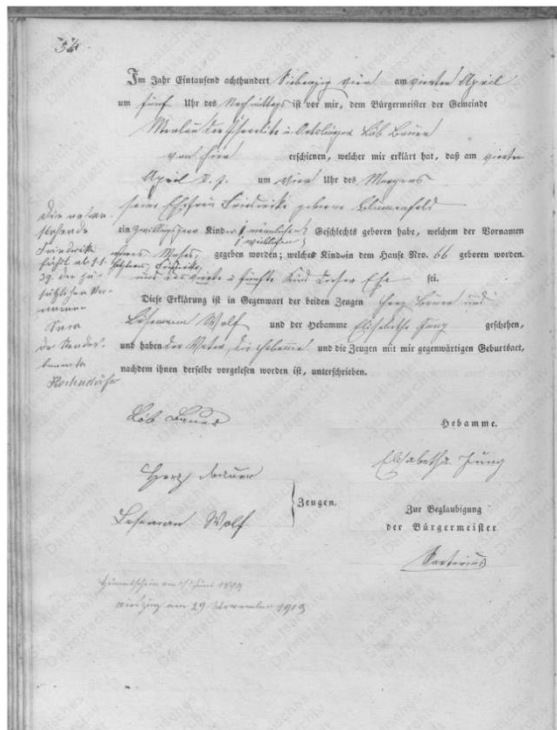


Abb. 3: Amtliche Geburtsanzeige von Friederike Bauer, später verheiratete Abt, beim damaligen Bürgermeister von Merlau, Sartorius. Quelle: HStAD, Best. C 12, Nr. 300/2, S. 50.

Zeugen der Geburtsmitteilung Löb Bauers am Nachmittag des 04.04.1874 bei Bürgermeister Sartorius waren Herz Speier und Bisemann Wolf sowie die Hebamme Elisabeth Jung.¹⁰

Geheiratet hatten Frieda Abts Eltern - der Vater - „Kaufmann Ortsbürger Israelit Löb Bauer“ - im Alter von 32 Jahren, die Mutter Friederike geb. Blumenfeld 25jährig -, am 17. Juli 1867. Die Eheschließung wurde damals von Rabbiner Dr. Levi aus Gießen in Gegenwart der beiden Zeugen Salomon Meier und Meier Rothenberger aus Gießen vorgenommen.

Der „Heirathsschein“ war noch am 17. Juli 1867 beim „Großherzoglichen Kreisrath zu Grünberg“ ausgestellt worden, und der Merlauer Bürgermeister Sartorius unterzeichnete diesen zur Beglaubigung, dass die Eheleute „zu Gießen kopulirt worden seien“.¹¹ Bei „Zeugen“ ist noch vermerkt: „nicht erschienen“.

Großvater Frieda Abts väterlicherseits war der Merlauer jüdischer Konfession Herz Bauer, in zweiter Ehe verheiratet mit Gütel Baum, Tochter des Moses Baum aus Merzhäusen (Kurfürstentum Hessen Kreis Ziegenhain). Die „Kopulation“ fand im Dezember 1832 in Romrod statt. Rabbiner war der Angenröder Bunfort.

In Angenrod verheiratet war Frieda Abt mit dem ortsansässigen Israeliten und Vorsänger der Synagoge Sally Abt (16.12.1886 – 21.10.1940).



*Abb. 4: Die Eheleute Sally und Friederike Abt um 1939/40.
Foto: Bildarchiv Ingfried Stabl*

Aus ihrer Ehe gingen die Söhne Julius (geb. 1904) und Herbert (geb. 1906) hervor, die in die USA emigrieren konnten.

¹⁰ HStAD C 12 300/2, S. 50.

¹¹ HStAD C 12 300/4.



Abb. 5: Friederike (Frieda) Abt geb. Bauer (Merlau), eine der vier Angenröder Shoab-Opfer-Frauen. Foto: Bildarchiv Ingfried Stabl

Noch eine weitere Überlieferung zu Frieda Abt aus der Zeit vor ihrer Deportation 1942 und nach dem frühen Versterben ihres Mannes Sally Abt in 1940 – er war keine 54 Jahre alt – wurde dem Verfasser jetzt zugetragen.

Gerda Schneider geb. Kraus (Homberg-Appenrod), Enkeltochter der Angenröderin Anna Ermel geb. Martin (1874 – 1962), die stets vorbildlich gute Be-

ziehungen zu den Angenröder Israeliten pflegte – sie wohnte zudem in der Judengasse direkt in Nähe der Familie Abt – weiß von ihrer Großmutter zu berichten, dass sie der Familie Abt regelmäßig am „Schabbes“ das Feuer „angemacht“ habe. Üblicherweise wurden alle Angenröder für die Kultus-Dienstleistungen an den orthodox gläubigen einheimischen Israeliten auch angemessen entlohnt.

Ab 01.01.1939 musste Frieda Abt den Zusatzvornamen „Sara“ im Pass eintragen lassen. Die stattliche, gutherzige und intelligente Gattin des bereits 1940 in Angenrod verstorbenen „Benschers“ Sally Abt – er war der letzte auf dem Sammelfriedhof Angenrods bestattete Angenröder Israelit – zählt zu den letzten acht in Angenrod und von hier deportierten Ortsbürgern jüdischen Glaubens. Einer sekundären Zeitzeugentradierung zufolge habe Frieda Abt bei ihrer Umquartierung aus der Judengasse ins Haus Speier einer Anordnung zufolge, die auch für die übrigen Angenröder Israeliten galt, lediglich Blechgeschirr mitnehmen dürfen. Da sie über dieses nicht verfügte, habe ihr eine Nachbarin solches zur Verfügung gestellt. Es war das Geschirr ihres eigenen Sohnes.



Abb. 6: Letztes israelitisches Grab auf dem Angenröder Sammelfriedhof, das von Frieda Bauers Ehemann Sally Abt, auch letzter Vorsänger der Israelitischen Gemeinde Angenrod.

Foto: Ingfried Stabl

In der Holocaust-Datenbank Yad Vashem (Jerusalem) hatte dann Frieda Abts in die U.S.A. nach St. James ausgewanderter Sohn Julius nach der Ermordung seiner Mutter Frieda Abt 1944 im Massenvernichtungslager Auschwitz-Birkenau 1982

zum Gedenken an sie als Shoah-Opfer ein offizielles „testimony“ mit ihrem Foto eingegeben.

2225405

YAD VASHEM **DAF-ED** **דף עדות**
Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority **A Page of Testimony** **דף עדות**
P.O.B. 3477
Jerusalem, Israel

<p>תפק זכרון השואה הנגברת - תשי"ג 1953 קובץ בסעיף מס' 2: המפקיר על ידיהם הוא לאומן אלו מבני העדה את זכרם של כל ומכיר את נפשם, נחלם ומרד באויב הנאצי ובקורביו, ולהציל שם וזכר להם, לקהילות, לארגונים ולשויות שתורמו בגלל העניינות לקט הייחודי. (סעי' תרתי"ג מס' 132, י"ד אלול תשי"ג 28.8.53)</p>	<p style="text-align: center;">THE MARTYRS' AND HEROES' REMEMBRANCE LAW, 5713-1953 determines in Article No. 2 that</p> <p>The task of YAD VASHEM is to gather into the homeland material regarding all those members of the Jewish people who laid down their lives, who fought and rebelled against the Nazi enemy and his collaborators, and to perpetuate their memory and that of the communities, organizations, and institutions which were destroyed because they were Jewish.</p>
<p>1. שם המשפחה * ABT</p>	
<p>2. השם הפרטי (שם לפני הנישואין) BAUER, FRIEDA</p>	
<p>3. תאריך הלידה April 4, 1874</p>	<p>4. מקום הלידה (עיר, ארץ) MERLAU GERMANY</p>
<p>5. שם האב LOEB BAUER</p>	<p>6. שם האם AUGUSTE BAUER</p>
<p>7. שם בן או בת הזוג (אם בת זוג נא להציף שם משפחה לפני הנישואין) SALLI</p>	
<p>8. מקום התגורים לפני המלחמה ANGENROB / HESSEN GERMANY</p>	
<p>9. מקומות התגורים במלחמה ANGENROB / HESSEN GERMANY</p>	
<p>10. נסיבות המוות (זמן, מקום, וכו') EVACUATION THRU SAUSSTAGT 27. Sept 44 Gestapo JARMSTADT</p>	
<p>I, the undersigned JULIUS ABT M.S.A. אני, החי"ם residing at (full address) 187 NORTHEAN BLVD, ST. JAMES NY 11780 הורגה ב (כתובת מלאה) relationship to deceased SOHN VON FRIEDA ABT קירבה (משפחתית או אחרת)</p>	
<p>hereby declare that this testimony is correct to the best of my knowledge. מצהירה/ה בזה כי עדות זו נכונה לפי מיטב ידיעותי.</p>	
<p>Signature Julius Abt חתימה</p>	
<p>Place and date ST. JAMES, Apr. 5, 1982 U.S.A. מקום ותאריך</p>	
<p>!! ונתתי להם בביתי ובחומותי יד ושם... אשר לא יכרות !! "...even unto them will I give in mine house and within my walls a place and a name...that shall not be cut off." ^{Leviticus, LVI 3}</p>	

* נא לרשום את שמם של כל נספה על דף נפרד.
* Please inscribe the name of each victim of the Holocaust on a separate form.

Abb. 7: Testimony (Zeugnis) von Frieda Abt in der Holocaust-Opfer-Datenbank Yad Vasbem (Jerusalem). Das Dokument hatte Frieda Abts in die U.S.A. (St. James) emigrierter Sohn Julius Abt in 1982 in Jerusalem eingegeben. Quelle: Zentrale Datenbank der Namen der Holocaustopfer (ver. b-110.3), Page of Testimony 2225405.

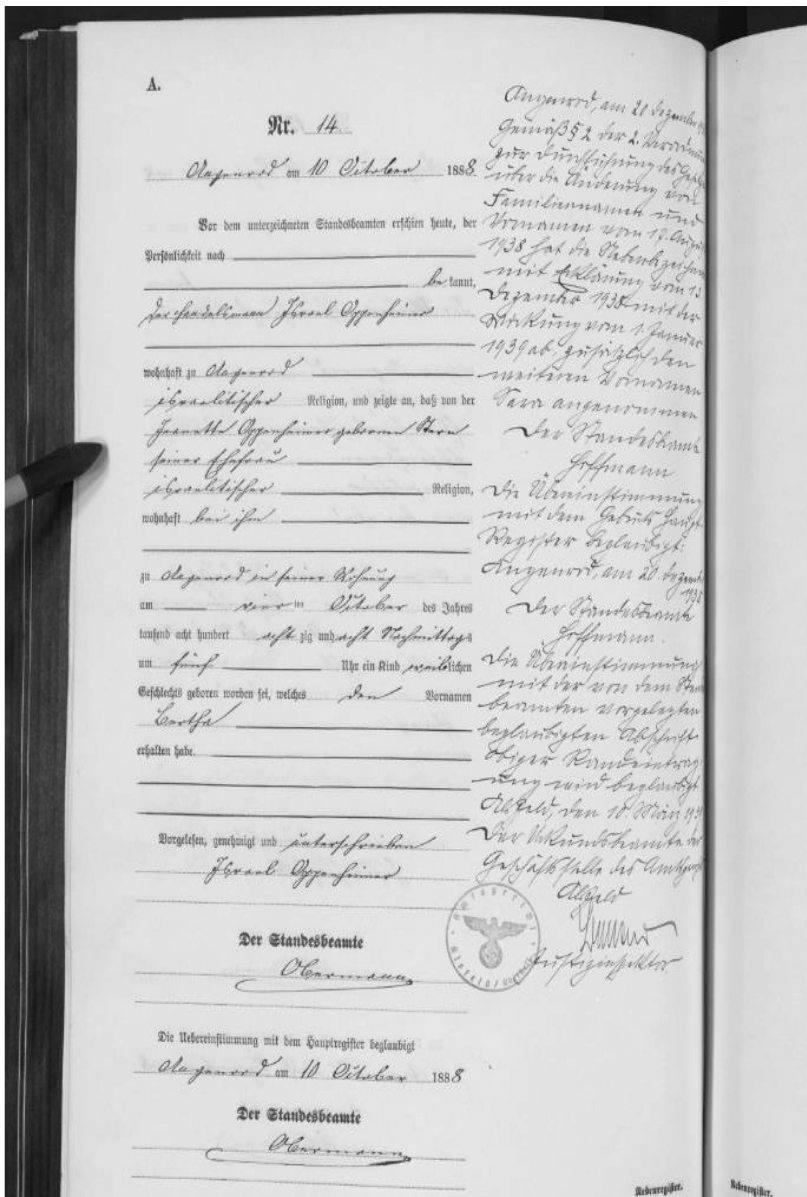


Abb. 8: Amtlicher Geburtseintrag von Bertha Oppenheimer im Angenröder Personenstandsverzeichnis. Quelle: HStAM, Best. 921, Nr. 67, S. 365.

Bertha Oppenheimer („Bules“) wurde am 04.10.1888, nachmittags um 17 Uhr, als Tochter von Israel Hirsch Oppenheimer (17.10.1839 – 05.09.1930)^{12 13} und Jeanette Oppenheimer geb. Stern (28.02.1859 – 06.07.1938, Daten auf dem Grabstein) in einem kleinen ursprünglichen jüdischen Häuschen – Mitte der nördlichen Häuserzeile – geboren.¹⁴ Sie war auch das einzige Kind aus dieser Ehe.



*Abb. 9: Grabstein von Mutter Jeanette Oppenheimer geb. Stern auf Angenrods
Gemeinschaftsfriedhof. Foto: Ingfried Stabl*

12 HStAD, Best. C 12 Nr. 279, S. 22.

13 Grabstein auf dem Angenröder Gemeinschaftsfriedhof.

14 HStAM, Best. 921, Nr. 67, S. 365.



*Abb. 10: Ein seltenes Dokument aus der Judengasse im Winter 1939/40: das Geburts- und Wohnhäuschen von Bertha Oppenheimer, als kleines Häuschen links hinter der Personengruppe (v. l. Ilse Daum, später verb. Greb, ihre Cousine Lina Daub geb. Daum und ihr älterer Bruder Ernst Daum) angedeutet zu sehen.
Foto: Bildarchiv Ingfried Stahl*

Bertha Oppenheimers Vater Israel Hirsch Oppenheimer, von älteren Angenröder Zeitzeugen als der „rote Isroal“ bezeichnet, kam am 17.10.1839 in Angenrod im Haus Nr. 57 als zweites Kind der Ehe seines Vaters Isaac Oppenheimer, Schutzjude Angenrods, und dessen Ehefrau Babette geb. Oppenheimer (1809 – 04.08.1888) zur Welt.

Isaac Oppenheimer war somit Großvater Bertha Oppenheimers, Babette Oppenheimer ihre Großmutter. Nach den genealogischen Dokumentationen Ursula Wippichs müsste Babettes Geburts-Nachname Oppenheimer von einer auswärtigen Oppenheimer-Linie herrühren, wohl von Samuel und als Tochter des Menachem Halohem Oppenheimer aus Buchenau.¹⁵

¹⁵ Ursula Wippich, *Memorbuch von Klein-Jerusalemern in Angenrod*, Romrod 1981/82, S. 74.



Abb. 12: Letzte Ruhestätte von Bertha Oppenheimers Vater Israel Hirsch Oppenheimer auf dem Angenröder Judenfriedhof. Foto: Ingfried Stabl

Von Babette Oppenheimer ist auch noch ein Grabstein auf dem Angenröder israelitischen Sammelfriedhof – mit weißer Porzellanplatte – erhalten. Unterhalb der hebräisch gehaltenen und damals üblichen Textzeilen auf Grabmalen ist für Babette in deutscher Sprache noch festgehalten: „Hier ruht in Gott – Die ehrbare und

wohlthätige Frau Babetta Oppenheimer – gestorben den 4. August 1888. – alt 79 Jahre – Du bist erlöst vom Erdenleiden, an höhrem Lohne dich zu weiden.“



Abb. 13: Grabstein von Bertha Oppenheimers Großmutter Babette Oppenheimer auf dem jüdischen Friedhof Angenrods. Foto: Ingfried Stabl

Zeugen der amtlichen Geburtserklärung von Bertha Oppenheimers Vater Israel Hirsch Oppenheimer (1839 – 1930) beim damaligen großherzoglichen Bürgermeister Johannes Bernhard II. waren die Israeliten Hesekeil Schaumberger und Gutkind Rothschild. Geburtshilfe leistete die Hebamme M. E. Kares.

Erstgeborener Sohn von Berthas Großeltern Isaac und Babette Oppenheimer war der am 12.01.1837 geborene Manaas Oppenheimer.¹⁶ Geboren war dieser im Haus Nr. 56. Zeugen bei dieser Geburtsanzeige waren Israel Lorsch und Mathes Lorsch, und auch die Hebamme Anna Katherina Gralin unterzeichnete die Geburtsanzeige beim ebenfalls großherzoglichen Bürgermeister Johannes Bernhard II., allerdings des Schreibens noch unkundig, mit drei Kreuzen!

Geheiratet hatten Berthas Großeltern am 20.03.1836 in Angenrod mit Erklärung vor Angenrods großherzoglichem Bürgermeister Johannes Bernhard. Bezeugt hatten die Erklärung Israel Lorsch und Mathes Lorsch, beide aus Angenrod.¹⁷

Am 12.05.1868 hatte Vater Israel Oppenheimer, 29 Jahre alt, in seiner belegbar ersten Ehe vor Angenrods Beigeordnetem Höhler mit seiner Frau Bertha Beretz, 24-jährige Tochter des Eleser Beretz zu Wernges, ihre Heirat angezeigt. Zeugen dieser Anzeige in Angenrod waren Kaufmann Wertheim und Saul Schaumberger. Die Eheleute erklärten, dass sie *„auf vorher vom Gr. Kreisrath zu Alsfeld ausgewirkten Heirathsschein am Zehnten diesen Monat laut Bescheinigung des Rabbiners, welche sie hiermit vorzeigen, zu Lauterbach kopulirt worden seien.“*¹⁸

Israel Oppenheimers erste Frau aber starb leider bereits im blühenden Alter von nur 31 Jahren am 02.11.1875.¹⁹ Der dann Vater seiner einzigen Tochter Bertha hatte danach noch eine zweite Ehefrau geheiratet, Jeanette Oppenheimer geb. Stern, die Bertha Oppenheimer zur Welt brachte. Vater Israel war im Geburtsjahr Berthas bereits 50 Jahre alt.

Von Beruf war er Händler beziehungsweise Viehhändler.²⁰ Er war das zweite Kind aus der Ehe seiner Eltern. Er starb am 05.09.1930 in Angenrod im gesegneten Alter von 90 Jahren. Die Todesnachricht von ihrem Mann zeigte damals seine zweite Ehefrau und Mutter des Shoah-Opfers Bertha Oppenheimer, Jeanette Oppenheimer geb. Stern beim Angenröder Bürgermeister Gustav Korell an.²¹

Die ledig gebliebene und ihre Eltern überlebende Bertha Oppenheimer ist jedoch, obgleich leider von ihr kein Foto überliefert ist, gut in Erinnerung geblieben. In Angenrod muss sie schon in die 1888 eingerichtete Dorf-Volksschule, wohl unter Lehrer Friedrich Mönnig, gegangen sein.

Den Tradierungen zufolge muss sie sich sehr um ihre Eltern gekümmert haben, aber auch in der Nachbarschaft in der Judengasse war sie recht beliebt. So soll sie auch des Öfteren als Kleinkinder-Betreuerin wie zum Beispiel durch Ausfahren mit Kinderwägen in Angenrod zu sehen gewesen sein.

16 HStAD, Best. C 12, Nr. 279/3, S. 59.

17 HStAD, Best. C 12, Nr. 279/8, S. 14.

18 HStAD, Best. C 12, Nr. 279/10, S. 23.

19 HStAD, Best. C 12, Nr. 279/14, S. 67.

20 HStAM, Best. 921, Nr. 67, S. 66.

21 HStAM, Best. 921, Nr. 71, S. 45.

In den Jahren der Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung im Deutschen Reich, als die ledige Angenröderin schon Ende der 40-er Jahre war, wird Bertha Oppenheimer übereinstimmend als große mitleiderregende Frau von zerbrechlich-hagerer Statur und mit Bubikopf-Frisur beschrieben.²²

1939 wurde ihr kleines und recht ursprüngliches Häuschen in der Judengasse „arisiert“, d. h. an einen Interessenten aus dem Ort zwangsverkauft. Verkauft wurden mit Kaufvertrag vom 21.06.1939 die beiden Häuschen (Häuser Nr. 56 und 56 a, später dann Haus Nr. 100). Der Kaufvertrag wurde mit der einzigen noch dort wohnenden und unverheirateten Tochter Bertha Oppenheimer („Bule's Berthachen“), dem späteren Shoah-Opfer, geschlossen. Versicherter lt. Brandkatastereintrag war noch ihr Vater Israel.²³

Im Brandkataster 1822 ersteingetragener und brandversicherter Ersteigentümer war ihr Großvater Isaak Oppenheimer (versichert ab 1842), gefolgt von dessen Sohn und Vater Bertha Oppenheimers, Israel Oppenheimer (versichert ab 1870). Der Nacherwerber im Zuge der Arisierung war ab 1940 brandversichert.

Bei den Stellungnahmen nach dem 2. Weltkrieg wurde im Widerspruch „in Sachen Treuhandverwaltung G. m. b. H. Wiesbaden“ vom Anwalt des Antragsgegners u. a. auch der Zustand des arisierten Gebäudes geschildert: „*Der niedrige Kaufpreis erklärt sich daraus, dass die Gebäude völlig verwahrlost und baufällig waren und im Mai 1942 abgebrochen werden mussten.*“

Wie eine Zeitzeugin jedoch überlieferte, konnte Bertha Oppenheimer – „das arme Berthachen“ – noch weiterhin in später einem kleinen Teil ihres Häuschens weiterleben.

Im Zuge der Rückerstattungsverfahren nach dem Krieg wurde auch zu dieser Häuschen-Transaktion, gefolgt mit einem Neubau in nördlicher Richtung, Stellung genommen.²⁴

Bertha Oppenheimer wurde am 07.09.1942 mit den sieben weiteren und letzten Angenröder Israeliten aus dem Ghettohaus Hauptstraße 113 (Haus Speier, jetzt Leuseler Straße 3) deportiert.²⁵

Wie Archivalien des HStAD belegen, hatte Bertha Oppenheimer noch am 8. August 1935 bei Angenrods Bürgermeister Karl Hoffmann einen Antrag auf Ausstellung eines Reisepasses gestellt, der auch von Hoffmann befürwortend als „Paßbericht“ amtlich weitergeleitet wurde.²⁶

In diesem überlieferten Antrag ist auch die „Personalbeschreibung“ Bertha Oppenheimers dokumentiert. Gestalt: „schlank“, Gesicht: „rund“, Farbe der Augen: „grau“, Farbe des Haares: „blond“ und besondere Kennzeichen: „keine“.

Im Fragebogen-Teil auf die Frage „Ist Auswanderung beabsichtigt und wohin?“ trug Hoffmann den Vermerk „ja nach Nord-Amerika Hardfort ...“ ein. Auf das nachfolgende Anschreiben des Kreisamts Alsfeld an die Gendarmerie-

22 HStAD, Best. G 15 Alsfeld, Nr. Q 266, Aufn. 191.

23 Stadtarchiv Alsfeld: Brandkataster Angenrod (ab 1867).

24 HStAD Best G 15 Alsfeld, Nr. T 93 und HHStAW, Abt. 519/A, Nr. Gi 25261.

25 Angenröder Zeitzeugen; Zur Deportation aus Oberhessen: Monica Kingreen, *Die gewaltsame Verschleppung aus Oberhessen im September 1942*, in MOHG NF 85 (2000), S. 5 – 95.

26 HStAD, Best. G 15 Alsfeld, Nr. Q 173, Aufn. 1321 u. 1322.

station Angenrod betreffend das „Gesuch der Bertha Oppenheimer in Angenrod um Ausstellung eines Reisepasses zwecks Ausreise nach Nord-Amerika“ erfolgte mit Datum vom 15. August 1935 die in Sütterlin geschriebene Antwort von Angenrods Gendarmerie Hauptmeister Emil Piechot: „ergebenst zurückgereicht, mit dem Anfügen, daß gegen die Ausstellung eines Reisepasses keine Bedenken bestehen dürften. Die Antragstellerin will ja dauernd in Nord-Amerika bleiben.“

Für diesen Reisepass muss den Archivalien zufolge auch ein Lichtbild der Antragstellerin aufgenommen worden sein. Ein solches ist jedoch leider bei den überlieferten Akten nicht mehr vorhanden, auch nicht als Mikrofiche-Aufnahme. Von ihr wurde auch noch zwei weitere Male, so die HStAD-Belege, je ein Passfoto aufgenommen: einmal am 16. April 1925 bei der Passanfertigung für eine Reise nach Frankfurt, überliefert im Register über ausgestellte Personalausweise 1920 – 1925 des Kreisamts Alsfeld,²⁷ zum anderen dann das letzte Mal wohl im Frühjahr 1939 im Rahmen der NS-gesetzlichen Zwangsanfertigung von Kennkarten für jüdische Deutsche.²⁸

Mit den Fotoaufnahmen beauftragt war damals der etablierte Alsfelder Fotograf Martin Kimm (Firma Photo Kimm). Dem Kennkartenzwang zugrunde lag die Durchführung der Verordnung über Kennkarten vom 22.07.1938 (RGBl. I, S. 913). Auf der überlieferten amtlichen Liste findet sich der Name Bertha Oppenheimer als Ord. Nr. 58 gemeinsam mit den Namen weiterer damals mit Kennkarten erfassten Angenröder Israeliten, die 1938 noch in Angenrod wohnten: Karl-Heinz „Isr.“ Wertheim, „Lieselotte“ [sic] „Sara“ Speier, Leopold „Israel“ Speier, Moritz „Israel“ Schaumberger, Rickchen „Sara“ Schaumberger, Alfred „Israel“ Speier, Johanna „Sara“ Speier, Sally Wertheim und Sally Abt. Bis auf die beiden letztgenannten Angenröder Juden finden sich bei allen weiteren Namen die von den Nazis demütigend und stigmatisierend vorgeschriebenen Zusatzvornamen „Sara“ beziehungsweise „Israel“.

Bertha Oppenheimer ist somit das einzige der acht Angenröder Shoah-Opfer, von dem kein Foto der Nachwelt überliefert ist. Weshalb sie dann letztlich doch nicht in die Staaten ausreiste, ist nicht bekannt. Wegen ihrer besonders ärmlichen Verhältnisse – ihr Vater Israel war bereits verstorben – dürfte es wohl an mangelnden finanziellen Mitteln gelegen haben, dass sich „Bule’s Berthache“ nicht hat in Sicherheit bringen können.

Bertha Oppenheimer war unverheiratet. Mit damals knapp 54 Jahren war sie Zweitälteste der letzten acht aus Angenrod deportierten Israeliten. Sie wurde am 30.09.1942 von Darmstadt aus – wie auch Sally und Minna Wertheim und gemeinsam mit ihnen – nach Polen („Wohnsitzverlegung nach dem Gen. Gouvernement“) verschleppt.²⁹ Dann verliert sich ihre Spur. Bertha Oppenheimer gilt als verschollen.³⁰

27 HStAD, Best. G 15 Alsfeld, Nr. Q 267, Aufn. 511, lfd. Nr. der Eintragung: 161.

28 HStAD, Best. G 15 Alsfeld, Nr. Q 266, Aufn. 191.

29 ITS-Archiv: Transportliste Gestapo Darmstadt, Ordner Nr. 27b, S. 105.

30 http://www.yadvashem.org/wps/portal/IY_HON_Welcome.



Abb. 14: Shoab-Opfer Johanna Speier geb. Weisenbach, eine Aufnahme, die von Sohn Ludwig Speier auch der Datenbank Yad Vashem bei seinem testimony zum Gedenken zur Verfügung gestellt wurde. Bilddokument: Datenbank Yad Vashem, Jerusalem, Copyright.

Johanna Speier geb. Weisenbach (geb. 10.03.1898 in Leihgestern) war achtens der insgesamt zehn Kinder der Eheleute Sander Alexander Weisenbach (Handelsmann in Leihgestern, 12.10.1855 – 30.09.1942, Theresienstadt, Ghetto) und Regina geb. Stern (29.07.1862 – 25.02.1916), gebürtige Schottenerin.³¹

Als späteres Dienstmädchen der Familie Isaak und Betty Speier geb. Bachrach in Angenrod (künftige Gedenkstätte Speier) schloss Johanna am 11.02.1922 in Angenrod (Standesbeamter: Bgm. Schlitt) mit Leopold Speier (geb. 04.01.1875) die Ehe. Ihr Ehemann war drittältestes von sechs Kindern – fünf Söhne (Hermann, Wolf (Adolf), Sally, Willi und eine Tochter (Mathilde) – seiner Eltern.

Unter den insgesamt sechs Kindern aus Johannas Ehe mit Leopold Speier waren zwei Zwillingsspärchen, von denen jeweils ein kleines Kind (Waldemar Benedikt als Zwilling Bruder von Alfred und Rudolf als erstgeborener Zwilling Bruder von Liselotte) schon nach wenigen Tagen verstarb. Lediglich dem zweitältesten Kind Ludwig Speier, geb. 13.05.1924 in Angenrod, gelang über die Schweiz und eine temporäre Beschäftigung in Basel als Bäckergehilfe die Emigration in die Vereinigten Staaten.³²

31 Hanno Müller: Juden in Leihgestern, Ernst-Ludwig Chambré Stiftung in Lich (Herausg.), Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt an der Aisch, 2017, S. 37-39.

32 Ingfried Stahl: Die Israelitische Religionsgemeinde Angenrod, MGMVA, Jg. 106, Heft 1; <http://d-nb.info/985018356>. (abgerufen am 17.09.2019).; MOHG, 95. Bd., Gießen 2010, S. 236-238.



Abb. 15: Johanna Speier beim Spazierenfahren ihres Kleinkindes in Angenrod (um 1929). Dabei könnte es sich um den kleinen im Oktober 1927 geborenen Alfred Speier handeln. (Foto, gezoomt): Bildarchiv Ingrid Stabl

Der Unverheiratete verstarb am 14.01.2007 in New York.³³ Ludwig Speier war einziger Überlebender der Angenröder Familie Speier. Nicht nur seine Eltern, sondern auch alle drei seiner noch lebenden Geschwister (Willi, Alfred und Liselotte) wurden Opfer des Holocaust. Ermordet wurden sie alle in Auschwitz. Ihre Deportationen aus dem Camp Theresienstadt in das Massen-Vernichtungslager im Süden Polens erfolgten im September beziehungsweise Oktober 1944.

Ludwig Speier stiftete für alle Opfer der eigenen Familie Speier in Angenrod jeweils ein Gedenkblatt bei Yad Vashem (Jerusalem). Von ihm sind auch die dort dokumentierten Fotos seiner Eltern und Geschwister als Dokumente für die Nachwelt überliefert worden.

Johanna Speier geb. Weisenbach hatte noch eine ältere und zwei jüngere Schwestern in Leihgestern (Karolina, geb. 25.10.1894, ab 15.12.1938 mit dem Vornamen-Zusatz „Sara“), Selma, geb. 07.05.1900, ab 13.12.1939 musste sie den Zwangsnamen „Sara“ annehmen und Hedwig, geb. 03.10.1902, deportiert am 22.10.1942 vom Ghetto Theresienstadt ins Vernichtungslager Treblinka, ermordet).

Johanna Speiers sechs Brüder waren alle früher geboren als deren Schwestern: Moritz Weisenbach (30.07.1883 – 11.10.1918); Jakob Isidor Weisenbach, (17.03.1885 – 11.09.1914); Siegmund Weisenbach (22.09.1887 – 13.11.1887); Julius Weisenbach (geb. 10.11.1888); Louis Weisenbach (geb. 17.10.1891) und Sali Weisenbach (23.06.1893 – 20.09.1893).

³³ Mitteilung der Hoerner Bank, Heilbronn.

2220233

DAF-ED

דף עדות

יד ושם

A Page of Testimony

P.O.B. 3477
Jerusalem, Israel

<p>THE MARTYRS' AND HEROES' REMEMBRANCE LAW, 5713-1953 determines in article No. 2 that —</p> <p>The task of YAD VASHEM is to gather into the homeland material regarding all those members of the Jewish people who laid down their lives, who fought and rebelled against the Nazi enemy and his collaborators, and to perpetuate their memory and that of the communities, organizations, and institutions which were destroyed because they were Jewish.</p>	1. Family Name <u>SPEIER</u>	
	2. First Name <u>JOHANNA</u>	
	3. Maiden Name <u>WEISENBACH</u>	
	4. Date of birth or approximate age <u>10.3.1878</u>	
	5. Place of birth (town, country) <u>LEIHGESTERN / Hessen (Germany)</u>	
	6. Name of mother of the deceased	7. Name of father of the deceased
	8. Name of wife or husband	9. Profession
	10. Place of residence before the war <u>ANGENROD / Alsfeld (Hessen) Germany</u>	
	11. Place of residence during the war <u>THERESIENSTADT</u>	
	12. Circumstances of death (place, date, etc.) <u>Auschwitz</u>	
	<p>I, the undersigned <u>Ludwig Speier</u> residing at (full address) <u>524 Beach - 130 Str., Belle-Harbor, N. Y. 11694 U.S.A.</u> relationship to deceased <u>MOTHER</u></p> <p>hereby declare that this testimony is correct to the best of my knowledge.</p> <p>Signature <u>Ludwig Speier</u> Place and date of registration <u>4/6/00 Jerusalem</u></p>	

וַנִּתֵּן לָהֶם בְּבֵיתִי וּבְחֻמּוֹתַי יָד וְשֵׁם... אֲשֶׁר לֹא יִכָּרֵת׃
...even unto them will I give in mine house and within my walls a place and a name...that shall not be cut off." (Yerushalmi, Evi. 3)

SECTIONS 1 TO 12 REFER TO THE DECEASED ONLY

PLEASE FILL IN ALL THE INFORMATION IN BLOCK LETTERS.
EACH VICTIM OF THE HOLOCAUST MUST BE INSCRIBED ON A SEPARATE FORM

100097

Abb. 16: Gedenkblatt in der Holocaust-Datenbank Yad Vashem für Shoah-Opfer Johann Speier geb. Weisenbach. Quelle: Gedenkblatt Yad Vashem Nr. 2220233.

Vater Alexander Weisenbach, der am 19.04.1882 mit Regina Stern aus Schotten den Bund der Ehe schloss, war Handelsmann von Beruf und war auch 1896 bei der Heirat von Jakob Levi Lilienfeld Trauzeuge. In seinem Geburts- und Heimatort Leihgestern engagierte er sich insbesondere auf religiösem Sektor. So war er

von 1891 bis 1903 erster Vorsteher der Israelitischen Gemeinde Leihgestern und wurde offenbar 1906 erneut in den Vorstand berufen.

Sander/Alexander Weisenbach wurde am 19.04.1882 im Beisein von Levi Weisenbach (62) und Fruchthändler Adolph Bär (24) mit Regina Stern vermählt. Am 30.09.1942 soll Johanna Speiers Vater deportiert worden sein.³⁴

Auf der Suche nach weiteren Spuren von Sander/Alexander Weisenbach wurde Autor Hanno Müller in den Adressbüchern 1905 – 1941 ebenfalls fündig. So wird er 1905 – 1913 als „Weißenbach, Sander, Vieh-, Spezereiwaren und Landesprodukt-handlung, Judengasse 24, E“ genannt. 1927 – 1937 findet sich der Eintrag „Weißenbach, Sander, Viehhändler, Schillerstraße 24“ und 1939 – 1941 entsprechend „Weißenbach, Sander „Israel“, Schillerstraße 24“. Der Zusatzname „Israel“ war den Nazi-Rassegesetzen von 1935 geschuldet.

In der 2017 erschienenen Monografie Hanno Müllers („Die Juden in Leihgestern“) wird auch der Grundbesitz der Familie um Sander/Alexander Weisenbach nach 1933 dokumentiert. Dabei wird Alexander Weisenbach in der Aufstellung der Bürgermeisterei Leihgestern am 23.01.1948 und somit nach der Nazi-Ära und dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr als Leihgesterner Grundbesitzer aufgeführt.³⁵ Weisenbachs Hofreite Schillerstraße 24 gehörte 1933 seinem damals 44-jährigen Sohn Julius Weisenbach.

Der Autor Müller dokumentiert dann auch archivisch die verschiedenen Grundstückstransaktionen der Familie Weisenbach en détail und zitiert aus dem Schreiben der Kreisbauernschaft Oberhessen West in Friedberg vom 06.03.1939, dass die Grundstücke „für schon jetzt zur Auszahlung gelangende Unterstützung an die betreffenden Juden für die Gemeinde Leihgestern sichergestellt bzw. Beantragung der Sicherstellung in die Wege geleitet“³⁶ worden seien. „Außerdem gehörte Alexander Weisenbach die Hofreite Schillerstraße 24, Flur 1 Nr.188.“³⁷

„Mit Schreiben vom 17.10.1942 bekundete die Gemeinde Leihgestern die Absicht, das Haus Schillerstraße 24 sowie den angrenzenden Grab- und Grasgarten Flur I Nr. 221 für zusammen 3.000 RM zu erwerben. Die übrigen in der Aufstellung des Finanzamtes angeführten Grundstücke waren verpachtet.

Auch über die schrecklichen Vorgänge bei der Deportation der Leihgesterner Israeliten, darunter auch Alexander Weisenbach, berichtet Hanno Müller unter Wiedergabe von Erinnerungen einer Zeitzeugin: „Nach den Erinnerungen von Katharina Brückel, die schräg gegenüber dem Haus der Weisenbachs in der damaligen Schillerstraße [heute Kirchstraße] wohnte, waren Rektor [Ludwig] Lotz (1927 wohnhaft in Kirchstraße 8, [Adressbuch 1927] und die Schulkinder Zuschauer, als uniformierte Männer den bereits 87 Jahre alten und gebrechlichen Alexander Weisenbach vor sich her stießen, damit er zu Fuß bis zur Sammelstelle an der

34 Hanno Müller: Juden in Leihgestern, Ernst-Ludwig Chambré Stiftung in Lich (Herausg.), Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt an der Aisch, 2017, S. 37.

35 Kreisarchiv Gießen, Best. 2, Nr.518 (Grundbesitz der Juden, Jüdische Personen, Familien).

36 Stadtarchiv Linden Ortsarchiv Leihgestern, Best. XIII/2/11 (Jüdisches Vermögen in Leihgestern).

37 Stadtarchiv Linden Ortsarchiv Leihgestern, Best. XIII/2/12 (Jüdisches Vermögen, hier: Rückerstattung – Wiedergutmachung 1947 – 1965).

Schule lief. Vor der Deportation, die den Betroffenen zuvor schriftlich angekündigt worden war, war Ida Weisenbach [Schwiegertochter]³⁸ zu ihr gekommen, um ihr silberne Löffel und ein Tischtuch als Erinnerung und Dank für die Hilfe zu geben. Katharina Brückel und ihre Familie hatten die Weisenbachs mit Milch und Kohlen unterstützt.³⁹

Von den Leihgesterner Familienangehörigen Johanna Speiers geb. Weisenbach, selbst mit ihrer dortigen Familie Holocaust-Opfer Angenrods, wurden lt. Gedenkbuch Online⁴⁰ vier Opfer der Shoah:

Vater Sander Alexander Weisenbach, geb. 12. 10.1855 in Leihgestern, Deportation ab Darmstadt am 27.09.1942 ins Ghetto Theresienstadt, wo er am 30.09.1942 als bereits fast 87-jähriger Greis verstarb.⁴¹

Bruder Julius Weisenbach, geb. 10.11.1888 in Leihgestern und dort wohnhaft, Deportation ab Darmstadt am 30.09.1941 nach vermutlich Treblinka, wo er wohl ermordet wurde. Sein Todesdatum ist nicht überliefert.⁴²

Schwester Hedwig Weisenbach, geb. 03.11.1902 in Leihgestern und dort auch wohnhaft. Ab Darmstadt wurde Hedwig Weisenbach am 27.09.1942 zunächst ins Ghetto Theresienstadt deportiert, knapp einen Monat später, am 22.10.1942 dann ins Vernichtungslager Treblinka. Auch von Johanna Weisenbachs jüngster Schwester Hedwig ist das Datum ihrer dortigen Ermordung nicht dokumentiert. Ihr Name findet sich auf der Gedenktafel der Holocaust-Opfer des Ortes.

Auch Johanna Speiers Schwägerin Ida Weisenbach geb. Rollhaus, geb. am 29.01.1887 in Geiß/Nidda und seit ihrer Eheschließung mit Johannes Bruder Julius auch in Leihgestern wohnhaft, fiel der Nazi-Vernichtungsmaschinerie, wie auch ihr Mann Julius, zum Opfer. Gemeinsam mit ihrem Mann wurden die beiden am 30. September 1942 ab Bahnhof Darmstadt direkt in das SS-Vernichtungslager, vermutlich Treblinka, deportiert. Wie auch bei ihrem Mann ist für Ida Weisenbach kein Todesdatum überliefert.⁴³

Ida Weisenbach geb. Rollhaus war Tochter des Handelsmanns Meier Rollhaus und von Hanchen geb. Reiß in Geiß-Nidda. Auch Ida Weisenbachs Name ist auf der Gedenktafel der Leihgesterner Holocaust-Opfer verzeichnet. Von Ida Weisenbachs Sohn Arie Levanon wurde zudem für die Holocaust-Gedenkstätte ein Gedenkblatt, hebräisch unterschrieben, gestiftet.⁴⁴

Das schreckliche Schicksal ihrer Familienangehörigen im Holocaust und unter dem Terrorregime der Nazis erlebte allerdings Johanna Speiers Mutter Regina geb. Stern nicht mehr. Sie starb bereits 1916 in Leihgestern im Alter von erst 53 Jahren. Ihr Grabstein auf dem dortigen Friedhof ist noch erhalten.

38 Auch Ida Weisenbach wurde Opfer der Shoah.

39 Krieb, 2005, S.114.

40 <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html.de?result#frmResults> (abgerufen am 17.09.2019).

41 <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de989097> (abgerufen am 17.09.2019).

42 <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de989096> (abgerufen am 17.09.2019).

43 <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de989094> (abgerufen am 17.09.2019).

44 https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=de&_lastName=weisenbach&_firstName=&_place=Leihgestern&_dateOfBirth= (abgerufen am 17.09.2019).



Abb. 17: Grabstein von Johanna Speiers Mutter Regine Weisenbach geb. Stern auf dem israelitischen Friedhof von Leihgestern. Bildokument: Hanno Müller, „Juden in Leihgestern“, 2017, S. 56, Abb. 8.



*Abb. 18: Minna Wertheim geb. Löwenthal in noch jüngeren Jahren.
Foto: M. W. Stein*

Minna Wertheim geb. Löwenthal (04.09.1892 – am 30.09.1942 ins Generalgouvernement deportiert, vermutlich nach Treblinka,⁴⁵ später für tot erklärt⁴⁶) wurde in Hösbach (Aschaffenburg, Unterfranken), Viehgasse 2 geboren. Sie war Tochter von Josef Löwenthal (27.06.1865 – 19.07.1920) aus Hösbach, von Beruf Viehhändler, und von Sophie Löwenthal geb. Flörshiem aus Meerholz, 30 km von Gelnhausen entfernt.^{47 48 49 50}

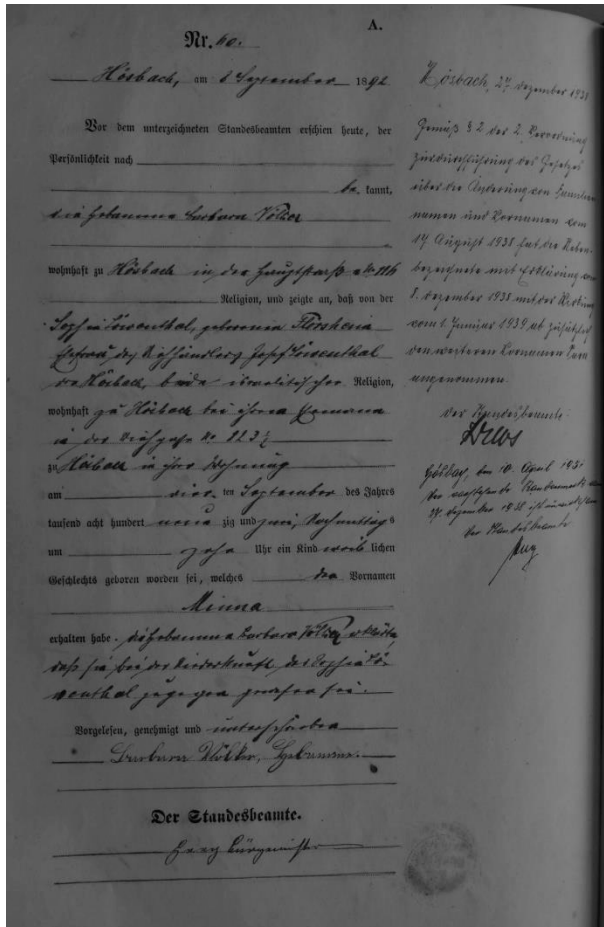


Abb. 19: Geburtsanzeige von Minna Löwenthal.
Quelle: Standesamt Hösbach Geburtsregister 1892 / 060.

- 45 ITS-Archiv: Gestapo Darmstadt, Ordner 27b, S. 105.
 46 <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de990680> (abgerufen am 17.09.2019).
 47 <http://www.juedisches-unterfranken.de, ldNr. 44061> (abgerufen am 17.09.2019).
 48 <http://www.juedisches-unterfranken.de, ldNr. 6085> (abgerufen am 17.09.2019).
 49 Gemeinde-Archiv Hösbach - aus der Ortschronik Hösbach von 1983 - Hans Fleckenstein: Jüdische Mitbürger, S. 193- 197.
 50 Standesamt Hösbach, Sterberegister 1920/026.

Aus der Ehe von Minnas Eltern gingen fünf Kinder hervor: Minna, Heinrich, Arthur, Amanda und Selma. Als Viehhandelsmann kaufte Vater Josef Löwenthal im Spessart und in der Untermainregion, zudem auch auf den Märkten in Frankfurt und Würzburg Vieh, das er dann zur Bestreitung des Lebensunterhaltes seiner Familie auch wiederverkaufte. Tradiert wird, dass sowohl seine persönliche Anreise dorthin als auch der Transport des Viehs von und hin zu den Märkten mit der Bahn erfolgte.

Außerdem auch noch Mehlhändler war er in seinem Umfeld als „MehlJosef“ bekannt. Beiläufig betrieb er zusätzlich eine kleinbäuerliche Landwirtschaft. Josefs jüngere und unverheiratete Schwester Emma Löwenthal wohnte ebenfalls in der Familie, sie half in Haus und Hof nach besten Kräften mit. Minnas Vater Josef Löwenthal blieb es nicht erspart tief bedrückt mitzuerleben, dass seine beiden Söhne, zunächst Heinrich, später Arthur, in den ersten Weltkrieg einberufen wurden. Arthur, Minnas Bruder, kam dabei ums Leben.

Vater Josef Löwenthal starb zwei Jahre nach Ende des Ersten Weltkriegs allzu früh im Alter von nur 35 Jahren und wurde auf dem israelitischen Friedhof in Schweinheim bestattet. In der Zeitschrift „Der Israelit“ wird über Josef Löwenthals plötzlichen Tod am 01.08.1920 wie folgt berichtet:⁵¹

Goldbach-Sösbach, 1. Aug. Einen unersehblichen Verlust erlitt unsere Gemeinde durch das plötzliche Hinscheiden des Herrn Joseph Löwenthal. Ueberall, wo es galt eine jüdische Pflicht zu erfüllen, wirkte er in erster Linie beispielgebend. Die zahlreiche Beteiligung an der Beerdigung zeigte, welche große Beliebtheit der Verbliebene in allen Kreisen der näheren und weiteren Umgebung genoz. An der Bahre schilderte Herr Lehrer Erlebacher u. a. auch seine großen Verdienste, die er sich in kurzer Zeit als Vorstand der Chewra und Kultusvorsteher erwarb, indem er energisch für die Erhaltung und Förderung der Gemeindeeinrichtungen eintrat. Sein Gottvertrauen hielt ihn auch aufrecht, als er einen hoffnungsvollen Sohn im Kriege verlor. Möge Gott die Trauernden trösten und unsere in den letzten Jahren so schwer heimgesuchte Gemeinde vor weiteren herben Verlusten bewahren. תוצב"ה

Abb. 20: Todesmeldung von Minna Wertbeims Vater Joseph Löwenthal in der Zeitschrift „Der Israelit“. Quelle: http://www.alemannia-judaica.de/goldbach_ab_synagoge.htm (abgerufen am 25.09.2019).

51 <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20105/Goldbach%20Israelit%2012081920.jpg> (abgerufen am 17.09.2019).

„Goldbach-Hösbach, 1. Aug. Einen unersetzlichen Verlust erlitt unsere Gemeinde durch das plötzliche Hinscheiden des Herrn Joseph Löwenthal. Ueberall wo es galt eine jüdische Pflicht zu erfüllen, wirkte er in erster Linie beispielgebend. Die zahlreiche Beteiligung an der Beerdigung zeigte, welche große Beliebtheit der Verblichene in allen Kreisen der näheren und weiteren Umgebung genoß. An der Bahre schilderte Herr Lehrer Erlebacher u. a. auch seine großen Verdienste, die er sich nach kurzer Zeit als Vorstand der Chewra und Kultusvorsteher erwarb, indem er energisch für die Erhaltung und Förderung der Gemeindeeinrichtungen eintrat. Sein Gottvertrauen hielt ihn auch aufrecht, als er einen hoffnungsvollen Sohn im Kriege verlor. Möge Gott die Trauernden trösten und unsere in den letzten Jahren so schwer heimgesuchte Gemeinde vor weiteren herben Verlusten bewahren.“

Auch Minna Löwenthals Großvater Herz Levy Löwenthal (20.03.1832 – 17.05.1891)⁵² war gebürtiger Hösbacher und von Beruf Metzger, Großmutter väterlicherseits war Sophie Löwenthal geb. Grünebaum (23.06.1837 – 08.05.1902). Sie war in Wenkheim (Main-Tauber-Kreis) geboren. Geheiratet haben ihre Großeltern am 07.09.1864 in Hösbach.⁵³ Bestattet wurden Minnas Großeltern auf dem jüdischen Friedhof Schweinheim bei Aschaffenburg, Großvater Josef in Grab Nr. 023,⁵⁴ Großmutter Sophie in Grab Nr. 090.⁵⁵

Gut erhalten ist auch noch die hebräische Inschrift auf Herz Löwenthals Grabstein: „Hier ist begraben ein aufrechter Mann auf seinem Weg Herz Löwenthal aus Hösbach. Er starb und wurde begraben in gutem Namen Iyar 651 n. d. kl. Z. und seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens Rückseite (deutsch): Hier ruht in Frieden Herz Löwenthal geb. zu Hösbach 28. Mai 1832 gest. 18. Mai 1891 Friede seiner Asche!“

Vermutlich, wie bei den Land-Israeliten durchaus Gepflogenheit, lernte Minna Löwenthal durch Heiratsanbahnung den stattlichen Angenröder Sally Wertheim (geb. 30.01.1888) kennen. Ihre Heiratsabsicht hatte das junge Paar bereits am 10.06.1919 durch Veröffentlichung ihrer Verlobungsanzeige in der OZ bekundet. Geheiratet haben Sally und Minna dann am 18.11.1919 in deren Heimatort Hösbach.⁵⁶ Trauzeugen bei ihrer Vermählung mit dem späteren Angenröder Parnas Sally Wertheim („Herze“) waren Minnas Vater Josef Löwenthal und Hösbachs Hauptlehrer Karl Grünewald.

52 <http://www.juedisches-unterfranken.de>, IdNr. 6085 (abgerufen am 17.09.2019).

53 Staatsarchiv Würzburg, Trauungsregister der Israeliten, Hoesbach (1826-1872) Hoesbach1858/ Nr.1872

54 <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de/juf/quellen/1008/023.pdf> (abgerufen am 17.09.2019).

55 <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de/juf/quellen/1008/090.pdf> (abgerufen am 17.09.2019).

56 Staatsarchiv Würzburg, Best. Jüd. Standesregister, Nr. 46.

B.

Nr. 57

Hösbach, am 27. August 1919
Neunhundert neunundneunzigsten

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschienen heute zum Zwecke der Eheschließung:

1. der Gemeindevorstand Sully Wertheim

der Persönlichkeit nach _____

_____ zu Samt,
evangelischer Religion, geboren am 17. April 1871
des Jahres tausend acht hundert
achtundsechzig zu Angerod, Kreis
Alsfeld, wohnhaft in Angerod

Sohn des Gemeindevorstands Sully Wertheim
aus dessen Ehefrau Sully Wertheim
geborenen Levi

_____ bairn, wohnhaft
in Angerod

2. die Minna Löwenthal, vfrw Karst

der Persönlichkeit nach _____

_____ zu Samt,
evangelischer Religion, geboren am 11. März
des Jahres tausend acht hundert
neunundzwanzig zu Hösbach
wohnt in Hösbach

Tochter des Pfarrers Carl Löwenthal
aus dessen Ehefrau Sophie geborenen
Florschütz

_____ bairn, wohnhaft
in Hösbach

Hösbach, am 27. August 1919

Gemäß § 2 des 2. Gesetzes über die
Eheschließung, des Gesetzes über die
Anordnung von Familiennamen
Bekanntmachung vom 27. August 1919
des Reichsanzeigers mit
Kürzung vom 1. September 1919
mit der Bestimmung vom 1. Januar
1938, ab zu befolgen, den
Bekanntmachung vom 1. Januar
1938

Der Standesbeamte

W. W.
Hösbach, am 27. August 1919
Der stellvertret. Standesbeamte
27. August 1919
Der Standesbeamte:

W. W.

Abb. 21: Heiratsurkunde von Sally Wertheim und Minna Wertheim geb. Löwenthal.
Quelle: Standesamt Hösbach Heiratsregister 1919 / 057.

Als Zeugen waren zugezogen und erschienen:

3. Der Wirtshausbesitzer Josef Löwenthal

der Persönlichkeit nach _____ ba tannt.

54 Jahre alt, wohnhaft in Hösbach

4. Der Haarhofsbesitzer Karl Grünwald

der Persönlichkeit nach _____ ba tannt.

40 Jahre alt, wohnhaft in Hösbach

Der Standesbeamte richtete an die Verlobten einzeln und nach einander die Frage:
ob sie die Ehe mit einander eingehen wollen.
Die Verlobten bejahten diese Frage und der Standesbeamte sprach hierauf aus,
daß sie kraft des Bürgerlichen Gesetzbuchs nunmehr rechtmäßig verbundene Eheleute seien.

Vorgelesen, genehmigt und unterscrieben.

Sally Wertheim
Minna Wertheim geborene Löwenthal
Josef Löwenthal
Karl Grünwald

Der Standesbeamte.
Prupp

Abb. 22: Zeugen bei der standesamtlichen Vermählung von Sally Wertheim und Minna Wertheim geb. Löwenthal.
Quelle: Standesamt Hösbach Heiratsregister 1919/057.



*Abb. 23: Minna Wertheim Ende der 1930er Jahre.
Foto (ausg.): Bildarchiv Ingfried Stabl.*

Aus der als glücklich beschriebenen Ehe von Sally Wertheim und seiner Gattin Minna in Angenrod gingen die drei Kinder Walter, Margot und Karlheinz hervor. Alle Kinder konnten sich noch rechtzeitig im Mai 1938 per Schiff in die USA retten und dort familiär nach dem Krieg Fuß fassen: Margot Wertheim (1921 – 1997) als später mit Bert Mayer verheiratete Margot Mayer, Walter Wertheim, in New York verheiratet mit der Nicht-Jüdin Rose Fanto und ab den 1980ern mit Wohnsitz in Florida, sowie Karlheinz Wertheim in New York.⁵⁷ Das jüngste Kind der Eheleute Sally und Minna Wertheim nannte sich in den Vereinigten Staaten Charles Henry Wertheim. Verheiratet war er dort um 1950 mit Charlotte Bachrach, geb. 1931, mit der er zwei Kinder hatte: Stephen Henry Wertheim, geb. 1951 und Maureen Lynn Wertheim, geb. 1955.⁵⁸

⁵⁷ Mathilda Wertheim Stein, *The Way it Was- The Jewish World of Rural Hesse*, Frederick Max Publications, S. 138, Atlanta 2000.

⁵⁸ Mathilda Wertheim Stein, *The Way it Was- The Jewish World of Rural Hesse*, Frederick Max Publications, S. 140, 141, Atlanta 2000.



*Abb. 24: Gruppenbild der Familie Sally und Minna Wertheim mit, v. links: Margot Wertheim, Sally Wertheim, Walter Wertheim (hinten), Karlbeinz Wertheim (vorne) und Minna Wertheim geb. Löwenthal.
Foto: Bildarchiv Ingfried Stabl*

Dem Angenröder Vater der drei emigrierten Kinder, Parnas Sally Wertheim, der plante, mit seiner Frau Minna per Schiff und über Japan in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, wurde jedoch wegen Herzerkrankung von den US-Behörden das Visum verweigert.⁵⁹ Es lagen bereits die entsprechenden neuen Personalausweise vor. Jedoch wurde den Anträgen auf Visagenehmigung in Stuttgart nicht stattgegeben. Wertheim hatte bereits eine Schiffsüberfahrt in die Vereinigten Staaten via Zwischenstation Japan ins Auge gefasst.⁶⁰

So bildete das Ghetto-Haus Speier, in der NS-Zeit als Judenhaus, in dem alle zu deportierenden Israeliten zusammengefasst wurden, bezeichnet, für das Ehepaar Sally und Minna Wertheim die letzte Aufenthaltsstation ihres Lebens in Angenrod.

59 Mathilda Wertheim Stein, *The Way it Was- The Jewish World of Rural Hesse*, Frederick Max Publications, S. 137, Atlanta 2000.

60 HStAD, Best. G 15 Alsfeld, Nr. Q 170.



*Abb. 25: Minna Wertheim's Passfoto in der NS-Zeit.
Foto: HStAD, Best. G 15 Alsfeld, Nr. Q 173.*

Es waren für alle acht dort auf engstem Raum Untergebrachten äußerst unwürdige Bedingungen, wie von den Zeitzeugen tradiert wird. Dem damals 54 Jahre alten Sally Wertheim war es als Letztem noch gestattet, gegenüber im Lebensmittelladen von Anna Jost, die den Juden zuverlässiger Zeitzeugenaussage zufolge stets wohlgesonnen gewesen sei, kurz das Nötigste zum Essen einzukaufen.

Einem Angenröder Zeit- und Augenzeugen hatte Sally Wertheim selbst noch mitgeteilt, warum er nicht in die USA habe auswandern dürfen. Die USA hätten nur „Gesunde und Reiche“ aufgenommen, habe er erzählt.⁶¹ Er, Wertheim, sei jedoch herzkrank gewesen. Finanziell wäre es ihm sicher möglich gewesen zu emigrieren. Seine Frau Minna Wertheim geb. Löwenstein hielt jedoch auch in dieser nun aussichtslos gewordenen Situation in unbedingter Treue zu ihrem Gatten, obwohl ihr selbst die Auswanderung gestattet worden war.

Von diesem Haus der Familie Speier in Angenrod, Leuseler Straße 3, direkt an der B 62 gelegen und als künftige Gedenkstätte Speier in Vorbereitung, erfolgte schließlich als schwärzestes innerörtliches Kapitel der Geschichte Angenrods die Deportation mit letztlich Ermordung aller acht letzten Angenröder Israeliten in den Vernichtungslagern der SS im Osten Europas.

Sally und Minna Wertheim sollen noch kurz den vielen Angenröдераn, die den Abtransport verfolgten, zugewunken haben, bevor sie Angenrod verließen. Und Sally Wertheim selbst soll schon zuvor seinem Neffen Mühlstein (Genf) mit Karte geschrieben haben, er sei ein Sündenbock für die Familie Wertheim in Angenrod.

Alle acht letzten Angenröder Israeliten sollten nie mehr nach Hause zurückkehren. Wie für alle ihre vielen weiteren Angenröder Glaubensangehörigen, die in der Shoah ermordet wurden, gibt es auch für die aus Angenrod Deportierten keine Gräber und Grabsteine.

61 Zuverlässige Zeitzeugenüberlieferung.

Die Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“ in Gießen vom 4. Dezember 2018 bis zum 17. Januar 2019.

Zum Gedenken an die Deportation hessischer Juden in das besetzte Weißrussland in den Jahren 1941/42

THOMAS M. BOHN

Zusammenfassung: Ein Frankfurter Deportationszug vom 11./12. November 1941 hatte mit über 1000 Juden das Ghetto Minsk zum Ziel. Die Geburtsorte von 23 Insassen lassen sich dem Gedenkbuch des Bundesarchivs zufolge auf die Stadt oder den Kreis Gießen zurückführen. Zieht man noch die Züge aus Hamburg, Düsseldorf, Berlin und Köln in Betracht, finden sich Namen von 48 Opfern, die einen Bezug zu Gießen hatten. Aus diesem Grund wurde von Dezember 2018 bis Januar 2019 in der Gießener Kongresshalle eine Wanderausstellung des Internationalen Bildungs- und Begegnungswerks Dortmund und der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas zum Vernichtungsort Malyj Trostenez gezeigt. Diese erfuhr durch lokale Fallbeispiele eine Ergänzung, die von Studierenden der Justus-Liebig-Universität präsentiert werden.

Schlagwörter: Holocaust, Deportation, Ghetto Minsk, Vernichtungsort Malyj Trostenez, Wanderausstellung

Der Vernichtungsort Malyj Trostenez am Rande der weißrussischen Hauptstadt Minsk ist erst vor kurzem in die Aufmerksamkeit der deutschen Öffentlichkeit gerückt. Bekanntermaßen waren die Nationalsozialisten bestrebt, die physische Vernichtung der europäischen Juden in den Osten des Kontinents zu verlagern, wo sich seit dem 17. Jahrhundert das Zentrum der jüdischen Diaspora befand.¹ Nach dem Zweiten Weltkrieg standen aber immer die ehemaligen deutschen Konzentrations- und Vernichtungslager im besetzten Polen im Mittelpunkt des Interesses. Auf die Orte der Massenverbrechen in der Sowjetunion wurde fatalerweise weniger Wert gelegt. Auch das im Juli 1941 eingerichtete Minsker Ghetto unterlag angesichts der enormen Verbreitung von Orten nationalsozialistischer Massenverbrechen einer Marginalisierung.² Die Besonderheit des vom Sicherheitsdienst (SD) in der Nachbarschaft des Dorfes Malyj Trostenez von Frühjahr 1942

1 Die Ausstellungsmacher verwenden eine populäre Umschrift des Ortsnamens, die wissenschaftliche Transliteration lautet Trosteneč. Malyj bedeutet „klein“. Neben „Klein“ gibt es in der Nachbarschaft auch „Groß-Trostenez“ (Bol’soj Trosteneč).

2 Vgl. Epstein, Barbara: The Minsk Ghetto, 1941-1943. Jewish Resistance and Soviet Internationalism. Berkeley/Los Angeles/London 2008; Rentrop, Petra: Tatorte der „Endlösung“. Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte von Malyj Trostenez. Berlin 2011.

bis Sommer 1944 als Hofgut betriebenen Zwangsarbeiterlagers besteht darin, dass beim unweit davon gelegenen Gräberfeld am Wald von Blagowtschina im Rahmen des Holocaust bis 1943 Massenerschießungen betrieben wurden, teilweise kamen bei der Ermordung von Juden auch Gaswagen zum Einsatz. Nach der Auflösung des Minsker Ghettos im Oktober 1943 diente das Lager Trostenez zur Liquidierung vermeintlicher Partisanen und deren Angehöriger, die in den Minsker Gefängnissen einsaßen. Zur Verwischung der Spuren wurde in dem am Rand des Lagers befindlichen Waldstück Schaschkowka auch ein provisorisch errichtetes Krematorium genutzt. Schätzungen zufolge, die von einer sowjetischen Untersuchungskommission nach der am 3. Juli 1944 erfolgten Befreiung von Minsk angestellt worden waren und in der Republik Belarus bis heute in offiziellen Kreisen für unumstößlich gelten, kamen bei Trostenez 206.500 „friedliche Sowjetbürger“ ums Leben.³ Seitens der deutschen Forschung werden aus den Täterakten heraus hingegen Rückschlüsse auf lediglich 60.000 Tote gezogen.⁴ Fest steht aufgrund der Transportlisten der Reichsbahn, dass rund 20.000 deutsche, österreichische und tschechische Juden in das Ghetto Minsk und den Vernichtungsort Malyj Trostenez deportiert und hier ermordet worden sind.⁵ Neben der Magie der Zahlen – der Differenz von 60.000 oder 200.000 Mordfällen – spielt in der deutschen und der weißrussischen Erinnerung auch die unterschiedlich gewichtete Kategorisierung der Opfer – Holocaust oder Massenmord an der Zivilbevölkerung – und des Tatorts – Vernichtungsstätte oder Todeslager – eine problematische Rolle.

Gedenkstätte in Minsk und Wanderausstellung in Deutschland

Dankenswerterweise stellte sich das Internationale Bildungs- und Begegnungswerk (IBB) in Dortmund mit seiner seit 1990 in Minsk bestehenden Filiale Internationale Bildungs- und Begegnungsstätte „Johannes Rau“ inklusive der 2003 ge-

-
- 3 Die Außerordentliche Staatliche Kommission zur Feststellung und Untersuchung der Gräueltaten der deutsch-faschistischen Eroberer und ihre Komplizen schätzte die Zahl der Toten in den 34 Massengräbern von Blagowtschina am 19. September 1944 auf 150.000. O zlodejanijach nemecko-fašistskich zachvatčikov v gorode Minske (19 sentjabrja 1944 g.) [Über die Bösartigkeiten der deutsch-faschistischen Eroberer in der Stadt Minsk (19. September 1944)]. In: Njurnbergskij process nad glavnymi nemeckimi prestupnikami. Sbornik materialov v semi tomach [Der Nürnberger Prozess über die deutschen Hauptverbrecher. Sammlung von Materialien in sieben Bänden]. Unter der Redaktion von R. A. Rudenko. Bd. IV: Voennye prestuplenija protiv čelovečnosti [Kriegsverbrechen gegen die Menschlichkeit]. Moskva 1959, S. 83-91, hier S. 88. Vgl. Trostenez: tragedija narodov Evropy, pamjat' v Belarusi. Dokumenty i materialy [Trostenez: Tragödie der europäischen Völker, Denkmal in Weißrussland. Dokumente und Materialien]. Bearbeitet v. V. D. Selemenev u.a. Minsk 2016.
 - 4 Gerlach, Christian: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrussland 1941 bis 1944. Hamburg 1999, S. 770.
 - 5 Vgl. Kohl, Paul: Das Vernichtungslager Trostenez. Augenzeugenberichte und Dokumente. Dortmund 2003. Vgl. auch Semmel, Heinrich Georg: Ghetto Minsk und Vernichtungsort Trostenez in Weißrussland. Deportation und Ermordung jüdischer Bewohner aus Dörfern und Städten des heutigen Main-Kinzig-Kreises. In: Main-Kinzig-Kreis Mitteilungsblatt. Zentrum für Regionalgeschichte 38 (2013), S. 47-55; ders.: Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Massenmorde im weißrussischen Trostenez. In: Main-Kinzig-Kreis Mitteilungsblatt. Zentrum für Regionalgeschichte 39 (2014), S. 73-84

gründeten Minsker Geschichtswerkstatt die Aufgabe, die nationalsozialistischen Massenverbrechen aus dem Vergessen zu reißen und Trostenez zu einem Ort der europäischen Erinnerungskultur zu machen.⁶ Mit deutschen Fördergeldern von 1 Mio. Euro und in Zusammenarbeit mit dem Minsker Stadtrat wurde in zwei Teilabschnitten in den Jahren 2015 und 2018 beim ehemaligen Lager Trostenez und bei den Massengräbern von Blagowtschina Mahnmale errichtete, die noch mit einem Informationszentrum ausgestattet werden müssen, um in den Rang einer international anerkannten Gedenkstätte zu gelangen. Bei der feierlichen Eröffnung durch die Präsidenten der Republik Belarus, Alexander Lukaschenko, der Bundesrepublik Deutschland, Franz Walter Steinmeier, und der Republik Österreich, Alexander Van der Bellen, war im Juni 2018 auch eine Gießener Delegation zugegen, zu der Prof. Dr. Thomas Bohn und seine Studierenden Felix Leyendecker, Madeleine Michel und Dennis Müller von der Justus-Liebig-Universität sowie Monika Graulich von der Initiativgruppe für die Verlegung von Stolpersteinen in Gießen gehörten.⁷

Flankiert wurde das Gedenkstättenprojekt seit November 2016 durch eine Wanderausstellung, die das IBB gemeinsam mit der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas konzipiert hatte. Von Relevanz ist das Thema natürlich vor allem auch für die Orte außerhalb Weißrusslands, aus denen Deportationszüge nach Minsk abgingen. Dazu zählen Berlin (14. November 1941), Bremen (18. November 1941), Brünn (tschechisch Brno; 16. November 1941), Düsseldorf (10. November 1941), Frankfurt am Main (11./12. November 1941), Hamburg (8. November 1941), Köln (20. Juli 1942), Königsberg (russisch Kaliningrad; 24. Juni 1942), Theresienstadt (tschechisch Terezín; 17., 24. und 31. Juli, 4. und 25. August sowie 8. und 22. September 1942) und Wien (28. November 1941 sowie 6., 20. und 27. Mai, 2. und 9. Juni, 17. und 31. August, 14. September und 5. Oktober 1942).⁸ In Hessen wurde die Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“ wegen der guten Beziehungen, die die Justus-Liebig-Universität (JLU) und das Gießener Zentrum östliches Europa (GiZo) seit 2011 mit der Belarussischen Staatsuniversität (BGU) und der Geschichtswerkstatt des IBB in Minsk pflegen, als erste Station vom 4. Dezember 2018 bis zum 17. Januar 2019 in der Kongresshalle Gießen präsentiert.

Aufs Ganze gesehen wurden in den Jahren 1941/42 15.500 jüdische Menschen aus mehr als 250 hessischen Dörfern und Städten über die Sammellager Frankfurt, Kassel und Darmstadt nach Osten deportiert. Zu den Vernichtungsorten des Holocaust zählen neben Minsk auch Kaunas, Łódź, Majdanek, Riga, Sobibor,

6 Vgl. Zeitzeugenarchiv der Minsker Geschichtswerkstatt. Erinnern, lernen, forschen am historischen Ort: <http://zeitzeugenarchiv.gwminsk.com/>.

7 Vgl. Vergessener Ort der Vernichtung. JLU-Osteuropahistoriker Prof. Thomas Bohn als Sondergast mit Bundespräsident Steinmeier in Weißrussland. Interview von Heidrun Helwig. In: Gießener Anzeiger, 26.6.2018, S. 32.

8 Gottwaldt, Alfred/Schulle, Diana: Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2005, S. 84-97 und 230-247.

Theresienstadt und Treblinka.⁹ Die Deportation der Gießener Juden, deren Zahl sich wegen Abwanderungen infolge von Diskriminierungen vom 30. Januar 1933 bis zum 17. Mai 1939 von 1265 auf 259 verringerte¹⁰, wurde im sogenannten Volksstaat Hessen aus verwaltungstechnischen Gründen von Darmstadt aus gesteuert und hatte in den Jahren 1942/43 Piaski-Lublin, Theresienstadt und das Generalgouvernement (Auschwitz) zum Ziel.¹¹ Ungeachtet dessen lassen sich dem Gedenkbuch des Bundesarchivs zufolge unter den über 1.000 Insassen des nach Minsk fahrenden Frankfurter Deportationszuges vom 11./12. November 1941 die Geburtsorte von 23 Juden auf die Stadt oder den Kreis Gießen zurückführen. Zieht man auch die Deportationszüge aus anderen Städten in Richtung Minsk und Trostenez in Betracht, lassen sich die Namen von 48 Opfern kenntlich machen, die einen Bezug zu Gießen hatten (Tabelle 1).¹²

Um Namen und Schicksale der Betroffenen in Erinnerung zu rufen, bildete sich im April 2018 ein Trägerkreis, der inhaltlich von dem Heimatforscher und Träger der Hedwig-Burgheim-Medaille Hanno Müller unterstützt wurde.¹³ Zum

9 Kingreen, Monica: „Wir werden darüber hinwegkommen.“ Letzte Lebenszeichen deportierter hessischer Juden. Eine dokumentarische Annäherung. In: Kundrus, Birthe/Meyer, Beate (Hrsg.): Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen 1938-1945. Göttingen 2004 (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 20), S. 86-111, hier S. 86. Vgl. auch dies.: „Nach der Kristallnacht“. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938-1945. Frankfurt/New York 1999; dies.: Gewaltam verschleppt aus Oberhessen. Die Deportationen der Juden im September 1942 und in den Jahren 1943-1945. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen NF 85 (2000), S. 5-95.

10 Knauf, Erwin: Die jüdische Bevölkerung Gießens 1933-1945. Eine Dokumentation. 4., erweiterte Aufl. Wiesbaden 1987, S. 35/36.

11 Vgl. Initiative „Gedenkort Güterbahnhof Darmstadt“ (Hrsg.): Darmstadt als Deportationsort. Zur Erinnerung an die unter dem Nazi-Regime aus dem ehemaligen Volksstaat Hessen deportierten Juden und Sinti. Texte und Konzeption: Renate Dreesen, Christoph Jetter. Darmstadt 2004; dies. (Hrsg.): Denkzeichen Güterbahnhof Darmstadt. Zur Erinnerung an die unter dem Nazi-Regime aus dem ehemaligen Volksstaat Hessen deportierten Juden und Sinti. Eine Dokumentation. Red. Renate Dreesen, Elisabeth Krimmel. Darmstadt 2009; dies. (Hrsg.): Die Deportationslisten. Veröffentlichung der vollständigen Namenslisten der 1942/43 aus dem ehemaligen Volksstaat Hessen deportierten Juden. Red. Renate Dreesen, Christopher Jetter. 3. Aufl. Darmstadt 2011.

12 Das Gedenkbuch des Bundesarchivs für die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Deutschland (1933-1945), <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/>. Vgl. Graulich, Monika: Verschleppt aus Gießen, deportiert, ermordet. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 100 (Gießen 2015), S. 235-275.

13 Vgl. Müller, Hanno: Judenfamilien in Butzbach und seinen Stadtteilen. Butzbach 2007; Müller, Hanno/Bertram, Dieter/Damrath, Friedrich: Judenfamilien in Hungen und in Inheiden, Utphe, Villingen, Obbornhofen, Bellersheim und Wohnbach. [Fernwald] 2009; Müller, Hanno/Konrad-Leder, Klaus: Juden in Lich: Birklar, Langsdorf, Muschenheim und Eettinghausen. Teil 1. Familien. Teil 2. Grabsteine, Anhang, Register. Butzbach 2010; Müller, Hanno/Damrath, Friedrich: Juden in Steinbach. 2., verb. Aufl. Fernwald-Steinbach 2010; Müller, Hanno: Juden in Gießen 1788-1942. Gießen 2012; Müller, Hanno/Damrath, Friedrich/Schmidt, Andreas: Juden im Busecker Tal: Alten-Buseck, Beuern, Großen-Buseck, Burkhardtsfelden, Reiskirchen, Rödgen. Teil 1: Familien. Teil 2. Grabsteine und ihre Inschriften. Fernwald Steinbach 2013; Müller, Hanno/Kilian, Helma/Kingreen, Monica: Juden in Münzenberg 1800-1942, Gambach 1750-1942, Fauerbach II 1800-1874. Fernwald

Trägerkreis zählten neben der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) und dem Stadtarchiv Gießen auch die Arbeitsstelle Holocaustliteratur, der Verein Gegen Vergessen – Für Demokratie, die Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit Gießen-Wetzlar, das Gießener Zentrum östliches Europa (GiZo), die Jüdische Gemeinde Gießen, der Oberhessische Geschichtsverein Gießen (OHG) und die Volkshochschule Gießen (VHS). Diese Gruppe hatte das Ziel, die unter der Schirmherrschaft von Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz veranstaltete Ausstellung durch lokale Fallbeispiele zu ergänzen und mit einem Rahmenprogramm zu bereichern. In diesem Zusammenhang hatten Studierende der Justus-Liebig-Universität die Aufgabe übernommen, zwei Stellwände mit neuen Inhalten zu bestücken und Führungen durch die Ausstellung zu organisieren. Gefördert wurde die Initiative dankenswerterweise durch die Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO), durch das Gießener Zentrum östliches Europa (GiZo), die Hessische Landeszentrale für politische Bildung, die Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU), das Literarische Zentrum Gießen (LZG), die Gemeinnützige Stiftung Sparkasse Gießen und das Stadtarchiv Gießen.

Gießener Stellwände

Die Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez“ präsentiert auf 19 Stellwänden einen immer noch wenig beachteten Tat- und Erinnerungsort. Im Vordergrund stehen die Lebensgeschichten von Opfern, der Rotarmist Fjodor Schuwajew, der Prager Jude Hanuš Münz, die Minsker Jüdin Zyra Goldina, die Wiener Jüdin Lili Grün, der Kölner Jude Erich Klibansky, der Minsker Zivilist Jewgenij Klumov und der Minsker Widerstandskämpfer Nikolaj Walachanowitsch. Im Themenblock „Einführung“ werden auf drei Stelen eine Chronologie des Nationalsozialismus von 1933 bis 1941, der Krieg gegen die Sowjetunion und das Besatzungsregime in Weißrussland sowie das Ghetto Minsk gezeigt. Es folgen elf Stelen, die sich auf den Themenblock „Malyj Trostenez“ konzentrieren. Thematisiert werden in Kombination mit Opfer-Porträts die Ergebnisse der sowjetischen Außerordentlichen Untersuchungskommission und die Topographie der Vernichtungsstätte, das Zwangsarbeitslager Malyj Trostenez, der Vernichtungsort Blagowtschina und die Leichenverbrennung in Schaschkowka. Den Abschluss bildet der Themenblock „Aufarbeitung und Erinnerung“ mit vier Stelen zur Erinnerung an Malyj Trostenez im Speziellen und zu den Erinnerungskulturen in Deutschland und der Republik Belarus im Allgemeinen.¹⁴

2014; Müller, Hanno: Juden in Laubach und Ruppertsburg. Neustadt an der Aich 2015; ders.: Juden in Pohlheim: Garbenteich 1789-1945, Grüningen 1763-1942, Holzheim 1784-1942, Wattenborn-Steinberg 1758-1942. Neustadt an der Aich 2015; ders.: Juden in Schotten 1629-1945 und Einartshausen 1800 – 1942. Neustadt an der Aich 2016; ders.: Juden in Leihgestern. Lich 2017; ders.: Juden in Friedberg. Lich 2018.

14 Vgl. den Ausstellungskatalog: Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung. Eine deutsch-belarussische Wanderausstellung der Internationalen Bildungs- und Begegnungswerks GmbH (IBB Dortmund) sowie der Internationalen Bildungs- und Begegnungsstätte „Johannes Rau“ Minsk (IBB Minsk), in Zusammenarbeit mit der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas. [Dortmund 2017].

Ausgehend von den Vorarbeiten von Schülerinnen und Schülern der Liebigsschule unter dem Lehrer Kurt Heyne aus dem Jahre 1984 und der Dokumentation des Stadtarchivars Erwin Knauß aus dem Jahre 1987 stellten sich Studentinnen und Studenten der Justus-Liebig-Universität im Wintersemester 2017/18 und im Sommersemester 2019 die Aufgabe, den mit der Stadt Gießen und ihrem Umland verbundenen Menschen, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft im Minsker Ghetto oder der Vernichtungsstätte Trostenez ums Leben gekommen sind, nicht nur einen Namen, sondern auch ein Gesicht zu geben.¹⁵ Unter der Überschrift „Von Gießen nach Minsk – Schicksale“ wurden unter dem provokativen Slogan „Hinsehen und Wegsehen“ sowie dem integrativen Motto „Stein und Stiefel – zwei mittelhessische Familien“ Stellwände konzipiert, die das Publikum zum Nachdenken anregen sollten.

Auf der ersten Stellwand wurden die Namen von Gießener Bürgerinnen und Bürgern oder zeitweiligen Einwohnern Gießens auf den Listen der Deportationszüge nach Minsk (Tabelle im Anhang) mit Egodokumenten (Tagebucheinträge, Briefe, Interviews) von Hilde Kerer (1919-2018) aus Brixen/Südtirol konfrontiert. Letztere absolvierte von Anfang Januar bis Mitte Februar 1943 in Gießen eine Ausbildung bei der Heeresschule für Nachrichtenhelferinnen (HSNH) und war dann – unterbrochen von einem weiteren Lehrgang in Gießen Ende September – vom 15. Februar bis 11. Dezember 1943 in Minsk als „Blitzmädel“ (abgeleitet vom Abzeichen der Uniform) im Einsatz.¹⁶ Hilde Kerer nahm die Rolle einer Mitläuferin ein, die vor der Wirklichkeit die Augen verschloss und sich in eine idyllische Welt der Kameradschaft und der Romanzen zurückzog. Letzten Endes fühlte sie sich in Minsk wohler als in Gießen!

Vergegenwärtigt man sich, dass die letzten Massenmorde an den Wiener Juden in Blagowtschina im Oktober 1942 nur ein Vierteljahr vor Kerers Dienstantritt in Minsk erfolgten, und dass die Auflösung des Minsker Ghettos im Oktober 1943 in ihre aktive Zeit fiel, dann muss sich das „Blitzmädel“ vorwerfen lassen, den Kopf in den Sand gesteckt zu haben. Von ihrem Ghostwriter Thomas Haniflè befragt, erzählte sie von einer Begegnung mit einem von zwei Soldaten begleiteten zivilen Arbeitstrupp an einem Wintertag in Minsk:

„Da fiel mir eine ältere Frau auf, die einen Pelzmantel trug. Eine ältere Frau mit einem teuren Kleidungsstück, die zum Schneeschaukeln oder zur harten Arbeit ging, passte für mich nicht zusammen. [...] Dieses Bild beschäftigte mich aber weiterhin und ich war dann bald sicher, dass

15 Heyne, Kurt u.a.: Judenverfolgung in Gießen und Umgebung 1933-1943. Arbeit einer Schülergruppe der Liebigsschule Gießen, Jahrgangsstufe 12. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 69 (1984), S. 1-315; Knauß: Die jüdische Bevölkerung Gießens (wie Anm. 9). Vgl. auch Jatho, Jörg-Peter: Zur Durchsetzung des Nationalsozialismus in der Provinz Oberhessen – unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Gießen. In: Hessen unterm Hakenkreuz. Hrsg. v. Eike Hennig. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1984, S. 180-198; Steil, Dieter: Zur Geschichte der Juden. In: Brake, Ludwig/Brinkmann, Heinrich (Hrsg.): 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997. Gießen 1997, S. 381-409.

16 Vgl. Grether, Michael; Kampe, Hans-Georg: Deckname „Hansa“. Die Bunker im geplanten Hauptquartier des OKH in Gießen. Berlin 1997 (Militärgeschichtliche Blätter).

*es Juden waren, denen ich über den Weg gelaufen war. [...] Und abgesehen von diesem Arbeitstrupp kann ich mich ehrlich gesagt an keine Juden in Minsk erinnern, fast keine.*¹⁷

Für Kerer stellte sich das Thema Antisemitismus oder Holocaust eigenem Bekunden zufolge in Minsk nicht. Einerseits habe sie den Kontakt zu „fanatischen Leuten“ vermieden. Andererseits hätten die in Minsk stationierten Soldaten bei ihr „Abwechslung vom Krieg“ gesucht und nicht von ihrem Dienstalltag gesprochen.

Einem Tagebucheintrag Ilse Kerers vom 26. April 1943 ist Folgendes zu entnehmen:

*„Ostermontag! Mariechen lädt mich zu einer Fabrt zu einem russischen Gutshof ein. [...] Der Gutshof liegt herrlich. Nachmittag machen wir eine Partisanenfabrt. Das ist interessant, aber gefährlich.“*¹⁸

Mit dem „russischen Gutshof“ kann nur die ehemalige sowjetische Kolchosa bei Malyj Trostenez gemeint sein. Die grausamen Morde, die sich dort abspielten, finden bei Kerer keine Beachtung. Stattdessen schreibt sie dem Partisanenkampf, der sich in der Regel als Massaker an der Zivilbevölkerung darstellte, eine gewisse Exotik zu

Auf der zweiten Stellwand finden sich Schicksale zweier mittelhessischer Familien, die sich als Kaufleute und Händler ihren Lebensunterhalt verdienten und bis zum Machtantritt der Nationalsozialisten in die dörfliche oder städtische Gesellschaft integriert waren.

Der am 17. Juni 1892 in Birklar geborene Gustav Stiefel nahm wie viele andere deutsche Juden als Soldat am Ersten Weltkrieg teil. Mit ihm kämpften sechs seiner Geschwister, darunter auch sein jüngerer, am 3. Oktober 1894 ebenfalls in Birklar geborener Bruder Emil. Am 6. Februar 1927 zog Gustav Stiefel mit seiner am 18. Mai 1905 in Frielendorf geborenen Frau Erna (geb. Moses) nach Gießen, wo sie zunächst in der Neuen Bäume 22 und dann in der Landgrafenstraße 4 wohnten. Der gemeinsame Sohn Kurt Norbert Stiefel kam am 20. Juni 1928 in Gießen zur Welt. Emil Stiefel zog am 17. Juli 1929 nach Gießen in die Roonstraße 25.

Am 1. Juli 1933 öffneten die Brüder in der Landgrafenstraße 4 die Firma „G. & E. Stiefel in Gießen“, einen Großhandel mit Farben und Lackfabrikaten sowie Malerbedarf. Die zunehmenden Repressalien und Boykottaufrufe seit der Macht ergreifung der Nationalsozialisten führten indes zu einem spürbaren Rückgang der Geschäfte. Daraufhin entschieden sich die Brüder 1937 den Laden aufzugeben. Emil Stiefel wanderte nach Brooklyn in die USA aus. Gustav Stiefel zog mit seiner Familie nach Frankfurt am Main und versuchte dort zunächst den Großhandel neu aufzubauen. Mit Wirkung vom 1. Oktober 1937 wurde die ehemalige Gießener Firma dorthin in den Musikantenweg 22 verlegt. Unter selbiger Adresse wohnten die Stiefels auch, bis die Firma am 1. November 1938 endgültig abgemeldet werden musste.

Ihren letzten Wohnsitz hatte die Familie von Gustav Stiefel seit dem 3. September 1940 in Frankfurt in der Fürstenbergerstraße 177. Von dort wurden

17 Ebd., S. 71.

18 Kerer, Hilde: Ich war ein Blitzmädel. Frauenkameradschaft in der Wehrmacht. Aufgezeichnet von Thomas Hanifl. Bozen 2014, S. 68.

Gustav, Erna und der erst 13-jährige Kurt am 12. November 1941 mit dem Zug nach Minsk deportiert. Hier verlieren sich ihre Spuren. Die ebenfalls in Frankfurt lebende Emma Moses, die Mutter von Erna Stiefel, wurde am 18. August 1942 von Frankfurt nach Theresienstadt deportiert und starb dort am 6. September 1942.¹⁹

Die Kaufmannsfamilie Stein aus Geiß-Nidda wurde nach den Novemberpogromen 1938 ebenfalls aus ihrem Heimatort nach Frankfurt vertrieben. Ihre Hoffnung, in der Anonymität der Großstadt und der großen jüdischen Gemeinde Frankfurts ohne Diskriminierungen leben zu können, wurde am 11./12. November 1941 mit der Deportation in das Ghetto Minsk zerstört. Der am 28. August 1891 geborene Vater Leopold Stein und die am 10. April 1890 geborene Mutter Hilda Stein (geb. Stern) überlebten das Ghetto nicht. Nur die am 5. Februar 1922 geborene Lilli, die am 5. August 1924 geborene Ilse und die 1934 geborene Lisa konnten mit Hilfe eines Wehrmachtssoldaten entkommen.

Der 1899 geborene Hauptmann Willi Schulz hatte sich als Chef eines Arbeitskommandos in die junge Ilse Stein verliebt und ermöglichte ihr, nachdem er deswegen zeitweilig nach Malyj Trostenez strafversetzt worden war, zusammen mit 25 weiteren Ghettoinsassen am 30. März die Flucht zu den Partisanen. Willi Schulz und Ilse Stein heirateten, mussten sich aber bald von den beiden Schwestern Lilli und Lisa verabschieden. Während die Ältere verraten und von den Deutschen erschossen wurde, überlebte die Jüngere in einem weißrussischen Dorf. Ende 1943 wurde auch das in ein Umerziehungslager bei Moskau gebrachte Paar getrennt. Schulz sollte in Krasnogorsk beim Nationalkomitee Freies Deutschland für die sowjetische Kriegspropaganda eingesetzt werden. Ihr gemeinsamer Sohn starb wenige Wochen nach der Geburt. Auch Schulz kam am 31. Dezember 1944 durch eine Hirnhautentzündung zu Tode. Ilse Stein überlebte in Birobidschan, der Hauptstadt des Jüdischen Autonomen Gebiets im Fernen Osten der Sowjetunion, und siedelte nach dem Krieg nach Rostow am Don über. Durch Zufall erfuhr sie Anfang der 1980er Jahre, dass ihre jüngste Schwester in einem Waisenhaus im Norden Russlands aufgewachsen war. Glasnost und Perestroika hatte es Ilse Stein zu verdanken, dass sie sowohl Minsk als auch Geiß Nidda noch einmal besuchen konnte. Vor ihrem geplanten Umzug nach Deutschland starb sie am 20. April 1993 an den Folgen einer Routineoperation²⁰

19 Vgl. Helwig, Heidrun: Geboren in Geißen, ermordet in Minsk. Auf den Spuren der Gießener Familien Kaminka und Stiefel. Seminar der JLU befasst sich mit lokalen Schicksalen. In: Gießener Anzeiger, 12.1.2019, S. 42.

20 Vgl. Winter, Johannes: Hauptmann Willi Schulz. Judenretter und Deserteur. In: Wette, Wolfram (Hrsg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht. Frankfurt am Main 2002, S. 123-141; ders.: Die verlorene Liebe der Ilse Stein. Deportation, Ghetto und Rettung Frankfurt am Main 2007. Vgl. auch Stingl, Wolfgang Gilbert: Fragmente jüdischen Lebens in Nidda. Gegen das Vergessen. Nidda 1995; ders.: Jüdisches Leben in Nidda im 19. und 20. Jahrhundert. Untersuchung zur Lokalgeschichte des oberhessischen Landjudentums. Obertshausen 2001. Vgl. dazu den Beitrag von Madeleine Michel in diesem Heft.

Aus den tragischen Lebenswegen der beiden Familien lassen sich Lehren ziehen. Das Schicksal der Familie Stiefel zeigt, dass der Holocaust schrittweise begann – mit Ausgrenzung und Diskriminierung. Die vermeintliche Liebe von Ilse Stein und Willi Schulz verdeutlicht, dass sich Mut und Risikobereitschaft im positiven Sinne auszahlen konnten. Zivilcourage scheint unter den Deutschen aber eher selten zum Ausdruck gekommen zu sein. Auch das Überleben im Minsker Ghetto Minsk blieb eine absolute Ausnahme, von der Vernichtungsstätte Malyj Trostenez ganz zu Schweigen.

Gießener Rahmenprogramm

Eröffnet wurde die Ausstellung am 5. Dezember 2018 im Vortragsraum der Kongresshalle mit einer Informationsveranstaltung für Presse und Bildungseinrichtungen. Am 11. Dezember folgte im großen Saal der Kongresshalle eine Einführung in die Thematik mit Grußworten von Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz, der Vizepräsidentin der Justus-Liebig-Universität Prof. Dr. Verena Dolle, dem Botschafter der Republik Belarus Denis Sidorenko, der Geschäftsführerin des Internationalen Bildungs- und Begegnungswerks (IBB) Dr. Astrid Sahn, dem Vorsitzenden des Landesverbandes im Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. Karl Starzacher und dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Dr. Dow Aviv sowie einem Festvortrag von Dr. Aliaksandr Dalhouski von der Geschichtswerkstatt Minsk. Als Besonderheit am Rande ist die Teilnahme einer hochrangigen Delegation von Historikerinnen und Historikern der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO) Berlin und der Belarussischen Akademie der Wissenschaften Minsk zu nennen, die dem Appell der Präsidenten beider Länder folgten, eine gemeinsame Geschichtskommission zu begründen.

Inhaltlich lag ein Schwerpunkt des Rahmenprogramms auf dem Schicksal der in Oberhessen mittlerweile durchaus bekannten Familie Stein. Der Journalist und Schriftsteller Johannes Winter aus Frankfurt am Main, der Ilse Stein 1992 im post-sowjetischen Russland aufgespürt hatte, las am 13. Dezember 2018 im KiZ/Literarisches Zentrum Gießen aus seinem 2007 erschienenen Buch „Die verlorene Liebe der Ilse Stein“ und diskutierte das Problem „Erinnerung und Zeitzeugenschaft oder: was tun, wenn keine Überlebenden mehr zu befragen sind?“²¹ Daran anknüpfend präsentierten der Oberhessische Geschichtsverein und die Volkshochschule Gießen am 8. Januar 2019 im Margarete-Bieber-Saal unter Beteiligung von Johannes Winter noch einmal den 1994 produzierten Dokumentarfilm von Ulf von Mechow „Die Jüdin und der Hauptmann“.

Neben den Führungen durch die Ausstellung, die von an der Volkshochschule ausgebildeten studentischen Guides für das allgemeine Publikum am 15. Dezember und am 12. Januar sowie nach Vereinbarungen für Schülergruppen auch zwischendurch vorgenommen wurden, bot Monika Graulich im Namen des Vereins Gegen Vergessen – Für Demokratie am 16. Dezember eine Führung zu Stolper-

21 Helwig, Heidrun: „Moral und Mitleid entdeckt“. Johannes Winter liest in Gießen aus „Die verlorene Liebe der Ilse Stein“. Rahmenprogramm der Ausstellung zum Vernichtungsort Malyj Trostenez. In: Gießener Anzeiger, 18.12.2018, S. 30.

steinen und ehemaligen Nachbarschaften rund um die Roonstraße und die Kongresshalle an.

Am 15. Januar folgte im Vortragsraum der Kongresshalle noch einmal ein wissenschaftlicher Vortrag des renommierten Historikers Prof. Dr. Christian Gerlach (Universität Bern) über die „Die NS-Vernichtungsstätte Malyj Trostenez bei Minsk“. Gerlach ordnete den Holocaust in den Gesamtzusammenhang nationalsozialistischer Massenverbrechen ein und wies darauf hin, dass zu den Opfern einer fatalen Lebensraumpolitik im Osten nicht Zivilisten, sondern in erschreckend hoher Zahl auch sowjetische Kriegsgefangene gehörten. Vor diesem Hintergrund betonte er, dass verschiedene Gruppen in Trostenez ums Leben kamen: mitteleuropäische und weißrussische Juden wie auch nichtjüdische weißrussische Zivilisten verschiedenen Hintergrunds. In diesem Sinne gab es zum Abschluss der Ausstellung am 17. Januar noch einmal ein Gespräch mit Pfarrer Christoph Geist und Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake zum Thema „Auch fast vergessen: Die Deportation von Ost- nach West – Berichte ehemaliger Zwangsarbeiter“. Auch in Deutschland gehörte die verbrecherische, erpresste Ausbeutung ausländischer Arbeitskräfte während des Zweiten Weltkriegs und die damit einhergehende menschenverachtende Behandlung und rassistische Geringschätzung der betroffenen Menschen zum Alltag. Erst seit Anfang der 1990er Jahre wurde auf dieses Thema durch eine Initiativgruppe aus Linden, die über Jahre hinweg Besuchsprogramme organisierte, neu aufmerksam gemacht. Aus den Erfahrungen dieser Arbeit wurde berichtet.

Eine Bilanz

Wenn wir Bilanz ziehen, stellen wir fest, dass sich die Auseinandersetzung mit dem jüdischen Erbe und dem Holocaust in Oberhessen im Allgemeinen und Gießen im Besonderen in zwei Wellen vollzogen hat, vierzig Jahre nach Kriegsende mit den Arbeiten von Kurt Heyne, Erwin Knauß und Johannes Winter und sechzig Jahre nach Kriegsende mit den Studien von Monika Graulich, Monica Kingreen und Hanno Müller. Neue Impulse wurden darüber hinaus durch die aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenkenden Stolpersteine gesetzt.²²

Mittlerweile hat sich herausgestellt, dass die Kategorie Gießener Jude an sich problematisch ist. Abgesehen von der leidigen Frage der Zuschreibung einer wie auch immer gearteten Identität sorgten die Stadtentwicklung und die Arbeitsmigration bereits in den 1920er Jahren für eine soziale Durchmischung der Gießener Bevölkerung. Und in den 1930er Jahren führten die sukzessive Marginalisierung und Diskriminierung durch das nationalsozialistische Regime zu einer allmählichen Vertreibung von jüdischen Bürgern, bis dann nach 1941 die systematische Deportation der letzten Alteingesessenen einsetzte. Das Minsker Ghetto oder die Vernichtungsstätte Malyj Trostenez waren zwar nicht als Zielorte der aus Darmstadt abgehenden Züge vorgesehen. Ungeachtet dessen zählen auch Men-

22 Vgl. Buseck, Christel/Graulich, Monika/Klein, Dagmar/Schroeter, Ursula/Weißgerber, Klaus (Hrsg.): Stolpersteine in Gießen. Dokumentation Frühjahr 2012 nach vier Verlegungen 2008-2010. [Gießen 2012].

schen aus Gießen zu den Opfern des Judenmordes, den das NS-Regime in Weißrussland initiierte.

Im Umfeld der Ausstellung erschienen zwei Dinge bemerkenswert. Einerseits wurde das Archiv des Fotoateliers Uhl wieder entdeckt, in dem in den 1920er und 1930er Jahren Gießener Bürger Porträt saßen – eine Sammlung, die nun in der Bearbeitung Hanno Müller längst verloren geglaubte Bilder Gießener Juden ans Tageslicht brachte.²³ Andererseits ist ein Wolchow-Knüppel mit der Aufschrift „Minsk 1943“ aufgetaucht, der Mitte der 1990er Jahre im Landkreis Gießen im Sperrmüll gefunden wurde. Es handelt sich dabei um ein handgeschnitztes Erinnerungstück, das gemeinhin auf Truppen zurückgeführt wird, die am Stellungskrieg am nordrussischen Wolchow-Fluss teilnahmen. Der kunstvoll verzierte Stock ist inzwischen an das Deutsch-Russische Museum Berlin-Karlshorst übergeben worden.²⁴ Offenbar hat mindestens ein Gießener zeitweilig im Umfeld des Minsker Ghettos und der Vernichtungsstätte Trostenez in den Reihen der Wehrmacht oder anderer Einheiten gedient. Im Gedächtnis der Stadt scheint mehr vergraben zu sein, als man gemeinhin ahnt. Wahrnehmbare Spuren finden sich 80 Jahre nach Kriegsende ansonsten nur noch auf Hinweisschildern zu den beiden zerstörten Synagogen und auf Inschriften von Stolpersteinen sowie an stillen Orten wie jüdischen Friedhöfen und Gräbern für Zwangsarbeiter. Offenbar ist es an der Zeit, nach dem Vorbild des Jüdischen Zimmermann-Strauß-Museums in Nidda eine Musealisierung des Alltags im Nationalsozialismus voranzutreiben, um die Umstände des Holocaust in Erinnerung zu rufen. Lebendig erhalten wird das kulturelle Erbe immerhin auch in den Veranstaltungen der jüdischen Gemeinde. Die Kooperation des Gießener Zentrums östliches Europa mit der Belarussischen Staatsuniversität Minsk und die Aktivitäten der Deutsch-Weißrussischen Gesellschaft e.V. „Kali laska – Willkommen“ in Wetzlar dienen darüber hinaus der Völkerverständigung.

Insgesamt gesehen war das Publikumsinteresse an der Ausstellung und am Rahmenprogramm enorm.²⁵ Es wurden 12 Führungen für Schulklassen durchgeführt und über 600 Besucher registriert. Am 13. Januar notierte eine Besucherin im Gästebuch: „Es bleibt eine immer bestehende Aufgabe für jede Generation für Menschlichkeit sich einzusetzen, damit solche Verbrechen nie wieder passieren.“ Und am 17. Januar ergänzte ein weiterer Besucher: „Es ist immer wieder schrecklich zu sehen, was Menschen den Menschen antun bzw. anzutun fähig sind. Aber wir mögen nicht vergessen, dass Menschen nicht nur im Bösen, sondern auch im Guten zu (fast) allem befähigt sind.“

23 Vgl. Müller, Hanno: Fotos Gießener Juden. Gießen 2019.

24 Mit herzlichem Dank für die Hinweise an den Spender Peter Zehner.

25 Vgl. den Pressespiegel: Helwig, Heidrun: „Kann mich nicht an Juden erinnern“. Studierende der JLU begeben sich in Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez“ auf die Spuren Gießener Opfer. In: Gießener Anzeiger, 29.11.2018, S. 32; Schepp, Karola: Dem Grauen ein Gesicht geben. In: Gießener Allgemeine, 5.12.2018; Feike, Jonas: „Vernichtungsort Malyj Trostenez“ – Eine Ausstellung in Gießen. In: Universum, 9.12.2018. Ein „Meilenstein“, um das „Gedenken an die Tragödie“ wachzuhalten. In: Gießener Anzeiger, 13.12.2018, S. 32.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Buseck, Christel/Graulich, Monika/Klein, Dagmar/Schroeter, Ursula/Weißgerber, Klaus (Hrsg.): Stolpersteine in Gießen. Dokumentation Frühjahr 2012 nach vier Verlegungen 2008-2010. [Gießen 2012].

Das Gedenkbuch des Bundesarchivs für die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Deutschland (1933-1945), <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/>.

Ein „Meilenstein“, um das „Gedenken an die Tragödie“ wachzuhalten. In: Gießener Anzeiger, 13.12.2018, S. 32.

Epstein, Barbara: The Minsk Ghetto, 1941-1943. Jewish Resistance and Soviet Internationalism. Berkeley/Los Angeles/London 2008.

Feike, Jonas: „Vernichtungsort Malyj Trostenez“ – Eine Ausstellung in Gießen. In: Universum, 9.12.2018, <http://universum-giessen.de/vernichtungsort-malyj-trostenez-eine-ausstellung-in-giessen/>.

Gerlach, Christian: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrussland 1941 bis 1944. Hamburg 1999.

Gottwaldt, Alfred/Schulle, Diana: Die „Juden deportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2005.

Graulich, Monika: Verschleppt aus Gießen, deportiert, ermordet. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 100 (Gießen 2015), S. 235-275.

Grether, Michael; Kampe, Hans-Georg: Deckname „Hansa“. Die Bunker im geplanten Hauptquartier des OKH in Gießen. Berlin 1997 (Militärgeschichtliche Blätter).

Helwig, Heidrun: Geboren in Gießen, ermordet in Minsk. Auf den Spuren der Gießener Familien Kaminka und Stiefel. Seminar der JLU befasst sich mit lokalen Schicksalen. In: Gießener Anzeiger, 12.1.2019, S. 42.

Helwig, Heidrun: „Kann mich nicht an Juden erinnern“. Studierende der JLU begeben sich in Ausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez“ auf die Spuren Gießener Opfer. In: Gießener Anzeiger, 29.11.2018, S. 32, https://www.giessener-anzeiger.de/lokales/hochschule/vernichtungsort-malyj-trostenez-studierende-der-jlu-suchen-nach-spuren-giessener-opfer_19278744.

Helwig, Heidrun: „Moral und Mitleid entdeckt“. Johannes Winter liest in Gießen aus „Die verlorene Liebe der Ilse Stein“. Rahmenprogramm der Ausstellung zum Vernichtungsort Malyj Trostenez. In: Gießener Anzeiger, 18.12.2018, S. 30.

Heyne, Kurt u.a.: Judenverfolgung in Gießen und Umgebung 1933-1943. Arbeit einer Schülergruppe der Liebigsschule Gießen, Jahrgangsstufe 12. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 69 (1984).

Initiative „Gedenkort Güterbahnhof Darmstadt“ (Hrsg.): Darmstadt als Deportationsort. Zur Erinnerung an die unter dem Nazi-Regime aus dem ehemaligen Volksstaat Hessen deportierten Juden und Sinti. Texte und Konzeption: Renate Dreesen, Christoph Jetter. Darmstadt 2004.

Initiative „Gedenkort Güterbahnhof Darmstadt“. (Hrsg.): Denkzeichen Güterbahnhof Darmstadt. Zur Erinnerung an die unter dem Nazi-Regime aus dem ehemaligen Volksstaat Hessen deportierten Juden und Sinti. Eine Dokumentation. Red. Renate Dreesen, Elisabeth Krimmel. Darmstadt 2009.

Initiative „Gedenkort Güterbahnhof Darmstadt“ (Hrsg.): Die Deportationslisten. Veröffentlichung der vollständigen Namenslisten der 1942/43 aus dem ehemaligen Volksstaat Hessen deportierten Juden. Red. Renate Dreesen, Christopher Jetter. 3. Aufl. Darmstadt 2011.

Jatho, Jörg-Peter: Zur Durchsetzung des Nationalsozialismus in der Provinz Oberhessen – unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Gießen. In: Hessen unterm Hakenkreuz. Hrsg. v. Eike Hennig. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1984, S. 180-198.

Kerer, Hilde: Ich war ein Blitzmädel. Frauenkameradschaft in der Wehrmacht. Aufgezeichnet von Thomas Hanifle. Bozen 2014.

Kingreen, Monica: Gewaltsam verschleppt aus Oberhessen. Die Deportationen der Juden im September 1942 und in den Jahren 1943-1945. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen NF 85 (2000), S. 5-95.

Kingreen, Monica: „Nach der Kristallnacht“. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938-1945. Frankfurt/New York 1999.

Kingreen, Monica: „Wir werden darüber hinwegkommen.“ Letzte Lebenszeichen deportierter hessischer Juden. Eine dokumentarische Annäherung. In: Kundrus, Birthe/Meyer, Beate (Hrsg.): Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen 1938-1945. Göttingen 2004 (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 20), S. 86-111.

Knauß, Erwin: Die jüdische Bevölkerung Gießens 1933-1945. Eine Dokumentation. 4., erweiterte Aufl. Wiesbaden 1987.

Kohl, Paul: Das Vernichtungslager Trostenez. Augenzeugenberichte und Dokumente. Dortmund 2003.

Müller, Hanno: Fotos Gießener Juden. Gießen 2019.

Müller, Hanno/Damrath, Friedrich/Schmidt, Andreas: Juden im Busecker Tal: Alten-Buseck, Beuern, Großen-Buseck, Burkhardtsfelden, Reiskirchen, Rödgen. Teil 1: Familien. Teil 2. Grabsteine und ihre Inschriften. Fernwald Steinbach 2013.

Müller, Hanno: Juden in Friedberg. Lich 2018.

Müller, Hanno: Juden in Gießen 1788-1942. Gießen 2012.

Müller, Hanno: Juden in Laubach und Ruppertsburg. Neustadt an der Aich 2015.

Müller, Hanno: Juden in Leihgestern. Lich 2017.

Müller, Hanno/Konrad-Leder, Klaus: Juden in Lich: Birklar, Langsdorf, Muschenheim und Ettingshausen. Teil 1. Familien. Teil 2. Grabsteine, Anhang, Register. Butzbach 2010.

Müller, Hanno/Kilian, Helma/Kingreen, Monica: Juden in Münzenberg 1800-1942, Gumbach 1750-1942, Fauerbach II 1800-1874. Fernwald 2014.

Müller, Hanno: Juden in Pohlheim: Garbenteich 1789-1945, Grüningen 1763-1942, Holzheim 1784-1942, Watzenborn-Steinberg 1758-1942. Neustadt an der Aich 2015.

Müller, Hanno: Juden in Schotten 1629-1945 und Einartshausen 1800 – 1942. Neustadt an der Aich 2016.

Müller, Hanno/Damrath, Friedrich: Juden in Steinbach. 2., verb. Aufl. Fernwald-Steinbach 2010.

Müller, Hanno: Judenfamilien in Butzbach und seinen Stadtteilen. Butzbach 2007.

Müller, Hanno/Bertram, Dieter/Damrath, Friedrich: Judenfamilien in Hungen und in Inheiden, Utph, Villingen, Obbornhofen, Bellersheim und Wohnbach. [Fernwald] 2009.

O zlodejanih nemecko-fašistskih zavzatčikov v gorode Minske (19. septembra 1944 g.) [Über die Bösartigkeiten der deutsch-faschistischen Eroberer in der Stadt Minsk (19. September 1944)]. In: Njurnbergskij process nad glavnymi nemeckimi prestupnikami. Sbornik materialov v semi tomach [Der Nürnberger Prozess über die deutschen Hauptverbrecher. Sammlung von Materialien in sieben Bänden]. Unter der Redaktion von R. A. Rudenko. Bd. IV: Voennye prestuplenija protiv čelovečnosti [Kriegsverbrechen gegen die Menschlichkeit]. Moskva 1959, S. 83-91.

Rentrop, Petra: Tatorte der „Endlösung“. Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte von Maly Trostinez Berlin 2011.

Schepp, Karola: Dem Grauen ein Gesicht geben. In: Gießener Allgemeine, 5.12.2018.

Semmel, Heinrich Georg: Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Massenmorde im weißrussischen Trostenez. In: Main-Kinzig-Kreis Mitteilungsblatt. Zentrum für Regionalgeschichte 39 (2014), S. 73-84.

Semmel, Heinrich Georg: Ghetto Minsk und Vernichtungsort Trostenez in Weißrussland. Deportation und Ermordung jüdischer Bewohner aus Dörfern und Städten des heutigen Main-Kinzig-Kreises. In: Main-Kinzig-Kreis Mitteilungsblatt. Zentrum für Regionalgeschichte 38 (2013), S. 47-55.

Steil, Dieter: Zur Geschichte der Juden. In: Brake, Ludwig/Brinkmann, Heinrich (Hrsg.): 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997. Gießen 1997, S. 381-409.

Stingl, Wolfgang Gilbert: Fragmente jüdischen Lebens in Nidda. Gegen das Vergessen. Nidda 1995.

Stingl, Wolfgang Gilbert: Jüdisches Leben in Nidda im 19. und 20. Jahrhundert. Untersuchung zur Lokalgeschichte des oberhessischen Landjudentums. Obertshausen 2001.

Trostenez: tragedija narodov Evropy, pamjat' v Belarusi. Dokumenty i materialy [Trostenez: Tragödie der europäischen Völker, Denkmal in Weißrussland. Dokumente und Materialien]. Bearbeitet v. V. D. Selemenev u.a. Minsk 2016.

Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung. Eine deutsch-belarussische Wanderausstellung der Internationalen Bildungs- und Begegnungswerks gGmbH (IBB Dortmund) sowie der Internationalen Bildungs- und Begegnungsstätte „Johannes Rau“ Minsk (IBB Minsk), in Zusammenarbeit mit der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas. [Dortmund 2017].

Winter, Johannes: Die verlorene Liebe der Ilse Stein. Deportation, Ghetto und Rettung Frankfurt am Main 2007.

Winter, Johannes: Hauptmann Willi Schulz. Judenretter und Deserteur. In: Wette, Wolfram (Hrsg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht. Frankfurt am Main 2002, S. 123-141.

Zeitzeugenarchiv der Minsker Geschichtswerkstatt. Erinnern, lernen, forschen am historischen Ort, <http://zeitzeugenarchiv.gwminsk.com/>.

Tabelle

Namen von Gießener Bürgern oder zeitweiligen Einwohnern Gießens auf den Listen der Deportationszüge nach Minsk

Deportiert aus Hamburg (08.11.1941)

Nr.	Name, Vorname	Geboren, Ort
01.	Blumenthal, Irma (geb. Kahn)	*1887 Friedberg
02.	Blumenthal, Isidor	*1885 Halsdorf
03.	Levy, Frieda (geb. Kornfeld)	*1897 Rzepiennik
04.	Perlmann, Isaac	*1881 Hamburg
05.	Wagschal, Louis Ludwig	*1882 Montabaur

Deportiert aus Düsseldorf (10.11.1941)

Nr.	Name, Vorname	Geboren, Ort
06.	Guggenheimer, Klara	*1891 Mannheim
07.	Hirschberg, Emil	*1893 Zwesten
08.	Levita, Adolf	*1898 Worms
09.	Ulmann, Hans	*1900 Elberfeld

Deportiert aus Frankfurt (11./12.11.1941)

Nr.	Name, Vorname	Geboren, Ort
10.	Blumenthal, Flora (geb. Isenberg)	*1890 Fronhausen
11.	Engel, Markus	*1877 Grünigen
12.	Engel, Selma (geb. Sommer)	*1880 Crainfeld
13.	Grünwald, Hans	*1901 Okarben
14.	Hirsch, Siegfried	*1898 Lich
15.	Jacob, Willy	*1891 Niedergemünden
16.	Kugelman, Bertha (geb. Eckstein)	*1903 Kesselbach
17.	Leopold, Berta	*1890 Schmalnau
18.	Levi, Isaak	*1883 Gießen
19.	Löb, Ida (geb. Rosenthal)	*1886 Leipzig
20.	Löwenberg, Walli	*1922 Leipzig
21.	Lutz, Salomon	*1930 Gießen
22.	Meyer, Frieda (geb. Stiefel)	*1884 Rüdtingshausen
23.	Neustädter, Jenny (geb. Adler)	*1893 Kelsterbach
24.	Neustädter, Siegmund	*1895 Gießen
25.	Rosenberg, Frieda (geb. Katzenstein)	*1885 Rhina
26.	Stern, Jacob	*1940 Gießen
27.	Stiefel, Erna (geb. Moses)	*1902 Frielendorf
28.	Stiefel, Gustav	*1892 Birklar
29.	Stiefel, Johanna	*1882 Rüdtingshausen
30.	Stiefel, Kurt	*1928 Gießen
31.	Süßkind, Paula (geb. Löwenstein)	*1885 Ruttershausen

32.	Wallenstein, David	*1899 Großen-Buseck
33.	Wallenstein, Friedel	*1931 Gießen
34.	Wallenstein, Meta (geb. Engel)	*1905 Grüningen
35.	Windecker, Gertrud	*1922 Lich
36.	Windecker, Gustav	*1885 Lich
37.	Windecker, Selma (geb. Ziegelstein)	*1888 Treis

Deportiert aus Berlin (14.11.1941)

Nr.	Name, Vorname	Geboren, Ort
38.	Guttentag, Heinrich	*1876 Breslau
39.	Kahn, Johanna	*1900 Liedolsheim

Deportiert aus Köln (20.07.1942)

Nr.	Name, Vorname	Geboren, Ort
40.	Baum, Nathan	*1883 Kesselbach
41.	Cahn, Alfred	*1876 Sürth
42.	Cahn, Karoline (geb. Rosenbaum)	*1876 Hörsnheim
43.	Cohn, Sofie (geb. Windecker)	*1890 Lich
44.	Fröhling, Paula	*1897 Wehr
45.	Kahn, Albert	*1888 Worfelden
46.	Kaminka, Wolfgang	*1926 Gießen
47.	Liebmann, Paula (geb. Weinstein)	*1896 Gensungen
48.	Löwenberg, Emil	*1882 Steinbach

Eine jüdische Überlebensgeschichte aus der Wetterau und die Erinnerungskultur des Holocaust im ländlichen Raum

MADELEINE MICHEL

Einige Monate nach den Novemberpogromen 1938, verkündete der Niddaer Anzeiger am 28.07.1939, dass die „letzte Judenfamilie zur Freude der Einwohnerschaft Niddas das Feld geräumt“ habe, denn es sei ihr „so allein auf weiter Flur ungemütlich geworden“.¹ Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, gibt es keine Juden in Nidda und Geiß-Nidda mehr. Die Personen, welche zum Teil seit mehreren Generationen in Nidda ansässig waren, konnten nur zu einem kleinen Teil rechtzeitig ins Ausland emigrieren. Der viel größere Teil der jüdischen Einwohner Niddas sind in den Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslagern von Minsk, Riga, Piaski, Kowno, Theresienstadt, Lodz, Treblinka, Ravensbrück, Izbica, Dachau, Majdanek und Auschwitz ermordet worden oder gelten als verschollen.²

Um das jüdische Leben in Nidda während des Nationalsozialismus darzustellen, sollen an dieser Stelle die Opferschicksale der Familie Stein aus Geiß-Nidda im Vordergrund stehen. Überregional bekannt ist die journalistische Biografie Johannes Winters, der die Deportations- und Fluchtgeschichte Ilse Steins in seinem Werk „Die verlorene Liebe der Ilse Stein“ aufgeschrieben hat.³ Bevor er ein ganzes Buch zu Ilse Steins Lebensgeschichte veröffentlichte, publizierte er 1993 „Herzanschläge“.⁴ In „Herzanschläge“ ist, neben verschiedenen ähnlichen Fallbeispielen, eine Kurzdarstellung von Ilse Steins Flucht- und Deportationsgeschichte festgehalten, die 2007 durch die Publikation von „Die verlorene Liebe der Ilse Stein“ weiter ausgeführt wurde. Ilse Stein wurde 1941 mit ihren zwei Schwestern, sowie ihrem Vater Leopold Stein und ihrer Mutter Hilda Stein von Frankfurt am Main in das Ghetto nach Minsk in Weißrussland deportiert. Winter porträtierte journalistisch Ilse Steins außergewöhnliche Überlebensgeschichte. Die heutige Quellenlage über Ilse Steins Erfahrungen und Entbehrungen im Ghetto von Minsk ist so gering, dass Winters Erzählung Primärquelle bezüglich Ilse Steins Schicksal in Minsk ist. Um sich Ilse Steins Erfahrungen in Minsk hinreichend annähern zu

1 Zitiert nach: Pfnorr, Reinhard: Nidda in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. In: Dascher, Ottfried (Hrsg.), Nidda. Die Geschichte einer Stadt und ihres Umlandes. Nidda 1992, S. 219.

Pfnorr bezieht sich auf einen Artikel vom 28.07.1939 des nicht mehr existierenden „Niddaer Anzeigers“. Die nachfolgende Zeitung „Kreis Anzeiger“ konnte keine näheren Informationen auf Anfrage beitragen.

2 Vgl. Bundesarchiv Koblenz (Hrsg.): Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945. Koblenz 2006.

3 Vgl. Winter, Johannes: Die verlorene Liebe der Ilse Stein. Frankfurt 2007.

4 Vgl. Winter, Johannes: Herzanschläge. Ermittlungen über das Verschwinden von Juden, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen aus dem Dorf. Frankfurt 1993.

können, soll die Geschichte des Deportationszuges aus Deutschland nach Minsk⁵, dem „Sonderghetto“ für „Reichsjuden“ und der Verwaltung des Ghettos zuerst dargestellt werden⁶, um sich zunächst einen historischen Überblick zu verschaffen. Durch die erhaltenen Verwaltungsakten aus Nidda, die heute im „Zimmermann-Strauss-Museum“ zu finden sind, lässt sich für die Gemeinden um Nidda ein Eindruck bezüglich antisemitischer Übergriffe und Diskriminierungen zwischen 1933 und 1945 gewinnen.⁷

Weiterhin soll die Geschichtspolitik und Erinnerungskultur der Niddaer und Geiß-Niddaer Bevölkerung nach 1945 betrachtet werden. Wie geht man mit dem historischen Erbe der Stadt um? Ab wann erinnert man sich öffentlich und bewusst an die vertriebenen und ermordeten jüdischen Bürger und in welcher Form?

Eine komprimierte Geschichte des Judentums in Nidda

Die jüdische Gemeinde

Der „moderne Antisemitismus“ ist etwa seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, „wissenschaftlich“ und rassistisch begründet. Juden wurden nicht mehr auf Grund ihrer Religionszugehörigkeit diskriminiert und definiert, sondern durch ihre Zugehörigkeit zu einer „Rasse“.⁸ Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kam es zu einem Emanzipationsprozess von Juden im Deutschen Reich. Durch die langsame Auflösung der Ständegesellschaft im Zuge der Aufklärung und der Entstehung eines mündigen Bürgertums, konnten Juden sich aus ihrer gesellschaftlichen Randgruppe lösen und wurden zu gleichgestellten Staatsbürgern.⁹ Die Emanzipation der Juden im Kurfürstentum Hessen erfolgte 1833 und im ganzen Reich 1871.¹⁰

5 Eine übersichtliche Darstellung zu Deportationen aus dem Deutschen Reich: Vgl. Gottwald, Alfred; Schulle, Diana: Die Judendeportationen' aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2011.

6 Einführende und übersichtliche Literatur zur Thematik des Minsker Ghettos: Vgl. Rentrop, Petra: Tatorte der ‚Endlösung‘. Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte von Maly Trostenez. Berlin 2011. Vgl. Rentrop-Koch, Petra: Die ‚Sonderghettos‘ für deutsche Jüdinnen und Juden im besetzten Minsk (1941-1943). In: Meyer, Beate (Hrsg.). Deutsche Jüdinnen und Juden in Ghettos und Lagern (1941-1945). Lodz, Chelmo, Minsk, Riga, Auschwitz, Theresienstadt. Berlin 2017, S. 88-128. Vgl. Epstein, Barbara: The Minsk Ghetto 1941-1943. Jewish Restistance and Soviet Internationalism. Berkeley 2008.

7 Ein Teil der vorhandenen Quellen werden an dieser Stelle zum ersten Mal zitiert und sind somit unpaginiert und unsortiert. Im Folgenden wird versucht, durch Datumsangaben und Dokumentbeschreibungen, die Quelle so genau wie möglich anzugeben. Die Abkürzung „ZSM“ steht für „Zimmermann-Strauss-Museum“, welches der offizielle Name des jüdischen Museums in Nidda ist und wo die Quellen zu finden sind. Die Quellen wurden dankenswerterweise von Frau Schiebe und Herr Grulich zur Verfügung gestellt.

8 Bergmann, Werner: Was ist Antisemitismus? <http://www.bpb.de/politik/extremismus-/antisemitismus/37945/antisemitismus?p=all> (30.08.2019)

9 Vgl. Wyrwa, Ulrich: Emanzipation der Juden. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.). Handbuch des Antisemitismus. Begriffe, Theorien, Ideologien, Band 3. München 2010, S. 64-67.

10 Vgl. Stingl, Wolfgang: Jüdisches Leben in Nidda im 19. und 20. Jahrhundert. Untersuchung zur Lokalgeschichte des oberhessischen Landjudentums. Obertshausen 2001, S. 31.

In Nidda und Umgebung haben sich seit dem 13. Jahrhundert Juden angesiedelt und waren seitdem fester Bestandteil der Entwicklung und Geschichte Niddas. Der Zeitpunkt der Erbauung der alten Niddaer Dach-Synagoge, eine besonders seltene Form der Synagoge, da sie sich über zwei Dachböden von aneinander liegenden Wohnhäusern erstreckte, kann nicht genau festgelegt werden. Da es jedoch Juden vor dem Ende des 17. Jahrhunderts untersagt war, Synagogen oder Gebetshäuser zu errichten, kann die Entstehung der Synagoge zeitlich zu Beginn des 18. Jahrhunderts eingegrenzt werden. Laut Wolfgang Stingl, Theologe und Heimatforscher aus Nidda, seien diese Häuser in den 1970er Jahren, im Zuge der Altstadt-sanierung Niddas, abgerissen worden.¹¹ Die Dach-Synagoge befand sich in der heutigen Gerbergasse 3-5, welche jedoch nur von der Hausnummer 5 aus begehbar gewesen sei.¹² Da es Juden nun frei stand, sich anzusiedeln wo sie möchten, wuchs die jüdische Gemeinde Niddas auf etwa 100 Personen an, sodass im Oktober 1877 eine neue Synagoge eingeweiht werden konnte.¹³ Das Gebäude der neuen Synagoge ist heute nicht mehr als jüdisches Gebetshaus erkennbar, da es kurz vor den Novemberpogromen am 15. Oktober 1938 an die neuen Eigentümer übergeben und in ein Wohnhaus umgebaut wurde.¹⁴ Der Kaufvertrag wurde am 19. Juli 1938 von stellvertretenden Gemeindemitgliedern aus Nidda und Geiß-Nidda unterschrieben und die Vollmacht für den Verkauf der Synagoge Emanuel Eckstein übertragen. Der Notar D. Ramge bezeugte die Rechtskräftigkeit des Verkaufs.¹⁵ Der Verkauf der Synagoge bedeutete auch das Ende der jüdischen Gottesdienste in Nidda.

Die Emigration von Juden aus Nidda nach Israel oder in die USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts, lässt sich auf verstärkte antisemitische Bewegungen in Nidda zurückführen. Bereits ab 1924 haben in Nidda politische Veranstaltungen der NSDAP stattgefunden. Besonders ab 1930 wurden in der Großgemeinde Nidda Reden von Dr. Ferdinand Werner, erster nationalsozialistischer Staatspräsident Hessens ab 1933,¹⁶ und dem Pfarrer Ludwig Münchmeyer über „Die Nationalsozialisten- Deutschlands Rettung“ oder „Morgenrot über Deutschland“ gehalten, die unter der Niddaer Bevölkerung großen Anklang und Zustimmung erhielten.¹⁷ Wenn man die Wahlergebnisse der NSDAP der Reichstagswahlen von 1924, 1928 und 1930 vergleicht, wird deutlich, dass die Reden nationalistischer Fürsprecher vor 1930 vielleicht von einem großen Teil der Niddaer Bürger gehört wurden, sich dies aber nicht endgültig in den Wählerzahlen widerspiegelte. 1924 wählten 60 Personen die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei bei einer Wahlbeteiligung von etwa 75 Prozent, 1928 nur noch 10 Personen und 46 Prozent Wahlbeteiligung

11 Vgl. Stingl, Wolfgang: Fragmente jüdischen Lebens in Nidda. Nidda 1995, S. 12.

12 Vgl. Stingl 2001, S. 118.

13 Vgl. Ebd., S. 17.

14 Vgl. Ebd., S. 31 f.

15 Vgl. Zimmermann-Strauss-Museum, „Inländer-Kaufvertrag“, 13. Juli 1938.

16 Vgl. Jatho, Jörg-Peter: Dr. Ferdinand Werner. Eine biographische Skizze zur Verstrickung eines völkischen Antisemiten in den Nationalsozialismus. In: Wetterauer Geschichtsblätter 34. 1985, S. 181-224.

17 Vgl. Stingl 2001, S. 58f.

und 1930 stieg die Wählerzahl auf 163 Personen an, obwohl nur 66 Prozent der Niddaer zur Wahlurne gingen.¹⁸ Der Anstieg der Wählerstimmen ab 1928 sei vor allem auf bereits erwähnte Persönlichkeiten wie Dr. Ferdinand Werner zurück zu führen, der innerhalb der Niddaer Bevölkerung sehr geachtet worden sei und nach den hessischen Landtagswahlen am 15. November 1932 zum Landtagspräsident gewählt wurde.¹⁹ Reinhard Pfnorr, Vorsitzender des Niddaer Heimatmuseums, legt anschaulich dar, wie der „Tag von Potsdam“ in Nidda gefeiert wurde:

„Der Tag der Reichstageröffnung (21.03.1933), allgemein als der ‚Tag von Potsdam‘ bekannt, wurde in Nidda spontan zu einer großen Jubelfeier, an der sich fast alle Vereine und die Niddaer Bevölkerung beteiligten. In einem feierlichen Fackelzug zog man zum Niddaer Marktplatz- die Glocken der Niddaer Kirchtürme läuteten eine halbe Stunde lang-, voran die SA-Fackelträger, dann die Reiter des Reitervereins, Feuerwehr und Feuerwehrkapelle-. Es folgten der Kriegerverein, die Sanitätskolonne, Hitlerjugend, NS-Frauenschaft und junge Mädchen, Schützenverein, Gesangverein, Sportclub Victoria, Verein für das Deutschtum im Ausland, NS-Jungvolk, Deutscher Handlungsgehilfen-Verband, Turnverein (Männer, Frauen und Zöglinge), zum Schluß [sic!] wieder eine SA-Abteilung.“²⁰

Diese Art von Feier oder Prozession durch die Stadt war sicherlich kein außergewöhnlicher Umstand im Vergleich mit anderen Siegesfeiern der NSDAP in anderen deutschen Städten. Es zeigt dennoch, dass es in Nidda keine nennenswerten oppositionellen Stimmen gab, die sich zu diesem Zeitpunkt von der nationalsozialistischen Bewegung abgrenzten. Wenn es diese gegeben haben soll, dann wurden sie in der vorliegenden Quelle nicht erwähnt. Die Aufzählung der zahlreichen Teilnehmer am Fackelzug zeigt deutlich, dass durch alle Vereine und Gesellschaftsgruppen die Ideologie der Nationalsozialisten angenommen wurde. Auch am 01. Mai 1933 habe ein Festzug von „mehreren hundert Metern“ den nationalen Tag der Arbeit gefeiert.²¹ Es gibt Berichte, dass Kundgebungen anderer Parteien ab 1931 durch Mitglieder der NSDAP unterbunden oder gestört worden seien, indem diese durch Zwischenrufe und Störungen die Redner nicht zu Wort kommen ließen. 1928 habe es im Vorfeld der Kommunalwahlen eine Kundgebung gegen das „Hakenkreuz als Volksseuche“ gegeben, durch eine Verbindung von SPD und DDP.²²

18 Vgl. Pfnorr 1992, S. 205 ff. Die Wahlbeteiligung der Niddaer im September 1930 von 66 Prozent ist deutlich geringer als die Gesamtbeteiligung im Reich von 82 Prozent.

19 Vgl. Ebd., S. 207.

20 Pfnorr 1992, S. 213.

21 Vgl. Ebd., S. 213 ff.

22 Vgl. Ebd., S. 206 ff.

Antisemitismus und Diskriminierung

Den Höhepunkt antisemitischer Übergriffe und Anfeindungen in Nidda, begründet der Tod des letzten Vorstehers der jüdischen Gemeinde Emanuel Eckstein. Eckstein zog 1911 mit seiner Frau Sitta und Tochter Bertha in die Schlossgasse 8 nach Nidda und betrieb dort einen Kolonialwarenladen. Durch die Pogrome im November 1938 war das kleine Geschäft, wie viele andere jüdische Geschäfte und Wohnhäuser, geplündert und verwüstet worden.²³ Ehemalige Nachbarn, Freunde, Schuldner und Bekannte der Schloßgasse 8, haben in den Stunden der Novemberpogrome im Wohnhaus und Laden gestohlen und zerstört, was sie finden konnten. Juden war ab 01. Januar 1939 der „Betrieb von Verkaufsstellen“ und auch „der selbstständige Betrieb eines Handwerks“ untersagt.²⁴ Dem Niddaer Dokument dazu ist zu entnehmen, dass dem Bürgermeister bis zum 15.01.1939 die Frist gesetzt wurde, diese Verordnung durchzusetzen. Im „Verzeichnis der jüdischen Gewerbebetriebe in Nidda“ ist zu lesen: „Der Jude Eckstein hat inzwischen und zwar am 20.10.38 das obige Geschäft abgemeldet.“ Als weitere Bemerkung steht dort: „Das Geschäft geht nicht mehr.“²⁵ Die Bemerkung „Das Geschäft geht nicht mehr“ ist zumindest nicht frei erfunden, bedenkt man, dass in Nidda am 03.04.1933 zum Boykott gegen jüdische Geschäfte aufgerufen wurde und das Geschäft während der Novemberpogrome 1938 zerstört und geplündert wurde.²⁶ 1948 sei es wegen ebenjener Plünderungen zu einem Prozess vor dem Gießener Landgericht gekommen und zwei der Täter seien zu acht Monaten und einem Jahr Gefängnis verurteilt worden.²⁷

Im Oktober 1939 war Eckstein für einen Tag nach Nidda zurückgekehrt, um seinen zurückgelassenen Besitz zu verkaufen. Im Februar 1939 war Emanuel Eckstein mit seiner gesamten Familie nach Frankfurt am Main umgezogen, wohin er aber nach seinem Oktoberbesuch in Nidda nicht zurückkehren sollte.²⁸ Zu den genauen Todesumständen von Eckstein ist nichts bekannt, da es keine Gerichtsverhandlung gegeben habe.²⁹ Johannes Winter ist sich nach seinen Recherchen sicher, dass Niddaer Schulkinder Eckstein durch die Stadt trieben. Somit habe es keine Gerichtsverhandlung geben können, da die „Täter“ noch nicht in einem straffähigen Alter gewesen seien.³⁰ Eckstein sei entweder einem „Schlag vor die Brust“ erlegen³¹ oder an einem Herzinfarkt gestorben, bedingt durch die vorausgegangene Hetzjagd. Heute erinnert eine Straße, „Emanuel-Eckstein-Anlage“ unterhalb des Niddaer Bahnhofs, an Eckstein.

Während der Novemberpogrome wurde sowohl der Besitz der Familie Eckstein als auch der Steins in Geiß-Nidda beschädigt. Zu den Pogromen zitiert Heri-

23 Vgl. Winter 1993, S. 11.

24 Vgl. ZSM, „Die jüdischen Gewerbebetriebe“. 5. Januar 1939, Blatt 1.

25 Vgl. ZSM, „Die jüdischen Gewerbebetriebe“. 5. Januar 1939, Blatt 2.

26 Vgl. Stingl 2001, S. 63.

27 Vgl. Winter 1993, S. 12 ff.

28 Vgl. Ebd., S. 9.

29 Vgl. Stingl 2001, S. 16 f.

30 Vgl. Winter 1993, S. 17.

31 Vgl. Ebd., S. 18. Aussage von Anna Vöhl.

bert Stingl einen Artikel des „Niddaer Anzeigers“, dass insbesondere die Fensterscheiben und der Laden des „Juden Eckstein“ demoliert worden sein sollen und Papiere auf der Straße verstreut wurden. Abends sei eine Anzahl jugendlicher Niddaer nach Geiß-Nidda gezogen, die an den Häusern der letzten vier jüdischen Familien, darunter auch Familie Stein, Fensterscheiben eingeschlagen hätten.³² Während sich Ilse Stein mit ihrer Mutter und ihren Schwestern auf dem Dachboden versteckte, habe sie die Hilfeschreie des Vaters aus dem Verkaufsraum des kleinen Kramladens hören können. Das „Anschreibbuch“ mit den Namen aller Schuldner sei verbrannt und die Ladenkasse geplündert worden.³³ Einen Tag darauf wurde Leopold Stein, Ilse Steins Vater, von der Geheimen Staatspolizei verhaftet und in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Diese Verhaftungswelle von männlichen, vorgeblich vermögenden Juden, sollte den Auswanderungsdruck auf Juden verstärken. Meist wurden diese Personen in die Konzentrationslager Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen gebracht. Die Juden aus der Mitte Deutschlands seien nach Buchenwald gebracht worden.³⁴ Für Hilda Stein und ihre drei Töchter bedeutete dies, dass sie nicht wussten, wann oder ob der Familienvater nach Geiß-Nidda zurückkehren würde. Als Grund für die Verhaftung, wurde Leopold Steins Engagement als „aktiver Zionist“ angegeben.³⁵ Am 13. Januar 1939 wurde der Häftling 25152, Leopold Steins zugeteilte Häftlingsnummer in Buchenwald, wieder nach Geiß-Nidda entlassen.³⁶ Es ist davon auszugehen, dass sich Familie Stein aus Geiß-Nidda und Familie Eckstein aus Nidda bekannt waren. Da die jüdische Gemeinde nicht allzu groß war und Geiß-Nidda nicht über eine eigene Synagoge verfügte, mussten Steins am Gottesdienst in der Niddaer Synagoge teilgenommen haben. Zudem war Emanuel Eckstein auch Kantor der jüdischen Gemeinde in Nidda und damit eine präzente Persönlichkeit innerhalb der Gemeinde.

Ab 01. Januar 1939 waren auch Niddaer Juden gezwungen, den Vornamen „Sara“ oder „Israel“ zu tragen. Auf der Geburtsurkunde Ilse Steins ist handschriftlich notiert: „[...] ist der Vorname Sara zusätzlich geführt. Geiß-Nidda, den 18. Dezember 1938. Der Standesbeamte [...].“³⁷ Auch das jüngste Familienmitglied der Steins Lisa, geboren 1934 und zu diesem Zeitpunkt 4 Jahre alt, war gezwungen den Namen „Sara“ anzunehmen.³⁸ Unterhalb des Vermerks vom 18. Dezember 1938 ist bei beiden Geburtsurkunden ein weiterer handschriftlicher Verweis, aber aus dem Jahr 1948: „Nach Widerruf der zweiten Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17.

32 Vgl. Zitiert nach: Stingl 2001, S. 74 f.

33 Vgl. Winter, Johannes: Die verlorene Liebe der Ilse Stein. Frankfurt 2007, S. 22 f.

34 Vgl. Gottwald, Alfred; Schulle, Diana: Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2011. S. 28 f.

35 Vgl. Stingl 2001, S. 44.

36 Vgl. Ebd., S. 255.

37 Vgl. ZSM, „Geburtsurkunde Ilse Stein“, 10. August 1924.

38 Vgl. ZSM, „Geburtsurkunde Lisa Stein“, 05. Juni 1934.

August 1938 ist der zusätzliche Vorname Sara weggefallen. Geiß-Nidda, den 22. März 1948. Der Standesbeamte Scheib.³⁹

Familie Stein aus Geiß-Nidda und ihre Deportation in das Ghetto Minsk

Das „Sonderghetto I“ für „Reichsjuden“

Der dritte von sieben Deportationszügen aus dem Deutschen Reich nach Minsk, kam nach fünf Tagen Fahrt am 17. November 1941 in der Stadt an. Der Transport aus Frankfurt zählte etwa 1042 bis 1052 Frauen, Männer und Kinder jeden Alters.⁴⁰ Für „reichsdeutsche“ Juden wurde ein besonderes Ghetto errichtet, abgetrennt von weißrussischen Juden. Das „Sonderghetto I“ bildete sich durch die deportierten Personen aus Frankfurt, Düsseldorf und Hamburg und das „Sonderghetto II“ durch Personen aus Berlin, Brünn, Bremen, Hamburg und Wien.⁴¹

Die Schaffung eines Ghettos in Minsk war aus strategischer Sicht der Nationalsozialisten sehr vorteilhaft, da etwa ein Drittel der 240 000 Einwohner von Minsk Juden waren.⁴² Bevor Juden aus dem Deutschen Reich nach Minsk deportiert wurden, mussten sich die rund um Minsk verteilten einheimischen Kriegsflüchtigen in einem „offenen Ghetto“ ansiedeln, welches durch fest zugeordnete Straßenabschnitte ausgewiesen war.⁴³ Diese festen Straßenabschnitte waren zu einem großen Teil die Straßen des ehemaligen jüdischen Viertels im Nordwesten von Minsk. Die wenigsten Häuser des jüdischen Viertels zeichneten sich durch Massivbauweise aus, da die meisten Häuser von ihren Bewohnern selbst errichtet und aus Holz gebaut waren. Im Westen wurde das Ghetto natürlich begrenzt durch den Fluss Swislatsch, führte bis zur Nemiga Straße, entlang des jüdischen Friedhofs und im Osten wieder zur Swislatsch.⁴⁴ Im November 1941 als erstmalig deutsche Juden in das Ghetto von Minsk gebracht wurden, wurden zahlreiche weißrussische Juden ermordet. Der Grund für diese „Aktionen“⁴⁵ war der Platzmangel innerhalb des Ghettos. Es musste Raum geschaffen werden für die neuen Ghettoinsassen aus dem Deutschen Reich. Der Mord an diesen Menschen wurde durch die Sicherheitspolizei und dem Sicherheitsdienst des Reichsführers SS zwischen dem 06. und 11. November vorgenommen. Als am 11. November der erste Deportationszug aus Hamburg in Minsk eintraf, berichten Zeitzeugen des Hamburger Deportationszuges, dass sie mit einer Vielzahl von Leichen konfrontiert

39 Vgl. Ebd.

40 Vgl. Rentrop, Petra: Tatorte der ‚Endlösung‘. Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte von Maly Trotstenez. Berlin 2011, S. 171.

41 Vgl. Ebd., S. 178.

42 Vgl. Rentrop-Koch, Petra: Die ‚Sonderghettos‘ für deutsche Jüdinnen und Juden im besetzten Minsk (1941-1943). In: Meyer, Beate (Hrsg.). Deutsche Jüdinnen und Juden in Ghettos und Lagern (1941-1945). Lodz, Chelmo, Minsk, Riga, Auschwitz, Theresienstadt. Berlin 2017, S. 89.

43 Ebd., S.89.

44 Vgl. Epstein, Barbara: The Minsk Ghetto 1941-1943. Jewish Restuance and Soviet Internationalism. Berkeley 2008, S. 83 ff.

45 Euphemistischer Ausdruck der Nationalsozialisten Razzien und Erschießungen.

worden seien.⁴⁶ Trotz der ersten „Aktion“ war der „Lebensraum“ der Ghettoinsassen weiterhin beschränkt, sodass es am 20. November erneut zu Massenerschießungen kam. Die Opfer beider Mordaktionen werden auf etwa 12.000 Personen geschätzt. Ursprünglich sollten etwa zwanzig Deportationen aus dem Deutschen Reich nach Minsk stattfinden, es gingen jedoch nur sieben Züge bis Herbst 1941 nach Minsk.⁴⁷ Immer wieder wurden weißrussische Juden bei „Aktionen“ ermordet, um Platz für die Juden aus dem Reich zu schaffen. Durch ebenjenes neu gewonnenen Raum wurde das „Sonderghetto I“ und das „Sonderghetto II“ für „Reichsjuden“ errichtet.⁴⁸

Die Nahrungsversorgung der Juden im Ghetto war äußerst mangelhaft, da nur Arbeitskräfte des Ghettos eine geregelte Ausgabe von Nahrungsmitteln erhielten. Etwa 900 von 7000 Personen erhielten so eine Mahlzeit, um bei Kräften für ihre Arbeit zu bleiben. Der nicht zur Zwangsarbeit herangezogene Teil der Insassen des Ghettos, musste sich Nahrungsmittel durch Tauschhandel beschaffen. Zusätzlich waren die hygienischen Zustände des Ghettos kaum vorstellbar. Mehrere Personen lebten auf kleinstem Raum zusammen und hatten keinen Zugang zu sanitären Anlagen, Latrinen oder Seife. Dieser Umstand begünstigte die Entstehung von Seuchenkrankheiten wie Typhus, Lungenentzündungen oder eiternden Wunden, wodurch sich täglich geschwächte Ghettoinsassen neu infizierten oder an ihren Krankheiten starben.⁴⁹

Die Niederlage von Stalingrad und das kontinuierliche Vorrücken der Roten Armee nach Westen, führte zur Auflösung des Ghettos 1943.⁵⁰ Im September 1943 wurden 800 Personen nach Majdanek deportiert. In Majdanek angekommen, wurden von diesen Personen etwa 250 ausgesucht um in Lagern rund um Lublin zu arbeiten. Der verbleibende Teil wurde dort ermordet. Andere Deportationen führten nach Sobibór oder Auschwitz. Im Oktober 1943 war das Sonderghetto weitestgehend nicht mehr bewohnt. Der verbliebene Teil der weißrussischen Juden wurde in das leere Sonderghetto umquartiert, aber zwischen dem 21. und 23. Oktober in Trostenez ermordet. Die Zahl der getöteten Personen rangiert zwischen 3000 und 6000 Personen. Diese Zahlen beziehen sich aber lediglich auf die direkt in Minsk ermordeten Juden, nicht auf die Deportierten Opfer nach Sobibór, Majdanek, Lublin oder Auschwitz.⁵¹ Nach Christian Gerlach liege die Gesamtzahl der ermordeten Juden auf weißrussischem Gebiet bei etwa 500 000. Die Opfer der

46 Vgl. Rentrop 2017, S. 92 f.

47 Vgl. Gottwald; Schulle 2005, S. 89 f.

48 Vgl. Rentrop 2017, S. 93 ff.

49 Vgl. Ebd., S. 97-100.

50 Vgl. Reuss, Anja: 'Holocaust by Bullets'. Die Organisation des deutschen Massenmordes in Belarus 1941-1944. In: Bonnesoeur, Frédéric; Dinkelaker, Philipp; Kleinmann, Sarah; Kolata, Jens; Reuss, Anja (Hrsg.). Besatzung, Vernichtung, Zwangsarbeit. Beiträge des 20. Workshops zur Geschichte und Gedächtnisgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Berlin 2017, S. 55.

51 Vgl. Gerlach, Christian: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrussland 1941 bis 1944. Hamburg 1999, S. 740-743.

Zivilbevölkerung seien in dieser Zahl nicht enthalten und die Dunkelziffer der ermordeten Juden liege sicherlich höher.⁵²

Die Lebens- und Fluchtgeschichte Ilse Steins aus dem Minsker Ghetto

Das Schicksal Ilse Steins während ihrer Zeit im Ghetto von Minsk aufzuarbeiten und zu rekonstruieren ist auf Grund der unzureichenden Quellenlage schwierig. Wie bereits erwähnt, wurde Ilse Steins Geschichte durch Johannes Winter journalistisch bearbeitet, aber noch nicht in historisch-wissenschaftlicher Form.⁵³ Manche Angaben des Autors widersprechen historisch recherchierten Tatsachen, wie die Rückkehr Leopold Steins, also Ilse Steins Vater, aus dem Konzentrationslager Buchenwald. Statt Weihnachten 1938, wird Leopold Stein erst im Januar 1939 aus dem Konzentrationslager zurück in seine Heimat entlassen.⁵⁴ Allerdings ist der Anspruch einer journalistischen Erzählung auch nicht, die vollkommene historische Wahrheit zu erzählen. Im Falle von Familie Stein wäre dies durch die Quellenlage auch nicht möglich. Ungeklärt ist der Todeszeitpunkt Leopold Steins. Seine Tochter wird von Johannes Winter zitiert:

„Das Blut ist nach dem Pogrom [28. Juli-30. Juli 1942] geflossen auf den Straßen im Getto [sic!] wie nach dem Regen das Wasser. Der Vater gehörte einem anderen Arbeitskommando an. Dort wurde etwas gestohlen. Alle Männer mußten [sic!] sich in Reihe aufstellen und bis drei zählen. Jeder Dritte wurde erschossen, der Vater auch.“⁵⁵

Walter Katzenberger, ein Überlebender des Ghettos, berichtet von der Erschießung Leopold Steins, durch eine Vergeltungsaktion der Nationalsozialisten für Ilse Steins und Willi Schulz Flucht aus dem Ghetto. Jeder im Ghetto verbliebene Angehörige der Geflüchteten sei in Trostenez ermordet worden.⁵⁶ Diese Beispiele sollen deutlich machen, dass es mehr geschichtswissenschaftliche Annäherungen an Einzelschicksale von Opfern bedarf, es aber gleichzeitig auch schwierig ist, einzelne Opferbiografien zu rekonstruieren.⁵⁷ Dadurch dass Ilse Stein den Zweiten Weltkrieg überlebte, kann die Geschichte ihrer Familie nacherzählt werden. Für die vielen Ermordeten Juden aus dem Deutschen Reich gilt das kaum, da meist biografische Hinweise nach der Deportation nach Minsk enden. Für weißrussische Juden oder die heimische Zivilbevölkerung gilt dies noch weniger, da bei Massenerschießungen durch die Täter nicht dokumentiert wurde, welche Personen in diesem Moment ermordet wurden und dazu einige Quellen vernichtet wurden.

52 Vgl. Ebd., S. 743.

53 Vgl. Winter 1993 und Winter 2007, sowie diverse Zeitungsartikel in der FAZ.

54 Vgl. Winter 1991, S. 95. Und vgl.: Gottwald; Schulle 2011, S. 28 f.

55 Winter 1991, S. 98.

56 Vgl. Winter 2007, S. 144.

57 Diese Unterschiede sollen jedoch nicht dazu führen, dass am Wahrheitsanspruch von Ilse Steins Schicksal gezweifelt wird, sondern dass diese Angaben als Zeitzeugin eine Möglichkeit der Quellenkritik im Rahmen der „oral history“ bietet.

Durch die Deportationslisten der Juden aus dem Deutschen Reich ist dies für Deutsche und Österreicher weitaus besser nachvollziehbar.⁵⁸

Ilse Steins Überlebensgeschichte steht keinesfalls exemplarisch für das Schicksal anderer Juden im Minsker Ghetto. Sie gehört der kleinsten Gruppe von Personen des Minsker Ghettos an: Den Überlebenden. Allein aus ihrem Deportationszug von Frankfurt am Main am 11./12. November 1941, sind nur etwa zehn andere überlebende Personen bekannt.⁵⁹ Nur durch die Hilfe des Hauptmanns Willi Schulz konnte Ilse Stein mit ihren beiden Schwestern und 25 weiteren Personen aus dem Ghetto fliehen. Willi Schulz war der Vorsteher von Ilse Steins Heizungskolonie, die außerhalb des Sonderghettos für die Beheizung des „Deutschen Hauses“ zuständig war. Schulz war Veteran des Ersten Weltkrieges und vor Beginn des Ostfeldzuges in Dresden beim Stab des Luftgaukommandos der Wehrmacht eingesetzt.⁶⁰ Als er nach Minsk abgeordnet wurde, wurde er Chef einiger Arbeitskommandos. Ilse Stein, in ihrer Funktion als Vorsteherin der Heizungskolonie, bekam Essensmarken von Schulz ausgeteilt und war das Bindeglied zwischen Schulz und den Frauen des Arbeitskommandos. Es sei ihre Rettung gewesen, dass Schulz sich in sie verliebte und dadurch Ilse Stein und ihre Familie vor Hunger und Krankheiten bewahren wollte. Willi Schulz habe Ilse Stein sogar vor Mordaktionen im Ghetto gewarnt.⁶¹ Petra Rentrop spricht davon, dass die Kolonnenchefs die Anweisung erhalten hätten, ihre Arbeitsgruppe in den nächsten Tagen nicht in das Ghetto zu bringen, damit diese Arbeitskräfte nicht versehentlich den Razzien zum Opfer fielen.⁶²

Ob Willi Schulz Ilse Stein, ihre Schwestern und die anderen Menschen aus dem Ghetto aus Liebe zu Ilse Stein rettete oder aus moralischen Gründen, ist nicht mit Sicherheit zu klären. Schulz zu unterstellen, er habe die Flucht aus dem Ghetto mit den Ghettoinsassen gewählt, um der herannahenden Roten Armee und damit der Kriegsgefangenschaft, mit Hilfe der belarussischen Partisanenorganisation zu entgehen, kann weder bestätigt, noch widerlegt werden. Der Tag des 30. März 1943, den Winter als Tag der Flucht aus dem Ghetto ausmacht, lag in einer Zeit, die innerhalb der Geschichtswissenschaft als „psychologische Wende“ des Zweiten Weltkrieges bezeichnet wird. Durch die Niederlage der Wehrmacht bei Stalingrad, begannen die Besatzer sich langsam aus Weißrussland zurückzuziehen.⁶³ Es ist anzunehmen, dass Schulz durch ausländische Radiobeiträge und andere Informationsquellen wusste, wie es mit der Deutschen Armee um Stalingrad bestellt war und das Weiterbestehen des Ghettos zeitlich begrenzt war.⁶⁴ Es ist wahrscheinlich, dass er durch die gesehenen Grausamkeiten im Ghetto, nicht länger für das Deutsche Reich und Heer arbeiten wollte. Laut Winter sei Schulz „nach Trostenez ab-

58 Vgl. zu Eulenburg, Amelie, Kerpel-Fronius, Adam; Neumärker, Uwe: Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung. Dortmund, Minsk, Berlin 2016, S. 108.

59 Vgl. Gottwald; Schulle 2005, S. 93.

60 Vgl. Winter 2007, S. 44 f.

61 Vgl. Ebd., S. 67 ff.

62 Vgl. Rentrop 2011, S. 147 f.

63 Vgl. zu Eulenburg 2016, S. 115.

64 Vgl. Winter 2001, S. 82 f. Vgl. Ebd., S. 76 f.

kommandiert worden“, weil sein enger Kontakt mit Ilse Stein auf Kameraden und Vorgesetzte verdächtig wirkte. In Trostenez habe sich seine Einstellung zum Krieg einschlägig verändert.⁶⁵

Schulz habe in der ehemaligen sowjetischen Kolchose „Karl Marx“ die dort angesiedelten Zwangsarbeiter bewachen müssen.⁶⁶ Die Zwangsarbeiter produzierten für die deutschen Besatzer in Minsk Lebensmittel und mussten die Gaswagen reinigen, in denen zuvor Menschen durch in den Transportraum geleitetes Gas ermordet wurden. Anschließend mussten die Arbeiter die mitgebrachten Besitztümer der Ermordeten sortieren, damit diese auf die Besatzer verteilt werden konnten oder ins Reich zurück geschickt wurden.⁶⁷ Da die ehemalige Kolchose nahe des Dorfes „Malyj Trostenez“ lag, welches ab Januar 1944 das Wehrdorf „Klein Trosteneze“ werden sollte, wurde auch die Kolchose nach dem Dorf benannt.⁶⁸ Das Zwangsarbeiterlager gehört zum Gesamtkomplex der Vernichtungsstätte Malyj Trostenez, die sich auf mehrere Kilometer und verschiedene Orte rund um Minsk erstreckte. In dem nahegelegenen Waldstück Blagowschtschina wurde eine Massenerschießungsstätte eingerichtet. Dort sollte bei der Befreiung des Vernichtungsorts am 14. Juli 1944 die sowjetische „Außerordentliche Kommission“ 34 Massengräber mit verkohlten Leichen und menschlichen Überresten finden. In einem weiteren Waldstück, Schaschkowka, befand sich eine Anlage zur Verbrennung der Leichen.⁶⁹ In diese Umgebung wurde Willi Schulz strafversetzt. Es ist schwierig, anhand des Buchs von Johannes Winter einen Zeitpunkt der Versetzung auszumachen. Wenn man einen ungefähren Zeitpunkt der Versetzung Schulz annimmt und mit der Entwicklung des Vernichtungsorts Malyj Trostenez vergleicht, könnte man erschließen, wie viel Willi Schulz persönlich von den Morden in Blagowschtschina erfahren haben könnte. Etwa zeitgleich zu Beginn der Massenerschießungen in Blagowschtschina im Frühjahr 1942 wurde die Kolchose „Malyj Trostenez“ von den deutschen Besatzern übernommen und das Zwangsarbeiterlager dort errichtet.⁷⁰ Ab Mai 1942, also etwa sechs Monate nachdem Ilse Stein und ihre Familie nach Minsk deportiert wurden, wurden Deportationszüge erstmalig direkt in das Waldstück Blagowschtschina geleitet und Personen ermordet, statt zuerst in das Ghetto von Minsk gebracht zu werden.⁷¹ Auch wenn der Wald zwischen dem Zwangsarbeiterlager und der Erschießungsstätte Augenzeugen verhinderte, ist es wahrscheinlich, dass Willi Schulz die Schüsse hörte, den Geruch von verbrannten Leichen wahrnahm oder durch Berichte seiner Kameraden von den Morden erfuhr.

Durch seine Erfahrungen in Trostenez, die sich abzeichnende Niederlage des Krieges für das Deutsche Reich und seiner Verbindung zu Ilse Stein muss in Willi Schulz der Entschluss gewachsen sein, das Ghetto zu verlassen. Fliehen konnten

65 Vgl. Ebd., S. 69.

66 Vgl. Ebd., S. 69.

67 Vgl. zu Eulenburg 2016, S. 87.

68 Vgl. Ebd., S. 88.

69 Vgl. Ebd., S. 76 f. Und vgl. den Beitrag von Prof. Dr. Thomas Bohn in diesem Band.

70 Vgl. zu Eulenburg 2016, S. 87.

71 Vgl. Ebd., S. 108.

sie schließlich getarnt als Arbeitstrupp, der unter Schulz Aufsicht außerhalb des Ghettos arbeiten sollte. Laut Winter sei Schulz ohne Mitspracherecht gewesen, wie diese Flucht organisiert werden sollte. Die Entscheidungen dazu fielen durch eine Widerstandsgruppe des Ghettos, die mit einer Partisanengruppe um Minsk in Verbindung gestanden habe.⁷²

Nach ihrer gemeinsamen Flucht wurden Ilse Stein und Willi Schulz bei den Partisanen voneinander getrennt. Jahrzehnte habe Ilse Stein in Russland, zuletzt in Rostow am Don, verbracht, ohne zu wissen, ob Willi Schulz oder ihre Schwestern das Ende des Weltkrieges unversehrt erlebt haben. Erst 1985 erfuhr Ilse, dass ihre jüngste Schwester den Krieg überlebt hat. Willi Schulz starb noch vor dem Ende des Krieges am 31.12.1944 in Krasnogorsk an Meningitis. Dort sollte er für das „Nationalkomitee Freies Deutschland“ arbeiten. Dass Ilse Stein den gemeinsamen Sohn, ebenfalls mit dem Namen Willi, zur Welt brachte und dieser wenige Monate später an Diphtherie gestorben ist, davon blieb Willi Schulz ahnungslos.⁷³ Ilse Stein starb am 20. April 1993 in Rostow am Don.⁷⁴

Erinnerungsgeschichte an die jüdische Gemeinde in Nidda

Erinnerungskultur und journalistisches Engagement

„Wenn ich merke, dass sich in mir etwas dagegen wehrt, versuche ich, die Vorhaltung unserer Schande auf Motive hin abzuhören, und bin fast froh, wenn ich glaube, entdecken zu können, dass öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessen dürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken.“⁷⁵

Diese Worte sprach Martin Walser 1998 bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels. Vielfach wurde seine Rede „Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“, eher bekannt als „Paulskirchenrede“, in den Medien diskutiert und eine öffentliche Auseinandersetzung mit dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, wurde im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ausgetragen. Durch diese Rede hat Walser in Deutschland eine neue Debatte der Erinnerungsgeschichte und Erinnerungspolitik des Holocaust in Deutschland ausgelöst.

Die Debatte von Walser und Bubis ist jedoch kaum noch mit heutigen Debatten der Erinnerungskultur und des Gedenkens an den Holocaust zu vergleichen. Sowohl Martin Walser als auch Martin Bubis, beide 1927 geboren, können noch von ihren Erfahrungen des nationalsozialistischen Regimes als Zeitzeugen berichten. Heutige Generationen müssen sich immer wieder mit neuen Formen der Erinnerungskultur auseinandersetzen. Besonders stehen aktuelle Historikergene-

72 Vgl. Winter 2001, S. 93.

73 Vgl. Winter 1991, S. 100-105.

74 Vgl. Ebd., S. 105.

75 Walser, Martin: Unser Auschwitz. Auseinandersetzung mit der deutschen Schuld. Herausgegeben von Andreas Meier. Hamburg 2015, S. 237.

rationen vor der Herausforderung, Geschichte ohne Zeitzeugen zu vermitteln. Nach Aleida Assmann, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, sind auch noch heutige Generationen Zeitzeugen des Faschismus in Deutschland. Es bestehe eine Verbindung zwischen der Gegenwart und unserer historischen Vergangenheit. Etwa durch Bombenfunde aus dem Zweiten Weltkrieg, aktuelle Prozesse gegen NS-Verbrecher oder Entschädigungsprozesse für Opfer des nationalsozialistischen Rassewahns.⁷⁶

Wie erinnert man also im ländlichen Raum wie Nidda an die Vergangenheit, die scheinbar immer noch gegenwärtig ist? Sind sich die heutigen Bewohner der ehemaligen Synagoge Niddas bewusst, welcher geschichtsträchtige Hintergrund hinter der Fassade ihres Hauses steckt? Ein Anfangspunkt des Mikrokosmos des Forschungsgebietes der Erinnerungsgeschichte und Erinnerungskultur, kann die der Regionalgeschichte sein, denn öffentliche Geschichtsbilder entstehen durch Schnittstellen von Erinnerungsorten.⁷⁷ In der regionalen Zeitung Niddas wurde 1994 ein Artikel veröffentlicht, der von einer Lesung von Johannes Winter berichtet. Auf Einladung der Bürgerinitiative „Runder Tisch gegen Ausländerfeindlichkeit“, sei Winter nach Nidda gekommen, einer „betroffenen Kommune“ die in „den Strudel der Pogrome und des Holocaust“ geraten sei. Der Verfasser des Zeitungsartikels schrieb von einem „echten Ansatz der Vergangenheitsbewältigung“ für die Anwesenden und die Anwesenheit einiger „Moralapostel“, welche sich in den Satz der „Gnade der frühen [späten] Geburt“ geflüchtet hätten.⁷⁸

Bereits im Jahr 1966 erschien ein Artikel in der Lokalzeitung Niddas, der teilweise Kritik am Antisemitismus während der „Nazi-Zeit“ in Nidda übt, sich im Wesentlichen aber an der Historie der ehemaligen Synagoge orientiert und die gute Integration von Juden in die Niddaer Stadtgeschichte hervorhob.⁷⁹ Laut des Zeitungsartikels sei es bereits 1937 zum Verkauf der Synagoge an die aktuellen Eigentümer gekommen. Es habe sowieso schon ab 1935 kein jüdischer Gottesdienst mehr stattgefunden, da die jüdische Gemeinde in Nidda auf etwa vier Familien geschrumpft sei und der Gottesdienst im Haus des Gemeindevorstehers Emanuel Eckstein stattgefunden habe. Auch die Einweihung ebenjener Synagoge im Jahr 1877 wurde thematisiert. Nicht nur die Mitglieder der jüdischen Gemeinde nahmen an der Einweihungsfeier 1877 teil, sondern auch ein großer Teil der

76 Vgl. Assmann, Aleida; Frevort, Ute: *Geschichtsvergessenheit, Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945.* Stuttgart 1999, S. 26.

77 Vgl. Schmid, Harald: *Regionale Erinnerungskulturen. Ein einführender Problemaufriss.* In: Bernhard, Katja; Schmid, Harald (Hrsg.). *Erinnerungskultur und Regionalgeschichte.* München 2009, S. 10 f.

78 Fehler des Autors. Richtig müsste es „Gnade der späten Geburt“ heißen, da nach Altkanzler Helmut Kohl der Teil der Deutschen, die nach 1930 geboren wurden, keine „Schuld“ oder „Täterschaft“ trüge, da sie sich nicht bewusst für oder gegen den Nationalsozialismus hätten entscheiden können. Jo Kipper: „Eckstein ist wohl einem Herzschlag erlegen“. In: *Kreis-Anzeiger*, 11. November 1994. S. 21.

79 Vgl. Unbekannter Verfasser: „Erinnerung an die Niddaer Synagoge“. In: *Kreis-Anzeiger*, 25.01.1966. S. 6.

Niddaer Bevölkerung wie Bürgermeister, christliche Geistliche, Lehrer der Stadt oder der Stadtvorstand. Zum Abschluss habe der Niddaer Gesangverein zur Feier ein Lied gesungen. Laut des Artikels habe der damalige großherzogliche Rabbiner Dr. Benedikt Levi aus Gießen das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Glaubensrichtungen in Nidda hervorgehoben und das „Gemeinsame aller Religionen“ unterstrichen.⁸⁰ Als weiteres Zeichen der gegenseitigen Akzeptanz und Toleranz habe der Niddaer Bürgermeister mit einem Tanz den feierlichen Ball mit der Frau des Gemeindevorstehers eröffnet. Allerdings weist der Artikel auf die Jahre des Nationalsozialismus nur in einem Nebensatz hin: „Wir möchten die unwürdige Zeit der Verfolgungen in diesem Bericht auch übergehen.“⁸¹ Der Artikel legt deutlichen Fokus auf die guten Verhältnisse zwischen der jüdischen und christlichen Gemeinde und sollte hervorheben, wie gut Juden in Nidda assimiliert gewesen sind.

Aus den im Original überlieferten Quellen des jüdischen Museums in Nidda ist jedoch die Übereignung der Synagoge auf den 15.10.1938 datiert.⁸² Neben den Verkaufsdokumenten ist ebenfalls eine Aufstellung über alle jüdischen Kultgegenstände der Gemeinde überliefert worden. Diese Liste ist jedoch undatiert, gehört aber mit großer Wahrscheinlichkeit auch zu den Verkaufsdokumenten der Synagoge. Auf dieser Liste ist ersichtlich, dass diese Gegenstände durch Gemeindeglieder nach Frankfurt gebracht wurden.⁸³ Der Zeitungsartikel prangerte offen den Tod Ecksteins durch Niddaer Schüler an. Eckstein wurde jedoch nicht mit seinem eigentlichen Namen genannt, sondern als „Samuel Eckstein“ bezeichnet.⁸⁴ Diese falsche Namensnennung schlug sich noch in weiteren Artikeln und einem Denkmal nieder.

Im Dezember 1981 wird schließlich eine Gedenktafel am Standort der ehemaligen Synagoge, Schillerstraße 33, eingeweiht. Auf der Bronzetafel ist folgender Text zu lesen:

„Ehemalige Synagoge mit Frauenbad der durch Auswanderung, Deportation und Tod im Jahre 1937 aufgelösten jüdischen Gemeinde von Nidda. Erbaut im Jahre 1877 mit großer Beteiligung der gesamten Niddaer Einwohnerschaft am 26. Oktober 1877. Verkauf vom letzten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Samuel Eckstein in private Hände im Jahre 1937, ein Jahr vor der Reichskristall-

⁸⁰ Benedikt Levi wurde am 14. Oktober 1806 in Worms geboren und war 67 Jahre Rabbiner in Gießen und starb am 4. April 1899 ebenda. Vgl. Steil, Dieter; Zwischen Reformjudentum und Neuorthodoxie. Zum 200. Geburtstag des Gießener Rabbiners Dr. Benedikt Levi. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, Band 91. Gießen 2006, S. 69-93.

⁸¹ Vgl. Ebd.

⁸² Vgl. ZSM, „Entschädigungsansprüche der jüdischen Kultusgemeinden und Nachfolgeorganisationen für Schaden an Eigentum nach §§ 124 ff BEG.“, 26. Januar 1951.

⁸³ Vgl. ZSM, „Verwaltungsgebäude der Israelitischen Gemeinde FFM., Fahrgasse 146. Kultgeräte und Zubehör. Ausgelagert aus der Synagoge Nidda, Kreis Büdingen, 26. Januar 1961.

⁸⁴ Vgl. Unbekannter Verfasser: „Erinnerung an die Niddaer Synagoge“. In: Kreis-Anzeiger, 25.01.1966, S. 6.

nacht am 09. November 1938. Umgebaut zu Wohnungen im Jahr 1938/1939.“⁸⁵

Im Kreis-Anzeiger wurde von der Einweihung der Gedenktafel berichtet und der Artikel zitierte ausführlich die Rede des Stadtverordnetenvorstehers Dr. Wolfgang Knoche. Dieser verband in seiner Rede das schreckliche Schicksal der Juden mit den Maximen der Französischen Revolution 1789 von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ und dass man diese in besonderer Weise in Deutschland von 1933 bis 1945 missachtet habe.⁸⁶ Zudem habe sich die Stadtverwaltung Nidda „die Gedenktafel 20 000 DM kosten lassen“.⁸⁷

Weitaus kritischer war der Journalist Peter Höbel, der 1984 einen Artikel im Stern veröffentlicht. Er verschriftlicht den Eindruck, den man als Forscher in der Niddaer Historie des Nationalsozialismus erhalten könnte. Nach Höbel lasse eine Festschrift zum 1000-jährigen Jubiläum Niddas die Jahre 1933 bis 1945 in Nidda unerwähnt.⁸⁸ Er ließ auch den Holocaustüberlebenden und Vorsitzenden des Landesverbands der jüdischen Gemeinden in Hessen zu Wort kommen, der den Inhalt der Tafel als „praktische Geschichtsfälschung“ bezeichnete. Fred Strauss fand noch deutlichere Worte, denn er sehe in der Tafel eine „Reinwaschung der Täter“ und eine „Beleidigung eines jeden Holocaustüberlebenden“⁸⁹. Der Artikel im Stern zitiert aus diversen bereits publizierten Zeitungsartikeln, wie dem Artikel des 1981 erschienen Kreis-Anzeigers, der lobend hervorhebe, dass die ehemalige Synagoge zum Glück vor den Novemberpogromen 1938 verkauft wurde und somit nicht in Flammen aufging.⁹⁰ Gleichwohl wirft der Autor im Stern auch die Frage auf, wieso die Synagoge überhaupt verkauft wurde. Wurde die Synagoge freiwillig verkauft oder gerade noch rechtzeitig an einen „Arier“, um das Gebäude vor Zerstörung und Schändung zu schützen?⁹¹

In dem Zeitungsartikel von 1981 über die Enthüllung der Gedenktafel als auch auf der Gedenktafel selbst wurde der Vorname Ecksteins falsch geschrieben. Bereits der zitierte Artikel von 1966 berichtete von „Samuel Eckstein“ statt von „Emanuel Eckstein“.⁹² Betrachtet man die Worte der Bronzetafel textkritisch, wird deutlich, dass die Worte der Tafel mit sehr viel Bedacht gewählt wurden. „Mit Beteiligung der gesamten Niddaer Einwohnerschaft“ sei die Synagoge 1877 eingeweiht worden. Dies betont abermals die Akzeptanz und Integration der Niddaer Juden in das Stadtgeschehen. Sicherlich entspricht diese Darstellung nicht der Unwahrheit, aber die explizit herausgestellte Betonung erweckt den Anschein, dass der Umgang mit den Angehörigen der jüdischen Gemeinde in der Zeit von 1933 bis 1945 heruntergespielt werden soll. Von Ecksteins gewaltsamen Tod 1939 in

85 Vgl. Höbel, Peter: „Die Juden von Nidda“. In: Stern Nr. 25. 1984. S. 12-16.

86 Vgl. Unbekannter Verfasser: „Am früheren Standort der Synagoge wurde eine Gedenktafel enthüllt“. In: Kreis-Anzeiger, 18.12.1981.

87 Vgl. Ebd.

88 Höbel, Peter: „Die Juden von Nidda“. In: Stern Nr. 25. 1984. S. 12-16.

89 Vgl. ebd. Fred Strauss wuchs in Nidda auf und emigrierte in die Vereinigten Staaten.

90 Vgl. ebd.

91 Vgl. ebd.

92 Vgl. Fußnote 78.

Nidda ist keine Rede. Scheinbar ist die kollektive Erinnerung zu diesem Zeitpunkt so weit in den Hintergrund gerückt, dass man ihn sogar bei einem falschen Namen nennt.

Die im Dezember 1981 eingeweihte Tafel wurde Wolfgang Stingl zufolge „nach einigen Monaten“ durch eine kleine Metalltafel ersetzt.⁹³ Auf dieser ist nun zu lesen: „Dieses Wohngebäude diente von 1877 bis 1937 der Jüdischen Gemeinde Nidda als Synagoge.“. Wie bereits festgestellt, wurde die Synagoge erst 1938 verkauft und nicht 1937. Dieser Hinweissatz ist weiterhin äußerst problematisch, da das Gebäude nicht als Wohngebäude erbaut wurde, sondern 1877 als Synagoge. Darüber hinaus ist es unverständlich, weshalb auf dieser Gedenktafel Antisemitismus, Reichspogromnacht, Vertreibung, Deportation und Ermordung der jüdischen Niddaer unerwähnt bleibt.

1986 wurde in Nidda ein Gedenkstein mit weitaus deutlicheren Worten und Nennung aller vertriebenen und ermordeten Familien eingeweiht:

„Zur Erinnerung an unsere 91 jüdischen Bürger, die während der Gewaltherrschaft 1933-1945 vertrieben und ermordet wurden. Die vom Faschismus verfolgten jüdischen Familien: Eckstein, Katz, Katzenstein, Kugelman, Leopold, Levi, Mayer, Naumann, Rollhaus, Salm, Sichel, Sommer, Stein, Stern, Strauss, Wallenstein, Wertheim. In Gedenken und zur Mahnung. Stadt Nidda, 1986.“⁹⁴

Die unumstrittene Anerkennung und Deutlichkeit von Verfolgung und Vernichtung ist durch diesen Gedenkstein gegeben. Alle in Nidda ansässigen Familien, eingeschlossen Familie Stein aus Geiß-Nidda, wurden auf dieser Tafel aufgezählt und gewürdigt. Dieses neue Denkmal löste jedoch 1986 auch eine Debatte um Erinnerung und Würdigung der Holocaustopfer in Nidda aus. Der Ort des Denkmals ist der Johanniterpark, wo sich im 15. Jahrhundert das Kirchenschiff der Johanniterkirche befand und um diese Kirche herum Personen bestattet wurden. Die Kritik an dem neuen Denkmal beschränkte sich nicht nur auf den Standort, da dieser keinerlei Bezug zu Niddas Juden habe, sondern auch auf das Wort „Faschismus“. Expliziter sei der Begriff „Nationalsozialismus“.

Heute ist die Erinnerung an den Holocaust und das öffentliche Bewusstsein von zentraler Bedeutung für die deutsche und europäische Bevölkerung. Eine gemeinsame Erinnerungskultur, getragen von Gedenkstätten, Museen, wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen und Gedenkveranstaltungen, ist unerlässlich. Besonders in den letzten 20 Jahren ist dieses öffentliche Bewusstsein in Nidda weitergewachsen. Durch ehrenamtliches Engagement und Forschergeist konnte 2001 ein jüdisches Museum entstehen, welches sich nach seinem Träger benannt hat. Das heutige „Zimmermann-Strauss-Museum“ beherbergt Objekte der ehemaligen Synagoge und persönliche Gegenstände früherer Niddaer Juden, die teilweise von Überlebenden gespendet wurden. Das Museum dient ausdrücklich zur Erinnerung an die lange Geschichte der Niddaer Juden, auch vor der Zeit des Na-

93 Vgl. Stingl 2001, S. 87.

94 Für weitere Informationen: <https://www.niddas-juden.de/old/?Willkommen> (13.09.2019).

tionalsozialismus.⁹⁵ Die dort ehrenamtlich arbeitenden Personen sind sehr bemüht darum, Bewusstsein für die lange Historie von Juden in Nidda zu schaffen. Erst im Februar 2019 fand eine Veranstaltung im Gemeindehaus von Johannes Winter und einen dazu anschließenden Film über Ilse Stein statt. Diese gemeinsame Veranstaltung des jüdischen Museums und der evangelischen Kirchengemeinde Geiß-Nidda und Bad Salzhausen, stieß auf sehr großes Interesse der Niddaer Bevölkerung, da mit etwa 30 Teilnehmern gerechnet wurde, aber weit über 100 Personen erschienen sind.⁹⁶ Personen wie Johannes Winter, Hildegard Schiebe und Rudolf Grulich, Vorsitzende des jüdischen Museums in Nidda, ist es zu verdanken, dass weiterhin ein Dialog und Interessens Austausch zum wohl dunkelsten historischen Kapitels Niddas besteht.⁹⁷

Von der ersten Publikation Johannes Winters 1993 bis zur letzten öffentlichen Veranstaltung im Februar 2019 wird kontinuierlich an einer „lebendigen“ Erinnerungskultur in Nidda gearbeitet. Zur Erinnerung an alle vertrieben und ermordeten Juden Niddas gehört auch der offene Dialog und die öffentliche Auseinandersetzung mit der historischen Vergangenheit; dazu regt kein stehendes Denkmal an, sondern vorbehaltlose und offene, gemeinsame Diskussion.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellenverzeichnis

Zimmermann-Strauss-Museum, „Die jüdischen Gewerbebetriebe“, 05. Januar 1939.

Zimmermann-Strauss-Museum, „Entschädigungsansprüche der jüdischen Kultusgemeinden und Nachfolge-Organisationen für Schaden an Eigentum nach §§ 124 ff BEG“, 26. Januar 1951.

Zimmermann-Strauss-Museum, „Inländer-Kaufvertrag“, 13. Juli 1938.

Zimmermann-Strauss-Museum, „Geburtsurkunde Ilse Stein“, 10. August 1924.

Zimmermann-Strauss-Museum, „Geburtsurkunde Lisa Stein“, 05. Juni 1934.

Zimmermann-Strauss-Museum, „Verwaltungsgebäude der Isrealitischen Gemeinde FFM, Fahrgasse 146. Kultgeräte und Zubehör. Ausgelagert aus der Synagoge Nidda, Kreis Büdingen.“, 26. Januar 1961.

Literaturverzeichnis

Assmann, Aleida; Frevert, Ute: *Geschichtsvergessenheit, Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945.* Stuttgart 1999.

Bergmann, Werner: Was ist Antisemitismus? <http://www.bpb.de/politik/extremismus-/antisemitismus/37945/antisemitismus?p=all> (30.08.2019).

Bundesarchiv Koblenz (Hrsg.), *Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft Deutschland 1933-1945.* Koblenz 2006.

95 Für weitere Informationen: <https://www.niddas-juden.de/old/?Willkommen> (13.09.2019)

96 Vgl. Maresch, Elfriede: „Geiß Nidda. Ilse Steins Lebensgeschichte als Mahnung“. In: *Kreis-Anzeiger*, 25.02.2019.

97 Vgl. Unbekannter Autor: „Ilse Stein hat nie aufgegeben“. In: *Kreis-Anzeiger*, 12.11.2014.

- Epstein, Barbara: The Minsk Ghetto 1941-1943. Jewish Restistance and Soviet Internationalism. Berkeley 2008.
- Gerlach, Christian: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrussland 1941 bis 1944. Hamburg 1999.
- Gottwald, Alfred; Schulle, Diana: Die ‚Judendeportationen‘ aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2011.
- Höbel, Peter: Die Juden von Nidda. In: Stern, Nr. 25. 1984.
- Jatho, Jörg-Peter: Dr. Ferdinand Werner. Eine biographische Skizze zur Verstrickung eines völkischen Antisemiten in den Nationalsozialismus. In: Wetterauer Geschichtsblätter 34. 1985, S. 81-224.
- Jo Kipper: Eckstein ist wohl einem Herzschlag erlegen. In: Kreis-Anzeiger, 11. November 1994.
- Maresch, Elfriede: Geiß-Nidda. Ilse Steins Lebensgeschichte als Mahnung. In: Kreis-Anzeiger, 25.02.2019.
- Pfnorr, Reinhard: Nidda in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. In: Dascher, Otfried (Hrsg.), Nidda. Die Geschichte einer Stadt und ihres Umlandes. Nidda 1992, S. S. 199-225.
- Rentrop, Petra: Tatorte der ‚Endlösung‘. Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte von Maly Trostenez. Berlin 2011.
- Rentrop-Koch, Petra: Die ‚Sonderghettos‘ für deutsche Jüdinnen und Juden im besetzten Minsk (1941-1943). In: Meyer, Beate (Hrsg.), Deutsche Jüdinnen und Juden in Ghettos und Lagern (1941-1945). Lodz, Chelmo, Minsk, Riga, Auschwitz, Theresienstadt. Berlin 2017, S. 88-128.
- Reuss, Anja; ‚Holocaust by Bullets‘. Die Organisation des deutschen Massenmordes in Belarus 1941-1944. In: Bonnesoeur, Frédéric; Dinkelaker, Philipp; Kleinmann, Sarah; Kolata, Jens; Reuss, Anja (Hrsg.), Besatzung, Vernichtung, Zwangsarbeit. Beiträge des 20. Workshops zur Geschichte und Gedächtnisgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Berlin 2017, S. 29-57.
- Schmid, Harald: Regionale Erinnerungskulturen. Ein einführender Problemaufriss. In: Berhardt, Katja; Schmid, Harald (Hrsg.), Erinnerungskultur und Regionalgeschichte. München 2009, S. 07-25.
- Steil, Dieter; Zwischen Reformjudentum und Neuorthodoxie. Zum 200. Geburtstag des Gießener Rabbiners Dr. Benedikt Levi. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, Band 91. Gießen 2006, S. 69-93.
- Stingl, Wolfgang: Fragmente jüdischen Lebens in Nidda. Nidda 1995.
- Stingl, Wolfgang: Jüdisches Leben in Nidda im 19. und 20. Jahrhundert. Obertshausen 2001.
- Unbekannter Autor: Ilse Stein hat nie aufgegeben. In: Kreis-Anzeiger, 12.11.2014.
- Unbekannter Verfasser: Am früheren Standort der Synagoge wurde eine Gedenktafel enthüllt. In: Kreis-Anzeiger, 18.12.1981.
- Unbekannter Verfasser: Erinnerung an die Niddaer Synagoge. In: Kreis-Anzeiger, 25.01.1966.
- Walser, Martin: Unser Auschwitz. Auseinandersetzung mit der deutschen Schuld. Hamburg 2015.

Winter, Johannes: Die verlorene Liebe der Ilse Stein. Deportation, Ghetto, Rettung. Frankfurt 2007.

Winter, Johannes: Herzanschläge. Ermittlungen über das Verschwinden von Juden, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen aus dem Dorf. Frankfurt 1993.

Wyrwa, Ulrich: Emanzipation der Juden. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus. Begriffe, Theorien, Ideologien, Band 3. München 2010, S. 64-67.

Zimmermann-Strauss-Museum: <https://www.niddas-juden.de/old/?Willkommen> (13. 09. 2019)

zu Eulenburg, Amelie; Kerpel-Fronius, Adam; Neumärker, Uwe: Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung. Dortmund, Minsk, Berlin 2016.

Politisches NS-Strafrecht in der Region - Kommunistische Mundpropaganda im Spiegel der politischen Strafsachen in Oberhessen

WOLFGANG FORM

Einleitung

Über 85 Jahre ist es her, dass die Weimarer Republik Geschichte wurde. Am 30. Januar 1933 wurde, nach dem Scheitern der Regierung Schleicher, Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt. „Die Wilhelmstraße gehört uns. Der Führer arbeitet bereits in der Reichskanzlei“, notierte Joseph Goebbels am 30. Januar 1933 in seinem Tagebuch. Nachdem Hindenburg für Papens Plan eines vereinigten rechten Kabinetts unter Hitler gewonnen war, vereidigte der Reichspräsident am Mittag des 30. Januar 1933 die neue Regierung und Hitler war Reichskanzler. Fackelzüge in Berlin und auch in Gießen¹ schon am Abend des 30. Januar zeigten, dass es die NSDAP mit ihrer „nationalen Erhebung“ ernst meinte. Nicht die Einbindung der NS-Führung in die Kabinettsdisziplin, sondern die Zurückdrängung der Deutschnationalen in der Reichsregierung und die nationalsozialistische Machteroberung zeichnete die nächsten Monate aus.

Es begann eine bislang kaum vorstellbare Hetze gegen Andersdenkende. Durch Terror und halblegale Methoden gelang den Nationalsozialisten in kürzester Zeit die Ausschaltung des Rechtsstaats und der Übergang zur Diktatur. Schnell kamen Männer und Frauen in die Mühlen der politischen Polizei und Justiz. Aber auch auf anderem Terrain durchdrang das NS-Regime das gesellschaftliche Leben. Jüdische Juristen durften ihren Beruf nur noch eingeschränkt ausüben, systemkritische Beamte sowie eine Reihe von Arbeiternehmervertretungen² wurden aus ihren Posten geworfen und es kam bei nicht NS-konformen Akademikern zum Entzug des Dokortitels - in Gießen betraf es 51 Promovenden.³ Besonders im akademischen Milieu schlugen die Wellen der Zustimmung höher und höher. Ein

1 „Mit einem »Fackelmarsch zur Auflösung der Demokratie« zogen in den Abendstunden SA- und SS-Männer, begleitet von vielen euphorischen Hitler-Anhängern in Zivil, mit brennenden Fackeln durch Gießen.“ Der deutsche Faschismus begann auch in Wetzlar nicht erst 1933. <http://www.hessencam.de/der-deutsche-faschismus-begann-auch-in-wetzlar-nicht-erst-1933/>. Thomas Kailer/Christian Schwöbel, Unterwerfung mit Schriftenverbrennung: Die „Große nationale Kundgebung“ der Ludwigs-Universität Gießen am 8. Mai 1933, in: MOHG 92, 2007, S.81 ff.

2 Siehe Bericht über die Ausstellung zur Zerschlagung der Gewerkschaften in der Gießener Allgemeine vom 7. März 2013.

3 Siehe Internetartikel der Justus-Liebig-Universität unter: <https://www.uni-giessen.de/ueber-uns/rueckblicke/doktorgradentziehungen/offizielle-stellungnahme>. Helmut Berding, Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933-1945, in: MOHG94, 2009, S. 177 ff.

Gradmesser nationalsozialistischer Doktrin war der Staatsrechtler Carl Schmitt. Sein Credo lautet "die herrschenden Wertanschauungen und -auffassungen eines Volkes prägen sich stets in den Auffassungen einer bestimmten führenden und maßgebenden Gruppe oder Bewegung aus. Herrschend, führend und maßgebend sind nicht Auffassungen und Anschauungen im Allgemeinen, sondern die Ansichten bestimmter Menschen. Im heutigen Staat der Gegenwart ist die nationalsozialistische Bewegung führend. Von ihren Grundsätzen aus muss daher bestimmt werden, was gute Sitten, Treu und Glauben, zumutbare Anforderungen, öffentliche Sicherheit und Ordnung usw. sind."⁴ Für ihn war es nicht wichtig, überholte Rechtsgrundsätze aufrecht zu erhalten. Vielmehr sei die Rechtspraxis dazu da, um die Grundlagen der „nationalen Erhebung“, eines wahren Deutschen Rechts, umzusetzen. Er war entsetzt, dass es nach einem Jahr NS-Herrschaft noch nicht in allen Bereichen geschafft worden sei, das Recht gleich zu schalten. Außerdem sei bedauerlich, dass „auf vielen Gebieten des Rechtslebens die Nichtarier-eigenschaft nicht ohne weiteres ein wichtiger Kündigungsgrund“⁵ sei. Darüber hinaus sollten alle Generalklauseln oder unbestimmte gesetzliche Regelungen vorbehaltlos im nationalsozialistischen Sinn angewandt werden.⁶

Die Frage ist legitim, was nationalsozialistisches Recht auszeichnet und was es von anderer Rechtsanwendung unterscheidet. Wie später noch zu belegen sein wird, ist umfassende Radikalisierung und die Loslösung von rechtsstaatlichen Grundprinzipien charakteristisch. In 12 Jahren NS-Herrschaft mutierte vor allem das Strafrecht zu einem willfährigen Werkzeug zur Anfeindung und Ausschaltung der politischen Opposition, unbequemer religiöser Einstellungen, „artfremder“ sexueller Neigungen bis hin zu jeglicher kritischen oder nur anzweifelnden Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Politik während des Krieges. Die Werkzeuge dafür lieferte die sich fortlaufend an tagespolitische Doktrinen anpassende Rechtspraxis.

Deutsches Recht

Das „Deutsche Recht“ änderte seine Praxis je nach dem, was das Regime wollte, oder von dem man meinte, es von der Justiz erwartet bzw. was zum Gelingen des großen Planes „1.000 Jahre Deutsches Reich“ beitragen würde.

Als exemplarisches Beispiel können Äußerungsdelikte angeführt werden. Nehmen wir die Aussage, dass Adolf Hitler gar nicht daran denke, sein Wort zu halten.⁷ In den ersten Wochen der NS-Diktatur wäre ein Angeschuldigter wohl noch mit einer Verwarnung oder einer Strafverfolgung wegen Beleidigung davon gekommen. Mit zunehmender Konsolidierung nationalsozialistischer Rechtsnormierungen (u.a. auf Grundlage des Art. 48 Abs. 2 WRV⁸) und der Einrichtung

4 Juristische Wochenschrift 1933, S. 2794.

5 Juristische Wochenschrift 1934, S. 716.

6 Ebenda.

7 Sondergericht Darmstadt. Az. SM 93/33, Anklage vom 14. Juni 1933, Hessisches Staatsarchiv Darmstadt Abt. G 27 Nr. 71.

8 Art. 48 (2): Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reich die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung der öffent-

von Sondergerichten,⁹ wurden solche Äußerungen mit dem einschlägigen Paragraphen des Heimtückegesetzes¹⁰ betrafft. Damit griffen freiheitsentziehende Maßnahmen.

Die nächste Verschärfung erfolgte ab 1935-37 und traf vor allem Menschen, die als Kommunisten verfolgt oder zu deren Sympathisantenkreis gerechnet wurden. Nun mutierte die oben zitierte Äußerung zu feindlicher Mundpropaganda, einem als besonders strafwürdig angesehenen Straftatbestand aus dem Kanon des Hochverrats (§ 83 Abs. 2 StGB). Freiheitsentziehende Maßnahmen wurden schärfer. Mit Beginn des Krieges und zunehmend ab dem Angriff auf die Sowjetunion 1941, hätte als Anklagepunkt Feindbegünstigung (§ 91 StGB) hinzugenommen werden können, deren Regelstrafe lebenslanges Zuchthaus war.

Damit endete die Kaskade von Entrechtlichung nicht. Mit der Übertragung der Zuständigkeit für öffentlicher Wehrkraftzersetzung (§ 5 KSSVO¹¹) an die politische Gerichtsbarkeit im Januar 1943¹² (Volksgerichtshof und politische Senate der Oberlandesgerichte), stand die ganze Sanktionsbandbreite zur Verfügung und nahm sogleich Einzug in die Strafrechtspraxis. Wer ab Februar/März 1943 die oben zitierte fiktive Äußerung des NS-Alltags von sich gab und in die Mühlen der Strafjustiz kam, stand statistisch gesehen mit einem Bein im Grab, respektive hing das Fallbeil der Guillotine wie ein Damoklesschwert über dessen Haupt.

Damit ist nicht gemeint, dass Justizjuristen unter dem Druck des Regimes zu Kollaborateuren des Unrechts geworden wären. In den vielen Tausend Entscheidungen der politischen Gerichte lässt sich ein unzweideutiges Unterstützungspotential für den NS-Staat ausmachen.¹³ Über die gesamten Zwölf Jahre NS-Regime hinweg prägten und betrieben Justizjuristen die dargelegten Mutationen der Unrechtspraxis.

lichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten. Zu diesem Zwecke darf er vorübergehend die in den Artikeln 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 festgesetzten Grundrechte ganz oder zum Teil außer Kraft setzen.

- 9 Verordnung der Reichsregierung über die Bildung von Sondergerichten vom 21. März 1933, RGBl. I 136.
- 10 Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen vom 20. Dezember 1934, RGBl. I 1269.
- 11 Verordnung über das Sonderstrafrecht im Kriege und bei besonderem Einsatz (Kriegs-sonderstrafrechtsverordnung, KSSVO) wurde am 17. August 1938 erlassen. Die Verordnung wurde am 26. August 1939 im Reichsgesetzblatt bekanntgegeben und trat damit in Kraft. RGBl. I 1455.
- 12 Verordnung zur Ergänzung und Änderung des Zuständigkeitsverordnung vom 29. Januar 1943. RGBl. I 76.
- 13 Siehe ausführlich Wolfgang Form & Theo Schiller (Hrsg.): Politische NS-Justiz in Hessen. Die Verfahren des Volksgerichtshofs, der politischen Senate der Oberlandesgerichte Darmstadt und Kassel 1933 – 1945 sowie Sondergerichtsprozesse in Darmstadt und Frankfurt/M. (1933/34). 2 Bände, Marburg 2005.

Kommunistische Mundpropaganda als Hochverrat

Es überrascht nicht, dass nach nur wenigen Tagen der Regierung Hitler-Papen Werbung für den Kommunismus bzw. den Marxismus als Vorbereitung zum Hochverrat betrachtet wurde. Das Oberlandesgericht Kassel formulierte im Rückblick auf seine fünfjährige Spruchpraxis am 11. August 1939: „Die schriftliche oder mündliche Propaganda mit einem für marxistische Kreise typischen Ausdruck, insbesondere dem marxistischen Gruß, stellt dann die Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens dar, wenn sie geeignet ist, für den Kommunismus zu werben, also eine Person oder ein bestimmter Personenkreis im kommunistischen Sinne beeinflusst werden soll oder, falls schon ein Einfluss vorhanden ist, in diesem Sinne bestärkt werden soll.“¹⁴

Es werden mehrere Wirkungsebenen verbotener Propaganda angesprochen. Zum einen die *Form* der illegalen Werbetätigkeit. Es machte keinen Unterschied, ob es sich um mündliche oder schriftliche Äußerungen handelte. Auch nonverbale Handlungsformen, wie z.B. eine zum Gruß geballte Faust, fielen unter kommunistische Propaganda. Für die Staatsanwaltschaft lag Propaganda für den Kommunismus¹⁵ bereits dann vor, wenn z.B. ein Brief mit dem kommunistischen Gruß „Rot Front“ gezeichnet war, denn dadurch schien er dazu geeignet, „für den kommunistischen Gedanken zu werben“¹⁶. Zum anderen ging es um die *zielgerichtete Beeinflussung* von Personen in dem erstens politische Propaganda im Sinne des NS-Regimes auf innerlich noch nicht gefestigte oder unbedarfte Adressaten traf¹⁷ und zweitens Handlungen von Personen mit fest gefügtem kommunistischem oder marxistischem Weltbild unterstützt, aufrechterhalten oder reaktiviert wurde.

Während des NS-Regimes wurden politische Strafsachen (Hoch- und Landesverrat und ab 1943 öffentliche Wehrkraftzersetzung) beim Volksgerichtshof und an bestimmten Oberlandesgerichten verhandelt. Mit Bezug zu Hessen konnten 134 Strafverfahren gegen 284 Angeklagte beim Volksgerichtshof und 1.156 Verfahren gegenüber 3.500 Angeklagte bei den beiden Oberlandesgerichten Darmstadt und Kassel ermittelt werden.¹⁸

14 Oberlandesgericht Kassel OJs 36/39, Urteil S. 4. Wolfgang Form & Theo Schiller (Hrsg.): Widerstand und Verfolgung in Hessen 1933 – 1945. Die Verfahren vor dem Volksgerichtshof und den Oberlandesgerichten Darmstadt und Kassel. Bearbeitet von Karin Brandes und Wolfgang Form. Mikrofiche Edition. München 2008, Fiche 146.

15 In den Berichten der Staatspolizeistelle Frankfurt/M. wird in diesem Zusammenhang von „Flüsterpropaganda“ gesprochen. Vgl. Thomas Klein: Die Lageberichte der Justiz aus Hessen 1940-1945. Marburg 1999, S. 559, 586.

16 Oberlandesgericht Kassel OJs 36/39, Anklage vom 3. Juli 1939, S. 4. BAB Best. R 3001/30.01 Nr. IIIg¹ 6986/39.

17 Es waren wohl die fehlenden tatbestandlichen Konturen des § 83 Abs. 2 StGB, die die Anwendung des Analogiegebotes (§ 2 StGB n. F.) in den untersuchten politischen Strafsachen praktisch nicht spürbar werden ließen. Vgl. Hans Welzel: Das Deutsche Strafrecht: Eine systematische Darstellung. Berlin¹¹ 1969, § 5 II 3: „Die eigentliche Gefahr droht dem Grundsatz *nulla poena sine lege* nicht von der Analogie, sondern von unbestimmten Strafgesetzen.“ Siehe auch Claus Roxin, Strafrecht Allgemeiner Teil, Bd. 13. München, § 5 VIII 1. Rn. 67ff.

18 Siehe Wolfgang Form & Theo Schiller (Hrsg.), 2005.

Kommunistische Mundpropaganda (§ 83 Abs. 2 StGB) kam, bis auf einen Fall eines Mannes aus Wiesbaden,¹⁹ ausschließlich vor die politischen Strafsenate der Oberlandesgerichte. Von den Generalstaatsanwälten in Darmstadt (bis 1937) und Kassel wurden zwischen 1933 und 1943 insgesamt 140 Verfahren gegen 209 Angeklagte eingeleitet. Davon lebten (zumindest zeitweise) zehn in Oberhessen (7 Verfahren - siehe Übersicht).²⁰ Ab 1943 kam kommunistische Mundpropaganda beim Oberlandesgericht Kassel nur noch in zwei Fällen vor. Öffentliche Wehrkraftersetzung wurde regelmäßig anstatt oder zusätzlich zu Hochverrat angeklagt. Über die Hälfte der Justizopfer wohnten im Rhein-Main Gebiet – mit einem deutlichen Schwerpunkt in Frankfurt/M. Ein zweiter Schwerpunkt war der Großraum Kassel (knapp 50 Personen). Es kann durchaus festgestellt werden, dass kommunistische Mundpropaganda eher ein großstädtisches Phänomen war.

Name	Wohnort	OLG	Urteil	Aktenzeichen	Monate/ Urteil
Baumann, Philipp	Friedberg i.H.	Kassel	22.3.1938	OJs 228/37	27 Gefängnis
Becker II, Konrad Heinrich	Brauerschwend	Kassel	11.5.1937	OJs 110/37	1,5 Haft
Breidenbach, Wilhelm	Ober-Wöllstadt	Kassel	28.6.1941	OJs 30/41	36 Zuchthaus
Görg, Wilhelm Peter	Friedberg i.H.	Kassel	22.3.1938	OJs 228/37	24 Zuchthaus
Hartmann, Karl	Wetzlar	Kassel	16.10.1936	OJs 69/36	Freispruch
Mootz, Heinrich	Wetzlar	Kassel	Vor Urteil verstorben	OJs 280/36	--
Orth, Heinrich	Friedberg i.H.	Kassel	22.3.1938	OJs 228/37	30 Zuchthaus
Preissendörfer, Johann	Brauerschwend	Kassel	11.5.1937	OJs 110/37	1,5 Haft
Schäfer, Friedrich Adolph	Friedberg i. H.	Kassel	22.3.1938	OJs 228/37	12 Gefängnis
Schmidt, Emil	Bad Nauheim	Darmstadt	8.12.1933	OJs 45/33	4 Gefängnis

Zusammengestellt: Datenbank Politische NS-Justiz in Hessen (Uni Marburg).

Das frühe Verfahren gegen Emil Schmidt vor dem OLG Darmstadt ist insoweit eine Besonderheit, als dass der Anklagezeitraum vor der Novellierung des Strafgesetzbuchs vom April 1934 lag. Mit dieser wurde Hochverrat als Mundpropaganda in den Normenkanon aufgenommen. Die Anklagebehörde am Oberlandesgericht Kassel sah den § 86 StGB a. F. (allgemeine Form des Hochverrates) als erfüllt an, weil sich Schmidt im kommunistischen Sinne geäußert habe.²¹ Ein parteipolitischer

19 Verfahren gegen Karl Ludwig Wirth vom 20. Juni 1944. Widerstand als Hochverrat, Fiche 419.

20 Das hier angenommene Dokumentationsgebiet umfasst die Kreise Gießen, Lahn-Dill-Kreis, Vogelsbergkreis und den Wetteraukreis.

21 Politische NS-Justiz in Hessen, Fiche 19.

Hintergrund wurde ihm nicht unterstellt. Vielmehr wurde Schmidt als Sympathisant skizziert, der durch seine Äußerungen staatsfeindlichen (kommunistischen) Umtrieben Vorschub geleistet habe. Er wurde zu einer eher milden Strafe von vier Monaten Gefängnis verurteilt.²² Hätte er vier Jahre später vor Gericht gestanden, wären die Richter mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe gekommen.

Insgesamt fällt der Darmstädter Senat aus der Betrachtung kommunistischer oder anderweitiger „staatsgefährdender“ Mundpropaganda weitgehend heraus, da der politische Senat Anfang 1937 aufgelöst wurde.²³ Das Oberlandesgericht Darmstadt – zuständig für Oberhessen – verhandelte insgesamt nur vier einschlägige Verfahren – das eben beschriebene aus 1933 und drei gegen Ende seiner Tätigkeit 1936. Durchgängig gebrauchte die Generalstaatsanwaltschaft bei der Anklageerhebung nicht das Stichwort Mundpropaganda, sondern verwandte die Formulierung: dem Angeklagten sei nachzuweisen, „das hochverräterische Unternehmen der kommunistischen Partei, mit Gewalt die Verfassung des Reichs zu ändern, durch mündliche Einwirkung auf andere vorbereitet zu haben“.²⁴

Einzelfälle kommunistischer Mundpropaganda

Kommunistische Mundpropaganda lag nach NS-Rechtsauslegung dann vor, wenn ein Täter mit dem Vorsatz handelte, einen anderen zu einer hochverräterischen Betätigung zu veranlassen (Werbung für den Kommunismus). Es kam in erster Linie auf die potentielle (abstrakte) Gefährlichkeit an, objektiv schon vorhandene Wirkungen von politischen Äußerungen waren keine Voraussetzung. Dies konnte für einen Angeklagten zum Positiven als auch zur Verschärfung der Strafe ausgelegt werden. Im Verfahren (22. März 1938²⁵) gegen Philipp Baumann aus Friedberg finden sich beide Argumentationslinien.

Was war die Vorgeschichte des Prozesses? Philipp Baumann wurde am 15. Juni 1937 von der Gestapo Gießen festgenommen und vorübergehend im Polizeigefängnis Friedberg und später in Gießen inhaftiert. Von dort wurde er am 27. Dezember 1937 in das Gerichtgefängnis Kassel überführt. Am 22. März 1938 verurteilte ihn das Oberlandesgericht Kassel im Verfahren gegen Heinrich Orth, Johann Horch, Wilhelm Görg und Fritz Schäfer zu zwei Jahren und drei Monaten Gefängnis wegen systematischen Abhörens deutschfeindlicher Sender und Weitergabe der aufgezeichneten Nachrichten an Gesinnungsgenossen in einem ehemaligen Verkehrslokal des Reichsbanners. Er verbüßte seine Strafe im Strafgefängnis Frankfurt-Preungesheim. Am 16. Juni 1939 wurde er auf Bewährung entlassen.²⁶ „Bei dem Angeklagten Baumann sprach an sich der erhebliche Umfang der aufgewendeten Tätigkeit gegen die Annahme eines minder schweren Falles. Er ist es

22 Ebenda.

23 Siehe hierzu Form, Politische NS-Justiz in Hessen, S. 7 ff.

24 Fritz Bernhard Hilkmann Anklage vom 12. November 1936, S. 1. Ebenda.

25 Ebenda, Fiche 127 f.

26 Näheres zu den Angeklagten siehe Unterlagen der Entschädigungsbehörde im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 518 Nr. 2269, 2358 und 2581.

gerade gewesen, der zur Umgehung einer gemeinsamen Abhörung der deutschfeindlichen Sender systematisch von sich aus die kommunistischen und sonstigen Auslandssender abgehört, die Nachrichten notiert und dann den Gesinnungsgenossen, besonders in der Roth'schen Wirtschaft bei den diesbezüglichen Zusammenkünften zugetragen hat. Auch gegenüber den Zeugen (...) hat der Angeklagte Baumann eine umfangreiche Mundpropaganda entwickelt. Gleichwohl glaubte der Senat seine Verfehlungen mit Rücksicht auf seine Persönlichkeit als minder schwer ansehen zu können. Der Senat hat nach dem persönlichen Eindruck von dem bereits 64-jährigen Angeklagten die Überzeugung gewonnen, dass dieser teilweise aus einer mit dem vorgerückten Alter zu erklärenden Schwachhaftigkeit gehandelt hat, die seine Handlungen in einem milderen Lichte erscheinen lassen. Es war weiter zu berücksichtigen, dass der Angeklagte bei seinem Alter und seinem kränklichen Zustand eine Gefängnisstrafe mindestens ebenso hart empfinden wird, wie ein normaler gesunder Mensch eine Zuchthausstrafe.²⁷

Mit Baumann wurde auch Heinrich Orth angeklagt. Ihm wurde ebenfalls vorgeworfen, deutschfeindliche Auslandsnachrichten in dem Friedberger Lokal diskutiert sowie "bolschewistisches Gedankengut" propagiert zu haben. Er verbüßte seine Strafe bis zum 22. März 1940 wahrscheinlich im Strafgefängnis Butzbach. Bei ihm sah das Gericht keinen Anlass für einen minderschweren Fall. Ihm wurde eine unbedachte Äußerung über Adolf Hitler aus 1935 als Persönlichkeitsmakel vorgehalten: „Hat denn niemand Courage, den Phantasten herunterzuholen“.²⁸ Das Gericht sah darüber hinaus die Gefährdung seiner guten Stellung als Beamter bei der Deutschen Reichsbahn als besonders verwerflich an. „Sein besonderes Treueverhältnis als Beamter des Führers hätte ihn verpflichten müssen, den Staat zu schützen.“²⁹ Er wurde zu einer 30-monatigen Zuchthausstrafe und dreijährigem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt.

Mundpropaganda und Feindsender-Hören

Falls ein Beschuldigter einer hochverräterischen Organisation angehörte oder mit ihr sympathisierte haben sollte, reichte dies in der Regel für den Straftatbestand kommunistische Mundpropaganda aus. Dies wurde regelmäßig angenommen, wenn Radiomeldungen aus der Sowjetunion (Sender Moskau) von politisch vorbelasteten Personen verbreitet wurden. Hierbei spielte die „Abhörsituation“ eine wichtige Rolle, vor allem dann, wenn sie unter konspirativen Umständen stattfand. Gleiches galt für Abhöraktionen im engeren Familienkreis, die dann als strafwürdig erschienen, wenn die Beteiligten sie in der unterstellten Absicht unternahmen, ihre eigene hochverräterische Überzeugung zu stärken.³⁰ Bei Baumann und Orth wurde dies angenommen. Der Umstand, dass der Prozess in 1938 stattfand, verlieh ihm eine besondere Brisanz. Zu diesem Zeitpunkt war das Hören

27 Politische NS-Justiz in Hessen, Fiche 128, Urteil S. 18 f.

28 Ebenda, Urteil S. 19.

29 Ebenda.

30 Vertrauliches Schreiben des Reichsjustizministers an die Generalstaatsanwälte v. 31. März 1936. Bundesarchiv Berlin Best. R 3001/R-22 Nr. 953, Bl. 291 (RS).

ausländischer Sender noch nicht unter Strafe gestellt – dies kam erst mit der Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen vom 1. September 1939.³¹ Die Strafverfolgung aufgrund kommunistischer Mundpropaganda nahm sozusagen Maßnahmen der Kriegsgesetzgebung vorweg.

Bereits 1937 gab es ein einschlägiges Urteil des Oberlandesgerichts Kassel. Im Fall Preißendörfer und Becker – die Hauptverhandlung fand am 11. Mai 1937 statt – ging es ebenfalls um das Abhören des Senders Moskau in 1936 und 1937. U.a. anlässlich einer Geburtstagsfeier wurde das Radio auf diesen Sender eingestellt und von mindestens 15 Gästen mit angehört.³² Beide Angeklagte wurden zu sechs Wochen Haft, die mildeste Form des damaligen Freiheitsentzugs, verurteilt. Wie lässt sich das im Gegensatz zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe nur ein Jahr später erklären?

Maßgeblich war für die Richter die innere Einstellung, das Weltbild der Angeklagten. Preißendörfer und Becker wurde attestiert, dass bei ihrer politischen Einstellung eine hochverräterische Absicht nicht auszumachen sei. Unstrittig war, dass sie nicht negativ gegenüber Russland sprachen. Das war für die Polizei und die Staatsanwaltschaft Grund genug, beide vor Gericht zu bringen. Die Richter hingegen sahen den Sachverhalt anderes.

Bei Becker bewerteten sie positiv seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg, verliehenen Orden sowie russische Kriegsgefangenschaft. In der Urteilsbegründung stellten sie darauf ab, er habe in Russland oft die Internationale hören müssen und sie deshalb ab und an zuhause mitgesungen.³³ Zudem seien die Beschuldigungen maßgeblich von einer Zeugin gekommen, die womöglich Becker nicht leiden könne. Auch bei der Entlastung Preißendörfers spielten geschlechterspezifische Narrative eine Rolle. Seine Ehe wurde als unglücklich beschrieben und seine Frau als Denunziantin aufgebaut: „Die Frau des Angeklagten, die mit ihm im Streit lebt, hat ihm schon mehrfach staatsfeindliche Äußerungen nachgesagt, die aber sonst keinerlei Bestätigung gefunden haben. Insbesondere beruhen die hierhingehenden Aussagen der Zeugin Knipp nur auf den Erzählungen der Ehefrau des Angeklagten Preißendörfer.“³⁴

Im Resümee ergaben sich Verfehlungen wegen groben Unfugs³⁵ – und nur so lässt sich die geringe Strafhöhe erklären. Andererseits wurde aber eben auch das grundsätzlich Kriminelle am Hören ausländischer Sender statuiert, ohne dass dies zu diesem Zeitpunkt für sich genommen illegal gewesen wäre. Im Grunde hätte man beide Angeklagten freisprechen müssen. Davor schreckten die Richter ganz

31 Reichsgesetzblatt I, S. 1681.

32 Urteil vom 11. Mai 1937, Politische NS-Justiz in Hessen, Fiche 118.

33 Ebenda, S. 4.

34 Ebenda, S. 5.

35 Heute wird grober Unfug als Belästigung der Allgemeinheit bezeichnet und ist keine Straftat, sondern eine Ordnungswidrigkeit (§ 118 OWiG). Siehe § 118 im Karlsruher Kommentar zum Gesetz über Ordnungswidrigkeiten, hrsg. v. Lothar Senge, dritte aktualisierte Auflage, München 2006, Rd-Nr. 1672 ff.

offensichtlich zurück. Für sie war das Verhalten der Angeklagten „durchaus nicht ungefährlich und volksschädlich“³⁶.

Der Beispielfall aus Oberhessen verweist auf einen wichtigen Aspekt politischer Strafsachen während der NS-Zeit. War die Abstinenz einer regimiekritischen, politisch Links einzuordnenden Einstellung festgestellt, konnte mit der Milde des Gerichts gerechnet werden. Im anderen Fall galten kommunistisch ausgerichtete Äußerungen als Malus. Wo genau der Schalter zwischen strafwürdig oder unschuldig gesetzt wurde, hing maßgeblich vom Zeitpunkt der Äußerungen ab. Es ist offensichtlich, dass ein und dieselbe Handlung – wie eben beschrieben das Hören eines sowjetischen Radiosenders – 1937 mit grobem Unfuge und 1943 als öffentliche Wehrkraftzersetzung gerichtlich bewertet werden konnte. Im ersten Fall war die Höchststrafe 1,5 Monate Haft und im letzteren Todesstrafe die Regel. Mit anderen Worten: Preißendörfer und Becker hätten sechs Jahre nach ihrer Verhandlung auch unter der Guillotine enden können. Bei beiden wurde nicht der Tätertyp des kommunistischen Destruenten angenommen. Eine solche Annahme allerdings hätte für eine Verurteilung wegen öffentlicher Wehrkraftzersetzung (ab 1943) keine ausschlaggebende Rolle mehr gespielt, denn hier galt das Primat der vorsorglichen, präventiven Judikatur.

Zur sogenannten Tätertypenlehre

Für das oftmals verhandelte Abhören ausländischer Radiosendungen griff bei kommunistischer Mundpropaganda regelmäßig der Bezug zur inneren Einstellung, zum angenommenen Wesen eines Menschen. Frauen und Männer mit sozialistischer oder kommunistischer Grundeinstellung galten per se als kriminell. Ansätze einer Tätertypenlehre bei Gericht finden sich bereits im Fall Preißendörfer und Becker – wenngleich in ihrer exkulpierenden Anwendung. In der Strafrechtswissenschaft bekam die Tätertypenlehre Ende der 1930er Jahre einen deutlichen Aufschwung. Zu einer Zeit, als sie für Gerichte bereits gängige Praxis war – zumindest in der politischen Strafjustiz.

Einer der führenden Vertreter dieses Ansatzes war der Kieler Juraprofessor Georg Dahm.³⁷ Er traf in einem Artikel in der Zeitschrift *Deutsches Recht* in komprimierter Form den Kern der zeitgenössischen Diskussion über den Sinn und Zweck des Tätertyps im deutschen Strafrecht: „Wo aber die Tat nicht so sehr ins Gewicht fällt, dort lässt sich das Minus der Tat durch ein Plus an Persönlichkeit gleichsam ersetzen.“³⁸ Für ihn verbanden sich darin zwei miteinander verwobene Stränge: Die Tat und der Täter werden zu einem Ganzen, wobei die Tatseite dominierte. Je weniger sie an Gewicht ausmachte, umso deutlicher trat die Persönlichkeit, in Form eines der Tat entsprechenden Menschenbildes, in den Vordergrund und wirkte kompensierend. Im Normalfall umreißt die im Gesetz ange-

36 Urteil vom 11. Mai 1937, Politische NS-Justiz in Hessen, Fiche 118.

37 Zu Georg Dahm siehe Jörn Eckert: Was war die Kieler Schule? In: Franz Jürgen Säcker (Hrsg.): *Recht und Rechtslehre im Nationalsozialismus*. Baden-Baden 1992, S. 37–70.

38 Georg Dahm: Todesstrafe und Tätertyp nach der Gesetzesnovelle vom 4. September 1941. In: *Deutsches Recht 1941* (Ausgabe A), S. 402.

führte Tatbestandsumschreibung den Tatbestand. Gleichzeitig stehe hinter ihm ein verdecktes oder zumindest zum Teil überlagertes „Täterbild“. Je weniger Tatbestandsbeschreibung eine Norm enthalte, umso deutlicher erscheine dieses Täterbild.

Daraus erwuchs die Notwendigkeit, den Tätertypus noch einmal zu spezifizieren, denn Gesetze konnten einen Tätertyp normativ festlegen – z. B. „Mörder ist, wer ...“ (§ 211 Abs. 2 StGB), oder aber kriminologisch determinieren – z. B. der Gewohnheitsverbrecher (§ 20a StGB), Hehler oder Sittlichkeitsverbrecher. Gemeinsam ist diesen Ausprägungen, dass sie auf Verschärfungen von Rechtsfolgen intendierten. Ein Mörder wurde anders (härter) bestraft als ein Totschläger. Ein als Gewohnheitsverbrecher Beschuldigter (z. B. ein mehrfach verurteilter Dieb) konnte schärfer bestraft werden (bis hin zur Todesstrafe³⁹), als ein Angeklagter, der nicht rückfällig geworden war. Die Ausweitung des Strafrahmens bis hin zur finalen Sanktion ist hier vor Bedeutung.

Wie ist dies zu § 83 Abs. 2 StGB in Beziehung zu setzen? Auf den ersten Blick scheinen keine Verbindungen zum Tätertypenstrafrecht zu bestehen, denn die Straftatbestände (Vorbereitung zum Hochverrat) enthielten keine einschlägigen Hinweise. Wenn nun bei den Mundpropagandaverfahren gleichwohl tätertypiale Argumentationsmuster erkennbar werden, so handelt es sich um einen sogenannten „nicht tatbestandlichen“ Tätertyp, einer, der nicht buchstabengetreu in der Norm zu finden ist.

Ein typisches Beispiel ist der Fall des Friedbergers Wilhelm Görg. Er befand sich Anfang 1933 wegen des Verdachts der illegalen Betätigung fünf Tage in Schutzhaft. Am 20. Mai 1933 verurteilte ihn das Amtsgericht Friedberg wegen Verteilung verbotener Druckschriften zu zwei Monaten Gefängnis. Die Strafe verbüßte er in Butzbach. Im gleichen Jahr verurteilte ihn das Friedberger Amtsgericht abermals zu einer Gefängnisstrafe. Nach seiner Entlassung wurde Görg für drei Wochen im Konzentrationslager Osthofen eingesperrt. In den folgenden drei Jahren kam es zu keiner Inhaftierung, bis er am 15. Juni 1937 erneut von der Gestapo Gießen verhaftet wurde. Der Vorwurf lautete, er habe sich in politischen Gesprächen staatsfeindlich geäußert und dabei seiner Hoffnung auf ein baldiges Ende des Dritten Reiches Ausdruck verliehen. Am 22. März 1938 verurteilte ihn das Oberlandesgericht Kassel wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens zu zwei Jahren Zuchthaus. Als strafschärfend wurde der Umstand bewertet, dass er der KPD nahestand und einen führenden Posten im Erwerbslosenrat innehatte.⁴⁰

Hier wird der eigentliche strafatbezogene Tathintergrund evident. Bei Görg handelte es sich in den Augen der Richter um einen Angeklagten, der einem bestimmten Typus zuzuordnen sei. Dabei komme es nicht mehr voranging auf die konkrete strafrechtliche Bewertung seiner Äußerung an. Es reiche aus, dass sie von

39 Siehe hierzu exemplarisch Prozess gegen Werner Holländer vor dem Sondergericht Kassel vom 20. April 1943. Ingo Müller: *Furchtbare Juristen* Kindler-Verlag München 1987, S. 120.

40 Siehe Urteil vom 22. März 1938, Politische NS-Justiz in Hessen, Fiche 127 f., Hessisches Staatsarchiv Wiesbaden, Gestapokartei Frankfurt/M. sowie Abt. 518 Nr. 2581.

einer Person mit bestimmten Merkmalen gekommen sei. Görg wurde als ein typischer kommunistischer Hetzer betrachtet. Dass der strafrechtliche Zugriff, das Ausscheren aus der konventionellen Rechtsprechung, keinen Einzelfall darstellte, belegt unter anderem ein in der Strafrechtswissenschaft weithin wahrgenommenes Urteil des Reichsgerichts aus dem Jahr 1939. Im so genannten Zuhälter-Prozess ließ der urteilende 3. Strafsenat keinen Zweifel daran aufkommen, dass die Tätertypenlehre ihren Platz in der NS-Judikatur gefunden habe. Demnach gehörte zum Tatbestand der Zuhälterei, dass der Täter „als Zuhälter“ gehandelt habe, d.h., dass er in seinem Wesen und in der Art seiner Beziehungen zu der Dirne dem Tätertyp des Zuhälters entsprach.⁴¹

Hatte nun das Oberlandesgericht Kassel im Urteil gegen Görg in ähnlicher Weise argumentiert? Auf den ersten Blick lassen sich durchaus Parallelen erkennen. In beiden Fällen bewerteten die Gerichte Handlungen vor dem Hintergrund individueller Charakterzuschreibungen (Typus). Die hier festzustellende Subjektivierung kann aus diesem Blickwinkel als ein von der Justiz wie von der Strafrechtswissenschaft beschrittener Weg vom Tatstrafrecht zu einem Täterstrafrecht gewertet werden. Allerdings unterschieden sich die beiden „Tätertypen“ nicht nur in ihren Wesenszügen. Im Fall des Zuhälters gab es keine weitere Alternative, wessen er angeklagt werden sollte. Es ging einzig darum zu belegen, dass der Angeklagte aufgrund seiner Persönlichkeit ein Zuhälter sei. Die Beurteilungen von Görgs Handlungen indes erfolgten nicht ausschließlich aus der Sichtweise einer festgelegten „Persönlichkeitsadäquanz“ seiner Tat. Es deutet einiges darauf hin, dass seine Äußerungen auch ein Verstoß gegen § 2 HeimtückeG hätte darstellen können, wenn nicht die mit dem Fall betraute Anklagebehörde Görg als einen typischen Kommunisten einschätzte und deshalb einen anderen Straftatbestand (§ 83 Abs. 2 StGB) annahm. Das Gericht bestimmte im Fall Görg den Staatsfeind und war somit explizit politisch determiniert.

Das Oberlandesgericht Kassel kam im Fall Görg im ersten Schritt zum Ergebnis, dass seine Äußerungen tatsächlich gefallen waren. Die objektive Tatseite war damit festgestellt. Anschließend gingen die Richter auf die für sie maßgeblichen Charakterzüge des Angeklagten ein, mit denen er sich als Kommunist entlarvte. Damit lösten sie auch die Frage nach der inneren Tatseite: Als Kommunist war er ein „rühriger Anhänger der KPD (...), der auch nach der Machtübernahme wieder in größerem Umfange für die Ziele der KPD propagandistisch tätig geworden ist“.⁴² Deshalb wurde er zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Inwieweit das vorgestellte Schema wiederum Teil eines übergreifenden Zusammenhangs, einer staatlich vorgegebenen Justizpolitik war, kann hier nur angedeutet werden. Die Festschreibung eines bestimmten Typus (Etikettierung) – hier der Staatsfeind Kommunist – erfolgte auch aufgrund politischer Vorgaben durch das Reichsjustizministerium bzw. aufgrund von Entscheidungen der höchsten politischen Gerichte (Volksgerichtshof, Reichskriegsgericht, Polizei- und SS-Gerichts-

41 3 D 1010/38, Urteil vom 24. April 1939. Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen, Band 73. Berlin 1940, S.184.

42 Politische NS-Justiz in Hessen, Fiche 127 f.

barkeit). Der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof wies in seinem Lagebericht vom 8. Oktober 1943 auf vergleichbare Sachverhalte hin.⁴³

Wie sich die Sichtweisen auf Verbrechen und Vergehen im Kriegsverlauf änderten, zeigt der Fall Wilhelm Breidenbach aus Ober-Wöllstadt. Die Tatumstände sind denen in den bisher vorgestellten Fällen ganz ähnlich. Es ging wie um das Abhören ausländischer Sender, nun allerdings zu einem Zeitpunkt, für den die Rundfunkverordnung vom September 1939 griff. Wilhelm Breidenbach wurde am 13. Februar 1941 verhaftet. Er stand im Verdacht, im Laufe des Jahres 1940 mehrmals Radio London gehört und Nachrichten weitergegeben zu haben. So berichtete er einem Arbeitskollegen, er habe über Rundfunk erfahren, dass der Sohn des Kollegen in Kriegsgefangenschaft geraten sei. Breidenbach befand sich am 25. Februar 1941 in der Untersuchungshaftanstalt Kassel. Das Oberlandesgericht Kassel verurteilte ihn am 28. Juni 1941 wegen Verstoßes gegen die Rundfunkverordnung zu drei Jahren Zuchthaus, die er vom 13. August 1941 bis 14. Februar 1944 im Strafgefangenenlager Rodgau-Dieburg verbüßte. Nach seinen eigenen Angaben wurde er am 1. Juli 1944 zum Strafbataillon 999 eingezogen, wo er bis zum 6. Oktober 1944 eingesetzt war.⁴⁴

Der Senat stellte in der Urteilsbegründung klar, dass Breidenbach kein politischer Mensch und jedenfalls kein Kommunist sei. Damit erschienen seine Verfehlungen in einem ganz anderen Licht als im vorherigen Friedberger Beispiel. Er entsprach dem Typus des angepassten, weichlichen Zeitgenossen, der eher durch Zufall als durch eigenen Antrieb in den Bann ausländischer Sender gelangte. Hierdurch wurde er zum Opfer politischer Hetzer seines Arbeitsumfeldes. Sein größtes Versagen war, sich nicht von subversiven Elementen fern gehalten zu haben. Zudem gestand er und hatte somit das Gerichtsverfahren nicht mutwillig in die Länge gezogen.⁴⁵ „Es ist ferner gerade bei diesem Angeklagten zu berücksichtigen, dass er vor der Machtübernahme weder einer marxistischen Partei angehört noch auch nur für sie Stimmen abgegeben hat.“⁴⁶ Entgegen der Vorgabe der Anklagebehörde wurde er weder für Mundpropaganda noch für die Verbreitung von verbotenen Radiomeldungen, sondern lediglich wegen unerlaubten Radiohörens verurteilt. Ein Vergleich zum Fall Görg bringt die wesentlichen Unterschiede im zeitlichen Kontext zum Vorschein:

- Prozess gegen Görg aus 1938 = Urteil zwei Jahre Zuchthaus – Tätertyp Kommunist.
- Prozess gegen Breidenbach in 1941 = Urteil drei Jahre Zuchthaus – kein ausgewiesener Tätertyp.

43 Lagebericht des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof vom 8. Oktober 1943, S. 2. Bundearchiv Berlin Best. R 3001/R-22 Nr. 3.390, Bl. 133 (RS).

44 Politische NS-Justiz in Hessen, Fiche 161 f., Hessisches Staatsarchiv Wiesbaden, Abt. 518 Nr. 2417.

45 Urteil vom 26. Juni 1941, S. 23 f., ebenda.

46 Ebenda, S. 23.

Spricht der Befund nun gegen das bisher analysierte, wonach der typische Kommunist schärfer bestraft wurde, als ein politisch unauffälliger Zeitgenosse? Wenn die Zeitschiene außer Acht gelassen wird, müsste man in der Tat zu einem anderen Schluss kommen. Die Bewertung des Urteils gegen Breidenbach gewinnt mehr Klarheit unter Einbeziehung anderer Verurteilter in seinem Verfahren. Emil Reuss aus Frankfurt/M. z.B. wird als „besonders hartnäckiger Gegner des heutigen Staates“⁴⁷ bezeichnet. Er wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Peter Schoers wird ebenfalls als notorischer Hetzer diffamiert und als Überzeugungstäter aufgebaut. Seine Strafe betrug acht Jahre Zuchthaus.⁴⁸ Beide Angeklagte haben ein durchaus vergleichbares Verfolgungsschicksal wie Wilhelm Görg drei Jahre zuvor. Allerdings mit dem Unterschied einer deutlich schärferen Sanktion.

Damit löst sich der scheinbare Widerspruch der Spruchpraxis des politischen Senats des Oberlandesgerichts Kassel auf. Der fortschreitende Kriegsverlauf, der mit einer Verschärfung der Sanktionspraxis einherging, prägte den Gerichtsalltag. Die tätertypenorientierte Rechtsprechung des Oberlandesgerichts Kassel in Mundpropagandaverfahren bildete bis Anfang 1943⁴⁹ einen wesentlichen Bestandteil seiner Rechtsprechung. Es handelte sich durchgängig um politische Strafsachen, die im Grenzbereich des Heimtückegesetzes lagen. Danach zu fragen, wer sich hierfür originär verantwortlich zeichnete, die NS-Regierung oder die Richter vor Ort, ist legitim, aber im Ergebnis wenig zielführend. Es war vielmehr ein wechselseitiges Aufschaukeln von Verschärfungsdynamiken, mit sowohl Top-down als auch Bottom-up Elementen. Ministerielle Schreiben machten auf bestimmte Erwartungen aufmerksam. Als Organ des Reichsjustizministeriums transportierte die Zeitschrift *Deutsche Justiz* Sichtweisen der NS-Spitze, später, ab Oktober 1942, sorgten Richterbriefe⁵⁰ für ein weiteres Instrumentarium zur Steuerung der Justiz und nicht zu vergessen die Reden, an erster Stelle von Adolf Hitler, zu justizpolitischen Fragen.⁵¹ Im gleichen Zug sind aber auch die vielen Einzelentscheidungen von Justizjuristen vor Ort sowie die Lageberichte aus der Justiz, die periodisch vom Reichsjustizministerium eingefordert wurden, zu nennen.

47 Ebenda, S. 34.

48 Ebenda, S. 33 f.

49 Nach dem Zuständigkeitswechsel in Wehrkraftzersetzungssachen von den Sondergerichten auf den Volksgerichtshof und die Oberlandesgerichte zum Februar 1943 trat, wie oben bereits ausgeführt, kein weiterer Fall mehr in Kassel auf. Sämtliche einschlägigen Fälle, bei denen staatsfeindliche, hetzerische oder defätistische Äußerungen eine Rolle spielten, wurden vom alles übergreifenden § 5 Abs. 1 Nr. 1 Kriegssonderstrafrechtsverordnung absorbiert.

50 Heinz Boberach: Richterbriefe. Dokumente zur Beeinflussung der deutschen Rechtsprechung 1942–1944. Schriften des Bundesarchivs 21, Boppard 1975.

51 Wie z.B. die sogenannte Richterschelte Adolf Hitlers vom 26. April 1942. Siehe hierzu Lothar Gruchmann: „Generalangriff gegen die Justiz“? Der Reichstagsbeschluss vom 26. April 1942 und seine Bedeutung für die Maßregelung der deutschen Richter durch Hitler. Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte 4/2003, S. 509 – 520.

Zur politischen Lenkung der Strafjustiz im NS

Ein offensichtlich effektives Lenkungsinstrumentarium stellen die Besprechungen der Chefpräsidenten der Staatsanwaltschaften und Gerichte dar. Hier ein Auszug aus einem Treffen vom März 1942: „Deshalb eben auch die Berechtigung, wie ich glaube [es sprach der damalige Staatssekretär im Reichsjustizministerium Roland Freisler, d.V.], meiner Bitte, nicht nur Sie darüber zu unterrichten, welches der Wunsch und welches die Richtung ist, die die Führung gehen will, sondern nun auch, selbst wenn Sie anderer Meinung sind, diesen Weg wirklich zu gehen. (...). Strafwürdiges darf nicht aus sogenannten juristischen Gründen unbestraft bleiben (...). Juristische Gründe, die Strafwürdiges als nicht strafbar erklären, zeigen durch dieses Ergebnis, daß sie keine juristischen Gründe sind.“⁵² Unverhohlen wird darum angehalten, dass Richter und Staatsanwälte gegen bestehende – ohnehin entgrenzte – Normen Anklagen und Urteile verfassen.

Als Illustration des Gemeinten führte Freisler den Fall einer Frau an, die sich über den „Soldatentod“ eines ihr unliebsamen Nachbarn dahingehend geäußert hatte, dass der Herrgott sich gerade den Rechten ausgesucht habe. „Daß eine solche Äußerung gemein ist, daß sie irgendwie von der Justiz mit einer Bestrafung beantwortet werden muß, das steht fest (...). Es ist also strafwürdig, und muß deshalb bestraft werden (...). Er [der Richter, d. V.] kann z. B. die Voraussetzung dafür schaffen, daß er das Heimtückegesetz anwenden kann oder er kann unter irgendeinem Gesichtspunkt der Beleidigung des deutschen Volkes oder in ähnlicher Form zu einer Verurteilung kommen (...). Das zweite ist das Strafmaß. Dieses Strafmaß kann in allen unseren Krieg berührenden Fragen nur ein sehr strenges Strafmaß sein. Dies ist die Meinung und der Wille des Führers, den er doch wirklich oft genug öffentlich und für jedermann erkennbar zum Ausdruck gebracht hat.“⁵³

Im Zusammenspiel aller genannter Aspekte ergab sich aus vorauseilendem Gehorsam und staatlichen Steuerungsmechanismen ein ungemein flexibles, situativ steuerbares und fortlaufend anpassbares Sanktionsinstrumentarium für alle Ebenen der Justiz. Nicht nur der Zeitpunkt einer Äußerung, sondern auch der Ort konnte bedeutsam sein. So galten Äußerungen in wirtschaftlichen Betrieben, Arbeitsdienstlagern, bei Behörden oder gegenüber Parteimitgliedern, Wehrmachtsangehörigen oder der Polizei als Indiz für das Vorliegen eines hochverräterischen Vorsatzes. „Während gelegentliche Äußerungen eines Halbberauschten nächtlicherseits in einer Wirtschaft oder auf dem anschließenden Heimwege [sich daraus erklären], dass der Betreffende sich aus Missstimmung, Widerspruchsgeist, Großsprecherei oder Rechthaberei [dazu] hinreißen lässt, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, dass der andere dadurch in hochverräterischem Sinne beeinflusst werden könne. So wird auch in den oft vorkommenden Fällen, wo der Täter etwa gegenüber einem Hinweise auf die Erfolge der nationalsozialistischen Regierung die Zustände in Sowjet-Russland preist oder Vergeltungsmaßnahmen

52 Bericht über die Arbeitstagung der Oberlandesgerichtspräsidenten und Generalstaatsanwälte vom 31. März 1942. Bundesarchiv Berlin Best. R. 3001/R-22 Nr. 4.162, Bl. 17.

53 Ebenda, S. 17 f. Hervorhebung durch d. V.

im Falle der erhofften Erringung der Macht durch den Kommunismus in Aussicht stellt oder in die Rufe ‚Rot Front!‘ und ‚Heil Moskau‘ ausbricht, nicht jedes Mal die Feststellung eines hochverräterischen Vorsatzes getroffen werden können.“⁵⁴ Die Passage bezieht sich auf die Konkurrenz kommunistischer Mundpropaganda zu Verstößen gegen das Heimtückegesetz. Das Grundproblem bestand darin, eine einheitliche Abgrenzung zu heimtückischen Äußerungen zu finden.⁵⁵

Kommunistische Mundpropaganda erschloss sich nicht als gleichförmig angewandtes juristisches Mittel der Staatsfeind-Bekämpfung. Der jeweilige Zugriff erfolgte aufgrund von regional unterschiedlichen Anwendungsgewohnheiten. Vor allem die Anklagebehörden und die Polizei präferierten eher einen „scharfen Kurs“, der zum Teil vom Reichsjustizministerium gebremst wurde. Dieser Trend scheint den Entwicklungen in anderen Regionen des Deutschen Reichs entsprochen zu haben. Der Generalstaatsanwalt bei dem Oberlandesgericht Hamm fasste im November 1936 die Lage in einem Schreiben an den Reichsjustizminister in etwa so zusammen, wie sie für Hessen rekonstruiert wurde: „Bei Hochverrats-sachen ist gegenüber den Vormonaten eine Zunahme der Zahl der Verfahren und der Beschuldigten zu verzeichnen, die nach wie vor in erster Linie auf das Anschwellen der Mundpropaganda zurückzuführen ist, hinter welcher der organisatorische Aufbau illegaler Gruppen zurücktritt.“⁵⁶ Ähnlich äußerte sich auch sein Kollege aus Dresden. Er schrieb in seinem Lagebericht vom 1. Oktober 1936, dass die kommunistische Mundpropaganda nach wie vor in einer größeren Zahl von Verfahren den Gegenstand der Ermittlungen bilde. Die ergangenen Urteile entsprachen allerdings nicht in allen Fällen den Erwartungen der Strafverfolgungsbehörden.

Mundpropaganda im überregionalen Vergleich

Die Bedeutung der Mundpropagandaverfahren für die Rechtsprechung erschließt sich erst im überregionalen Vergleich. Weder beim OLG Kassel noch in Darmstadt finden sich für 1934 und 1935 signifikante Zahlen. Kommunistische Mundpropaganda spielte praktisch keine Rolle. Trotz der offensichtlich marginalen Erscheinung in Hessen war kommunistische Mundpropaganda in führenden Justizkreisen Berlins im Fokus.⁵⁷ Verfahren mit organisatorischem Hintergrund dominierten zu diesem Zeitpunkt.

54 Schreiben des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof an den Reichsjustizminister vom 12. März 1936. Bundesarchiv Berlin Best. R 3001/R-22 Nr. 953, Bl. 286.

55 Bei der Bearbeitung der im Rahmen der Mitteilungspflicht an das Reichsjustizministerium gelangten Hochverratsverfahren wurde bis März 1936 festgestellt, dass die Auffassung über die Behandlung von kommunistischer Mundpropaganda bei den einzelnen Oberlandesgerichten wohl unterschiedlich war. Schreiben an die Anklagebehörde des Volksgerichtshofs vom 16. März 1936. Ebenda, Bl. 284.

56 Lagebericht des Generalstaatsanwalts bei dem Oberlandesgericht Hamm vom 30. November 1936. Bundesarchiv Berlin Best. R 3001/R-22 Nr. 1.187, Bl. 77.

57 Rede von Jorns in der Besprechung bezüglich Hoch- und Landesverrates im Reichsjustizministerium vom 29. November 1935. Bundesarchiv Berlin Best. R 3001/R-22 Nr. 954, Bl. 134.

Ab 1936 änderte sich das Bild. Erheblich mehr Angeklagte standen wegen kommunistischer Mundpropaganda vor Gericht. Diese Entwicklung verstärkte sich 1937. Mit knapp 10% Mundpropagandafällen und dem höchsten absoluten Wert pro Jahr (38) hatte der Straftatbestand sichtlich an Bedeutung gewonnen. Die Angaben für die weiteren Jahre bestätigen diesen Trend auf höherem Niveau. 1938 wurde 31% aller Angeklagten eine tendenziell kommunistische hochverräterische Straftat ohne dezidiert organisatorischen Hintergrund vorgeworfen.

Ab 1939 sank die Anzahl der Mundpropagandafälle merklich – was allerdings dem temporären Rückgang politischer Strafsachen insgesamt geschuldet war. Ihr Anteil am Gesamtaufkommen ließ jedoch kaum nach.

OLG Kassel: Angeklagte wegen Mundpropaganda 1934 – 1943									
1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940	1941	1942	1943
470	452	447	409	100		89	124	85	111
2	1	20	38	31	15	28	35	33	2
0,4 %	0,2 %	4,5 %	9,3 %	31 %	26,3 %	31,5 %		38,2 %	1,8 %
-	-	6	2	3	-	-	28,2 %	2	-
							1		

Reihe 1= Gesamtzahl der Angeklagten; **Reihe 2** = kommunistische Mundpropaganda; **Reihe 3** = deren Anteil; **Reihe 4**= darunter Freisprüche.
Quelle: Form, Politische NS-Justiz in Hessen, S. 247.

Ein Jahr später war von einem weiteren Rückgang nichts mehr zu spüren. Der Mundpropagandaanteil stieg um vier Punkte an und überschritt wieder die 30%-Marke. Der höchste Prozentsatz errechnet sich für 1942. Deutlich über ein Drittel aller politischen Strafsachen in Kassel führten zu einer Anklage nach § 83 Abs. 2 StGB. Bei einer alleinigen Betrachtung Oberhessens hätte der beschriebene Trend nicht nachgewiesen werden können. Dafür sind hier zu wenige einschlägige Verfahren durchgeführt worden. Die zeitliche Dominanz in Oberhessen liegt in den Jahren 1937/38. Im Krieg findet sich nur ein Verfahren.

In der Einbettung in den hessenweiten Trend lassen sich regionale Besonderheiten ableiten. Wie schon weiter oben angedeutet, handelte es sich bei kommunistischer Mundpropaganda um ein großstädtisches Phänomen mit Schwerpunkt in den bevölkerungsreichen Ballungsräumen – wie Frankfurt und die nähere Umgebung. Möglicherweise griffen die polizeilichen Investigationen hier besser. In vier hessischen ländlich strukturierten Kreisen konnte kein Verfahren vor dem Oberlandesgericht Kassel nach § 83 Abs. 2 StGB gefunden werden.

Zudem könnten die Überwachungen durch andere NS-Dienststellen und die NSDAP unterschiedlich gewesen sein. Was allerdings nicht bedeutet, dass länd-

liche Regionen nicht auch observiert wurden, wie der nachfolgende Auszug aus dem Lagebericht des Limburger Oberstaatsanwalts vom 20. Januar 1936 belegt: „Kommunistische Propaganda wird hier und da in versteckter Weise betrieben. In Wetzlar und Nassau haben sich in der Wohnung eines Anhängers der KPD staatsfeindliche Personen regelmäßig zusammengefunden, den Moskauer Sender abgehört (...) so daß die Nachbarschaft aufmerksam wurde, die sich belästigt fühlte und die Polizei aufmerksam machte. Eine Anzahl Leute sind verhaftet worden, beide Verfahren (Wetzlar und Nassau) sind wegen Vorbereitung zum Hochverrat (§ 83 Abs. 2 StGB) dem Herrn Oberreichsanwalt vorgelegt worden (...). In Wetzlar, wo die großindustriellen Unternehmungen (Buderus, Leitz, Hensoldt, Röchling, Herkuleswerk u.a.) einen besonderen Anreiz für versteckte KPD-Propaganda bieten, sind auch gelegentlich öffentlich die Sowjetsymbole (...) an den Hauswänden angebracht worden, ohne daß bisher die Täter ermittelt werden konnten.“⁵⁸

Für die Ballungsraumtheorie sprechen Berichte an das Reichsjustizministerium. 1941 resümiert die Frankfurter Justiz: „Hier waren nach der Machtergreifung wiederholt kommunistische Organisationen durch umfangreiche staatspolizeiliche Aktionen zerschlagen worden. Dabei war es jedoch niemals gelungen, diese Kreise restlos zu erfassen. Sie arbeiteten vielmehr weiter. Allerdings gingen sie auf Grund der gemachten Erfahrungen zu einer nicht-organisierten hochverräterischen Betätigung über, die hauptsächlich in eifriger Mundpropaganda bestand. Diese Tätigkeit wurde auch nach Kriegsausbruch fortgesetzt. Zunächst bestand dabei noch Fühlung mit den Emigranten in Holland und Belgien. Nach dem Sieg im Westen konnte die Verbindung nur noch durch die Netzsender aufrechterhalten werden, insbesondere den ‚Sender der Europäischen Revolution‘, der Anweisungen über konspiratives Verhalten und den Einsatz bei einem etwaigen politischen Umschwung gab.“⁵⁹

Weiterhin führt der Bericht aus, dass nach Kriegsbeginn die konspirative Arbeit auch darin bestand, dass mit zum Heeresdienst eingezogenen Gesinnungsgenossen der Kontakt aufrechterhalten werden sollte. Der Geheimen Staatspolizei war die Situation in Frankfurt/M. ebenfalls bekannt. Vor allem mit V-Leuten versuchte man investigative Erfolge zu erzielen. Im Sommer 1941 wurden mindestens 16 Personen verhaftet.⁶⁰ Bemerkenswert ist, dass Mundpropagandaverfahren schneller bearbeitet wurden als andere politische Strafsachen. Dies könnte auf insgesamt einfacher gelagerte Sachverhalte hindeuten. Im Schnitt schrieben die Richter weniger umfangliche Urteile. Auch dies kann als Indikator für unkomplizierte Sachverhalte gewertet werden.

Frauen kamen in den oberhessischen Verfahren wegen kommunistischer Mundpropaganda nicht vor Gericht, wenngleich sie in anderen hessischen Regionen durchaus deswegen angeklagt wurden. Allerdings war ihr Anteil auch hier signifikant geringer als bei den Männern. Die Frau als Täterinnentyp kam zwischen 1941 und 1943 in ganz Hessen nicht vor. Dass dieser Sachverhalt zufällig war, ist

58 Klein, Lageberichte der Justiz aus Hessen, S. 566.

59 Lagebericht vom 30. Juli 1941. Form, Politische NS-Justiz in Hessen, S. 249.

60 Ebenda.

bei dem relativ hohen Anteil von Mundpropagandaverfahren (zum Teil jenseits der 30%-Marke) eher unwahrscheinlich. Dies vorausgesetzt liegt der Schluss nahe, dass die Anklagebehörden Handlungen von Frauen anders bewerteten als die von Männern. Politische Verfolgung war demnach geschlechtsspezifisch. Der Hypothese einer geschlechtsneutralen politischen Verfolgung durch die NS-Justiz⁶¹ kann nicht pauschal beigeprüft werden.

Prozesse unterschiedlicher Ausprägungen von Mundpropaganda endeten spätestens mit der Erweiterung der Zuständigkeiten des Volksgerichtshofs (und der politischen Senate der Oberlandesgerichte) ab Februar 1943 um den Tatbestand der öffentlichen Wehrkraftzersetzung (§ 5 Kriegssonderstrafrechtsverordnung). Generalstaatsanwalt Trautmann (Kassel) resümierte im Vorfeld einer Besprechung mit Vertretern des Reichsjustizministeriums Anfang 1943, dass durch die Art und die Dauer des Kriegs, vor allem seit dem „Beginn der kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus“, die Vehemenz der „umstürzlerischen Mundpropaganda“ zugenommen hätte. In den meisten Fällen handele es sich um das Verbreiten von illegalen ausländischen Nachrichten bzw. um wehrkraftzeretzende Äußerungen. Darin lag nach Trautmanns Auffassung der signifikante Unterschied zu den Verfahren in den ersten beiden Jahren des Krieges. Die Handlungen hätten jetzt „den Charakter einer Kriegssonderstraftat im weiteren Sinne“ angenommen. Diese Schlussfolgerung mündete, ganz im Sinne seiner bisherigen Anklagestrategie, in die Forderung, ausschließlich oder zumindest überwiegend, eine scharfe Bestrafung zu erwirken, „wobei die Frage aufzuwerfen ist, ob in den meisten Fällen überhaupt eine zeitliche Freiheitsstrafe genügen kann“. Sein Resümee galt auch für Oberhessen. Entsprechend gestalteten sich die politischen Strafsachen vor allem des Volksgerichtshofes. Für Hessen sind 69 Todesurteile des obersten politischen Gerichts überliefert. Drei betrafen Justizopfer aus Gießen⁶² und ein Vorkriegsurteil stammt aus Wetzlar.⁶³

61 Siehe Isabell Richter: Hochverratsprozesse als Herrschaftspraxis im Nationalsozialismus, Münster 2001, S. 8, 135, 137 f., 142 f., 160, 185 ff.

62 Urteil vom 21. Juli 1942 gegen Heinrich Will und Alfred Kaufmann (er wurde begnadigt), Politische NS-Justiz in Hessen, Fiche 9; Urteil vom 29. Oktober 1943 gegen Hans Zwehl, Widerstand als Hochverrat, Fiche 496.

63 Urteil vom 11. Mai 1938 gegen Erich Deibel, Widerstand als Hochverrat, Fiche 117 f. und 542.

Von der Lebensmacht Dichtung – Überraschendes aus dem Nachlass des Gießener Feuilletonisten Otto Gärtner

ECKHARD EHLERS

Einleitung

Nicht nur, nachdem Otto Gärtner¹ am 6. September 2015 verstarb, waren die Würdigungen auf ihn von dankbaren, nicht selten ehrfürchtigen Superlativen getragen. Schon zu Lebzeiten, anlässlich zahlreicher Jubiläen und kultureller Anlässe, galt der ehemalige Feuilleton-Chef der Gießener Allgemeinen Zeitung² den Laudatoren und Kollegen durch seine bestechende, stets dezente Vermittlung einer weitgefächerten Kenntnis auf dem Terrain der literarischen und musikalischen Künste als Autorität, als Ausnahme-Instanz.³

Der frühere Gießener Kulturreferent Heinrich Bitsch (1901-1985) bezeichnete ihn einmal augenzwinkernd als „Intelligenzbestie“.⁴ Das war durchaus respektvoll gemeint; denn implizierte dieses Attribut doch die Otto Gärtner attestierte Vielseitigkeit seines Wissens und Denkens, das Primat seiner humanistischen Bildung sowie dessen später über Jahrzehnte etablierte hochrangige Stellung unter Seinesgleichen im intellektuellen und journalistischen Kulturbetrieb.

Der Schüler Otto Gärtner

Dabei hatte Otto Gärtner gar nicht im Sinn, ein ‚richtiger‘ Zeitungsmann zu werden. Er, der schon ab Dezember 1948 das kleine Feuilleton der Anfang 1946 erstmals erschienen Gießener Freien Presse (GFP) von Zeit zu Zeit als freier Mitarbeiter mit literarischen Artikeln bedienen durfte und in den Semesterferien regelmäßig die Redaktion besuchte, wollte dort eigentlich als Solist, als ‚homme de lettres‘, weitermachen. Rückblickend beschreibt er dreiundzwanzig Jahre später dieses ‚Dilemma‘: „Ein junger Mann, der gern in diesem Blättchen volontieren wollte, war baß erstaunt, daß seine Tätigkeit nicht im Schreiben von Versen und Prosa für seine ‚Gesammelten Werke‘ bestehen würde.“⁵ Seine Irritation erscheint verständlich, denn schon mit vierzehn Jahren beginnt er, sich als Dichter, als Schriftsteller zu fühlen. Er konzipiert ein Drama über den italienischen Universalgelehrten Galileo Galilei (1564-1651).

1 Otto Gärtner war seit 1978 Mitglied des Oberhessischen Geschichtsvereins und wurde im Jahre 2003 mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet.

2 Von 1958 an bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1988 leitete Otto Gärtner dieses Ressort.

3 Am 30.01.2008 erhielt Otto Gärtner das Bundesverdienstkreuz am Bande.

4 Heinrich Bitsch „Zweiter Gießen-Report“, Gießen 1975, S. 56.

5 GAZ vom 26.02.1971, S. 21, Beilage - 25 Jahre Allgemeine Zeitung.



Abb. 1: Der 16-jährige Obersekundaner im Januar 1939, Foto privat

In den nachgelassenen maschinenschriftlich redigierten Tagebuchaufzeichnungen, den sogenannten „Auszügen aus früheren Tagebüchern“,⁶ Otto Gärtners ist dieser „dramatische Versuch“ beschrieben:

„Die reinschrift des ‚GALILEI‘ ist schon gut gediehen. Der erste gedanke, das schicksal dieses großen gelehrten des 17. jahrhunderts zur fabel eines trauerspieles zu machen, kam mir schon vor etwa 2 jahren. Lange blieb der stoff liegen, er formte sich nur allmählich. Die verteilung der charaktere auf beide seiten vollzog sich nach und nach, mit der zeit kristallisierten sich die wirklichen hauptpersonen, die außerordentlichen menschen, heraus. Jetzt endlich in diesem jahre begann die niederschrift, die als die erste zu bezeichnen ist.“⁷

In den Tagebuchaufzeichnungen des Gymnasiasten kristallisiert sich ein junger Mann heraus, der für die Grundhaltung eines Dichters prädestiniert erscheint. Eine

6 Die Tagebuchaufzeichnungen (im Folgenden mit T abgekürzt) umfassen den Zeitraum von 1939 bis 1943.

7 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 27.07.1939. Original-Schreibweise und -Interpunktion werden im Folgenden beibehalten. Sie orientieren sich an der Orthographie Stefan Georges. Ein Manuskript dieses „dramatischen Versuchs“ liegt nicht vor. (Bertolt Brechts „Leben des Galilei“ entstand 1939 im dänischen Exil und wurde erst im September 1943 in Zürich uraufgeführt.)

Deklamation, die als Voraussetzung für künstlerisches Schaffen schlechthin gesetzt werden darf, stellt der folgende Eintrag des frisch examinierten Oberprimars dar: „O jämmerliche geschäftigkeit! Was wäre ich wenn ich nur dich kenne. Nur was so viele sind: ein nichts, eine nummer. Ich will aber kein willenloses zahnrad in einer maschine werden! Ich will nicht! Frei will ich sein, individuum will ich sein, mich selbst formen an heroischem vorbild – was brauche ich eure volksreden? Sie sagen mir nichts. Redet was wahr ist! ‚Mensch werde wesentlich!‘⁸ Sich formen an ‚heroischem Vorbild‘ - dieses Postulat an sich selbst ist bedeutend und prägend für die weitere Entwicklung des 18-jährigen Abiturienten.

Denn er hat eine Leseerfahrung gemacht, die ihn ein Leben lang strukturieren, lenken und niemals irritieren sollte: Es ist der exzentrische, egomanische Dichter Stefan George (1868-1933), den er als Obersekundaner entdeckt hatte und nach dessen strengem Vorbild er nunmehr auf dem dichterischen Wege die Polarität von Kunst und Leben aufzuheben trachtet.



Abb. 2: Stefan George im Jahre 1910, aus: „Agora“ – ein Gedenkbuch für Stefan George, Darmstadt 1958, Photograph: Müller-Hilsdorf

8 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 04.02.1941. Das Schlusszitat stammt vom schlesischen Lyriker und Theologen Johannes Scheffler (1624-1677) alias Angelus Silesius.

Der Soldat Otto Gärtner

Es ist die Grundidee von einer dichterischen Mission, von einer geistigen Kunst, die ihn antreibt und folgerichtig ein Studium der Germanistik und Philosophie anstreben lässt. Jedoch ruft schon zwei Monate nach dem Abitur die ‚Vaterlandspflicht‘ und unterbricht jäh und schmerzhaft die Ambitionen des jungen Frei-geistes! Im April 1941 wird er für ein Vierteljahr zum Reichsarbeitsdienst nach Münster beordert.



Abb. 3: Der junge Soldat Otto Gärtner im Sommer 1941, Foto privat

Nach der darauffolgenden Ausbildung bei der leichten Artillerie in Erfurt geht es dann im Dezember 1941 bis zum Kriegsende zum Einsatz an die Front nach Russland und ein Jahr später, auf eigene Initiative, in die dortige Sturmartillerie. Das waren Erfahrungen, die einem Schöngeist wie ihn vor allem am Anfang dieser Zwangslage nicht behagen konnten. Dieser Kriegsrealität, nicht nur auf dem Feld, sondern auch tagtäglich unter den fremden Kameraden, sich aussetzen zu müssen, stellt ihn sogleich auf die Probe. Anfang Februar 1942 notiert er, poetisch durchaus

profiliert, von den alltäglichen Gruppenerlebnissen in sein Tagebuch: „Wieder im waggon. Eine mundharmonika wimmert, zoten durchschwelen die atmosphäre, gelächter schüttert aus wonnetrunkenen hälsen. Halbdunkel, enge, primitivität. Um mich – ein glück – ein paar menschen. Mit denen gespräche. Welche welten in diesem gedrängten raum!“⁹

Er findet, und das ist seine Rettung, sogar einige Kameraden, mit denen er gleichgesinnt philosophieren und debattieren kann. Es sind dies einschneidende und prägende Kontakte, von denen manche auch Jahrzehnte später noch Bestand haben sollten. Eine Tagebuch-Eintragung vermag ein wenig zu verdeutlichen, wie wichtig dem erst seit ein paar Tagen in der Nähe des belagerten Leningrads stationierten jungen Soldaten das Festhalten, das Zelebrieren seiner nun erst recht zu verteidigenden künstlerischen Identität geworden ist. Im Kreise einer kleinen Gruppe von neun kunstinteressierten Kameraden und zwei Vorgesetzten feiert er sein erstes Weihnachten in diesen Kriegszeiten. Am 1. Weihnachtsfeiertag schreibt Otto Gärtner an seine Verlobte in Gießen: „Wir lasen aus Novalis‘ Hymnen an die Nacht, das große Abendmahl des Walter Flex, Händel und Bach umklangen das wort. Und nach der eigentlichen feier schloß eine lange unterhaltung – als feier und dienst in weiterem sinne – den schönen ring. Mitternacht war vorüber als wir aufbrachen. Und auf meinem zimmer entzündete ich drei kerzen um bei ihrem schein päckchen zu öffnen. In den mantel gehüllt saß ich vor der truhe, die die sendungen trug, und langsam nur konnten meine hände weitergehen. Der atem gefror in der eisigen luft; und berührte er die flamme, so flackerte sie und schatten geisterten über die wand um in den düsteren ecken zu zerfließen. Es war eine seltsame nacht.“¹⁰

Die in den Zeiten des Zweiten Weltkrieges in Russland entstandenen Tagebuch-Aufzeichnungen, die natürlich auch von Heimweh und Melancholie handeln, sind dem jungen Artilleristen aber zweifellos Refugium seiner ununterbrochenen Identitätsfindung, seiner Selbstvergewisserung als ‚Georgianer‘.

Einen Tag nach den Weihnachtsfeiertagen notiert er voller Enthusiasmus: „In STEFAN GEORGE dem Meister münden alle quellen, die durch die jahrtausende der menschheit rinnen, in einen köstlichen bronnen der lautersten juwelen. Und all diese pulsenden ströme der fruchtbarkeit werden in ihm umgeschaffen und aus seinem umfassenden machtvollen geiste entspringt eine lichte klare welt unendlicher fülle und strahlenden reichturns, in formen streng gebändigt und so zur höchsten freiheit göttlicher potenz vermögend.“¹¹

Einen Monat später, am 30. Januar 1942, bestärkt er sich zukunfts froh als Schüler Stefan Georges: „Mein leben beginnt einen neuen tiefen sinn zu bekommen. (..) Wie wert ist mir diese neue sicht! Gerade hier wo das monotone gleichmaß militärischen getriebes leicht die geister versauern läßt. Das leben ist reicher geworden, ich sehe nun mit anderen helleren augen die zukunft. Wenn erst die verschiedenen Fasern des herzens sich nach dem neuen gesetz gerichtet haben,

9 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 01.02.1942.

10 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 25.12.1941.

11 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 27.12.1941.

wenn die durchdringung vollzogen sein wird, dann glaube ich an ein leben nach diesem gesetz. Dann will ich dem Meister ein hohes mal setzen in dem ständigen steigern durch die Tat.“¹² Zwei Tage später wird er konkreter und proklamiert die Kunst, ganz im Sinne Stefan Georges, als sein Lebensgesetz, auch als sein Vehikel zur Abgrenzung von der Masse. „Die Zeit schrankenloser industrialisierung bedeutete eine epoche großer erfolge für die technik, in den bauten z. b. stand die technik höher als die kunst. Ganz allgemein schwand das kunstempfinden. Potenzierte geschmacklosigkeit. Der Meister rettete die kunst, schuf deutsche kunst neu. In den bauten des heutigen staates: technik unerlässlich, aber nur als mittel zum zweck, nicht als dominante. Technik im dienst an der kunst, überwindung der technik durch die kunst. Synthese gewonnen – verheißungsvoller beginn. Andererseits: unerhörter anstieg der technisierung. Seelenlos, entnervend. Wie das ende? Die technik greift mit raffendem finger um sich in die masse. Die wenigen (die menschen) wehren sich, kämpfen gegen die verflachung. Die kunst durchdringt sie. Immer tiefer je mehr die massen erblinden. Scheidung: hie die erkorenen der kunst – da die blöde herde der technischen entseelung.“¹³

Genau in dieser intendierten ‚Rettung der Kunst‘ wird der junge, so belesene Soldat Otto Gärtner aber auch – wie unzählige andere Schön- und Freigeister in diesen Zeiten - zum Gegenstand der Verführung. Der täglich potenzierten Propaganda und den Herrschaftsparolen der Nationalsozialisten ausgesetzt, begibt er sich nun gedanklich in deren Pathos-Falle, indem er der „Erneuerung des Menschen im Menschen, das heißt: Die Wiedergeburt des wahren Menschen, des Menschen schlechthin (des Deutschen)“¹⁴ das Georgesche Ideal als Synonym anheftet.

Hatte er noch als Obersekundaner auch die Leistungen anderer Völker „etwa des französischen oder englischen volkes“ anerkannt und die Überlegenheit des deutschen Volkes als „bis zum übermaß gepredigt“¹⁵ enlarvt, so zeigen sich seine Reflexionen nun, nach drei Monaten an der Front, als brüchig und diffus. In einem weiteren Brief an seine Verlobte Irmgard fragt er sich sogar, „ob nicht Adolf Hitler der Herrscher sei nachdem der letzte, Stefan George, sein leibliches leben vollbracht und sein geistiges vollendet hat. (...) Es ist vieles was diese annahme zu rechtfertigen scheint“.¹⁶ Als er ein paar Wochen später von der Durchsetzung des ‚Führerprinzips‘ erfährt, droht er dem darauffolgendem Propagandaschwall gänzlich zu erliegen. „Letzthin hörten wir die reichstagsitzung¹⁷, auch den beschluß des neuen gesetzes das wohl als krönung der jahrelangen entwicklung angesprochen werden kann. Die idee die damit praktischen ausdruck fand, nämlich die des absoluten FUEHRERTUMS (sic!), ist imponierend. Insofern hat sie einige ähnlichkeit mit katholischer wie auch antiker (besonders ägyptischer) auffassung vom

12 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 30.01.1942.

13 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 01.02.1942.

14 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 09.09.1942.

15 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 25.04.1939.

16 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 15.02.1942.

17 Beschluss des Großdeutschen Reichstags vom 26. April 1942, in dem das Führerprinzip ohne Einschränkung verankert wurde.

menschen der, durch göttliche gnade berufen, über die mitmenschen gestellt werden und als mittler zwischen himmel und erde, als göttliches werkzeug, kraft der ihm gegebenen kraft als ausübender göttlicher gesetzte herrschen kann – als das neue gesetz den führer offiziell außerhalb menschlicher paragraphen stellt. Er steht über dem gesetz der rechtsbücher, er braucht deren gebot nicht über sich, weil er in einem höheren gesetz gebunden ist. Anfänglich – und da schon in vollendung – waren die ägyptischen priesterkönige, und die entwicklung führt durch die in jahrtausenden mannigfach wechselnden formen zum begriff des Führers: da ist der hohe adel eines Ramses, Echnaton, Alexander, Innocens. Das ist die idee die in der form heutiger klarheit Stefan George (schuf) als Meister und Herrscher im Geistigen Reich.“¹⁸

Dass der kulturell vorgebildete und sensible Soldat den historischen Kontext der Antike wählt, um Adolf Hitler als göttlich Begnadeten zu adeln und mit seinem ‚Meister‘ Stefan George auf einen Rang zu erheben, mag als Folge des zunehmenden Defizits kreativer, sinnstiftender dichterischer Impulse in Zeiten eskalierender Kriegsgeschehnisse an der russischen Ostfront bewertet werden. Auch dem jungen Intellektuellen entswindet in diesen Zeiten zunehmend die klar reflektierende Distanz, das strukturierte, geduldige In-Beziehung-Setzen – also das kritische Denken.

Die Tagebuch-Eintragungen Otto Gärtners enden am 8. Februar 1943 mit einem Bild, das sich wieder einer fahrenden Lokomotive bedient. Es deutet am Ende die Schlacht von Stalingrad an - verwoben in die Atmosphäre dichterischer Impressionen. Es mutet an wie die bewusst gesetzte poetische Gegenkraft im Kontext des tagtäglichen Kriegsszenarios: „In wälzenden wogen wandert die wolke des lokomotivqualmes seitwärts. Einzelne fetzen verharren, andere tänzeln in schwe-relosem traum zur schweren erde. Die masse aber durchdringt die luft der gärten und felder, verschlingt erst alles, um dann von den nackten fingern der bäume durchstochen zu werden, um die festen flächen der häuser freizugeben. Die sonne spielt aus blauem kaum mit weißen schleiern bezogenem himmel mit dem schwebendem dampf, ihm wandelnde farben gebend vom weiß zum grau, vom violett zum schwarz, spielt mit der stillen krume dort unten, mit den flimmernden schneekristallen die sie decken. Die bilder wechseln, der zug stößt auf silbernen strang weit in das land in dem der erste feldzug dieses krieges dröhnte.“¹⁹

Am Ende des Krieges gerät Otto Gärtner noch in englische Gefangenschaft, aus der er Ende April/Anfang Mai 1945 nach Gießen zurückkehrt.²⁰ In wenigen Wochen und Monaten nun beginnt er zielstrebig, auf unterschiedlichen Ebenen, seinen Dienst an der Dichtung²¹ zu gestalten und zu forcieren.

18 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 03.05.1942.

19 StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 08.02.1943.

20 Am 16. Januar 1945 hatte er bei einem Heimaturlaub seine Verlobte Irmgard Adam geheiratet.

21 Vgl. StdtAG 88/28, Nr. 10, T vom 17.07.1942: „Kunst aber ist keine unterhaltung, kunst verlangt bereitschaft zum dienst, zur hingebung.“



Abb. 4: Der Student Otto Gärtner im Sommer 1946, Foto privat

Der Student Otto Gärtner

Da ist zum einen der wissenschaftliche Zugang zur Dichtung. Endlich darf er das ihm als Abiturient so abrupt vorenthaltene Literaturstudium aufnehmen! Im Wintersemester 1945/46 trägt er sich also an der im September 1945 wiedereröffneten Philipps-Universität in Marburg²² zunächst in den Fächern Deutsch, Geschichte und Sanskrit ein, um ab dem Sommersemester 1947 in die Kombination von Deutsch, Philosophie und Französisch zu wechseln²³. Daneben hört er auch kunstwissenschaftliche, historische und theologische Vorlesungen. In seinem Lieblingsfach Deutsch hat er es von Beginn an mit einem Lehrer zu tun, dessen Lyrik-Bezug ihn sogleich anregen und bekräftigen musste. Es ist der Germanist Johannes Klein (1904-1973), der später auch sein Doktorvater werden sollte, der den vor Eifer brennenden Studenten mit dem Österreicher Josef Weinheber (1892-1945) auf den dichterischen Weg zurückführt.²⁴

22 Die Gießener 'Ludwigs-Universität' wurde durch die Bombenangriffe im Dezember 1944 fast gänzlich zerstört und konnte erst im Jahre 1957 ihren vollen Universitätsstatus wiederherstellen.

23 Vgl. UAM (Universitätsarchiv Marburg) 307d, 1503.

24 1945 hatte Johannes Klein, noch im schwedischen Exil, eine „Einführung und Deutung“ des Weinheberschen Werkes publiziert (Stockholm, Europa Edition 1945). 1947

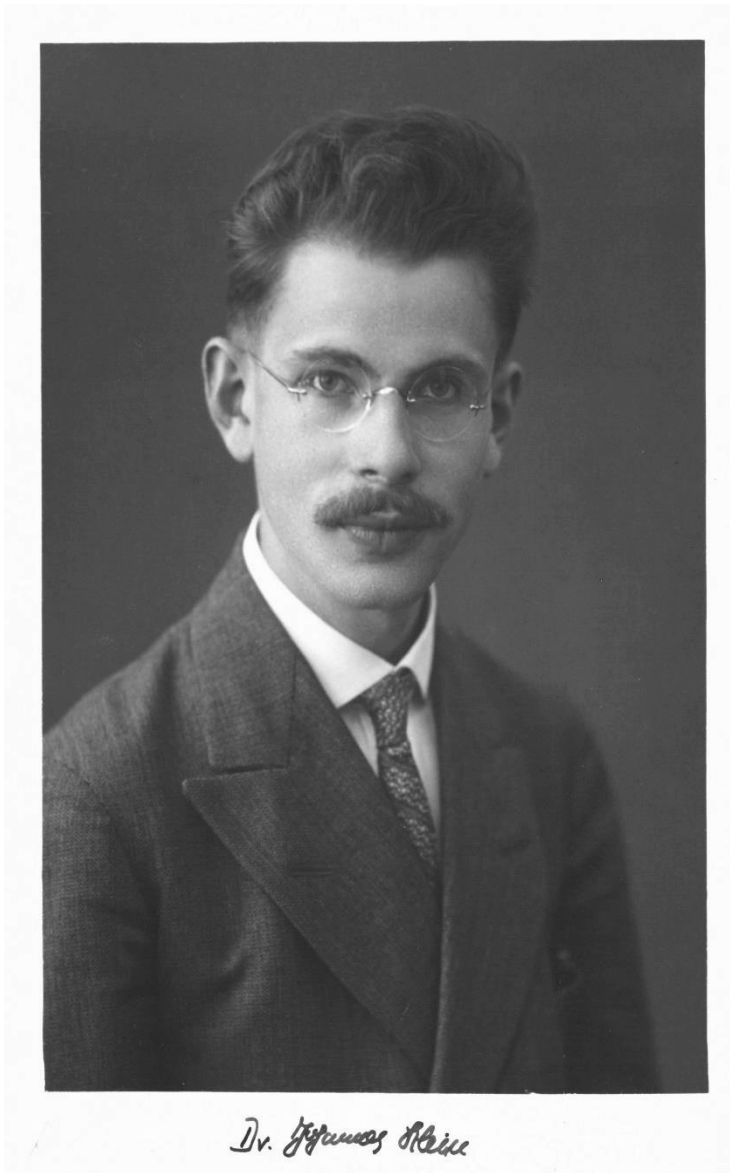


Abb. 5: Johannes Klein um 1935, UAM 312, 7 Nr. 5

veröffentlichte er „Hölderlin in unserer Zeit“ und ein Jahr darauf den Band „Heimkehr zur deutschen Dichtung“.

Schon 1938 erschienen von ihm „Klassische Haltung heute“. In: Die Literatur, Jg. 40, S. 404-407 sowie eine Rezension zu Weinheber mit dem Titel „Zwischen Göttern und Dämonen“. In: Kölnische Zeitung, 11. November.

Im Sommer 1945 aus schwedischem Exil als außerplanmäßiger Professor an die Marburger Universität zurückgekehrt, an der er bis 1938 Dozent für deutsche Literaturgeschichte war²⁵, setzt Johannes Klein als einer der ersten deutschen Germanisten in seinen Vorlesungen und Seminaren einen Schwerpunkt auf den umstrittenen österreichischen Lyriker²⁶, mit dem er bis zu seiner Emigration auch korrespondierte und diesem sogar Vorlesungsmanuskripte zukommen ließ.²⁷ Schon vor seiner Vertreibung aus Deutschland beförderte er das Werk dieses autodidaktischen Schriftstellers, dessen Lyrik ihm „Musikwerdung der Sprache“²⁸ war.

Die Lyrik Weinhebers galt schon dem 17-jährigen Unterprimaner Otto Gärtner, ein Jahr nach seiner George-Erfahrung, als wegweisend. In seinem ersten Brief an dessen Witwe bezeichnet er den Poeten als „de(n) größte(n) Dichter seiner Generation (..), Hölderlin, Stefan George, Rainer Maria Rilke ebenbürtig“.²⁹

In einem frühen Brief an den Friedberger Essayisten und Lyriker Fritz Usinger ist diese Verehrung pathetisch als das Dichter-Ideal schlechthin gesetzt:

„Jeder Dichter, wenn anders er den Namen verdient, steht eingeordnet in die Hierarchie des Geistigen. Die grössten sind die Herrscher in dem geistigen Reich. Die Reihe derer ist in erlauchten Namen begriffen. Drei drängen sich auf, wenn ich an die Inkarnationen reinsten Dichtertums denke: Friedrich Hölderlin, Stefan George, Josef Weinheber. Zwei von ihnen zerbrochen, sei's an der Spannung zwischen Einbild und Umbild oder an der eigenen Seele. Einer nur bleibt ungebrochen.“³⁰ Stefan Georges und Josef Weinhebers Werke sind es also, die dem 22-jährigen ambitionierten Studenten nun erstmals in literaturwissenschaftlichen Zusammenhängen wiederbegegnen.

Der Promovend Otto Gärtner

Es nimmt also nicht wunder, dass Otto Gärtner schon während der ersten Semester entschlossen ist, über diese beiden von ihm idealisierten und nunmehr studierten Poeten zu promovieren. Sein Professor aber dürfte ihn angeregt und überzeugt haben, nur über den österreichischen Dichter zu schreiben; gab es doch über

25 Johannes Klein hatte durch die Nürnberger Rassegesetze – seine Frau galt seit 1935 als „Halbjüdin“ – seine Lehrerlaubnis verloren.

26 Josef Weinheber, großdeutsch gesinnt, trat schon 1931 der österreichischen NSDAP bei und wurde in den folgenden Jahren deren dichterisches Aushängeschild. 1944, in der Endphase des Zweiten Weltkrieges, fand er Aufnahme in die ‚Gottbegnadeten-Liste‘ der deutschen Künstler durch das NS-Regime.

27 Josef Weinheber bedankt sich in einem Brief vom 3. Mai 1938: „Es liegt mir schließlich auf dem Herzen, Ihnen für die liebende Einführung in mein Werk zu danken. Ihr Traktat ist ein Dokument, das es einem leicht macht, ein Dichter zu sein.“ – Vgl. UAM 312 3,4 Nr. 205.

28 Johannes Klein, Josef Weinhebers Werk in Kollegs und Seminaren einer deutschen Universität seit 1946, in: Jahressgabe 1968/69 der Josef-Weinheber-Gesellschaft, Wien 1969, S. 25.

29 StdtAG 88/28, Nr 121, Otto Gärtner an Hedwig Weinheber vom 25.05.1948.

30 StdtAG 88/28, Nr. 119, Otto Gärtner an Fritz Usinger vom 25.10.1946.

Stefan George zu dieser Zeit (1948) in Deutschland bereits 21 Dissertationen³¹, während über Josef Weinheber noch keine Doktorarbeit existierte.³² In Österreich allerdings lagen zwei maschinenschriftliche Dissertationen über Weinheber vor: Die 1940 von Elisabeth Eder in Wien veröffentlichte Hochschulschrift „Josef Weinhebers Oden als Zeit- und Problemdichtungen“ sowie die Arbeit mit dem Titel „Die Problematik in Weinhebers Prosawerken, gedeutet und verglichen mit der seines Gesamtwerkes“, erschienen in Graz. Mit der 1948 promovierten Verfasserin Elfriede Wagner nimmt Otto Gärtner, nachdem er durch Hedwig Weinheber auf sie aufmerksam gemacht wurde, sogleich einen anregenden, kollegialen sowie kongenialen Briefkontakt auf,³³ der mehr als zwei Jahre andauern sollte. Es galt einerseits, in Zeiten, in denen auch die Literaturbeschaffung zwischen den Ländern Österreich und Deutschland durch strengste Zollaufgaben erheblich erschwert war, diese „geistige Quarantäne“³⁴, diese „allmächtigen Grenzpfähle“³⁵ bestmöglich zu kompensieren; andererseits war das Bestreben Otto Gärtners und seines Professors Johannes Klein aber auch, den österreichischen Dichter aus dem „Wall des Schweigens“³⁶, dem vorherrschenden Klima der Skepsis und Missachtung zu befreien³⁷ und ihn gleichsam zu rehabilitieren³⁸. In einem Brief an Hedwig Weinheber vom 11. Juli 1948 heißt es: „So weit ich sehen kann, wächst die Gemeinde Josef Weinhebers und wird auch in Zukunft weiterwachsen. Und dazu beizutragen – ist es nicht für einen jungen Menschen, der wie der Meister in der

31 In den Jahren 1949 und 1950 wurden in Deutschland noch vier weitere George-Dissertationen veröffentlicht. Diese Information verdanke ich dem Mitarbeiter der Gießener Universitätsbibliothek Carsten Wolf.

32 Parallel zu Otto Gärtner dissertierte Ludger Stuhmann über den österreichischen Lyriker („Josef Weinheber, der Dichter zwischen Göttern und Dämonen“). Diese Arbeit wurde am 29.07.1949 an der Universität Bonn veröffentlicht. Nach der Dissertation Otto Gärtners folgten in Deutschland nur noch fünf weitere Doktorarbeiten über den österreichischen Lyriker. Die aktuell letzte stammt aus dem Jahre 1961. Auch diese Informationen verdanke ich Herrn Carsten Wolf von der Universitätsbibliothek Gießen.

33 Anfang September 1948 wendet sich Otto Gärtner erstmals an die österreichische Kollegin.

34 StdtAG 88/28, Nr. 120, Otto Gärtner an Elfriede Wagner vom 30.04.1949.

35 StdtAG 88/28, Nr. 121, Otto Gärtner an Hedwig Weinheber vom 25.05.1948.

36 StdtAG 88/28, Nr. 122, Otto Gärtner an Heinrich Zillich vom 08.01.1949.

37 „Der Kampf um Weinheber hängt mit dem Ringen um die gesamte ältere deutsche Dichtung zusammen. (...) Unsere Zeit ist unerbittlich und schnellebig, aber sie ist auch sehnsüchtig und spürt die Verarmung“, schreibt Johannes Klein noch im Jahre 1969.

Vgl. Johannes Klein, Josef Weinhebers Werk in Kollegs und Seminaren einer deutschen Universität seit 1946, a.a.O., S. 26.

38 In Otto Gärtners 1951 maschinenschriftlich publizierten Dissertation mit dem Titel „Josef Weinheber und sein Bild vom Menschen“ heißt es auf Seite 137: „Die positive Bewertung des Dritten Reiches erklärt sich nicht zuletzt aus der Sehnsucht des Deutsch-Österreichers nach der größeren Heimat – und diese Sehnsucht war umso heftiger, je stärker die Bindung des Dichters an die Sprache und ihren Geltungsbereich war; sie erklärt sich weiterhin aus einer gründlichen Verknennung des wahren Charakters dieses Staates. Hier liegt eine Schwäche Weinhebers, die man hinnehmen muß. Er hat sich blenden lassen.“ Vgl. StdtAG 88/28, Nr. 13.

Dichtung eine ursprüngliche Lebensmacht, seinen Beweis des göttlichen im Menschen sieht, eine schöne, verantwortungsvolle und stolze Aufgabe?“³⁹

Zu den brieflichen Kontakten des jungen Weinheber-Forschers Otto Gärtner gesellt sich Ende 1948 auch eine ausführliche und bestärkende Korrespondenz mit dem Schriftsteller Heinrich Zillich (1898-1988)⁴⁰, der über 20 Jahre mit Josef Weinheber befreundet war und über diesen auch publiziert hatte⁴¹. Dessen Diagnose der Weinheber-Rezeption nach 1945 dürfte dem angehenden Promovenden entsprechen haben. Heinrich Zillich schreibt in einem seiner ersten Briefe an Otto Gärtner: „Wie ein Licht die Aasfliegen, zieht Weinheber die Literaten an, sich an ihm zu verbrennen. Sie müssen ihn nach ihrem armseligen Leisten modeln wie dieser Deml.⁴² Sie können ihn nicht begreifen, weil sie außerstande sind, einen vollen, gott- und teufelsnahen, naturhaften und geistgebannten, männlichen und kindlichen Menschen zu erfassen.“⁴³

Die brieflichen Kontakte also mit der Witwe Hedwig Weinheber, der österreichischen Kollegin Elfriede Wagner und dem Weinheber-Freund Heinrich Zillich bescheren dem jungen Otto Gärtner nicht nur Anregungen und wissenschaftliches sowie privates Kontext-Wissen, sondern auch eine wertvolle Anzahl an Primär- und Sekundärliteratur, die er zu Hause niemals oder nur über langfristige Umwege hätte erwerben können.⁴⁴ So nehmen seine Dissertationsschritte durchaus einen vielversprechenden Lauf, zumal er auch allen drei Brieffpartnern aktuelle Kapitel seiner konkreter werdenden Doktorarbeit zukommen lassen und auf fruchtbare Resonanz hoffen kann. Schon im Herbst des Jahres 1948 – nach sechs Semestern – kann er der österreichischen Kollegin Elfriede Wagner von seiner ausgereiften Konzeption berichten: „Meine Arbeit steht unter dem Titel ‚Josef Weinheber und sein Bild vom Menschen‘. Einer biographischen Einführung folgt ein Abschnitt über die Auffassung des Dichters von Sprache und Form (das Gestaltungsproblem) und dann im Hauptteil die systematische Darstellung: zunächst die Grundsituation des Menschen (Untergang, Adel, Tod), dann die einzelnen menschlichen Typen, deren Bild ich auf rein interpretativem Wege, also ohne Be-

39 StdtAG 88/28, Nr. 121, Otto Gärtner an Hedwig Weinheber vom 11.07.1948.

40 Auch Heinrich Zillich fand 1944 Aufnahme in die ‚Gottbegnadeten-Liste‘ des NS-Regimes.

41 Heinrich Zillich, *Einer unserer bleibenden Dichter – Werk und Wesen Weinhebers, Christ und Welt*, Stuttgart 1948. Heinrich Zillich (Hrsg.), *Bekanntnis zu Josef Weinheber – Erinnerungen seiner Freunde*, Salzburg 1950.

42 Friedrich Deml, *Josef Weinhebers Ende*, in: *Welt und Wort*, Heft 11, Bad Wörishofen 1947, S. 397 f.

43 StdtAG 88/28, Nr. 122, Heinrich Zillich an Otto Gärtner vom 22.12.1948.

44 Am 25.05.1948 schreibt er an die Weinheber-Witwe: „Es ist unter den gegenwärtigen wirren Verhältnissen denkbar schwierig, alles zu sammeln, was für eine wissenschaftliche Arbeit erforderlich ist. Ich selbst besitze zwar vier Bücher (Adel und Untergang, Späte Krone, Götter und Dämonen, Kammermusik) und den Auswahlband ‚Selbstbildnis‘, worüber ich nicht froh genug sein kann; aber darüber hinaus ist es mir nicht möglich, auch nur eines der anderen Bücher oder gar das jetzt erschienene zu erhalten. (..) Es ist ja so niederdrückend, wenn durch äussere Verhältnisse selbst der geistige Verkehr zwischen Menschen erschwert oder unmöglich gemacht wird.“ Vgl. StdtAG 88/28, Nr. 121, Otto Gärtner an Hedwig Weinheber vom 25.05.1948.

rücksichtigung der Sekundärliteratur, gewinne. Den Abschluß bildet eine Untersuchung des Verhältnisses von Dichter und Mensch, von Traum und Wirklichkeit oder – um mit Schiller zu reden – von Ideal und Leben. Der Anhang soll ausser dem Apparat mit den Belegstellen und Bezugnahmen auf die Sekundärliteratur eine Weinheber-Bibliographie, die meines Wissens bisher noch nicht erschienen ist, bringen.“⁴⁵

Ende März 1949 reicht der 26-jährige Otto Gärtner seine Dissertation ein. Jedoch beginnt für ihn nun eine zermürende Stagnation, die seiner vorausgegangenen vermutlich wohl reibungslosen Autorschaft diametral entgegensteht: Denn es folgt eine lange, fast zweieinhalbjährige Wartezeit bis der Promotionsvorgang abgeschlossen ist. An dieser Stelle sei deren ernüchternder Verlauf aus der Sicht des Studenten skizziert. Im Dezember 1949 schreibt Otto Gärtner: „Meine Dissertation ist zwar fertig, befindet sich aber noch bei der Fakultät, so dass ich die Prüfung zu meinem Leidwesen wohl nicht mehr vor Weihnachten ablegen kann.“⁴⁶ Im selben Monat: „Ihre Vermutung, daß ich bereits Doktor bin, muß ich enttäuschen. Professoren sind merkwürdigerweise teilweise stark von ihrer Beamteneigenschaft beeindruckt. D.h. daß sie ihre Arbeitszeit sehr genau einteilen und sich im Urlaub nicht stören lassen. So ging es mir, und meine Arbeit, die seit Mai bei meinem Promotor liegt, blieb während der ganzen Sommerferien in der Schublade. Dann kam eine Krankheit, und sie blieb wieder liegen. Doch jetzt scheint es allmählich so weit zu sein, die Diss. wird wohl unmittelbar nach Neujahr durch die Fakultät laufen, sodaß ich, wenn nichts dazwischen kommt, wohl im Februar fertig sein kann.“⁴⁷ Zehn Monate später aber⁴⁸ - im Oktober 1950: „Meine Weinheber-Dissertation, seit Monaten fertig und eingereicht, liegt noch immer bei einem meiner Professoren, der sich wegen prinzipieller Meinungsverschiedenheit mit Prof. Klein nicht entschließen kann, die Arbeit durchgehen zu lassen. Ich werde also noch bis Weihnachten warten müssen.“⁴⁹ Erst im Juni des Jahres 1951 kann Otto Gärtner dann alle Prüfungen ablegen⁵⁰ und Anfang September seine Promotions-Urkunde in Empfang nehmen.

Otto Gärtner als Lyriker – „Lebensmacht Dichtung“

Während all dieser nachteiligen Wartezeiten und Hinhaltungen jedoch hatte der Promovend seinen Mut nicht verloren. Er schreibt an Heinrich Zillich: „Diese Zauderpolitik ist zwar meiner Stimmung wie auch meinem beruflichen Fortkommen begreiflicherweise nicht sehr förderlich, ändert aber natürlich mein Verhältnis zu Weinheber nicht.“⁵¹ Und so gelingt es ihm zwischenzeitlich, sein Weinheber-

45 StdtAG 88/28, Nr. 120, Otto Gärtner an Elfriede Wagner vom 28.09.1948.

46 StdtAG 88/28, Nr. 122, Otto Gärtner an Heinrich Zillich vom 02.12.1949.

47 StdtAG 88/28, Nr. 120, Otto Gärtner an Elfriede Wagner vom 27.12.1949.

48 Krankheitsbedingt kam es zweimal zur Neubesetzung des Korreferenten. Dazu blockierten auch fundamentale Meinungsverschiedenheiten unter den entsprechenden Prüfern den reibungslosen Ablauf der Promotion. Vgl. UAM 307d, 1503.

49 StdtAG 88/28, Nr. 122, Otto Gärtner an Heinrich Zillich vom 08.10.1950.

50 Das Gesamturteil lautete ‚genügend‘. Vgl. UAM 307d, 1503.

51 StdtAG 88/28, Nr. 122, Otto Gärtner an Heinrich Zillich vom 08.10.1950.

Wissen und seine Forschungsleistungen⁵² redigiert und feuilletonistisch aufbereitet in literarischen Zeitschriften und Zeitungen zu platzieren. Seine journalistische Premiere ist somit eine Weinheber-Buchbesprechung, die am 16. Dezember 1948 in der Gießener Freien Presse (GFP) erscheint. Es ist der letzte, posthum erschienene Gedichtband Josef Weinhebers, den Otto Gärtner schon im Frühjahr 1948⁵³ von dessen Witwe als Geschenk erhalten hatte und nun, ganz exklusiv, in einer deutschen Zeitung besprechen durfte.⁵⁴



Abb. 6: Der erste Gärtner-Artikel in der GFP vom 16.12.1948

52 Als Positivum hebt Prof. Johannes Klein in seinem Gutachten vom 7. März 1950 besonders hervor, dass durch diese Arbeit in Deutschland der Anfang gemacht wurde, Weinhebers Werk, das für die Forschung Neuland war, wissenschaftlich zu untersuchen. Vgl. UAM 307d, 1503.

53 Hedwig Weinheber schreibt von den Hindernissen im Paketverkehr: „Ich habe aber keine Gelegenheit gehabt, Ihnen ein Buch zu schicken, da wir ja durch die Post von Österreich nach Deutschland oder umgekehrt nichts Gedrucktes schicken dürfen. Nun habe ich aber Gelegenheit, durch einen Reisenden Ihnen einiges zu schicken, leider nicht viel, weil ich selbst, was Ihnen noch fehlt, nicht besitze. Der lebenswürdige Reisende bringt das Paket über die Grenze und wird es dann in München per Post übergeben. (...) Es liegt bei 'Hier ist das Wort', das im März 1948 erschienen ist.“ Vgl. StdAG 88/28, Nr. 121, Hedwig Weinheber an Otto Gärtner vom 29.06.1948.

„Solche Schätze hätte ich in meinen kühnsten Träumen nicht erwartet“ - bedankt sich Otto Gärtner freudig-erregt am 11.07.1948 bei der Absenderin. Vgl. StdAG 88/28, 121.

54 Auch in der Tübinger Literaturzeitschrift „Welt und Wort“ (Nr.5/6 und Nr. 8, 1949) werden im darauffolgenden Jahr zwei seiner Weinheber-Artikel angenommen.

Seinem Briefpartner Heinrich Zillich berichtet er dann lapidar davon, „in der hiesigen Zeitung eine kleine, anspruchslose Notiz“ untergebracht zu haben; muss aber im selben Brief etwas überheblich und realitätsfremd anfügen, dass dieses „armseilige(s) Blättchen“⁵⁵ nur eine Maschinenseite bewilligen konnte. Für den angehenden Doktor der Philosophie war diese Tatsache natürlich gewöhnungsbedürftig.

Man darf dennoch vermuten, dass dieser Einstieg in den Pressealltag nicht ohne einen gewissen und angemessenen Stolz erfolgte, zumal Otto Gärtner in Hans Rempel (1904-2004), seit Anfang Juni 1948 in Personalunion Chefredakteur und Verleger der heimischen Zeitung, einen Vorgesetzten fand, der interessiert daran war, sein ‚Blättchen‘ durch ein wachsendes und anspruchsvolleres Feuilleton zu bereichern – kam dieser doch selbst aus dem universitären, literaturwissenschaftlichen Kontext.⁵⁶ So waren also auch die ersten journalistischen Intermezzi Otto Gärtners Teil seines Dienstes an der Dichtung. Dank eines beiderseitigen respektvollen Verhältnisses konnte der ‚Candidatus Philosophiae‘ sich nun nach und nach profilieren und als frei Mitarbeitender Autor mit kleineren Buchrezensionen bei der GFP reüssieren.

Ein Jahr nach seinem ersten Zeitungsartikel durfte er dort sogar mit einer Novelle⁵⁷ und einem Gedicht⁵⁸ aufwarten.

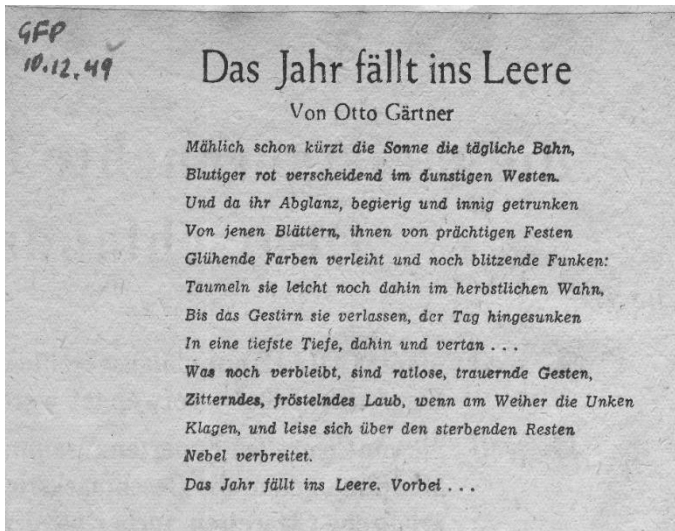


Abb. 7: *Das Jahr fällt ins Leere*, GFP vom 10.12.1949

55 StdtAG 88/28, Nr. 122, Otto Gärtner an Heinrich Zillich vom 08.01.1949.

56 „Tragödie und Komödie im dramatischen Schaffen Lessings“ war der Titel seiner 1935 in Berlin erschienen Dissertation.

57 Die Erzählung „Ein vertrauter Fremder“ erschien am 09.12.1949 in der Gießener Freien Presse. Zwei weitere Erzählungen, die in der GFP erschienen sind: „Peinliche Begegnung im Zoo“, GFP Nr. 2 vom 03.01.1950, S. 3 und „Die zweite Begegnung“, GFP Nr. 210 vom 31.08.1957, S. 8.

58 Das Gedicht „Das Jahr fällt ins Leere“ erschien am 10.12.1949 in der Gießener Freien Presse.

Die Vorgeschichte dieser Präsentation als Lyriker ist eine wohldurchdachte und für ihn naheliegende Suche nach ‚Paten‘ für den nun wesentlichsten und ihm wichtigsten Teil seines Dienstes an der Dichtung – der eigenen Lyrik. Denn aus dem Ziel, „seinem Leben ein(zu)fügen, was ein grosser Dichter gesagt hat“⁵⁹, hatte sich längst ein Drang hin zu eigener Dichtung entwickelt.

Im Oktober 1946 schon wendet sich der Marburger Student mit seinem lyrischen Anliegen an den Friedberger Studienrat, Lyriker und Essayisten Fritz Usinger (1895-1982).

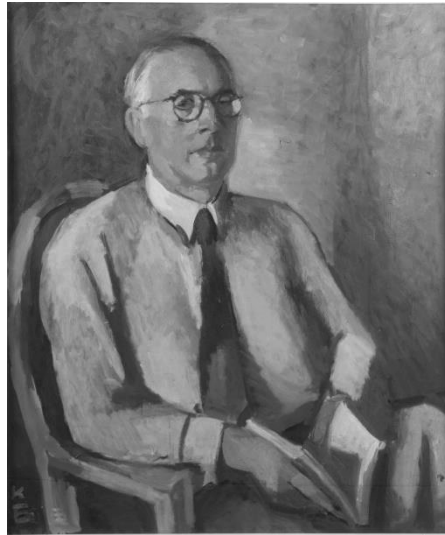


Abb. 8: Fritz Usinger, Portrait von Carl Gunschmann aus dem Jahre 1947, Stadtarchiv Friedberg

Dieser hatte am 29. September 1946 in Darmstadt als zweiter deutscher Schriftsteller⁶⁰ nach dem Zweiten Weltkrieg den Georg-Büchner-Preis in Empfang nehmen dürfen, was dem jungen poesiebeflissenen Studenten Otto Gärtner nicht entgehen konnte und wohl der entscheidende Anlass war, ihm ganz couragiert ein paar seiner eigenen Gedichte zur Beurteilung anzuvertrauen. So beginnt er folglich seine Einführung mit einer respektvoll-feinfühligem Annäherung an den Adressaten: „Nach langer Suche habe ich endlich durch eine Kommilitonin einige Ihrer Gedichte erhalten. (..) Vor Jahr und Tag ist mir Ihr Name zum ersten Mal begegnet. Jetzt sehe ich durch das Lesen Ihrer Gedichte Ihre Gestalt sich zu deutlicheren Konturen verdichten. Was ich bis jetzt kennenlernen konnte, ist nicht Ihr ganzes Werk, sondern nur das was seinerzeit die ‚Offenbacher‘ Monatsrundschaue neben einem Aufsatz von Hans Kempe veröffentlicht hat – so weiss ich auch nicht, ob

59 StdAG 88/28, Nr. 121, Otto Gärtner an Hedwig Weinheber vom 25.05.1948.

60 Ein Jahr zuvor wurde der Preis, der von 1945 bis 1951 auch bildende Künstler und Schauspieler ehren sollte und vergleichsweise nur sehr gering dotiert war, posthum dem Schriftsteller Hans Schiebelhuth (1895-1944) gewidmet.

auf diesem Wege Ihre Erscheinung genugsam abgetastet worden ist. Eines jedoch kann, muss ich jetzt schon sagen: aus diesen Gedichten weht mich ein starker Atem an, so wie er wohl nur vom Dichter ausgeht. Von dem Dichter, der die Wesenheit des Vaterlandes in sich trägt und aus sich prägt; der die Verhaltungen des Menschen in der Zeit, in die er gestellt ist, sagt; der in seiner Domäne der dichterischen Form das den Vielen Unsagbare sagbar macht. (..) Die Sehnsucht ruft nach dem Dichter unserer Situation - möge sie an Ihnen ihr Ziel finden! Wenn Vertrauen das Kriterium für das Verhältnis zum Dichter ist, so erkenne ich vor Ihnen das eine am andren. Dieses Vertrauen ermutigt mich zu einer Bitte. In Ihren Versen finde ich unbestechliche Haltung und weite Sicht, Voraussetzungen für den der zu richten berufen ist. Deshalb möchte ich Ihnen, wenn mir die Freiheit ver-gönnt ist, einige Gedichte vorlegen⁶¹, um Ihr Urteil zu hören.“⁶²

Auch in den darauffolgenden Monaten, bis Ende des Jahres 1949, hält dieser sporadische briefliche Kontakt, der dem jungen Poeten auch bei Besuchen in Friedberg bekräftigende Resonanz bietet, an; zumal sein Mentor jeweils einfühlsam und moderat auf die eingesandten Verse reagiert - wie in einem Brief vom November 1948: „Die Sprache wird erfreulich knapper, schliesst sich näher an den Gegenstand. Manchmal schöne Verhaltenheit“⁶³ oder im September 1949 - voller Verständnis für das Werden eines Dichters: „Auf jeden Fall ist die Entdeckung Georges für Sie wichtig. In den Gedichten wirkt sich diese Entdeckung vorläufig noch zu beherrschend aus. Sie tragen innerlich und äusserlich die Zeichen davon an sich. Das macht nichts. Sie müssen dort hindurch. Zur Jugend gehört das Durchschreiten solcher Stufen. Schriftlich näher auf Einzelheiten eingehen kann ich leider aus Mangel an Zeit nicht. Wenn Sie mich im Oktober besuchen, werden wir darüber sprechen.“⁶⁴ Während Fritz Usinger ab dem Jahre 1949 als Lyriker und Essayist immer mehr an Renommee und Einfluss gewinnt⁶⁵ und in diesem Jahr sein Lehramt abgeben kann, um fortan als freier Schriftsteller zu leben, entwickelt Otto Gärtner in dieser Zeit bis weit in das Jahr 1951 hinein seine produktivste dichterische Schaffensperiode – gerade während der Monate des unsäglichen Wartens auf die Benotung seiner Dissertation und die Promotions-Prüfungstermine. Dass er seit seiner Immatrikulation an der Philipps-Universität Marburg sich ganz und gar der ‚Lebensmacht Dichtung‘ verschrieben hatte, verdeutlicht sein Brief an den im neuseeländischen Exil, in Auckland, lebenden jüdischen

61 Beigefügt sind - laut Otto Gärtner im Postskriptum - acht Gedichte, die weder in seinem Nachlass noch im Marbacher Literatur-Archiv sowie im Friedberger Usinger-Archiv aufzu-finden waren. Ihre Titel: „Erst aus den glutten kann die einung kommen“, „Wie von grossen müdigkeiten“, „Der Engel“, „Müder schritt geht durch die gassen“, „In die nacht versunkne welt“, „Ich steh am weg. Der weg ist lang.“, „Der fluss enteist der bann zerbricht“ und „Unterm fenster junge barke“.

62 StdtAG 88/28, Nr. 119, Otto Gärtner an Fritz Usinger vom 25.10.1946.

63 StdtAG 88/28, Nr. 119, Fritz Usinger an Otto Gärtner vom 28.11.1948.

64 StdtAG 88/28, Nr. 119, Fritz Usinger an Otto Gärtner vom 21.09.1949.

65 1949 wurde er Gründungsmitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt sowie Mitglied des dort ansässigen deutschen PEN-Zentrums. 1954 fand er Aufnahme in die Mainzer Akademie der Wissenschaften. 1960 erhielt er die Goethe-Plakette des Landes Hessen.

Schriftsteller Karl Wolfskehl aus dem Jahre 1948. Karl Wolfskehl (1869-1948), der in München Ende des 19. Jahrhunderts regelmäßig, nicht nur als Gastgeber, im Zentrum des George-Kreises stand und von 1894 bis 1919 zusammen mit diesem die Literaturzeitschrift „Blätter für die Kunst“ herausgab, musste 1933 seine Heimat Deutschland verlassen. Über die Schweiz und Italien verschlug es den Bewunderer und Freund Georges dann, als auch in Italien an ein sicheres Leben nicht mehr zu denken war, 1938 nach Neuseeland – in eine künstlerische Isolation und Einsamkeit hinein, die ihn, 18.000 Kilometer entfernt von seiner Heimatstadt Darmstadt, in hunderten Briefen den Kontakt zu manchen seiner früheren Weggefährten aber aufrechterhalten ließ. Als er nach 1945 - er blieb im Exil - in Deutschland wieder vermehrt in Erinnerung gerufen wurde und auch der Sender „Radio Frankfurt“⁶⁶ sich ihm widmete und wohl im März 1948 in der Sendung „Gedicht der Welt“ aus seinem Werk rezitieren ließ, wird der Marburger Student Otto Gärtner wieder auf den Dichter, dem „Kunst nicht Genuß, sondern Umformung des Daseins, Ganzheit des Menschentums“⁶⁷ sein sollte, aufmerksam. Sein Brief⁶⁸ an den aus seiner Heimat verstoßenen Georgianer Karl Wolfskehl ist in seiner Diktion und seinem Timbre eine beispielhafte Quelle für Otto Gärtners ausdrucksstarken Hommagen an die ‚wahren‘ Dichter, an die ‚wahre‘ Dichtung. Er sei an dieser Stelle vollständig präsentiert; zumal er den wesentlichen Impuls für die vorliegende Arbeit gab:

Gießen, 17.6.48

Hochverehrter Dichter:

Es ist einige Wochen her, daß Radio Frankfurt eine Sendung brachte, die Ihnen gewidmet war. Meine Freude war groß. Zwar ist mir Ihr Name seit Jahr und Tag vertraut, aber von Ihrem Schicksal seit 1933 wußte ich nichts und hatte auch keine Möglichkeit, etwas darüber zu erfahren. 1939, mit 16 Jahren hatte ich die ersten Gedichte von Stefan George gelesen; sie haben mich seitdem nicht mehr verlassen; damals konnte ich mir von Bondi u.a. die drei Auswahlbände der Blätter für die Kunst besorgen; damals trat mir in diesen Bänden und in dem Georgebuch von Friedrich Wolters zum ersten Mal Ihr Name entgegen und ich las Ihre Gedichte. Was da unter dem Signum des Kreises vor mich trat, war ein so völlig Neues für mich und dabei derart fordernd und formend, so daß ich füglich sagen kann: ich habe dem Meister und denen, die um ihn geschart waren, die entscheidenden Impulse zu verdanken. Der Kreis existiert nicht mehr.

Die Situation ist für uns gänzlich anders als vor zehn oder zwanzig Jahren. Der Lyriker unserer Gegenwart – allgemein gibt man es nicht zu und er ist es gewiß nicht im Sinn einer bloßen Aktualität – scheint mir, wenngleich er sich 1945 das Leben nahm, Josef Weinheber zu sein. Das alles kann uns aber nicht zu der Meinung veranlassen, daß die Werke des Kreises uns nichts mehr angehen. Wer sie kennt, weiß das.

66 Vom 04.06.1945 bis Ende 1949 Vorläufer des Hessischen Rundfunks.

67 Werner Bock, Erinnerung an Karl Wolfskehl, In: Eckart 25, Berlin 1956, S. 127.

68 StdAG 88/28, Nr. 118, Otto Gärtner an Karl Wolfskehl vom 17.06.1948.

Mir war es trotz allem Sinnen nicht möglich, eine Verbindung mit einem Menschen, der im Kreis des Meisters gestanden hatte, herzustellen. (Lediglich mit Herrn von Blumenthal, der hier den Lehrstuhl für Klassische Philologie innehatte, konnte ich einmal kurz sprechen. Aber als ich aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte, erfuhr ich, daß er sich mit seiner Frau das Leben genommen hatte.)

Um so größer war meine Freude, als ich nun Gelegenheit hatte, einige Ihrer Gedichte zu hören, die ich nicht kennen konnte, weil sie hier nicht mehr zugänglich waren. Es ist ein seltsames Geschehen, wenn eine räumlich so entfernte Stimme in die Stille des Abends hier in meinem Zimmer spricht, mich anspricht mit der Gewalt des dichterischen Wortes.

„Heimat“ ist für uns ein problematischer Begriff geworden, es hat sich gezeigt, daß, wer ihn auf einen äußeren Raum bezog, meistens nichts behalten konnte und richtungslos in der Zerstörung umherirrt. Nur wenn Heimat der Inbegriff eines inneren Raumes ist, ist sie unzerstörbar und dem brutalen Zugriff der Mächte der Zeit entzogen. Das wurde mir wieder klar, als ich Ihre Gedichte hörte. Nicht „das begeisternde Feuer“ ergriff mich noch war es „das klare Genießen“ – es war eine lautlose Berührung und tiefe Erschütterung. Sie haben sie geweckt, Ihnen gilt mein Dank.

Deshalb, verehrter Dichter, schicke ich diese Zeilen auf den weiten Weg. Mögen sie Sie in guter Gesundheit antreffen; mögen sie Ihnen sagen, daß die Heimat des Wortes hier und dort ist, überall wo Menschen ein Organ haben für die Lebensmacht Dichtung; mögen sie Ihnen meine besten Wünsche bringen und ein bescheidenes Zeichen meiner Verehrung sein.

Ihr sehr ergebener

Otto Gärtner

Es ist anzunehmen, dass dieser höchst empathische Dankesbrief den zu dieser Zeit schon fast völlig erblindeten, exilierten Dichter nicht mehr erreicht hat; denn er trägt das Datum des 17. Juni 1948. Karl Wolfskehl starb am 30. Juni 1948, und ein Brief von Deutschland nach Neuseeland dauerte damals mehr als zehn Tage. Eine tiefe Enttäuschung also für den Absender Otto Gärtner, der doch eine ‚Verbindung mit einem Menschen, der im Kreis des Meisters gestanden hatte‘, aufbauen wollte.

Unter dem ‚Signum des Kreises‘ aber befand sich auch ein anderer, gleichaltriger, zudem noch lebender Dichter, der mit Karl Wolfskehl in gemeinsamen Gießener Zeiten eng befreundet war. Am 22. September 1949 vermerkt dieser in seinem Tagebuch: „Gärtner kommt nachmittags und bleibt bis gegen Abend. Aber ich glaube, ich bin ihm eine Enttäuschung, da ich den George-Kult nicht recht mitmachen kann.“⁶⁹ Es ist der hochbetagte Schriftsteller, Dichter und Germanist Georg Edward (1869-1969)⁷⁰, den Otto Gärtner einige Wochen vorher kontaktiert

69 Stadtarchiv Gießen (Hrsg.) 2004, Georg Edward: Tagebücher und mehr. Eintrag vom 22.09.1949. CD-Rom.

70 Eigentlich August Andreas Geilfus. Dank eines großherzoglichen Erlasses durfte der Sohn der anerkannten Gießener Kaufmannsfamilie seit 1903 den Künstlernamen Georg Edward

haben dürfte,⁷¹ um die Sphären des George-Kreises wieder zu beatmen. Als Besitzer der ersten Ausgaben von Georges Zeitschrift „Blätter für die Kunst“ aus den Jahren 1892 und 1893 muß ihm bei der Suche nach ‚Paten‘ seiner George-Recherchen der Gießener Grandseigneur als dort damals vertretener junger Dichter wieder aufgefallenen sein.⁷²



Abb. 9: Georg Edward im Jahre 1964, StdAG

führen. Vgl. dazu Bernd Bader, Mäzene, Künstler, Büchersammler – Exlibris der Universitätsbibliothek Gießen, Gießen 2007.

71 Es ist das erste Mal, dass Otto Gärtner im Tagebuch Edwards, das über viertausend handschriftliche Seiten umfasst und über siebenzig Jahre lang geführt wurde, Erwähnung findet. Insgesamt ist Otto Gärtner darin sechsundsiebzigmal vertreten.

72 Auch dürfte er in der Vorbereitung auf seinen Artikel zum 1. Todestag Karl Wolfskehl's auf Georg Edward gestoßen sein. Vgl. GFP Nr. 149, vom 30.06.1949 - Ein deutsch-jüdisches Dichterschicksal“.

Eine glückliche Fügung: Denn Georg Edward stand fast sechs Jahrzehnte zuvor, Anfang der 1890er Jahre, genau zwischen den beiden Protagonisten dieser exklusiven Literaturzeitschrift – und dies in einer später zur Legende gewordenen Nebensache. Im Frühjahr 1891 besuchte ihn Stefan George auf der Durchreise in Gießen, um ihn für die Mitarbeit in seiner zu gründenden Zeitschrift „Blätter für die Kunst“ zu gewinnen. Dazu notiert der Gießener Poet im Februar 1894, schon in den USA lebend, in sein Tagebuch: „Ich wurde natürlich Mitarbeiter der ‚Blätter für die Kunst‘, merkte aber schon bald, daß ich mit meinem etwas gröberen Geschmack doch nicht exklusiv genug war, um mich darin zu Hause zu fühlen. Eines Tages kam denn auch das Ende. Die Zeitschrift hatte Anfang 1894⁷³ mein Gedicht ‚Unausgesprochene Worte‘ gebracht, aber mit Auslassung einer ganzen Strophe meines Manuskriptes und mehreren seltsamen, einschneidenden Änderungen, die mir nicht gefielen.“⁷⁴ Diesen gänzlich unpoetischen, vom ‚Meister‘ höchstpersönlich vorgenommenen rabiaten Eingriffen ließ Georg Edward seinen Verzicht auf eine weitere Mitarbeit folgen; auch gefiel ihm die „priesterlich-esoterische Art“⁷⁵ Georges von Anfang an nicht. Mit dem Wiederaufleben des George-Flairs konnte und wollte der alte Herr also nicht dienen. Jedoch war er es, der dem Marburger Promovenden Otto Gärtner die Bedeutung und Ausstrahlung seines früheren Freundes Karl Wolfskehl eindrucksvoll zu vermitteln verstand.⁷⁶ Vor allem wird er von einer ‚Heldentat‘ berichtet haben, von der er sich im Kontext der George-Wolfskehl-Forschung niemals hatte befreien können. Im Sommer 1960 notiert der 90-Jährige in sein Tagebuch: „In der Darstellung Stefan Georges von Franz Schonauer lese ich eben, dass ich es gewesen sei, der Karl Wolfskehl auf George aufmerksam gemacht habe. In den meisten Büchern über George ist diese Heldentat, die ich später bereut habe, zu lesen. Es kommt mir jedesmal lächerlich vor, denn wenn ich Wolfskehl nicht auf ihn aufmerksam gemacht hätte, hätte er es anderswie bald genug erfahren. Es macht eher den Eindruck, als ob es die grosse Heldentat meines Lebens sei.“⁷⁷

Auch Anfang des Jahres 1956 hatte er rückblickend noch der Unwirksamkeit seines eigenen Werkes nachgetrauert. Er schreibt: „Wolfskehl war für mich die

73 Georg Edward befand sich seit Ende Mai 1893 als Zeitungskorrespondent, später als Gastprofessor für deutsche Literatur und abschließend als Bibliotheksleiter in den Vereinigten Staaten von Amerika und kehrte erst 1931 wieder nach Deutschland in seine Heimatstadt Gießen zurück.

74 Wolfgang G. Bayerer/Brigitte Hauschild, Georg Edward zu Ehren – Ausstellungskatalog der Universitätsbibliothek Gießen zum 125. Geburtstag des Poeten am 13. Dezember 1994, Gießen 1996, S. 125.

75 Stadtarchiv Gießen (Hrsg.) 2004, Georg Edward: Tagebücher und mehr. Eintrag vom 23.02.1894. CD-Rom.

76 Die beiden gleichaltrigen Studenten lernten sich 1891 in der Universitätsbibliothek Gießen kennen; bis ihre Wege sich 1893 trennten, eine Brieffreundschaft aber weiter bestehen blieb. Edward ging für fast vier Jahrzehnte in die Vereinigten Staaten von Amerika, während Wolfskehl nach seiner Promotion bei Otto Behagel („Germanische Werbungssagen“) im September 1893 über seine Heimatstadt Darmstadt nach München weiterzog.

77 Stadtarchiv Gießen (Hrsg.) 2004, Georg Edward: Tagebücher und mehr. Eintrag vom 21.07.1960. CD-Rom.

grossartigste Persönlichkeit, der ich je begegnet bin, und ich bin noch jetzt stolz darauf, dass er so lange mein Freund gewesen ist. Dr. Usinger hat einen seiner Briefe an mich facsimiliert in der Oktobernummer der ‚Agora‘ veröffentlicht. Übrigens werde ich sicherlich als ‚blonder schlanker Knabe‘ unsterblich. Keine Zeile, die ich geschrieben, kein Reim, den ich fabriziert habe, wird weiterleben, aber der Brief Karl Wolfskehls, der nun so häufig zitiert worden ist, verbürgt mir unsterblichen Ruhm.“⁷⁸ In einem Tagebuch-Eintrag aus dem Jahre 1952 beschreibt Georg Edward, aus der Retrospektive heraus fast schon ein wenig kariierend, dessen leidenschaftliche George-Huldigung und -Devotion: „Als ich im Sommer 1911 Wolfskehl in München besuchte, machte ich die Bemerkung, seine Gedichte gefielen mir besser als die von Stefan George, worauf er im Zimmer herumtobte, das sei eine tempelschändende Bemerkung von mir, Stefan George sei der grösste Dichter, der je gelebt habe, ‚der grösste Mensch, vielleicht sogar ein Gott!“⁷⁹ Dem strikten Georgianer Otto Gärtner dürften solche Anekdoten gefallen haben; war ihm doch, wie Karl Wolfskehl auch, die Dichtung Stefan Georges der magische Eintritt in eine neue Welt. Dazu kam, dass er dank der Erinnerungen Georg Edwards dem exilierten verstorbenen Dichter jetzt doch noch näher kommen konnte.⁸⁰ So ergaben sich also ab dem Herbst 1949 regelmäßig gegenseitige Besuche der beiden durch mehr als fünf Lebensjahrzehnte getrennte Literaten.⁸¹

Im Jahre 1950 sind diese beiden Tagebuch-Eintragungen Georg Edwards über den freien Zeitungsmitarbeiter Otto Gärtner vermerkt: „Nachmittags Herr Gärtner. Interessante und anregende Unterhaltung. Er glaubt, dass er eine Stellung am ‚Giessener Anzeiger‘ (sic!) erhalten werde, was sehr erfreulich wäre.“⁸² Und: „Nachmittags besuchte mich Otto Gärtner und wir unterhielten uns sehr angeregt. Abends las ich sein sehr schönes Gedicht ‚Dein Traum““.⁸³

78 Stadtarchiv Gießen (Hrsg.) 2004, Georg Edward: Tagebücher und mehr. Eintrag vom 19.01.1956. CD-Rom.

79 Stadtarchiv Gießen (Hrsg.) 2004, Georg Edward: Tagebücher und mehr. Eintrag vom 21.02.1952. CD-Rom. Georg Edward unternahm im Sommer 1911 eine zweimonatige Europa-Reise.

80 Es ist bemerkenswert, dass der letzte in einer überregionalen Literaturzeitschrift veröffentlichte Beitrag des Feuilleton-Chefs im Ruhestand Otto Gärtner von Karl Wolfskehl handelt, „dem Dichter, der durch die deutschen Zustände (seiner) geistigen wie leiblichen Heimat beraubt wurde“. Vgl. Otto Gärtner, Hiob und der deutsche Geist. Zum Spätwerk Karl Wolfskehls. In: Neue deutsche Hefte 197, Berlin 1988, S. 106-110.

81 Otto Gärtner hat den Kontakt zu Georg Edward bis zu dessen Tod am 16. Juli 1969 aufrechterhalten und ihm in seiner Zeitung manche Zueignung und literarische Aufmerksamkeit zuteilwerden lassen.

82 Stadtarchiv Gießen (Hrsg.) 2004, Georg Edward: Tagebücher und mehr. Eintrag vom 04.01.1950. CD-Rom.

83 Stadtarchiv Gießen (Hrsg.) 2004, Georg Edward: Tagebücher und mehr. Eintrag vom 25.02.1950. CD-Rom.

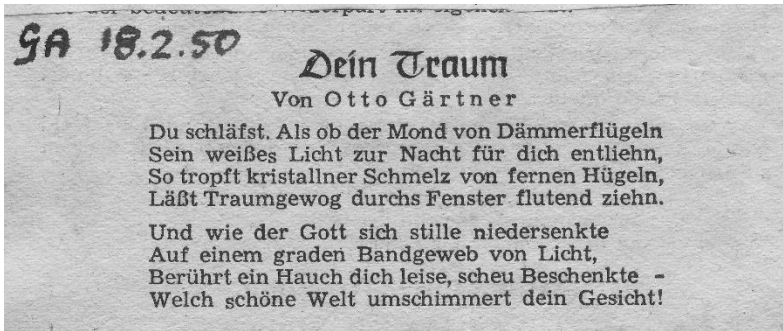


Abb. 10: *Dein Traum*, GA (sic!) vom 18.02.1950

Zu Gedichten Otto Gärtners

In den Korrespondenzen mit ein paar alten Freunden und dem ersten und wichtigsten Lyrik-Ansprechpartner Fritz Usinger sind in den jeweiligen Anhängen die Titel von insgesamt über zwanzig Gedichten verzeichnet, die jedoch im Nachlass Otto Gärtners nicht enthalten sind. Einige seiner Gedichte wurden aber in der Gießener Freien Presse veröffentlicht. Hier drei Beispiele:

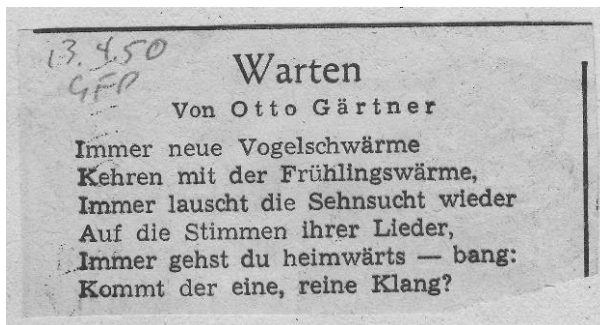


Abb. 11: *Warten*, GFP vom 13.04.1950

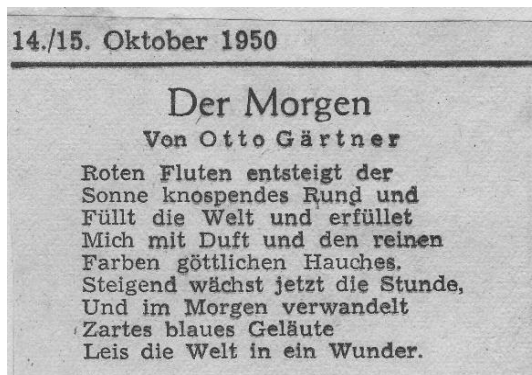


Abb. 12: *Der Morgen*, GFP vom 14.10.1950

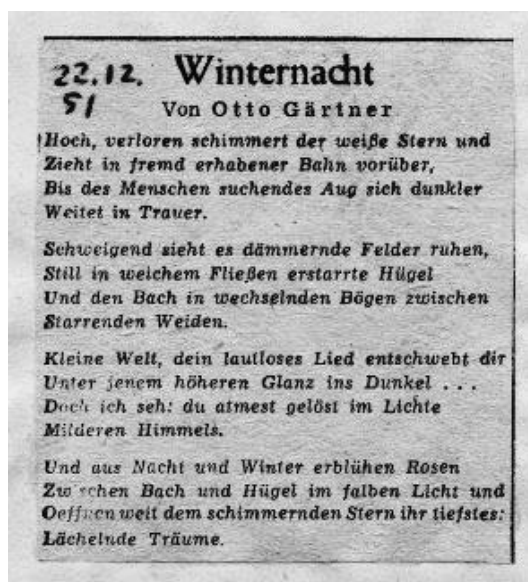


Abb. 13: Winternacht, GFP vom 22.12.1951

Der Feuilletonist Otto Gärtner

Dass Otto Gärtner, angehender Doktor der Philosophie, vor seinem offiziellen Eintritt in die Redaktion der Gießener Freien Presse⁸⁴ nach größerer Resonanz und Publizität für seine 'Gesammelten Werke'⁸⁵ suchte, erscheint nur folgerichtig. Ob er vielleicht sogar den Wunsch hegte, wie sein Vorbild Fritz Usinger als freier Schriftsteller leben zu können? Jedenfalls wendet er sich noch im Januar 1953 an diesen. Er ist jetzt, nach einem eineinhalbjährigen Volontariat, schon seit mehr als einem Jahr als Feuilletonredakteur fest angestellt: „Ich las, sehr geehrter Herr Dr. Usinger, daß Sie dem Redaktionskollegium der ‚Neuen literarischen Welt‘ angehören, und erlaube mir, Sie um Ihr Urteil und wenn Sie es vertreten können, um einen Abdruck einiger kleinerer Arbeiten in dieser Zeitung zu bitten. Wenn ich Ihnen mit diesem Brief eine Erzählung, zwei Essays und ein paar Gedichte zuesende, so bitte ich, darin keine Aufdringlichkeit zu sehen. Aber – Sie wissen, wie schwer es ist, bei einer wirklich maßgebenden Zeitschrift oder Zeitung als Unbekannter anzukommen und daß man förmlich nach solchen Abdrucken lechzt, wenn man wie ich seit geraumer Zeit sich in der Hauptsache mit Lokalmeldungen und ähnlichen Produkten geistiger Analphabeten herumschlagen muß. Vielleicht könnten Sie mir Ihre Meinung sagen, wenn ich nach Friedberg komme, obwohl mich dann Ihre eigenen Arbeiten weit mehr interessieren werden.“⁸⁶ Obwohl Otto

84 Am 1. Februar 1951 wird der freie Mitarbeiter Otto Gärtner Volontär der Zeitung. Ab September 1952 wird er zum Feuilleton-Redakteur befördert.

85 Vgl. Fußnote 5.

86 StdAG 88/28, Nr. 119, Otto Gärtner an Fritz Usinger vom 22.01.1953.

Gärtner ab September 1952 als Redakteur des Feuilletons und sechs Jahre später als dessen Leiter mehr denn je „in der Mühle“⁸⁷ ist, bleibt ihm die Dichtung fundamentale „Lebenssubstanz“⁸⁸.



Abb. 14: Otto Gärtner (2. v. links) im Kreise seiner Kollegen und Mitarbeiter im Jahre 1963, Foto privat

Der journalistische Alltag aber und die in vielfacher Weise verantwortungsvolle und zeitraubende Position als Leiter des Feuilletons werden die dichterischen Impulse sowie die poetische Expressivität Otto Gärtners naturgemäß abgeschwächt haben. Dennoch lebten sie in ihm weiter und waren alles andere als Jugend-Episoden. Als ihm sein Studienkollege Franz Pöggeler (1926-2009)⁸⁹ im Dezember 1958 – Otto Gärtner ist seit dem 1. Mai Feuilleton-Chef der GFP – einige Gedichte zur Begutachtung und möglichen Veröffentlichung zusendet, bekommt er die vielsagende Antwort: „Was ich über die Gedichte denke, werden Sie nächstens aus einer Rezension erfahren; heute darf ich mich darauf beschränken, Ihnen zu sagen, daß diese Lyrik für mich wirklich ‚nicht zu hart‘ ist – ihre Härte ist die Härte unseres Daseins und damit legitimiert. Ganz allgemein bewundere ich, daß Sie eine eigene Form gefunden haben, die sich sowohl von kalligraphischem Epigonentum wie von modischer Neutönerei freihält; Sie sind darin viel weiter als ich, denn ich habe seit langem keine Gedichte mehr geschrieben, gewiß

87 StdtAG 88/28, Nr. 119, Otto Gärtner an Fritz Usinger vom 22.01.1953.

88 StdtAG 88/28, Nr. 119, Otto Gärtner an Fritz Usinger vom 01.07.1947.

89 Franz Pöggeler galt als einer der produktivsten, national und international anerkannten Pädagogikprofessoren in Deutschland. Knapp sechzig Jahre, von 1949 bis 2009, strukturierte er die Theorie- und Praxisentwicklung und öffentliche Diskussion der Pädagogik mit.

nicht, weil ich das für eine überwundene Kinderkrankheit hielte, sondern einfach aus Unsicherheit.“⁹⁰ Knapp zwei Jahre später, nach Erhalt eines Gedichtbandes seines ehemaligen Kriegskameraden Otto Meyer, wird Otto Gärtner noch deutlicher; zumindest in seiner Abkehr von der allumfassenden Verabsolutierung des übermächtigen Stefan George.

„Ich habe lange erkannt, daß die Nachfolge eines Großen, wenigstens die ganz wörtlich genommene, bis ins Einzelste gehende, nicht möglich, aber auch gar nicht wünschenswert ist. Das gilt im Fall Stefan Georges mit apodiktischer Gewißheit; der Dichter hat seine Möglichkeiten, die Möglichkeiten seines Gedichtes, seines Wortes, bis zum äußersten Rand genutzt und ausgeschöpft, so daß der Epigone nicht in der Nachfolge zum Rang echter, eigener Dichtung aufsteigen, sondern nur – Kopie geben kann. Wir müssen uns heute, zwei Menschalter später, nach anderem umsehen. In Deinem Buch finde ich die äußere Gestaltung haargenau an Stefan George angelehnt, Pseudonym, Gedichtanordnung, Schrift, Metren (bis auf das antike Odenmaß, dessen silbengetreue Übernahme George nicht akzeptiert hat). In der Grundhaltung der Gedichte jedoch wird, durch die Maske hindurch, die Person sichtbar, Dein Persönliches. Das ist ganz und gar ungeorgisch, es weist Dich in all seiner Versponnenheit aus als einen der ‚Stillen im Lande‘. Du lebst zu sehr nach eigener Art, als daß der Geist Georges hätte Gewalt über Dich gewinnen können. Irre ich nicht, so bleibt Dir für die Zukunft, statt des Georgeschen das Gewand anzulegen, das dieser Deiner Natur entspricht. Dies glaubte ich Dir mit dem Wort des Dankes sagen zu sollen. Und noch eins, es ist nötig, denn ich mißtraue aller seelenvollen Nebulosität: Das Wort sei einfach und klar, einfach und klar!“⁹¹

Der Schlusssatz ist offensichtlich dem selten experimentierfreudigen Kritiker-Habitus geschuldet; schließt er doch das vage Suchende, Okkulte, das Metaphysische, auch Verfremdende – also die Disbalance in der Lyrik - rigoros aus. Darin dürfte Otto Gärtner wohl auch wiedererkannt werden: Als immer vor allem rational abwägender, ‚antimoderner‘ Feuilletonist, dessen imponierend-weitgefächerte kulturelle Kompetenz, dessen hoher Anspruch den Schriftstellern nur selten sein höchstes Prädikat ‚Dichter‘ zukommen ließ.

In dem nunmehr verzeichneten und der interessierten Öffentlichkeit zugänglichen Nachlass⁹² Otto Gärtners ist sein Dienst an der Dichtung, ist die „Lebensmacht Dichtung“ eine in dieser Intensität nicht vermutete Konstante, deren höchst-subtil kultivierte Entwicklung es wert war, hier angemessen beleuchtet und gewürdigt zu werden.

90 StdAG 88/28, Nr. 115, Otto Gärtner an Franz Pöggeler vom 28.12.1958.

91 StdAG 88/28, Nr. 115, Otto Gärtner an Otto Meyer vom 05.08.1960.

92 Das Herzstück des Nachlasses ist zweifelsohne eine fast lückenlose über 800 Kritiken umfassende Chronik der Theater-Aufführungen und Konzerte des Stadttheaters Gießen aus den Jahren von 1950 bis 1988. Über sein vielfältiges journalistisches Wirken hinaus enthält dieser Nachlass unter anderem seine Materialsammlungen, Vortragsmanuskripte, berufliche und private Korrespondenzen sowie Materialien zu den von ihm geleiteten Exkursionen nach Griechenland und in andere Länder. Dazu ist natürlich auch sein jahrelanges Engagement in der Deutsch-Griechischen Gesellschaft dokumentiert.

II. Miscellen

„Ritter von Staufenberg“ – leider ohne Melusine¹

VOLKER HESS

1842 lässt Friedrich Kilian Abicht in einem Beitrag für das Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde die Antwort auf die Frage offen, ob die Burg Staufenberg, die schon im 13. Jahrhundert als „eine Burg der Grafen von Ziegenhain“ erscheint, statt von diesen „nicht vielmehr [durch die] adelige Familie von Stauffenberg, welche davon den Namen trug“, errichtet wurde.²

Abicht widmet sich lieber im Anschluss an Georg Landau³ den baulichen Überresten der beiden Burgen sowie der kurzen territorialgeschichtlichen Bedeutung der ziegenhainischen Exklave Staufenberg in der Auseinandersetzung um die Landesherrschaft zwischen den Erzbischöfen von Mainz und den hessischen Landgrafen bis zum Übergang an die Landgrafschaft Hessen 1450.

Keiner der Autoren, die sich seither ausführlicher mit der Geschichte von Burg und Stadt Staufenberg beschäftigt haben,⁴ ist dem Hinweis Abichts und den Spu-

1 Der Titel spielt an auf: „Ritter Peter von Stauffenberg und die Meerfey“, in: Achim von Arnim/Clemens Brentano, *Des Knaben Wunderhorn*. Bd. 1. Stuttgart u.a. 1979, 392–401, eine romantische Nachdichtung einer märchenhaften Ritternovelle des 13. Jahrhunderts, die sich allerdings auf Burg Staufenberg am Westhang des Schwarzwalds im Ortenaukreis bezieht. Dem Sachverhalt, wonach das Toponym „Staufenberg“ auf eine Vielzahl von meist kegelartig charakteristisch geformten Bergen im deutschen Sprachraum Anwendung fand (vgl. zuletzt: Ruth Kunz, *Bergnamen im lexikalischem und onomastischen Interferenzraum zwischen Saar und Mosel*, in: Albrecht Greule [et al.] (Hrsg.), *Studien zu Literatur, Sprache und Geschichte in Europa: Wolfgang Haubrichs zum 65. Geburtstag gewidmet*. St. Ingbert 2008, 375–95, hier 390ff mit weiterer Literatur), die wiederum nicht selten zum Burgenbau einluden, ist auch die Tatsache geschuldet, dass sich davon abgeleitet mehrere adlige Familien nach diesen Herkunfts- oder Besitzorten benannten und sich somit in der historischen Überlieferung niederschlugen.

Für Hinweise danke ich Wolfgang Münch aus Großen-Buseck und Michael Sauer aus Ruttershausen.

2 Friedrich Kilian Abicht, *Stauffenberg und Großenlinden*, in: *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde* 3 (1842) 1, 1–30, hier 4.

3 Georg Landau, *Stauffenberg*, in: *Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer*, Bd. 3. Kassel 1836, 349–356.

4 Insbes.: Franz Paul Mittermaier, *Geschichte der Burg Staufenberg an der Lahn*, o.O. 1954; K. v. Baumbach, *Die Burg Staufenberg*, in: *Heimat im Bild (Gießen)* (1939) 16, 61–63; Carl Walbrach, *Staufenberg*, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* 35 (1938), 275–296; ders., *Burg Staufenberg an der Lahn*, in: *Volk und Scholle* (1927) 5, 312–318; Karl Ebel, *Staufenberg*, in: *Heimat im Bild* (1927) 10, 37–40; Heinrich Walbe, *Staufenberg*, in: *Die Kunstdenkmäler des Kreises Gießen I, Nördlicher Teil, Darmstadt 1939/8* (= *Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, Inventarisierung und beschreibende Darstellung der Werke der Architektur, Plastik, Malerei und des Kunstgewerbes bis zum Schluss des 18. Jahrhunderts*. B. Provinz Oberhessen), 326–340. Josef Maria Hugo von Ritgen, *Geschichte der Grossherzoglich Hessischen Stadt Staufenberg und ihrer beider Burgen*. Festschrift ... Gießen 1883; C. F. Günther, *Staufenberg*, in: ders., *Bilder aus der Hessischen Vorzeit*,

ren der „Familie von Staufenberg“ in den Quellen gefolgt. Nur Heinrich Diefenbach gibt 1943 über eine marginale Erwähnung der „von Staufenberg“ einen ersten Hinweis auf die Überlieferung.⁵ In der sprachhistorischen Arbeit Lutz Reichardts von 1973 findet sich der historisch nicht weiter eingeordnete Beleg eines „Cristiano de Stophinberg“ unter dem Jahr 1226.⁶ Reichardt bezieht sich dabei auf eine einschlägige Quellensammlung des Valentin F. von Gudenus aus dem Jahr 1747, die wohl Abicht ohne Beleg herangezogen haben wird.⁷ Seine Grundlage ist ein Statuten- und Kopialbuch des Mainzer Stifts St. Stephan, das heute in der französischen Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt wird.⁸

Inzwischen findet sich unter dem Eintrag „Staufenberg“ im „Historischen Ortslexikon“ des Landesgeschichtlichen Informationssystem Hessen (LAGIS) eine Korrektur des über viele Jahrzehnte gültigen Ersterwähnungsbelegs für Staufenberg von 1233 auf 1226. Einen Hinweis darauf, dass sich hinter der Namensform „Stophinberg“ eine „Familie von Staufenberg“ verbirgt, bleibt der Eintrag dort allerdings noch schuldig.⁹

Was verrät nun der Inhalt der kopierten Urkunde? Am 6. März 1226 verzichtet Christian von Staufenberg für sich und seine Erben gegenüber dem Stephansstift in Mainz auf regelmäßige, wohl jährliche Erträge in Höhe von 30 Solidi aus Gütern in Ebsdorf. Interessant ist, dass der gleiche Anspruch schon einmal bereits drei Jahre zuvor, am 1. April 1223, u.U. vom Vater Christians von Staufenberg, bezeichnet als „H. Ritter von Staufenberg“, mit für diesen unbefriedigendem Ausgang vertreten worden ist. Es findet sich dieser Hinweis nur eine Seite vorher im bereits erwähnten Kopialbuch, wurde aber offensichtlich bislang nicht wahrgenommen.¹⁰ Die Quelle sagt etwas mehr über die mutmaßliche Herkunft der Ansprüche: Der Ritter von Staufenberg beruft sich auf S., Herrn von Runkel, als dem „Urheber und seinen Gewährsmann“.¹¹ Doch trotz gewährter Frist von achtzehn

Darmstadt 1853, 354–394; Wilhelm Nebel; Einige Bemerkungen über Staufenberg, in: Archiv des historischen Vereins 5 (1848) 3, XVII, 1–15.

5 Heinrich Diefenbach, Der Kreis Marburg. Seine Entwicklung aus Gerichten, Herrschaften und Ämtern bis ins 20. Jahrhundert. Marburg 1943 (= Schriften des Instituts für geschichtliche Landeskunde von Hessen und Nassau 21), 241.

6 Lutz Reichardt, Die Siedlungsnamen der Kreise Gießen, Alsfeld und Lauterbach in Hessen. Göppingen 1973 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 86), 355.

7 Valentin Ferdinand von Gudenus, Codex diplomaticus anecdotorum. T. 1–5. Goettingae 1747, Nr. II, 634. Ein erneuter Abdruck der Quelle in: Eduard Edwin Becker, Riedeselsches Urkundenbuch 1200 bis 1500 Marburg/Offenbach 1924 (= Die Riedesel zu Eisenbach 2), 1f, wurde von Reichardt nicht herangezogen.

8 Online: Cartul. de S. Étienne de Mayence, 1280–1320, Bibliothèque nationale de France, Département des manuscrits, Latin 17794, [http://gallica.bnf.fr/ark:/12148btv1b9067213f/\(27.02.2019\)](http://gallica.bnf.fr/ark:/12148btv1b9067213f/(27.02.2019)). Regestiert in: Ludwig Falck, Mainzer Regesten 1200–1250. Zur Geschichte der Stadt, ihrer geistlichen und weltlichen Institutionen und Bewohner. Mainz 2007 (= Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz 35/1+2), hier: Bd. 2, Nr. 545.

9 „Staufenberg, Landkreis Gießen“, in: Historisches Ortslexikon <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10480> (Stand: 15.1.2019)

10 Jetzt: Falck (2007) 2, Nr. 455.

11 Gemeint war wohl Siegfried II. oder III, Herr von Runkel, vgl: Hellmuth Gensicke, Die Verwandten des Erzbischofs Siegfried von Westerbürg vor in und nach der Schlacht von

Wochen gelingt es ihm nicht, einen ausreichenden Beleg zu führen; von Runkel entsendet nur einen Boten mit der Bitte um Fristverlängerung, was die Richter zugleich mit dem Anspruch abschlägig bescheiden.¹²

Wir fassen also in dieser knappen Überlieferung zwei, vielleicht sogar drei Generationen einer Ritterfamilie, die ihre Herkunft auf Burg Staufenberg bezieht. In welcher Funktion und in wessen Auftrag sie dort agierten, lässt uns eine dritte Quelle mutmaßen, die ebenfalls bislang für die Staufenberger Lokalgeschichtsschreibung keine Rolle gespielt hat: In einer Urkunde des Abtes Heinrich von Fulda über Pfandschaften der Ziegenhainer Grafen als Vögte des Klosters tritt u.a. ein „von Staufenberg“ als Zeuge auf.¹³ Aufgrund seiner Position in der Zeugenliste ist er als nicht ganz unbedeutender Ziegenhainer Ministeriale einzuordnen. Die Quelle lässt sich nur über den Inhalt auf die Zeit zwischen 1205 und 1216 datieren. Ihr materieller Zustand ist so schlecht, dass auch der Vorname des Zeugen nicht mehr lesbar ist. Da davon ausgegangen werden kann, dass sich Burg (und Stadt) Staufenberg in diesem Zeitraum im Besitz der Grafen von Ziegenhain befanden, liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei den Rittern von Staufenberg um eine Burgmannenfamilie handelte, die in Ziegenhainer Auftrag auf Burg Staufenberg ihren Dienst taten.

Der sehr eindeutige Bezug der in den drei Quellen genannten Personen zum Ort Staufenberg in Hessen liefert nun zwar einen neuen Ansatz für die Ersterwähnung des Ortes Staufenberg,¹⁴ die spärlichen Hinweise über die ziegenhaini-

Worringen, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 124 (1988), 123–134; Josef Anton Hillebrand, *Zur Genealogie der Runkel-Westerburger und diesen verwandten Familien älterer Zeiten*, in: *Nassauische Annalen* 41 (1910), 11–37.

- 12 Wie der konkrete Sachverhalt in der Diskussion um die Entwicklung der Besitz- und Herrschaftsverhältnisse an der mittleren Lahn und deren jeweiligen Anteil im Zuge der mainzischen und landgräfllich-hessischen Territorialpolitik einzuordnen ist, kann hier nicht Gegenstand der Diskussion sein. Vgl. dazu u.a.: Helmut Schotte, *Territorialgeschichte der ehemals nassauischen Ämter Gleiberg, Hüttenberg und Cleberg sowie der freien Reichsstadt Wetzlar*. 1938, 260ff; Karl Hermann May, *Die Grafschaft an der mittleren Lahn (Gießen-Wetzlar) und die Erben ihrer aussterbenden Grafen von Luxemburg-Gleiberg im 12. Jahrhundert*, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 25 (1975), 1–64; Hellmuth Gensicke, *Beobachtungen zur Besitzgeschichte der Vogtei Ebsdorf*, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 7 (1957), 90–101; ders., *Der Anteil der Herren von Runkel und Westerburg am Gleiberger Erbe*, in: *Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde NF* 25 (1955), 35–39; Alois Gerlich, *Die Vogteien des Stiftes St. Stephan zu Mainz*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 101 / NF 62 (1953), 1–23.
- 13 Eckhart Goetz Franz, *Kloster Haina*. Bd. 1: 1144–1300, Marburg 1962 (= *Klosterarchive, Regesten und Urkunden* 9,5), Nr. 9.
- 14 Zwar wird von Robert Höniger (Hrsg.), *Kölner Schreinsurkunden des zwölften Jahrhunderts*, Bonn 1893 (= *Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Köln* 2.1), 266 ein „Staufenberg“ in der Zeit zwischen 1190–1215 genannt und auf das hessische Staufenberg bezogen. Klaus Andrießen, *Siedlungsnamen in Hessen. Verbreitung und Entfaltung bis 1200*, Marburg 1990 (= *Deutsche Dialektgeographie* 88) greift diese Quelle zwar auf, zieht die Zuordnung aber selbst nach Korrespondenz mit dem Kölner Stadtarchiv in Zweifel. Selbst wenn in der Quelle zur Zeit der Edition noch „ecclesiam i Staufenberg“ gelesen werden konnte, weist der Kontext doch eher z.B. auf einen naheliegenderen Ort, z.B. den heutigen Essener Ortsteil Stoppenberg, hin (vgl. „Karmelitinnenkirche in Stoppenberg“, in:

schen Ministerialen von Staufenberg müssen aber vor allem Ansporn für die weitere Erforschung dieses niederadligen Geschlechts sein.

Vom Reservistenbild zum Reklameschild. Der Oberhessische Geschichtsverein übergibt dem Oberhessischen Museum ein stadthistorisches Konvolut als Dauerleihgabe

KATHARINA WEICK-JOCH

Eine überwältigende Fülle an Objekten mit Gießen-Bezug wurde jahrzehntelang in Busecks Hobby- und Sammlerwelt von der Familie Busse gesammelt und ausgestellt. Es handelte sich um eine Privatsammlung, die von Uniformen über Trachten bis hin zur Rekonstruktion historischer Läden eine Bandbreite der Geschichte der Region zeigte. Nach dem Tod des Sammlerwelt Gründers Harald Busse wurde die Sammlung 2018 aufgelöst und durch die Witwe Angela Busse veräußert. Es bot sich zu diesem Zeitpunkt die einmalige Gelegenheit, Objekte aus der Gießener Geschichte für das Museum zu erwerben.

Es war naheliegend, die Bestände hinsichtlich einer Erweiterung der Sammlung des Oberhessischen Museums anzusehen. Eine erste Sichtung und Auswahl übernahm Dr. Ludwig Brake als Stadtarchivar, da die Museumsleitung zu diesem Zeitpunkt noch nicht besetzt war. Gezielt wählte er Gegenstände aus, um die großen Lücken in der Sammlung des Oberhessischen Museums im Bereich der Stadtgeschichte zu schließen. Da das Museum selbst so kurzfristig keine Gelder aufbringen konnte, sprang der Oberhessische Geschichtsverein (OHG) zur Seite. Als Gründer des Museums und ganz im Sinne seiner Tradition als Unterstützer regionaler Geschichte erklärte er sich bereit, zahlreiche Objekte zu erwerben, um sie dem Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung zu stellen.

Die Objekte aus rund 140 Jahren Gießener Geschichte stehen dem Museum nun dauerhaft zur Verfügung, um Ausstellungen gegebenenfalls zu ergänzen und Besucher*innen weitere Facetten des städtischen Lebens der vergangenen Jahre zu verdeutlichen.

Im Bereich der **Alltagskultur** vor über hundert Jahren und zur Bedeutung verschiedener Gießener Institutionen ergänzen folgende Objekte den Bestand: Ein Bierkrug vom 300jährigen Jubiläum der Justus-Liebig-Universität von 1907, ein Silberbecher zur Erinnerung an das Landwirtschaftsfest (Gießen, 16.09.1912), ein versilberter Becher als Ehrenpreis des Gießener Pferdemarkts 1907 und eine Hut-schachtel der Firma Hess.

Einige **Urkunden**, die entsprechende Ereignisse oder Institutionen mit konkreten Biographien verknüpfen, sind ebenfalls unter den Gegenständen aus der Sammlerwelt: Eine Ehrenurkunde der Gail'schen Feuerwehr für Karl Becker, das Reservistenbild von Tambur Fischer, eine Anerkennungsurkunde des deutschen

KuLaDig, Kultur.Landschaft.Digital. <https://www.kuladig.de/Objektansicht/A-CW-2009-0608-0002> - 31.12.2019).

Tabakvereins für Friedrich Schneider und die Urkunde zur Ehrenmitgliedschaft im Geselligkeitsverein Bavaria von Fritz Becker aus dem Jahr 1899.

Die Gießener **Militärgeschichte** ist ein wichtiges Kapitel der Stadthistorie, die im Oberhessischen Museum sicherlich wieder einen Platz finden wird. Dieser Bestand kann zukünftig durch die Montur eines Soldaten des Deutschen Heers und ein Plakat zur Mobilmachung am 2. August 1914, das in Gießen angeschlagen war, bereichert werden.

Die mannigfaltigen **Firmengeschichten Gießener Unternehmen** lassen sich durch Reklameschilder und Werbegegenstände vermitteln. Aus diesem Sammlungsbereich befinden sich im Konvolut aus der Sammlung Busse beispielsweise ein Tablett der Klinkel'schen Mühle, Döschen von Georg Philipp Gail und der Drogerie Winterhoff, ein Teller von „Tribus und Sundheim Kaffee“, eine Blechdose mit der Aufschrift „Teneriffa-Tabak“ – der gescheiterten Zigarettenmarke – und zahlreiche Reklameschilder von Produkten verschiedener Firmen (Tabak, Zigarren, Schuhmacherei Wagner, Likör von Wallenfels und Carl Küchel, Union-Bräu und Brauhaus, Reinigung Croon, Gießener Anzeiger, Bauunternehmen Schneider).

Das jüngste Objekt, das aus der Sammlung Busse übernommen wurde, ist eine Parkuhr. Sie zählt zu den ersten Gießener Parkuhren, die 1957 in der Plockstraße aufgestellt wurden,¹⁵ und bereichert die Museumssammlung der **Stadtentwicklung der Nachkriegszeit** beziehungsweise lässt an das Thema Verkehrsplanung denken.

Für eine erste Präsentation im Rahmen der Kabinettausstellung im Stadt[Labor]Raum im Alten Schloss wurden exemplarisch Gegenstände aus diesem neuen Konvolut ausgewählt, die dem **städtischen Vereinsleben** entstammen. Vom 20. März bis zum 30. Juni 2019 wurden hier Pokale, Fotografien, eine Spendenkasse und eine große Vereinsflagge gezeigt.



Ausstellungsansicht der Kabinettausstellung im Stadt[Labor]Raum, Oberhessisches Museum, Altes Schloss, Foto: Oberhessisches Museum/Jörg Wagner

15 Die Reaktionen auf die Einführung von Parkuhren in Gießen beschreibt Benjamin Lemper: „Gießen 1957: Protest von Einzelhandel und Anliegern verhindert erste Parkuhr nicht“, in Gießener Anzeiger, 24. September 2017

Die Objekte der Ausstellung stammen vom 1904 gegründeten Gießener Kellner-Verein, der sich für die Belange dieser Berufsgruppe einsetzte, vom Geselligkeitsverein Bavaria und von einem Gießener Reitverein.

Texte der Ausstellung¹⁶

Gießen und seine Vereine

Vereine prägten die Stadt in allen Bereichen. Seit dem ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert waren die Bürger*innen Gießens in zahlreichen Sport-, Musik- oder Traditionsvereinen aktiv. Orte wie Gaststätten und Sportanlagen sowie Freizeitaktivitäten der Gießener*innen sind eng mit der städtischen Vereinskultur verknüpft. Sogar die Gründung des Oberhessischen Museums geht unter anderem auf die Initiative eines Vereins zurück. Seine Gründung 1879 wurde vom Oberhessischen Geschichtsverein eingeleitet.

Der Kellner-Verein spielte eine zentrale Rolle:

Fotografien der Jubiläumsveranstaltungen

Über Jahrzehnte hinweg wurden die Teilnehmer*innen der Jubiläumsveranstaltungen des Kellner-Vereins dokumentiert. Dabei schwankt die Anzahl der Abgebildeten innerhalb der Jubiläumsjahre. Die Fotografien verleiten uns zu Rückschlüssen auf den Verein insgesamt. Ist die Anzahl der abgebildeten Personen repräsentativ für die Anzahl der Mitglieder? Lässt sich ableiten, ob Frauen im Verein ab den 1960er Jahren eine Rolle spielten? Der Zweck des Vereins war zu allen Zeiten: Der Kunst des Bedienens ihre Anerkennung und ihren beruflichen Stellenwert zu sichern. Die Objekte sind gerade durch ihre unterschiedlichen Beschriftungen und die scheinbar lieblosen Rahmen Dokumente dieser Vereinsgeschichte.

Alte Vereinsfahne

Die Vereinsfahne ist ein ganz besonderes Stück aus dem Bestand des Gießener Kellner-Vereins. Sie repräsentierte den Verein bei öffentlichen und internen Veranstaltungen, wie lange sie in Benutzung war, wissen wir allerdings nicht genau. Auf der Fotografie zum 20-jährigen Jubiläum ist sie noch nicht zu sehen. Auf dem 50-jährigen Jubiläumsfoto von 1954 erkennen wir sie jedoch. Wie es scheint, hätte sie den Verein beinah frühzeitig wieder verlassen. Durch ein Dokument der Mitgliederehrungen wissen wir, dass Frau Anna Schäfer die Alte Flagge einmal „rettete“.

Wimpel

Wimpel kennen wir heute besonders durch Fußballvereine. Sie werden bei großen Turnieren zwischen den Kontrahenten ausgetauscht. Auch dem Kellner-Verein

16 Die Präsentation wurde von Felix Stricker, Student der Justus-Liebig-Universität Gießen im Studiengang Fachjournalistik Geschichte, kuratiert. Die Texte zur Einführung und zu den Objekten der Ausstellung stammen von ihm.

wurden Wimpel, hier in den Vereinsfarben Rot und Weiß, zu bestimmten Anlässen überreicht. Zwei gestiftete Wimpel existieren noch: Einer wurde 1952 von den Damen des Vereins gestiftet und der andere war ein Geschenk von Margaretha Ernicke. Sie lässt sich durch die Stickerei auf dem Wimpel als älteste Serviererin identifizieren.

Ehrenurkunde des Geselligkeitsverein Bavaria

Pflege und Erhaltung der Kameradschaft, Geselligkeit der Mitglieder, Pflege örtlicher Bräuche und des kulturellen Dorflebens – das sind die zentralen Aufgaben eines Geselligkeitsvereins. Der Geselligkeitsverein Bavaria gründete sich 1876 und traf sich zu seinen Vereinszwecken im Hotel Köhler. Der in der Urkunde von 1899 zum Ehrenmitglied erklärte Fritz Becker gehörte zu den langjährigen Mitgliedern. Auch in einem Bericht zum 45. Stiftungsfest 1921 wird er erwähnt.

Ehrenpreis Reiterverein

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten sich in Gießen diverse Reitvereine. Pferde waren für die Gießener zu dieser Zeit von großer Wichtigkeit. In der Landwirtschaft, zur Fortbewegung über größere Strecken oder zu militärischen Zwecken kamen sie zum Einsatz. Neben dem 1900 gegründeten Reiterverein entstand 1922 der Gießener Reit- und Fahrverein und ab 1927 sowohl der Reiterbund-Süd für Angehörige der Universität als auch der Reiterbund-Ost für das Militär. Durch die Vielzahl an Reitvereinen ist die Zuordnung des Ehrenpreises schwierig. Die Form erinnert an eine Kristall-Bonboniere, die der Aufbewahrung von Süßigkeiten diene.

Diese Kabinettausstellung zeigte schon mit einer kleinen Auswahl von Objekten, welche Themenvielfalt sich eröffnen kann und welch großes Potenzial für stadtgeschichtliche Themen in der Sammlung und insbesondere in dieser Dauerleihgabe des OHG steckt. Das Konvolut umfasst insgesamt eine Vielfalt von historischen Objekten, die eine große Bereicherung und thematische Erweiterung für das Oberhessische Museum darstellen. Es lassen sich damit zukünftig einige Bestandslücken schließen.

Ankauf einer wertvollen historischen Postkartensammlung durch das Kreisarchiv Gießen und das Stadtarchiv Gießen

SABINE RABNER

Mehrere Jahrzehnte lang hatte der passionierte Sammler H. Wirth auf zahlreichen Ausstellungsbörsen historische Postkarten mit Bezug zum Landkreis Gießen zusammengetragen und sie nach Orten sortiert in Alben aufbewahrt. Dann entschloss er sich, seine wertvolle Sammlung dem Kreisarchiv Gießen und dem Stadtarchiv Gießen zum Kauf anzubieten, um sie in ihrer Gesamtheit für die Nachwelt

zu erhalten. Mit Hilfe großzügiger finanzieller Unterstützungen der Sparkassen Kulturstiftung Hessen-Thüringen, der Sparkasse Gießen sowie der Oberhessischen Versorgungs- und Verkehrsgesellschaft (OVAG), war der Ankauf schließlich den beiden Archiven möglich.

Zum überwiegenden Teil stammen die Postkarten aus den Jahren 1885 bis 1930, einer Zeit, in der die Versendung von schriftlichen Grüßen sehr populär war.

Insgesamt umfasst die Sammlung rund 3000 historische Postkarten, die der Sammler in 17 großformatigen Fotoalben aufbewahrte. Sieben Alben mit Motiven von Gießen und seinen Stadtteilen werden nun im Stadtarchiv verwahrt, die anderen zehn mit insgesamt 1803 Ansichtskarten von Orten im Landkreis Gießen bereichern jetzt die Fotosammlung des Kreisarchivs Gießen. Alle Postkarten sind in einem ausgezeichneten Erhaltungszustand, was die Sammlung umso wertvoller macht.



Abb. 1: Blick in die Fotoalben des Sammlers (Foto: Raßner)

Jede der insgesamt mehr als einhundert Ortschaften des Landkreises Gießen ist mit mehreren Karten vertreten. Da gerade von den kleineren Ortschaften Postkarten nur in sehr geringen Stückzahlen aufgelegt wurden, von denen wiederum nur sehr wenige erhalten sind, ist die Sammlung etwas ganz Besonderes.



Abb. 2: Gruß aus Allertshausen, um 1899



Abb. 3: Winnerod, um 1905

Sehr viele der angekauften Postkarten sind Farblithographien, die hauptsächlich aus den Jahren 1885 bis 1910 stammen. Darauf zu sehen sind Hauptansichten bzw. Totalansichten der einzelnen Orte, die in der Regel von ein oder mehreren Einzelbildern flankiert werden. Diese zeigen häufig Gasthäuser und Wirtschaften, Kirchen oder auch Schulen als Sehenswürdigkeiten. Kunstvoll sind die Farblithographien mit Rähmchen und Ornamenten, Blumen, Ranken oder auch Früchten aus-

geschmückt. Anhand der abgebildeten Motive, kann man deutlich erkennen, wie sehr sich das Erscheinungsbild der Orte im Laufe der Jahrzehnte gewandelt hat. Und so sind diese Postkarten wichtige historische Belege, zumal private Fotografien von Objekten zu dieser Zeit eher selten sind.



Abb. 4: *Gruss aus Nordeck, um 1900*

Typisch für diese Karten ist auch ein Schriftzug auf der Bildseite „Gruss aus ...“ ergänzt mit dem Ortsnamen. Die einzelnen Bildbeschreibungen und Verlagsangaben sind dort auch zu finden. Die Mitteilungen/Texte an den Empfänger wurden ebenfalls auf die Bildseite geschrieben, die andere Kartenseite war für die Adressierung, die Briefmarke und den Poststempel bestimmt.

Die Sammlung besteht aber nicht nur aus Postkarten, die die Orte im Landkreis Gießen zeigen, sondern es finden sich auch solche mit Abbildungen von Veranstaltungen, Feierlichkeiten, Ausstellungen oder auch besonderen Ereignissen.

Eine Besonderheit in der Sammlung ist die Postkarte mit der bei Sturm und Gewitter eingestürzten Kirche von Leihgestern.



Abb 7: Die im Jahr 1906 eingestürzte Kirche von Leihgestern

Und nur ein einziges Exemplar wird es von der handgezeichneten Postkarte geben, die ein Flüchtling kurz vor Weihnachten 1945 verschickte. Sie zeigt die Straße in Grüningen, in der er eine Wohnung fand.



Abb. 8: Grünigen, 1945

Eine Rarität dürfte auch die Karte vom Eisenbahnglück sein, das sich 1906 bei Großen-Linden ereignete:



Abb. 9: Eisenbahnglück bei Großen-Linden, 1906

Eine Spruchkachel vom Jahre 1507. Ihre Herkunft, Verbreitung und Zeitstellung

HEINZ-PETER MIELKE

Bei meinem Vortrag über den Renaissancehafner Hans Herk in Bad Emstal im Jahr 2017 wurde mir ein kleines Fragment gezeigt, das aus dem Abwurf der Herkschen Töpferei in Sand stammte. Dieses Stück mit der signifikanten Jahreszahl 1507¹⁷ und noch wenigen Buchstaben weckte die Assoziation, dass entsprechende Kacheln im Bestand des Marburger Museums für Kunst und Kulturgeschichte (früher Universitätsmuseum) eben aus dem Töpferort Sand stammen und dass die dortigen Töpfer und die aus Niedenstein und Fritzlar¹⁸ nicht erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts hochwertige Ofenkeramik hergestellt haben, sondern schon vorher innovativ waren. Denn mit der Spruchkachel begegnet uns ein neues Genre.



Abb. 1: Medaillonkachel mit Frauenbüste, Bestand des Museums für Kunst- und Kulturgeschichte Marburg, Foto: Ulrich Ostendorf

17 Mielke, 2017, S. 5.

18 Mielke, 2018.

Obwohl noch uninventarisiert, konnten die Spruchkacheln, wie sie aus den siebenziger Jahren des letzten Jahrhunderts im Museumsmagazin in Marburg abgestellt waren, aufgefunden werden, dazu noch weitere. Es zeigte sich, dass die Spruchkacheln mehr oder minder zeitgleich in zwei Variationen hergestellt wurden: als Napfkachel (Abb. 3) und als Medaillonkachel (Abb 1, 2, 4). Hieraus ergibt sich, dass die Kachel wohl ursprünglich eine quadratische Blattkachel war mit dem umlaufendem Spruch VERACHTVNG DVT KEIN(em) GVT – GOT STHAFT (straft) DEN HO(ch)MVT ANNO 1507, die dann durch kreisrundes Ausschneiden und durch Anpassen eines gedrehten Napfes zu einer Napfkachel oder durch Einsetzen eines Medaillons zu eben einer Medaillonkachel werden konnte. Dabei muss die Medaillonkachel einige Dekaden später als es die Inschrift assoziiert in den Handel gelangt sein. Zu welchem Typus das kleine Fragment aus Sand gehörte, kann nicht gesagt werden.



Abb. 2: Medaillonkachel mit Männerbüste, Bestand des Museums für Kunst- und Kulturgeschichte Marburg, Foto: Ulrich Ostendorf

Die Marburger Stücke¹⁹ aus der Ausgrabung Philippinum mit ihrer braunschwarzen Glasur repräsentieren beide Typen: Napf- wie auch Medaillonkachel. Die Medaillonkachel hat somit die Napfkachel nicht verdrängt; beide existierten parallel. Die Art der Glasur, die sich optisch an die Eisenöfen der Zeit anpasst wie auch die Medaillons, lassen eher an eine Entstehungszeit um 1550 denken als an das Jahr 1507. Ihr recht heller Scherben könnte durchaus auf den Töpferort Sand verweisen, wo ein stark kaolinhaltiger Ton für die Produkte verwendet wurde.

19 Bereits Strauss (Tf. XXII, Nr. 117) bildet ein entsprechendes Rahmenfragment ab, gibt als Provenienz die Marburger Altertumssammlung an und nennt Marburg ohne entsprechenden Beleg als Herstellerort. Auch das Aachener Suermondt-Ludwig-Museum besitzt eine entsprechende Napfkachel (uninvent., ohne Provenienz, schwärzliche Glasur mit Grünstich), vgl. Remky, S. 111. Eine Kachel, allerdings ohne Provenienzangabe, befindet sich in der Sammlung Mittermayr; vgl. dazu Mittermayr, S. 18, Abb. 26.

Bislang wurden zwei Medaillons in Marburg gefunden. Auf den ersten Blick gehören beide Bildnisse zusammen. Auffällig ist jedoch die identische Blickrichtung; bei einem Paar wäre allerdings das Profil zugewandt. Markant ist bei der Dame die in die Stirn reichende Hutfeder. Ein solches Accessoire konnte bislang auf keiner Druckgrafik der Zeit entdeckt werden, so dass die dargestellte Person nicht aufgelöst werden kann. Somit ist eher an eine in der Region lebende Dame zu denken. Auffällig sind auch die Zwickelfüllungen: unter jeweils ein Köpfchen, oben je einen hockenden Engel, eine Hand das Kinn stützend, als denke er gerade über den Sinnspruch nach.

Genau eine solche Kachel (Fragmente von zwei Stücken), saftig grün glasiert, jedoch aus der an der Katharinengasse in Gießen gelegenen Töpferei, bildet Neubauer ab.²⁰ Die fehlende Mitte lässt offen, ob es sich hierbei um eine Napf- oder Medaillonkacheln handelt. Es spricht alles dafür, dass die Gießener Töpferei ebenfalls einen entsprechenden Model zur Verfügung hatte. Da auch dieser Scherben recht kaolinhaltig ist und die Gießener Töpfereien über solche Tonvorkommen verfügten,²¹ spricht alles für eine Produktion vor Ort.



Abb. 3: Napfkachel, Bestand des Museums für Kunst- und Kulturgeschichte Marburg, Foto: Ulrich Ostendorf

Im Düsseldorfer Hetjensmuseum befindet sich auf einem Kachelfragment in identischem Rahmen mit einer Männerbüste in Harnisch und mit Helm ein weiteres Medaillon.²² Möglicherweise stammt das Stück aus der Sammlung Taubert (wofür die Inv. Nr. 1959-93 spricht), von dem das Museum eine Reihe von Kacheln aus

20 Neubauer, Ofenkacheln, S. 9-15, insbes. S. 15, auch ders., Führungsheft, S. 38.

21 Vgl. Engelbach, S. 119.

22 Abgebildet bei Remky, S. 113. Ein Fragment dieses Medaillons aus Großalmerode, dunkelgrün glasiert, bei Stephan, S. 58 f.

dem Raum Marburg besitzt. Die Person erinnert an die Füllungen von Ofenplatten. Sollte sie sich auf Ofenplatten wiederfinden, so spricht alles für ein Zusammenwirken von hessischen Hafnern und Gießern und würde die These von einem niederhessischen Ofenkartell unterstützen.

An der auf der Kachel gezeigten Datierung 1507 gibt es keinen Zweifel. Die von Remky ins Spiel gebrachten Bedenken sind ohne Bestand. Zu eindeutig sind Duktus und Lesbarkeit. Dass die Medaillonkachel nicht zum Jahr 1507 passt, darf uns bei der Langlebigkeit von Modellen und Modeln nicht verwundern. So wurden die mit 1562 datierten Bermankacheln noch unverändert in den achtziger Jahren, wohl auch noch später, ausgeformt; weitere Beispiele ließen sich anführen.



Abb. 4: Medaillonkachel mit Männerbüste in Harnisch, Repro aus Remky, Ofenkacheln, 2011, S. 111

Auffällig ist, dass die Spruchkachel sowohl im Niederhessischen wie auch mit höchster Wahrscheinlichkeit in Gießen produziert wurde, womöglich auch in Marburg. Eigentlich sollte man bei einem bestimmten Motiv an eine Monopolstellung denken. Hier könnte die Beobachtung eine Rolle spielen, dass nach einer Zerschlagung des niederhessischen Töpferkartells um 1570/80 die dort vorhandenen Model vermutlich in Frankfurt in den Verkauf gingen und so in Umlauf kamen. Aus diesem Fundus hat sich vornehmlich die Töpferei in Speyer bedient, die aus den Formen weiterhin Kacheln auf den Markt brachte, wie auch die Töpferei Kitz in Burgholzhausen und die Gießener Produktionsstätten.²³

Die verschiedenen Personendarstellungen sprechen für ein Zusammenwirken von auf den künstlerischen Plattenguss spezialisierten Eisenhütten und Formenschnidern und den Töpfern. Auf Ofenplatten nämlich finden wir von der Mitte

²³ Ansatzweise Mielke, Hans Herk und Handel von Kacheln, sonst unveröffentlicht.

des 16. Jahrhunderts an im unteren Plattenbereich unter dem Hauptmotiv Medailons von Mann und Frau, wobei es sich (nicht ausschließlich) bei der Erstverwendung um die Bildnisse der Auftraggeber gehandelt hat. Eine Wiederkehr der Porträts auf Kacheln für den keramischen Aufsatz bietet sich an und ist bei der in der Renaissance vorherrschenden Eitelkeit keinesfalls abwegig. Weil aber die Kachelöfen oder die Aufsatzöfen nur eine begrenzte Lebensdauer hatten, gibt es keinen einzigen originalen Ofen aus der Zeit, der identische Motive auf Platte und Kachel gleichermaßen zeigt.

Erst einmal vorhanden, wurden Model in den Töpfereien weiterhin verwendet. Dabei schien man sich nicht unbedingt an einem fremden Gesicht gestört zu haben, war der Ofen nur schön anzusehen und vor allem funktionabel. Die grün-glasierten Ausführungen aus der Gießener Töpferei können für einen reinen Kachelofen bestimmt gewesen sein, während die Glasur der Marburger Stücke für eine Verwendung an einem Aufsatzofen spricht. Für einen Export des Motivs, so wie bei den Berman-Kacheln und denen vom Typ Hans Hefn(er), fanden sich bislang keine Belege. Auch der Schnitzer der Modelle bleibt unbekannt. Nicht auszuschließen ist, dass der Frankenberger Philipp Soldan oder sein Umfeld hier tätig waren, wie unlängst für Berman-Kacheln nachgewiesen.²⁴

Literatur

- Engelbach, Klaus: Beiträge zur Gießener Töpferei IV, MOHG NF 79 (1994), S. 117-144.
- Mielke, Heinz-Peter: Hans Herk und das niederhessisch-waldeckische Ofenkartell, Bunsloh 2017.
- Mielke, Heinz-Peter: Über den Handel von Kacheln und ihren Formen aus Niederhessen über Sachsen und Böhmen an die Ostsee sowie auf der Nordachse, in: Jitka Srejberová (Hg.): Kachle a Kachlová kamna, Ústí nad Labem 2018, S. 99-121.
- Mielke, Heinz-Peter: Philipp Soldan und sein Mitwirken an nordhessischen Ofenkacheln, in: Zeitschrift für Hessische Geschichte und Landeskunde (ZHG) 122 (2017), S. 25-34.
- Mittermayr, Joseph: Die Kachelsammlung Mittermayr, Landsberg a. Lech 1989.
- Neubauer, Dieter: Ofenkacheln schreiben Stadtgeschichte, Archäologische Untersuchungen zur Töpferei der Frühneuzeit in Gießen, in: Denkmalpflege und Kulturgeschichte 2017, Heft 3, S. 9-15.
- Neubauer, Dieter: Eine Stadt auf Holz gebaut. Führungsheft zu den archäologischen Forschungen zwischen 2005-2013 in Gießen, Landkreis Gießen, Wiesbaden 2014.
- Remky, Kirsten: Ofenkacheln und Model aus der Sammlung des Suermondt-Ludwig-Museums Aachen. Ein Beitrag zur Geschichte der Ofenkeramik von der Spätromantik bis zum Spätbarock (Hochschulschrift), Diss. Aachen 2011.
- Strauss, Konrad: Die Töpferkunst in Hessen, Straßburg 1925.
- Stephan, Hans-Georg: Kacheln aus dem Werraland. Die Entwicklung der Ofenkacheln vom 13. bis 17. Jahrhundert im unteren Werra-Raum, (Schriften des Werratalvereins Witzenhausen), Witzenhausen 1991.

24 Mielke, Soldan.

Das mittelalterliche Töpferhandwerk in Annerod

HANS PETER HOLL

Kaum jemand in Annerod weiß heute noch etwas von der Bedeutung Annerods als Töpferdorf, geschweige denn, dass es diesen Beruf hier überhaupt gegeben hat.

Bei verschiedenen Erdarbeiten, wie beispielsweise Haus- oder Straßenbau, ja sogar bei Gartenarbeiten kamen und kommen immer wieder Keramikscherben, manchmal auch ganze Töpfe, in unterschiedlicher Anzahl und Größe zum Vorschein

Seit 1972 bin ich bemüht, all diese Dinge zu sammeln, soweit sie mir bekannt werden, um sie zur archäologischen Untersuchung weiterzuleiten.

Die Untersuchungen und Datierungen wurden von Herrn Klaus Engelbach, Braunfels, und von Frau Dr. Christa Meiborg, Leiterin der Außenstelle Marburg des Archäologischen Landesamtes für Denkmalpflege in Hessen, durchgeführt.

Gründung der Anneröder Töpferei

Die Gründung der Anneröder Töpferei kann aufgrund der Untersuchungsergebnisse der Keramik in der Zeit zwischen **1150** und **1200** erfolgt sein. Im Wiesecker Wald, einem Besitz der Grafen von Gleiberg, wurden im hohen Mittelalter Ausbausiedlungen (Rodungen) angelegt. Wie üblich erhielt die Neusiedlung den entsprechenden Namen des Ministerialen, der sie durchgeführt hat.

Rodungssiedlung des Anno. (Hypothese) Der Flurname „Auf der Hofstatt“, ein Gemarkungsteil ostwärts von Annerod, an der Straße nach Steinbach gelegen, lässt auf einen sehr frühen herrschaftlichen Hof schließen. So würde die Entstehungsgeschichte von Annerod eine vollkommen neue Deutung erhalten.

„**Rodungssiedlung des Anno**“ oder „**Neubruch des Anno**“, wie der Name schon früher gedeutet wurde, nur; „**Anno**“ war kein Mönch vom Schiffenberg, sondern ein Beauftragter der Grafen von Gleiberg, der einen Töpferort zu gründen hatte, um das gerade gegründete Gießen, das Kloster Schiffenberg und die Burg Gleiberg mit Töpferwaren zu versorgen. Die räumliche Nachbarschaft von Herrschaftshof und einer abhängig zu denkenden Töpferei ist im Rheinland häufiger belegt. Aus Gießen und Wetzlar liegt Anneröder Keramik als Bodenfunde vor. Bei Ausgrabungen auf dem Schiffenberg fand man ebenfalls Anneröder Keramik.

In einer Urkunde von **1344** (Hess. Staatsarchiv, Darmstadt) verpflichtet sich eine „Hedwig von Annerode“, alle Jahre zum St. Martinstag den Deutschherren auf dem Schiffenberg unter anderem ein „**ref fol duben**“ zu liefern. (Ref = Rückentragegestell, Duben = Töpfe)

Auf alten Abbildungen vom Kannenbäcker-Land/Hörgrenzhausen/Westerwald kann man Töpfer mit einem Ref auf dem Rücken sehen, wie sie ihre Töpferwaren über Land getragen haben.

Zur Produktion der Anneröder Töpferei gehörten zu Anfang noch helle, rotbemalte Becher, weiterhin rote und graue Kugeltöpfe in verschiedenen Größen.

Seit dem 13. Jahrhundert treten Kugeltöpfe aus Proto- und Faststein-Zeug auf mit brauner Sintergobe. (Lehmglasur)

Nach der Menge der Fehlbrände im Ortskern muss sich die Töpferei im 13. Jahrhundert zu einem lohnenden Handwerk entwickelt haben. Über den Niedergang der Anneröder Töpferei kann nach dem heutigen Stand der Kenntnisse noch nichts Genaues gesagt werden. Ergebnisse von weiteren Nachforschungen werden hierüber eventuell Aufschluss bringen.

In einer Gleiberger Amtsrechnung von 1470 ist auf Seite 16a noch zu lesen:

„Ulngülden hain ich empfangen vom Ulner in Annerod“.

(Ulngülden = Ulngeld, vielleicht eine Art Brennsteuer).

Dennoch muss von einer weiteren Produktion ausgegangen werden, denn im 15. Jahrhundert werden Töpfer noch namentlich in Urkunden erwähnt und im Ort entsteht bodenständig der Familienname „Euler“, die mittelalterliche Bezeichnung für Töpfer.

Eine früher durch Fehlinterpretation der Bodenfunde entstandene Auffassung, dass Annerod schon einen frühmittelalterlichen Ursprung habe, muss als überholt gelten. Die sog. „**Karolingischen Spitztöpfe**“ oder „**Wölbtöpfe**“, die angeblich karolingischen Töpfereien zugeschrieben wurden, waren nur „**Spitzkacheln**“ zur Erstellung von Kachelöfen, die „**Wölbtöpfe**“ wurden zum Bau des Töpferofens benutzt.

Bei Erdarbeiten zum Ausbau der Schlittenbahn wurden 1980 in der „Grube“ von mir unter anderem mehrere Keramikscherben gefunden, die von Dr. Rolf Gensen, Landesamt für Denkmalpflege in Hessen, Außenstelle Marburg, als typisch karolingisch bestimmt wurden. Es handelt sich zum Teil um Randscherben karolingischer Gefäße, wie sie auch auf dem Christenberg bei Marburg (karolingische Siedlung) gefunden wurden. Zeitstellung: 2. Hälfte 8. Jahrhundert.

Dieser Fund beweist, dass zumindest in unmittelbarer Nähe zum alten Ortskern in karolingischer Zeit eventuell ein Siedlungsversuch stattgefunden haben könnte.

Eine Siedlungskontinuität seit karolingischer Zeit lässt sich damit aber **nicht belegen**.

Anmerkung: Bedanken möchte ich mich bei Herrn Klaus Engelbach für seine wertvollen Hinweise über das Töpferhandwerk und dessen Entstehung und Verbreitung im hessischen Raum.

Hinweis: alle Funde können im Heimatmuseum in Annerod besichtigt werden.

III. Rezensionen

Reto Heinzl, Theodor Mayer. Ein Mittelalterhistoriker im Banne des „Volkstums“ 1920-1960, Paderborn u.a. 2016, 311 S., 39,90 Euro

Theodor Mayer zählt als methodischer Impulsgeber und durchsetzungsfähiger Wissenschaftsorganisator zu den führenden Köpfen seiner Generation, auf den noch heute gebräuchlichen Begriffen zur mittelalterlichen Landes- und Verfassungsgeschichte zurückgehen. Die Karriere des 1883 geborenen Oberösterreichers begann 1920 und nahm einen erstaunlichen Verlauf, der ihn über mehrere Stationen schließlich 1942 bis an die Spitze der ältesten geschichtsforschenden Einrichtung Deutschlands, den Monumenta Germaniae Historica (MGH), führte. Gleichwohl blieb er ein Außenseiter in der Zunft. Seine Hauptwirksamkeit lag in der Zeit des Dritten Reichs, als Wissenschaft, Staat und Politik eng miteinander verbunden waren und Mayer, der seit 1937 ein Parteibuch der NSDAP besaß, wenig Berührungsscheu im Umgang mit den braunen Machthabern zeigte. Seit 1945 verlor er das Präsidentenamt und erhielt keine Professur mehr, übernahm aber nach einer Orientierungsphase 1951 das „Bodenseeinstitut“ in Konstanz, aus dem wenig später der „Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte“ mit der bekannten Ausstrahlungskraft auf die bundesdeutsche Mittelalterforschung hervorging. Eine kritische Biographie Meyers ist schon lange ein Desiderat.

Nun liegt mit der 2014 abgeschlossenen Dissertation des Schweizer Historikers Reto Heinzl eine Biographie vor. Sie ist eine späte Frucht jener Bemühungen, die sich ausgehend vom Frankfurter Historikertag 1998 die „Aufarbeitung“ der Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus zum Ziel gesetzt haben. Heinzl geht es konkret darum, den Einfluß des zeitgenössischen politischen Denkens auf

Mayers wissenschaftliches Werks aufzuzeigen. Die Studie ist ausdrücklich nicht als reine Biographie angelegt, sondern will das Biographische nur insoweit berücksichtigen, wie es Einfluß auf das Oeuvre hat. Dazu stützt er sich auf die Wissenschaftslehre vom „Denkstil“ Ludwik Flecks, die einst für die Medizingeschichte entworfen wurde und seither in einigen wissenschaftsgeschichtlichen Studien Anwendung gefunden hat. Die Quellenlage ist günstig. Außer dem breiten Schrifttum des Medivävisten liegen Akten sowie ein reicher Briefnachlaß vor. Die Korrespondenzen mit Kollegen enthalten neben wissenschaftlichen Reflexionen Angaben zu Meyers privatem Leben und seinen politischen Ansichten.

Die Studie führt ihre Hauptthese bereits im Titel. Der Historiker Mayer habe vier Jahrzehnte „im Banne des Volkstums“ gestanden und in diesem Sinne gewirkt. Tatsächlich läßt sich an vielen Zeugnissen zeigen, daß die Kategorien „Volk“, „Volkstum“ und „Raum“ seit den späten 1920er Jahren immer stärker in den Fokus seines Interesses rückten. Als Professor an der Deutschen Universität Prag griff er publizistisch in den „Volkstumskampf“ ein, den Deutsche und Tschechen um die kulturellen Einflüsse in Böhmen und Mähren miteinander austrugen. 1930 erfolgte Meyers Berufung an die Universität Gießen. Damit trat er die Nachfolge von Hermann Aubin an, den die Gießener nur ungern ziehen ließen wegen seines erfolgreichen landesgeschichtlichen Engagements u.a. in der Hessischen Historischen Kommission. Pläne für die Errichtung einer eigenen „Anstalt für Hessische Landes- und Volksforschung“ waren von Aubin erfolgreich angestoßen worden und sollten nun von Mayer fortgesetzt werden.

Für eine anhaltende Wirkung des Mediävisten war die Zeit an der Gießener Universität freilich zu kurz, 1934 erfolgte seine Berufung an die Universität Frei-

burg. Hier lockte außer der Karriereaufstieg die Grenzlandsituation der südbadischen Stadt, die für die methodische Entwicklung der mittelalterlichen Landesgeschichte besonders lohnend zu sein versprach. Mayer wurde den Freiburger Erwartungen gerecht und avancierte zu einem der führenden Mediävisten im Reich. Er wirkte mit am verzweigten volksgeschichtlichen Forschungsnetzwerk „Westdeutsche Forschungsgemeinschaft“, deren Vorsitzender er wurde, leitete das Alemannische Institut und die Badische Historische Kommission. Alles zusammengekommen beförderte seinen Aufstieg, führte aber auch zu erheblichen Spannungen, so dass er 1938 in Unfrieden von Freiburg an die Universität Marburg wechselte. Hier wurde er 1939 zum Universitätsrektor ernannt, der er bis zum Erklimmen der nächsten Karrierestufe an die Spitze der MGH 1942 blieb. Der Übergang in den Dienst des Reichs war eine folgenreiche Entscheidung, denn mit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes erlosch das Dienstverhältnis. Die neue Zentralkommission der MGH bestätigte ihn nicht im Amt des Präsidenten, eine Professur erhielt er nicht mehr. Damit hatte der 63jährige seine Existenzgrundlage verloren. Von der Zähigkeit seines Charakters zeugt, daß er gleichwohl einen Neuanfang schaffte. Als Haupt des „Konstanzer Arbeitskreises“ und Mitbegründer des Collegium Carolinum arbeitete Mayer sich abermals zu einer bestimmenden Figur im Fach empor.

Dies alles ist sattsam bekannt und wird von Reto Heinzel mit manchem schönen neuen Detail versehen berichtet, wobei der Blick auch immer wieder auf einschlägige Schriften Mayers fällt. Zusammenfassend bescheinigt er seinem Protagonisten „eine beeindruckende Karriere“ (S. 276). Mayers Aufstieg sei rasch erfolgt und von den Zeitumständen außerordentlich begünstigt worden. Gewiß spielten „Volk“ und „Volkstum“ ebenso wie „Führer“ und „Gefolgschaft“ eine große Rolle in Mayers

Werk, das sich darin aber keineswegs erschöpfte, sondern im interdisziplinären Diskurs der Vorstellung vom Mittelalter neue Wege wies. Die erstaunliche Nachkriegsresonanz Mayers kann Heinzel nicht erklären. Der „Gretchenfrage“, ob ein Nationalsozialist ein ordentlicher Wissenschaftler sein kann, weicht er aus. Hierzu bedarf es eines freien Blicks, frischer Quellen und wohl auch eines anderen Methodenbestecks, als das des in die Jahre gekommenen „Denkstils“ Fleck’scher Provenienz.

Zurechtgerückt gehört schließlich die in dieser Arbeit einmal mehr ventilerte Behauptung, Mayer sei evangelisch gewesen (S. 89). Angesichts der Katholikenfeindlichkeit der Nationalsozialisten wird man die Konfessionsfrage nicht leichthin abtun wollen. Tatsächlich war er römisch-katholisch getauft und hat die Konfession auch mit der Heirat 1911 nicht gewechselt, wie sich aus dem von ihm selbst ausgefüllten Personalfragebogen von 1936 ergibt. Die Mayers führten eine gemischtkonfessionelle Ehe, was in der damaligen Zeit noch ungewöhnlich war und von den Kirchen ungern gesehen wurde. Hätte Heinzel die im Quellenverzeichnis verzeichnete Personalakte aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe sorgfältiger durchgesehen, wäre ihm dieser Punkt nicht entgangen. Überhaupt läßt sich ein bisweilen lässiger Umgang mit Quellen und Literatur feststellen. Mehr als einmal werden Zitate aus Briefen oder Akten hergenommen, die an anderer Stelle bereits gedruckt wurden, ohne daß in den Fußnoten darauf verwiesen würde. Aber dies mag der langen Entstehungszeit der Studie geschuldet sein.

Anne C. Nagel, Gießen

Ekart Rittmannsperger (Bearb.), Sigbert Damaschke, Holger Th. Gräf, Wolfgang Hofheinz, Gerhard Krause, Melanie Müller-Bering, Andrea Pühringer, Harald Sellner (Mitarbeit): Die Grünberger Fachwerkhäuser und ihre

Besitzer – eine Dokumentation zur Bau- und Besitzergeschichte einer oberhessischen Stadt (ca. 1670-1945), Veröffentlichungen aus dem Museum im Spital Grünberg, Band 4, Grünberg o.J. (2017); DIN-A-4-Format, 372 Seiten, zahlr. farb. Abb. und Karten. EUR 28,50, erhältlich im Museum im Spital Grünberg, in der Buchhandlung Reinhard und bei der Sparkasse Grünberg.

Das Buchprojekt „Die Grünberger Fachwerkhäuser und ihre Besitzer“ erwuchs aus einer sehr erfolgreichen Stadtführung zu den Fachwerkbauten der Stadt von Ekart Rittmannsperger 2015, die Ausstellung „Fachwerk in Grünberg“, November 2017 bis April 2018, stellte ein weiteres daraus erwachsendes Highlight zum Thema dar.

Als Buch vorgelegt wurde eine umfassende Übersicht der Fachwerkgebäude der Kernstadt Grünbergs, die bis 1899 errichtet wurden. Sie umfasst 285 Gebäude, darunter 84, die abgebrochen wurden, deren Geschichte teilweise aber noch nachvollziehbar war. Eine nach Bauzeit gegliederte Auflistung der Fachwerkgebäude ganz am Ende (S. 369-372), veranschaulicht eindrucksvoll einerseits das hohe Alter andererseits auch die mit 201 Objekten hohe Zahl erhaltener Häuser.

Zu den ältesten erhaltenen Gebäuden der Stadt zählen etwa das Haus in der Rosengasse 2 um 1398 (d) und das Wohnhaus in der Barfüßergasse 5 um 1444 (d). Letzteres erfuhr 2018 und 2019 eine umfassende und beispielgebende bauhistorische und restauratorische Untersuchung, da es, nun im Besitz der Stadt Grünberg, nach Instandsetzung und Sanierung, als Beratungszentrum für Altbauten des Landkreises Gießen dienen wird.

Die intensive Recherche des Bearbeiters Ekart Rittmannsperger einerseits in unterschiedlichen Beständen des städtischen Archivs, aber auch die Einbindung relevanter Unterlagen von Privatpersonen, dienten als Grundlage für den 372 Seiten

umfassenden Band. Zentrales Element ist der Katalog der Häuser. Die Fachwerkbauten der Kernstadt werden hausweise vorgestellt. Die Gliederung folgt der historischen Aufteilung nach Quartieren in Stadtviertel, hinzu kommen die beiden Vororte Neustadt im Süden und Höfe im Norden, so ergibt sich ein sechsteiliges Katalogkapitel. In der Regel umfasst ein einzelner Haussteckbrief etwa eine halbe Seite. Auf insgesamt 308 Seiten werden die noch bestehenden Einzelgebäude mit mindestens einer aktuellen Gebäudeansicht dargestellt, wenn ermittelbar, ist das Erbauungsdatum genannt. Es wurde versucht, für jedes Einzelgebäude die Bauherrschaft und die Besitzgeschichte zu rekonstruieren. Sofern vorhanden dienen historische Fotos dazu, die Vorzustände zu zeigen. Besonders eindrucksvoll und anschaulich ist die Gegenüberstellung von historischer Ansicht und heutigem Bestand. Besonders am Marktplatz kommen die präsentierten historischen Fotos dem heutigen Bild nahe. Beispielsweise Marktplatz 5, erbaut 1529, zeigt das Wohn- und Geschäftshaus in einer Aufnahme von 1907, mit Verputz, und einem Foto von 2016 ohne Verputz, als nach den heutigen Regeln der Denkmalpflege saniertes Gebäude (S. 73). Hier wird der Wert des Hauses besonders deutlich: Die aufwändig gestaltete Fachwerkfassade mit Andreakreuzen und Streben war zur Repräsentation einer wohlhabenden Bauherrschaft gedacht. Leider konnte nicht ergründet werden, wer das Haus 1529 erbauen ließ.

Im Gegensatz dazu zeigen Fotos aus den Jahren 2016 und 2017 beispielsweise von Gebäuden der Alsfelder Straße, Rosengasse oder Neupforte modern kubatierte bzw. stark überformte Häuser, bei denen nichts mehr an die z.T. wohl noch vorhandene historische Substanz erinnert.

Aus städtebaulicher und denkmalpflegerischer Sicht kann der Katalogteil zum inspirierenden Element innovativer planerischer Ansätze werden. Insbesondere bei

der Frage nach dem Umgang mit bedeutendem historischem Bestand und zeitgemäßem Wohnraumsanspruch könnten Grenzen ausgelotet werden. Soll eine Kernstadt in einen denkmalgeschützten „Museumsschlaf“ fallen müssen? Kann ein lebendiges Miteinander heute auch in Strukturen wie z.B. den historischen Wegeführungen funktionieren? Das genannte Beispiel vom Markplatz 5, das auch heute noch als eines der „ersten Häuser am Platz“ wirkt, belegt: Ja, es ist möglich, im sanierten historischen Bestand mit derzeitigen Ansprüchen an Wohnraum zu leben. Der Charme und Charakter einer durch Fachwerkgebäude geprägten Altstadt wirkt positiv, identitätsstiftend und belebend, sofern städtebaulich sensibel vorgegangen wird. Dazu gehört, wie am Beispiel Grünbergs heute zu erkennen ist, der hier teilweise mühsam errungene Erhalt und Aufbau von Einzelhandel und öffentliche Plätze sowie ein intelligenter Brückenschlag von Historie zur Moderne.

Den Katalogteil führt eine knappe allgemeine Skizze zum epochetypischen Fachwerkbau ein. Zuvor wird die Stadtgeschichte beleuchtet, die auch die Überlieferungsproblematik der ältesten Gebäudebestände anreißt, da große Verluste u.a. durch Stadtbrände zu verzeichnen waren.

Holger Th. Gräf und Melanie Müller-Bering (Kartenwerke) geben mit dem letzten Kapitel zur Wirtschaftstopographie auf neun Seiten eine fundierte Einordnung über die Abhängigkeiten von Sozialstruktur und innerstädtischer Wohnlage im vorindustriellen Grünberg um 1806 und 1839-43. Hieraus geht u.a. hervor, welcher hohen Stellenwert die Landwirtschaft in der vorindustriellen kleinstädtischen Bevölkerung einnahm. „Landwirtschaftliche Betätigung [war] ein Zeichen von Wohlstand“ (S. 342). Entlang der innerstädtischen Hauptverkehrsachsen und um den Marktplatz lebten vor allem die wohlhabenden Bürger Grünbergs, die in die höchsten Steuerklassen gruppiert waren.

Fünf aussagefähige farbige Stadtpläne zur Sozial- und Wirtschaftstopographie ergänzen den umfangreichen Text- und Katalogteil. Die Karten sind nicht nur Bestandteil des gebundenen Textes, sie sind zusätzlich auch als Loseblätter beigelegt, DIN-A-3, eingeklappt, teilweise beidseitig bedruckt. Das Buch im DIN-A-4-Format weist überwiegend farbige Fotos und Pläne sowie zahlreiche statistische Übersichten zur Wirtschafts- und Sozialstruktur auf. In der Summe ergibt sich ein differenziertes Bild zur Sozialtopographie Grünbergs im 19. Jahrhundert. Mit einem Schwerpunkt auf historische Fachwerkbauten ist die Publikation für alle Lesenswert, die sich für die regionale Hausgeschichte von Fachwerkhäusern sowie für kleinstädtische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts interessieren.

Susanne Gerschlauer, Staufenberg

IV. Neue Publikationen

Hanno Müller:

Fotos Gießener Juden, hrsg. vom Magistrat der Universitätsstadt Gießen, Stadtarchiv, Gießen 2019.

Sabine Schneider:

Belastete Demokraten. Hessische Landtagsabgeordnete der Nachkriegszeit zwischen Nationalsozialismus und Liberalisierung, Marburg 2019 – Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Band 48/15

Erich Klibansky/Klaus Schäfer:

Die Rechnungen der Mainzischen Kellerei Amöneburg aus dem 14. Jahrhundert, Marburg 2019 – Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 28, Quellen und Darstellungen zur hessischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Band 2

Lindehe – Linnes – Kleinlinden 1269 - 2019. Vom Waldort zum Stadtteil, hrsg. von der Arbeitsgruppe Orts- und Vereinsarchiv Kleinlinden e.V. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen, Neustadt an der Aisch 2019.

V. AUS DEM VEREINSLEBEN

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Presse und Öffentlichkeit)

1. OHG-VORTRÄGE 2018/19

Verantwortlich Manfred Blechschmidt

Jeweils mittwochs um 19 Uhr, im Netanya-Saal des Altes Schlosses am Brandplatz

2018:

24. Okt.	Entwicklung der Gewerkschaft der Tabakarbeiter in der mittelhessischen Region	Dieter Bender, Wettenberg
07. Nov.	Zwei Landgrafschaften, eine Adelskooperation. Der hessische Adel in der frühen Neuzeit	Dieter Wunder, Bad Nauheim
21. Nov.	Der Wetzlarer Landschaftsmaler Reinermann. Weit gereist, der Heimat verbunden.	Dr. Angelika Müller-Scherf, Biebental
05. Dez.	Der Kampf der Frauenbewegung um das Frauenstimmrecht	Dr. Kerstin Wolff, Archiv der deutschen Frauenbewegung, Kassel

2019:

16. Jan.	„Wie alle Höhen, Tiefen, Weiten und Breiten zu messen seyn.“ Ein Streifzug durch die Geschichte der Landvermessung	Gerd Köhler, Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation, Marburg
30. Jan.	Die Martinskirche bei Leun: Neue Erkenntnisse zur frühmittelalterlichen Besiedlung des mittleren Lahntals	Prof. Dr. Felix Teichner, Universität Marburg
13. Febr.	Die Fundstelle Gießen I (Philosophenwald) aus dem Jahre 1718. Anmerkungen zu 300 Jahren Bodendenkmalpflege im Raum Gießen	Dr. Udo Recker, Landesamt für Denkmalpflege, Wiesbaden
27. Febr.	Kriegerdenkmäler in Gießen und Umgebung zwischen Trauer und Revanche	Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen

2. EXKURSIONEN 2019

12. Jan.	Reiss-Engelhorn-Museum in Mannheim: Ausstellung „Abenteuer Anden und Amazonas“	In Kooperation mit dem Freundeskreis Museum Grünberg (FMG), Organisation Karin Bautz
8. Jun.	Ausstellung „Keltenwelt am Glauberg“	Organisation Susanne Gerschlauer
31. Aug.	Hessisches Landesmuseum und Jagdschloss Kranichstein, Darmstadt	Organisation Dr. Eva-Marie Felschow, Dr. Carsten Lind
15. Nov.	Zentralheizungsmuseum Lollar	Organisation Susanne Gerschlauer

3. MITGLIEDERVERSAMMLUNG

am 08. Mai 2019, Altes Schloss, Netanya-Saal

Manfred Blechschmidt wurde einstimmig zum **Ehrenvorsitzenden** ernannt, Anlass war sein familiär bedingtes Ausscheiden aus dem Vorstand.

Ehrungen für langjährige Mitgliedschaft

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. 2019 wurden 12 Mitglieder für 25 Jahre Mitgliedschaft persönlich geehrt:

Dieter Kraushaar, Renate Leib, Eva und Wilfried Michel, Werner Rinn, Klaus Rumpf, Jörg-Peter Schmidt, Dr. Hans von Zerssen

In Abwesenheit: Michael Benesch, Karl-Heinz Funk, Stephanie Goethals, Matthias Gröbel, Sabine und Eberhard Schinke, Renate und Klaus Rumpf, Fritz Stibane, Dietgard und Dietmar Wosimsky, Heide Zähler-Folkmann, Gabriele von Zerssen

4. BESONDERES

Auf Initiative des Oberhessischen Geschichtsvereins fand am 1. Dezember 2019 eine Veranstaltung aus Anlass des 140-jährigen Jubiläums des Oberhessischen Museums statt, das einst vom OHG gegründet wurde. Am Sonntag, den 1. Dezember, gab es tagsüber verschiedene Führungen, eine Kabinettausstellung zur Geschichte, ein Podiumsgespräch gab Einblick in eine mögliche Zukunft des Museums. Der Einladung waren renommierte Museumsexperten gefolgt: Dr. Jan Gerchow (Historisches Museum Frankfurt), Dr. Helmut Gold (Museum für Kommunikation, Frankfurt), Patricia Rahempour (Institut für Museumsforschung, Berlin). Nach Grußworten durch Kulturdezernentin Dietlind Grabe-Bolz (Oberbürgermeisterin Stadt Gießen) und Kulturamtsleiter Dr. Stefan Neubacher, moderierte Museumsleiterin Dr. Katharina Weick-Joch das Gespräch. Sie lud zu State-

ments ein: Dr. Michael Breitbach (Oberhessischer Geschichtsverein), Kay Förster (Museums-gesellschaft Gießen) und Dr. Nadia Ismail (Leiterin Kunsthalle Gießen).

VI. Presseberichterstattung

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2018/19

Erfolgreich im Kampf gegen Entlassungen - Gewerkschaften in den „roten Dörfern“

Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins widmete sich zum Auftakt der Arbeiterschaft in der Tabakindustrie

Die Entwicklung der gewerkschaftlichen Organisation von Tabakarbeitern in der Region Gießen war das Thema eines Vortrags beim Oberhessischen Geschichtsverein (OHG). Die politische Entwicklung im Ostteil des alten Kreises Wetzlar verlief deutlich anders als im Rest der Region. Der Lokalhistoriker Dieter Bender fragte zum Auftakt der aktuellen Vortragsreihe nach den Ursachen.

Bender ist von Beruf Softwareentwickler, widmet sich jedoch intensiv der lokalen Geschichte. 2014 erschien sein Band „Dissidenten, Mucker, Tumultuanten. 15 Jahre Freireligiöse Gemeinschaft Krofdorf -Gleiberg“, in dem er sich mit der Kirchenaustrittsbewegung 1861 in Krofdorf-Gleiberg befasst. Er rief die Initiative „Stolpersteine“ in Wettenberg hervor und publizierte 2016 die Broschüre „Antifastischer Widerstand in Gleiberg, Krofdorf, Launsbach und Wißmar“.

Die Tabakindustrie habe die Industrialisierung Gießens vorangetrieben und sich von hier in die kleinstädtisch geprägten Dörfer Mittelhessens ausgebreitet. Auch in den „roten“ Hochburgen des östlichen Teils des Kreises Wetzlar, wo die Sozialdemokraten bei ihren ersten Kandidaturen ab 1890 aus dem Stand Ergebnisse von 50 bis 90 Prozent erzielten, waren laut Bender die Zigarrenfabriken der weitaus größte Arbeitgeber.

1907 fand der erste Arbeitskampf in der Tabakindustrie der Region statt und betraf mit Wiesek und Launsbach zwei „rote“ Dörfer, Dennoch seien die Spuren

der Tabakarbeitergewerkschaft (TAG) spärlich. Die Suche nach den Anfängen der Arbeiterbewegung in Krofdorf-Gleiberg führe im Wesentlichen nach Gießen. Die Rolle der TAG sei eng verbunden mit der Entwicklung der Arbeiterbewegung insgesamt.

Bender wertete unter anderem Zeitungen und Veröffentlichungen der TAG aus sowie weitere Publikationen der früheren Organisationen der Arbeiterbewegung, ebenso die Staatsarchive Wiesbaden und Koblenz sowie Unterlagen der politischen Polizei.

Für größte Gesundheitsprobleme („Proletarierkrankheit“) haben die Arbeitsbedingungen gesorgt, da bei der Zigarrenherstellung erheblicher Staub entstand. Die frühen Erfolge der Sozialdemokratie in den Dörfern Wettenbergs, sagte Bender, sei aber nicht durch die Tabakarbeiter zu erklären, da diese sich erst 1906 organisierten und der Frauenanteil bei über 90 Prozent lag.

Das Sozialistengesetz von 1878 verhinderte Gewerkschaften und ihre Publikationen, weshalb man auf Fachzeitschriften auswich, in denen zunehmend mehr politische Inhalte erschienen. Gegen 1900 gab es nur einen schwachen Organisationsgrad, unter anderem, weil man Frauen nur schwer gewinnen konnte. „1906 kam eine Wende“, sagte Bender. In Gießen war eine Schwerpunktregion entstanden, die soziale Bewegung erstarkte. Die Tabakindustrie jedoch „organisierte sich in einer Art Kartell“, und habe tausend Arbeiter entlassen. Der Widerstand sei daraufhin aus ganz Deutschland wirksam unterstützt worden. „Und nach 19 Wochen Arbeitskampf mussten alle wiederingestellt werden.“

Heiner Schulz erschienen im Gießener Anzeiger vom 27. Oktober 2018

**Die Angst vor einer „Bauernhochzeit“
Dieter Wunder spricht im
Oberhessischen Geschichtsverein
über Adelsvielfalt – Für Ritter waren
alle Nicht Hessen „Ausländer“**

Der Adlige war ein landwirtschaftlicher Unternehmer, der mit seinem Gutshof auch in Oberhessen für die Anlage mancher Dörfer sorgte. Manche traten in den Dienst von Fürsten, weil sie sich dadurch finanziellen Gewinn und größeres Ansehen erhofften: So umriss Referent Dieter Wunder (Bad Nauheim) die Rolle des hessischen Adels vor einem großen Hörerkreis im Netanya-Saal des Alten Schlosses. Eingeladen hatte der Oberhessische Geschichtsverein zum Vortrag „Zwei Landgrafschaften, eine Adelskorporation“, der sich mit dem hessischen Adel in der frühen Neuzeit befasste.

Wunder war lange als Gymnasiallehrer und Schulleiter in Hamburg sowie als GEW-Vorsitzender tätig, wandte sich im Ruhestand verstärkte der Landesgeschichte zu und veröffentlichte ein umfangreiches Buch zu dieser Thematik, das Dr. Carsten Lind vom Geschichtsverein als „Nachschlagewerk und vergnügliche Lektüre“ bezeichnete.

In einem mit aufschlussreichem Bildmaterial versehenen Vortrag mit klarer Strukturierung erläuterte Wunder die spezifische Situation des hessischen Adels in zwei Landschaften, nämlich Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt. Dabei kam sowohl die Verfassung der hessischen Ritterschaft zur Sprache als auch die Auseinandersetzung mit den Landgrafen bis zur Spaltung des hessischen Adels im 18. Jahrhundert. Wunder verwies darauf, dass 30 Prozent aller hessischen Dörfer Adelsdörfer waren, deren Anfang ein Hofgut eines Adligen, wie etwa Winnerod, war. So habe ein Adliger stets zwei Berufe gehabt, nämlich Gutsbesitzer und fürstlicher Diener. Am Beispiel der Familie des kaiserlichen Obersten Heinrich Hartmann Schutzbar (genannt Milchling zu Treis an der Lumda)

und der Familien Oeynhausens und Schautenbach, denen er „typische Merkmale des hessischen Adels“ zusprach, erläuterte er die Problematik alteingesessener Familien und neu zugezogener Adelsfamilien. Kurios mütete es heute an, dass in den Quellen häufig von „Ausländern“ die Rede sei, allerdings lediglich in der Bedeutung „Nichtessen“. Um 1740 habe sich der Darmstädter Landgraf über die Unzuverlässigkeit „seiner“ Adligen beklagt, „die lieber Reichsritter wären“. Die Konkurrenzsituation zwischen Kassel und Darmstadt hatte auch mit dem unterschiedlichen Glauben zu tun und konnte sogar schon innerhalb einer Familie Loyalitätskonflikte auslösen: „Manche Geschlechter waren in beiden Grafschaften verankert.“

Wunder unterstrich, dass der hessische Adel nur ein Teil der elitären Gesellschaft der frühen Neuzeit gewesen sei, der andere habe in den „Bürgerlichen“ wie Inhaber von Hofämtern, Militärs, Wissenschaftlern und Geistlichen bestanden. Die waren häufig landgräfliche Diener in den Residenzen in Darmstadt und Kassel. 1532 gründete sich die hessische Ritterschaft, wie sich der Adel in seiner politischen Verfasstheit nannte. Bis zur Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit hätten die Adligen gerne von ihren „Untertanen“ gesprochen, was aber weder diese noch die Landgrafen gerne gehört hätten. Wunder erinnerte daran, dass auch die hessischen Adligen nicht alle reich waren. In Verbindung mit einer Heiratssteuer nannte er die Sorge, „die Töchter sollten sich nicht prostituieren“, womit aber nicht die Furcht vor dem Abgleiten ins Rotlichtmilieu gemeint gewesen sei, sondern lediglich gemeint war, die höheren Töchter könnten einen „Bauern“ heiraten.

Die Beschäftigung mit dem hessischen Adel erlaube aus sozialhistorischer Sicht einen Blick auf die Vielfalt des Adels im Reich und politischer Hinsicht aufschlussreiche Einblicke in die Rolle der „Beamten

als Helfer der Fürsten“, schloss Wunder, der für seinen Vortrag Beifall erhielt.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 10. November 2018 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Ansichten mit liebevollem Blick

Landschaftsmaler Friedrich Christian Reinermann und seine Bilder von Gießen im Geschichtsverein vorgestellt

Mit seinem 1815 gemalten Prospekt der Stadt Gießen hat Friedrich Christian Reinermann ein mit liebevollem Blick gemaltes Bild hinterlassen. Und er hat auch eine neue Sicht in die Landschaftsmalerei eingeführt, denn sein Bild der von den Festungsanlagen befreiten Stadt Gießen bezieht auch das Umfeld mit ein, was bis dahin ungewöhnlich war.“ So skizziert Dr. Angelika Müller-Scherf (Biebertal) den 1764 in Wetzlar geborenen Künstler Reinermann, dessen Gießen-Bild noch bis Samstag in einer Ausstellung im KiZ (Südanlage 3) zu sehen ist. Müller-Scherf sprach im Netanya-Saal des Alten Schlosses im Rahmen der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Reinermann war nicht nur Maler, Zeichner, Kupferstecher und Radierer, sondern auch Kunsthändler und Verleger sowie ein herausragender Landschaftsmaler. Sein Ruhm sei aber natürlich nicht mit dem seines Zeitgenossen Goethe vergleichbar, sagte Müller-Scherf. Allerdings teilte er mit dem Dichturfürsten eine Reihe von Gemeinsamkeiten, etwa die vom Wasser als Naturgewalt ausgehende Faszination, die Bewunderung für die Naturschönheiten der Schweiz, die Italienreise und die dort gewonnenen Impressionen.

Zurück in Deutschland seit 1802, mit einer zweiten Ehe und der Geburt des Sohnes, entwickelte Reinermann die künstlerische Umsetzung seiner Bilderserien über die Flusslandschaften von Lahn, Rhein, Mosel bis hin zum Taunus. Sie begründeten seinen Ruhm hessenweit,

wo er neben betuchten Bürgern Adels Häuser zu seinen Kunden zählte. Bilder von ihm ganzen sich auch im Nachlass von Englands Königin Elisabeth.

Im Rahmen der Flusslandschaften entstand auch seine Ansicht von Gießen: „Der helle Eindruck, den Gießen nach Abriss der Wälle, an deren Stelle Promenaden traten, macht, weckt mit seinem liebevollen Blick Erwartungen auf weitere Bilder dieser Stadt. Die aber nicht erfüllt wurden“.

Zum Abschluss ihrer ebenso informativen wie unterhaltsamen Ausführungen stellte die Referentin fest: „Es ist das Verdienst Reinermanns, die Lahngegend erstmals künstlerisch erfasst zu haben. Die Nachfolger haben sich weitgehend an ihm orientiert.“ Geschichtsvereins-Vorsitzender Dr. Michael Breitmach legte den Besuchern noch die Ausstellung über den „Vernichtungsort Malyj Trostenez“ ans Herz, die am 4. Dezember in Gießen eröffnet wird.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 23. November 2018 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Von Gleichberechtigung noch weit entfernt

100 Jahre Frauenwahlrecht im Oberhessischen Geschichtsverein gewürdigt

Mit dem Frauenwahlrecht begann die Demokratie in Deutschland. Es war kein Geschenk der sechs Herren im Rat der Volksbeauftragten, sondern Ergebnis eines langen Kampfes. Auf dem Weg zur Emanzipation der Frau war es aber nur eine Etappe“, würdigte Referentin Dr. Kerstin Wolff bei ihrem Vortrag im Oberhessischen Geschichtsverein den 100. Geburtstag des Frauenwahlrechts. Vorge stellt wurde die Referentin von Dagmar Klein aus dem Vorstand des Geschichtsvereins als „die absolute Fachreferentin“ zu diesem Thema, das viele Besucher anzog. Beide waren sich einig, dass eine

solche Resonanz auf das Stimmrecht für Frauen vor 20 Jahren so nicht denkbar gewesen wäre.

Bei der Beantwortung der Frage, warum das Thema solche Fahrt aufnehme, hob sie hervor, dass sie ihre eigene Version der Geschichte erzählen werde, wozu auch gehöre, dass dieses Recht der Frauen eben kein direktes Ergebnis der Novemberrevolution von 1918 gewesen sei. Sie verwies auf die Ausstellung „Damenwahl“ in Frankfurt und stellte Ideen, Theorien und Protagonistinnen vor. Geschichte am Beispiel prominenter Figuren darzustellen, sei heute nicht unumstritten, aber sie sei der Auffassung, dass die von ihr erwähnten Frauen lediglich „Speerspitzen“ einer Bewegung gewesen seien.

Als erste „politische Schriftstellerin“ stellte sie die durch ihre Arbeiten über die Arbeitsbedingungen im Erzgebirge hervorgetretene Louise Otto (1819–1895) vor, die in der Paulskirche „mitbestimmen und nicht auf der Galerie sitzen wollte“. Ihr Ruf von 1849, »Wohlauf denn, meine Schwestern, wir wollen das Recht der Mündigkeit und Selbständigkeit im Staat«, blieb zunächst ungehört. Zusammen mit Auguste Schmidt gründete sie 1865 in Leipzig den „ersten reichsweiten Frauenverein in Deutschland“, dem viele weitere folgten, auch in Gießen. Als originell wertete sie den Ansatz von Hedwig Dohm (1831–1919), die die Frage stellte, warum „haben wir das Frauenwahlrecht eigentlich nicht?“ und an ihre Geschlechtsgenossinnen appellierte: „Ohne das Stimmrecht seid ihr den ungeheuerlichsten Verbrechen an Frauen ausgeliefert.“ Helene Lange (1848–1930) hat eine eigene Schrift zum Frauenwahlrecht geschrieben, gegen die immer noch aufrecht erhaltene Fiktion, „dass die Männer zugleich die Interessen der Frau wahren“ würden.

Als einzige offen für das Frauenwahlrecht eintretende Partei nannte Wolff für 1891 die SPD und verwies darauf, dass die sozialistische Frauenbewegung um Klara Zetkin und Luise Zietz lediglich den

sozialistischen Frauen das Wahlrecht erstreiten wollte, die bürgerlichen hätten dies nicht nötig. 1912 gründete sich ein „Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“, offensiv verfochten durch einen Weimarer Oberlehrer. Vorausgegangen war 1902 die Gründung des ersten Hamburger Frauenstimmrechtsvereins durch Anita Augsborg (1857–1912), der rein propagandistische Arbeit geleistet habe.

Bei der ersten Wahl zum Parlament des Volksstaates Hessen kamen gerade einmal fünf Frauen ins Parlament, alle aus Südhessen. Ein Überblick über die Zeit von der Nazi Herrschaft bis zur Gegenwart förderte bemerkenswerte Dinge zutage, etwa den „Trick“ der NSDAP, die Partei lasse sich nur durch Männer vertreten, was das Ende der Demokratie überhaupt bedeutete, oder das „Lehrerinnen-Zölibat“. Nach der Aufnahme der Emanzipation der Frau ins Grundgesetz habe letzteres bis in die 50er Jahre eine Rolle gespielt. Vergewaltigung in der Ehe sei erst Ende der 1990er Jahre zur Straftat erklärt worden und Willy Brandts Kabinett habe trotz seines Satzes, mehr Demokratie wagen zu wollen, den niedrigsten Frauenanteil überhaupt gehabt. Auch heute, so schloss Wolff ihren mit viel Beifall bedachten Vortrag, sei man von Gleichberechtigung noch weit entfernt. Der nächste Schritt vorwärts könne etwa durch ein Paritätsgesetz nach dem Vorbild Frankreichs erfolgen.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 8. Dezember 2018 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Kurzweilige Zeitreise Gerd Köhler im Geschichtsverein über 15000 Jahre Geschichte der Landvermessung

Der Himmel ist für uns greifbar geworden, jeder kann seine Standortdaten selbst ermitteln. Die von der Landvermessung ermittelten Daten sind heute für jeden zugänglich. Sie sind für viele Bereiche des

Lebens wichtig geworden”, schloss Gerd Köhler seinen gut besuchten Vortrag beim Oberhessischen Geschichtsverein. Unter Beifall beendete er eine Zeitreise durch 15000 Jahre Geschichte der Landvermessung in gut einer Stunde, die mit einer um 13000 vor Chr. datierten Ritzung in einem Fundstück begann, die als älteste Karte interpretiert werden könnte, und bei GPS, Navi und autonomem Fahren endete. Vorgestellt wurde der Gast aus Taunusstein vom 2. Vorsitzenden Manfred Blechschmidt als ehemaliger Vizepräsident des Hessischen Landesamtes für Bodenmanagement.

Im Zwei-Strom-Land zwischen Euphrat und Tigris entstand die erste „systematisch erstellte kartografische Darstellung“ mit dem ersten erhaltenen Stadtplan der Stadt Niffur in Mesopotamien zwischen 3000 und 1500 v. Chr. Für Babylon reklamierte Köhler auch eine Weltkarte zwischen 700 und 500 v. Chr., natürlich mit Babylon als Zentrum. Die Vorstellung der Welt als Scheibe übernahmen die Griechen und Römer. Zeitgleich stellten die Chinesen die Erde als Rechteck dar. Pythagoras war der Ansicht, dass die Welt eine Kugel sei, konnte sich damit aber nicht durchsetzen, im Gegensatz zu dem Weltbild des Ptolemäus, der um 150 n. Chr. die Erde als Mittelpunkt des Alls sah.

Die „Stimme des Christentums“ stelle sich ab 300 n. Chr. Weiter die Erde als Scheibe vor und manifestierte sich in zahlreichen Kirchenkarten, deren Einfluss bis ins 14./15. Jahrhundert reichte. Als Beispiel zeigte Köhler die um 1300 in einem Kloster der Lüneburger Heide entstandene Ebsdorfer Weltkarte, ein reines Produkt der Fantasie. Ganz anders waren die Expertenkarten, für die im 14./15. Jahrhundert Mallorca ein Zentrum war. Mit dem Zeitalter der Entdeckungen wurde auch das Weltbild klarer dokumentiert, im 15. Jahrhundert etwa durch die Waldseemüller-Karte.

Unter dem Schlagwort „Der Himmel“ behandelte Köhler die zentrale Frage der

Landvermessung nach dem Platz des Menschen auf der Erde. Er folgte dabei Helmerts Definition der Landvermessung als „Wissenschaft von der Ausmessung und Abbildung der Erdoberfläche“ und zeigte nach Festlegung des Äquators für den Null-Breitengrad die heftige Diskussion über den Nullmeridian der Längenmessung auf. Typisch für das 16./17. Jahrhundert wurden die Territorialkarten, anhand derer der Profi-Landvermesser Köhler die Technik der Triangulation vorstellte und eine noch wenig präzise Hesenkarte von 1690 zeigte, typisch für Regionalkarten dieser Zeit. Erste Kartenwerke mit Messtischblättern entstanden. Erste Grundstücksvermessungen gingen bereits auf die Überschwemmungen von Euphrat, Tigris und Nil zurück, der Buchdruck der Renaissance verbreitete auch die Basis der Landvermessung. Kurios der Versuch unter Napoleon, die „gerechte Steuer“ aus Angaben der Steuerzahler zu ermitteln – mit dem Ergebnis, dass Frankreich dann nur noch ein Drittel so groß gewesen wäre.

Im 21. Jahrhundert ist der Himmel zwar nicht abgeschafft, aber „die Sterne werden nicht mehr gebraucht“. Sie sind ersetzt durch Satelliten. Landvermessung basiert auf Geobasisdaten, nutzt Lasermessung und Drohnen. „Die Datenbanken generieren automatisch die Karten. Aus den gesammelten Daten lassen sich heute beste Karten entwickeln“.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 22. Januar 2019 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Überraschungen an Leuner Martinskirche Prof. Dr. Felix Teichner zu Gast beim Oberhessischen Geschichtsverein

„Bereits einige Flurnamen wie Martinskirche oder Martinswies ließen darauf schließen, dass bei Leun ein verschüttetes Bodendenkmal besteht. Was wir bei zwei Lehrgrabungen der Philipps-Universität

Marburg seit 2015 fanden, lässt die Annahme zu, dass die Leuner Martinskirche zu den ältesten Kirchenbauten im Lahn-Dill-Kreis zählen dürfte“, erklärt der in Herborn geborene Archäologe, Professor Dr. Felix Teichner, den zahlreichen Besuchern im Netanya-Saal des Alten Schlosses, die zum Vortragsabend des Oberhessischen Geschichtsvereins gekommen waren. Dessen 2. Vorsitzender, Manfred Blechschmidt, stellte den Referenten, der sich selbst als „Provinzialrömischen Archäologen“ bezeichnet, als herausragenden Kenner der europäischen Archäologie mit breitem Spektrum vor, dessen Arbeit mit zahlreichen Stipendien gefördert wurde und ihn an verschiedene Universitäten in Deutschland und Spanien führte.

Teichner machte deutlich, dass er über die Ergebnisse der Grabungen keine endgültige Bewertung vorstellen könne, sondern lediglich einen Zwischenbericht. Manches, was im Dezember 2018 an neuen Erkenntnissen bekannt geworden sei, lasse auf weitere neue Deutungsmöglichkeiten schließen. Für ihn persönlich sei Gießen sehr wichtig gewesen, da er sich durch Professor Siemer Oppermann für die Archäologie entschieden habe.

Im weiteren Verlauf seines Vortrags nahm Teichner die Besucher mit auf eine spannende Führung, die nicht nur in den Bereich um den Leuner Lahnbahnhof führte, sondern zugleich auch Methoden der modernen Archäologie vorstellte, von denen ein Heinrich Schliemann nicht hätte träumen können. Das galt noch nicht für die Entschlüsselung einer Schenkungsurkunde an das Kloster Fulda um 800 durch einen gewissen Alberich. Der vermachte Fuldas Kloster nämlich Gebiete in einem Ort „Mitte“ gelegen in einer „provincia quam Hessinhabitant“. Heute per Internetsuche im mittleren Lahntal lokalisierbar und über „Lahnmitte“ auf Leun verweisend. Hinzu kommt, wie Teichner ausführte, dass sich im mittleren Lahntal Schenkungen an die Klöster Fulda

und Lorsch mischten. Schon Willi Görlich habe in dem Bereich zwischen der B49 eine Sonderform der frühkarolingischen Siedlungsanlage vermutet, was gemeinsam mit den Flurnamen auf eine archäologisch interessante Stelle hindeutete. Mit Luftbildarchäologie durch eigene Befliegung, Geomagnetik, Geoelektrik und Georadar verdichteten sich die Hinweise, dass hier Grabungen lohnten. Das Patrozinium des heiligen Martin, typisch für frühfränkische Kirchen, habe einen Hinweis auf die Zeit gebracht, in die Grabungen führen könnten.

Drei Ergebnisse der Grabungen von 2015 bis 2018 hob Teichert hervor. Im Bereich A, dessen besondere Struktur bei der Geomagnetik auffällig gewesen sei, habe sich die Vermutung eines Grubenhauses nicht bestätigt. Hier habe eine mit telalterliche Kalkbrennanlage bestanden. Im Bereich B, der Maurer, seien zwar keine spektakulären Funde gemacht worden, aber die Struktur eines Torbaues mit gut erhaltener Rundung des Eingangsbereichs aus massiven Steinen sei deutlich geworden. Im Bereich C, der Ergrabung des geosteten Baukörpers der Martinskirche, habe es Besonderes gegeben: „Überraschenderweise wurde dabei kein einfacher rechteckiger oder halbrunder Chorabschluss freigelegt. Vielmehr fügten sich gleich drei konchenartige Erweiterungen zu einem kleeblattförmigen Chor zusammen – ein ungewöhnlicher Grundriss, der auf die besondere Bedeutung der Kirchen hindeutet.“ Als ungewöhnlich werteten Teichert und der lokale Grabungsleiter Robin Dürr auch „die überaus dichte Anordnung der Skelette“. Die zum Teil dicht an die Kirchenmauer heranreichen. Ein 30 kg schweres Fragment einer Kirchenglocke, eine Münze aus ottonischer Zeit und Alltagskeramik versprechen noch neue Erkenntnisse. Brandspuren lassen auf den Untergang der Kirche in einer Fehde zwischen Wetzlar und Solmsern schließen.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 1. Februar 2019 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

An Hessen führt seit Jahrtausenden kein Weg vorbei Landesarchäologe Udo Recker referiert im Oberhessischen Geschichtsverein über 300 Jahre Bodendenkmalpflege im Raum Gießen

„Die Archäologie ist eine Verbundwissenschaft, die in vielen, vor allem Naturwissenschaften, wildert. Ihr Fortschritt ist eng verbunden mit dem der Technik. Heute arbeiten Archäologen mehr mit dem Computer als mit Pinsel und Spaten“, machte Landesarchäologe Udo Recker den zahlreichen Besuchern im Alten Schloss deutlich. Gekommen war er auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins, dessen zweiter Vorsitzender Manfred Blechschmidt ihn und seinen wissenschaftlichen Werdegang vorstellte, der Recker seit 2018 auch zum Stellvertreter des Hessischen Landesamtes für Denkmalschutz machte.

Der Redner nahm zunächst Bezug auf den Titel, der den Eindruck erwecke, dass es schwerpunktmäßig über die ersten Grabungen „in dem sogenannten Philosophischen Wäldgen allernächst bey der Vestung Giessen“ gehe. Die Grabung von 1718 nehme er aber nur zum Anlass, um „Anmerkungen zu 300 Jahren Bodendenkmalpflege im Raum Gießen“ zu machen. Damit wurde der Vortrag zu einem aufschlussreichen Überblick über die Entwicklung der Archäologie in diesem Zeitraum. Das nahm mehr als die doppelte Zeit der sonst üblichen Vortragsdauer ein, belohnte das Auditorium aber dafür mit einer Fülle von Erkenntnissen über die Entwicklung der „Altertumsforschung“ in diesem Bundesland und neue Erkenntnisse zur Stadtgeschichte. Die Grabung von 1718 sei unter Beteiligung von Universitätsangehörigen erfolgt und habe 29 Grabhügel der Bronzezeit zutage

gefördert, die man heute in die Zeit von 1600 bis 1300 vor Christus datieren könne. Detailliert ging Recker auf heute mögliche Methoden wie Luftbildarchäologie, Dendrochronologie, Röntgenfluoreszenzanalyse, Paläozoologie, Isotopenanalyse oder DNA ein.

Nicht zuletzt die unterschiedliche Entwicklung des Denkmalschutzes und der archäologischen Forschung in Hessen-Kassel und im Großherzogtum Hessen-Darmstadt stellte der Vortragende vor und verwies auf eine Reihe von Unstimmigkeiten und Kuriosa im Laufe der 300 Jahre – von der Fundstelle 1 bis zur Gegenwart, wobei der Einfluss der an Preußen gefallenen Gebiete eine große Rolle spielte. Was die Menschen in Hessen angehe, bestätigte sich der ehemalige Slogan aus der Hessenwerbung nachdrücklich: „An Hessen führt kein Weg vorbei“.

Angesichts der Fülle von Daten und Fakten bleibt allenfalls noch Raum, um auf einige spezielle Gießener Daten einzugehen. Was die innerstädtische Keimzelle um Burg (1197), Kapelle (1248), Friedhof (1282) und Marktplatz angehe, sei heute anzunehmen: „Die Burg war und da, ist aber 50 Jahre älter. Die Kirche war da, sah aber ganz anders aus. Der Friedhof war gar nicht da, und auf dem Marktplatz wurde nie ein Markt gehalten.“ Auch an der Festung sei viel länger gebaut worden als die Schriftquellen angeben. Bei den Bauten von Kaufhaus Horten, City Center und Galerie Neustädter Tor sei die Archäologie oft zu kurz gekommen. Allerdings ruhen diese komplett auf Stelzen, die möglichen Fundstellen seien darunter geborgen.

Viel Beifall für den Referenten und seinen vortrefflich illustrierten Vortrag im XXL-Format – und viele reizvolle Aufgaben für die Stadt, Erforscher von Betonfunden und Denkmalpfleger.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 16. Februar 2019 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Zugang zum Zeitgeist

Stadtarchivar Brake beim OHG: Kriegerdenkmäler und was sich an ihnen erkennen lässt

Kriegerdenkmäler finden sich auf den Straßen und Plätzen vieler deutscher Städte wieder – auch in Gießen. Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake erläuterte in einer Vortragsveranstaltung beim Oberhessischen Geschichtsverein (OHG), wie sie entstanden und was sich heute aus ihnen ablesen lässt.

Mit dem Ende der Kampfhandlungen im Jahr 1918 begannen die europäischen Nationen zurückzublicken. „Nun setzten Bilanz, Trauer und Erinnerungsarbeit ein“, so Brake. Deutschland sei von Kriegszerstörungen in den vier Jahren zuvor zwar kaum betroffen gewesen, oftmals seien diese Folgen kaum bewusst, insofern scheint dieser Krieg bei uns sogar vergessen, „vielleicht überdeckt durch die Schrecknisse und das viel größere Ausmaß der Folgen des Zweiten Weltkriegs“. Spuren seien inzwischen nicht mehr ganz leicht zu entdecken.

Eine dieser Spuren führt auf den Gießener Brandplatz. Denn in Deutschland blieb es nach dem Ende des Ersten Weltkriegs nicht bei ritualisierten Trauerzeremonien. Mit dem Totengedenken mische sich schon bald „die Empfindung einer unverdienten schmachvollen Niederlage mit der Ablehnung des Versailler Vertrags und dem Wunsch nach Ausgleich für die erlittene Demütigung“, wie der Stadtarchivar erläuterte. Mit wachsender Distanz komme dieser Revanchegedanke auch bei der Gestaltung der Kriegerdenkmäler immer stärker zum Ausdruck. Dies mache es heute oft schwer, sich mit den Erinnerungszeichen des Ersten Weltkriegs zu identifizieren, Besonders die Denkmäler, die in der NS-Zeit errichtet wurden, seien immer wieder in der Diskussion gewesen, sagte Brake.

Er erinnerte an die Auseinandersetzung um das Greifendenkmal an der

Gabel der Licher Straße, um das erst nach seiner Ergänzung durch eine „friedliche“ Statue und seine Umwidmung Ruhe eingekehrt sei. Aufregungen habe es auch um das Denkmal am Landgraf-Philipp-Platz sowie jenes in Kleinlinden gegeben.

Dabei ging es nicht um ihre künstlerische Bedeutung, sondern um Aussage und Entstehungszusammenhang. In ihrer Gestaltung komme stets die Einstellung derer zum Ausdruck, die sie errichtet hätten. Daher seien immer auch die zeitgenössischen Diskussionen in die Betrachtung miteinzubeziehen. Im Erstem Weltkrieg seien erstmals Volksheere aus Wehrpflichtigen aufeinandergetroffen. Die Denkmäler hätten den Kriegstoten und ihrem Opfer einen Sinn geben sollen, trug der Stadtarchivar vor. Eine nationale Gedenkstätte habe man nie einrichten können. Kriegerdenkmäler stünden aber fast in jedem Dorf. Der Gießener Mieterverein sprach sich seinerzeit dafür aus, lieber Heimstätten für die Versehrten zu schaffen, was sich nicht durchsetzte.

In Brakes Worten erwies sich das Thema als Zugang zum Verständnis des Zeitgeistes und der Strömungen, die die Deutschen beschäftigten, als sie ihre Kriegerdenkmäler bauten.

Heiner Schulz erschien im Gießener Anzeiger vom 2. März 2019

VII. Autorinnen und Autoren dieses Bandes

Anna Ananieva, anna.ananieva@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Thomas M. Bohn, Thomas.Bohn@geschichte.uni-giessen.de

Dr. Ludwig Brake

Dr. Michael Breitbach, breitbach@admin.uni-giessen.de

Dietlind Grabe-Bolz, Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen, Berliner Platz 1,
35390 Gießen

Eckhard Ehlers, sechzehn_4@gmx.de

Dr. Lea Elsässer, Lea.Elsaesser@gmx.de

Wolfgang Form, form@staff.uni-marburg.de

Susanne Gerschlauer, susanne.gerschlauer@tagebergen.de

Prof. Dr. Holger Th. Gräf, Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde,
Wilhelm-Röpke-Straße 6C, 35032 Marburg, graef@staff.uni-marburg.de

Dr. Herwig Groß, Herwig.Gross@gmx.net

Dr. Rolf Haaser, Am Brühl 13, 77775 Bad Rippoldsau-Schappbach,
rolf.haaser@uni-tuebingen-de

Volker Hess, v@tagebergen.de

Hans Peter Holl, Tiefenweg 59, 35463 Fernwald-Annerod

Madeleine Michel, madeleine.michel@geschichte.uni-giessen.de

Dr. Hans-Peter Mielke, Siebenstern 7, 25767 Bunsöh

Doris Moos, info@dorismoos.de

Dr. Angelika Müller-Scherf, dr@angelika_mueller-scherf.de

Prof. Dr. Anne C. Nagel, Anne.C.Nagel@geschichte.uni-giessen.de

Dr. Georgia Rakelmann, georakel@posteo.de

Sabine Raßner, sabine.rassner@gmx.de

Prof. Dr. Armin Schäfer, aschaefer@uni-muenster.de

Prof. Dr. Ingfried Stahl, Seestraße 7, 36304 Alsfeld, Ingfried.Stahl@web.de

Dr. Katharina Weick-Joch, Katharina.Weick-Joch@giessen.de

Dieter Wunder, dhwunder@t-online.de

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15 € jährlich für Einzelmitglieder
20 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
IBAN DE23 5135 0025 0200 5085 12, BIC SKGIDE5F

Sparkasse Gießen (Freundeskreis Alter Friedhof)
IBAN DE86 5135 0025 0200 6039 90, BIC SKGIDE5F

Volksbank Gießen
IBAN DE55 5139 0000 0000 4577 01, BIC VBMHDE5F

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und verbilligter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Uns zugesandte Manuskripte werden in folgender Form erbeten: Unformatierte Texte als Word-Datei auf CD abgespeichert oder als Anhang zu einer Email und einen Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
www.ohg-giessen.de

Besuchsadresse: Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Berliner Platz 1, 35390 Gießen
Telefon: 0641/3061549, Fax: 0641/3061545
E-Mail: info@ohg-giessen.de

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 43/1959		2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch		2,50 €
Nr. 46/1962, Nr. 47/1963, Nr. 48/1964		2,50 €
Nr. 49/50/1965		2,50 €
Nr. 51/1966; Nr. 52/1967		2,50 €
Nr. 53/54/1969		2,50 €
Nr. 55/1970		2,50 €
Nr. 56/1971		2,50 €
Nr. 57/1972		2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger		2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG		2,50 €
Nr. 65/1980		2,50 €
Nr. 66/1981		2,50 €
Nr. 67/1982		2,50 €
Nr. 76/1991		2,50 €
Nr. 80/1995		2,50 €
Nr. 81/1996		2,50 €
Nr. 82/1997		2,50 €
Nr. 83/1998		2,50 €
Nr. 85/2000	vergriffen	2,50 €
Nr. 86/2001		2,50 €
Nr. 87/2002		2,50 €
Nr. 88/2003		2,50 €
Nr. 89/2004		2,50 €
Nr. 90/2005		14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“		7,50 €
Nr. 91/2006		14,50 €
Nr. 92/2007		14,50 €
Nr. 93/2008		14,50 €
Nr. 94/2009		14,50 €
Nr. 95/2010		14,50 €
Nr. 96/2011		14,50 €
Nr. 97/2012		14,50 €
Nr. 98/2013		14,50 €
Nr. 99/2014		14,50 €
Nr. 100/2015		14,50 €
Nr. 101/2016		14,50 €
Nr. 102/2017		14,50 €
Nr. 103/2018		14,50 €
Nr. 104/2019		14,50 €

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

